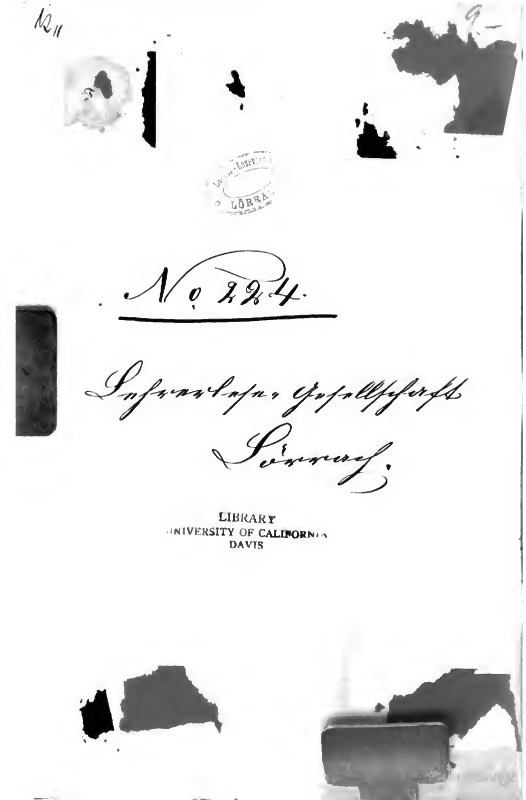


Geschichte der deutschen nationalliteratur des ...

Ludwig Salomon



No 224.

Lesevereins Gesellschaft
Lörrach.

Geschichte

der

deutschen Nationallitteratur

des

neunzehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Salomon.





Geschichte

der deutschen

Nationalliteratur

des

neunzehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Salomon.

Mit vierundzwanzig Porträts.



Stuttgart.
Verlag von Levy & Müller.
1881.

Stuttgart.
Druck der C. Greiner'schen Hofbuchdruckerei, Greiner & Pfeiffer.

Seinem Vater

Gottlieb Karl Ludwig Salomon,

Pfarrer zu Allerstedt in der Goldenen Aue

zum 73. Geburtstage

in kindlicher Verehrung dargebracht

vom

Verfasser.

Uebersicht des Inhalts.

Verzeichniß der Porträts.

Vorwort.

Das neunzehnte Jahrhundert ist vorwiegend ein politisches; auf die Gründung eines neuen deutschen Einheitsstaates und die Herausbildung eines freien bürgerlichen Staatslebens concentriren sich die Hauptgedanken des Säculums, und darum sind auch die deutschen Dichtungen des neunzehnten Jahrhunderts vorwiegend politische: sie sind die Spiegelbilder der politischen Stimmungen in den verschiedenen Entwickelungsperioden, die Herzensäußerungen bei unseren nationalen Bestrebungen, die Heroldsrufe zu neuen politischen Thaten, und die Dichter mithin die vornehmsten Erwecker und Pfleger des nationalen Gedankens. In Folge dessen unternahm es der Verfasser, die einzelnen Literaturperioden immer aus dem Geiste der Zeit heraus zu erklären; es war ihm nicht in erster Linie darum zu thun, zu Gericht zu sitzen und nach den Gesetzen der Poetik und Aesthetik das Gute zu loben und das Schlechte zu tadeln, sondern das Wesen der Poesie jeder einzelnen Periode darzulegen, nachzuweisen, wie hier, unter schwerem Druck, nur diese flachen, und dort, in Zeiten unruhvoller Bewegung, nur jene brausenden und sprühenden Dichtungen entstehen und Beifall finden konnten, wie aber sämmtliche bedeutendere Dichtungen die Hauptaufgabe hatten, die Tendenz des Jahrhunderts zu fördern.

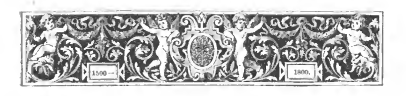
Bei seinen Studien ist der Verfasser auf eine weit größere Menge von Ungenauigkeiten und Unbestimmtheiten gestoßen, als er anfangs erwartet hatte; besonders hat er gefunden, daß für die Geschichte des nationalen Geistes der dreißiger und vierziger Jahre noch außerordentlich viele Specialstudien nöthig sind, bevor ein in allen Theilen richtiges Bild dieser beiden Decennien wird entworfen werden können; doch glaubt der Verfasser die Fäden so weit verfolgt zu haben, als dies zur Zeit möglich war.

Wiederholt hätte der Verfasser gern eine größere Anzahl von Proben mitgetheilt, doch beschränkte er sich auf die nothwendigsten, damit das Buch nicht den Rahmen eines handlichen Bandes überschreite. Einige mitgetheilte Gedichte

weichen etwas von der bisherigen Fassung ab; die betreffenden Aenderungen rühren jedoch nicht vom Verfasser dieses Buches her, sondern wurden von den Dichtern selbst vorgenommen. Dabei sei zugleich bemerkt, daß das S. 170 mitgetheilte Gedicht „Spatz und Spätzin", wie kürzlich durch die Redaction des „Daheim" ermittelt wurde, nicht von dem Mitgliede der schwäbischen Dichterschule, Karl Mayer (der bisher allgemein für den Verfasser desselben galt), sondern von dem Realschuldirector a. D. Karl August Mayer in Karlsruhe herrührt.

Dornburg in Thüringen, im September 1880.

Der Verfasser.





Einführung.

Wir Deutsche haben seit Jahrhunderten wie kein anderes Kulturvolk Europa's unter dem Drucke mißlicher und hemmender politischer Verhältnisse zu leiden gehabt. Während in Frankreich bereits im 17. Jahrhunderte ein Richelieu den französischen Einheitsstaat fest zusammenfügte und den Boden für einen Corneille, einen Racine und einen Molière ebnete, während die Engländer sich sogar schon im 16. Jahrhundert des goldenen Zeitalters der Elisabeth zu erfreuen hatten, in welchem ein Shakespeare sich erheben, aus dem ein Milton hervorgehen konnte, war es uns Deutschen nach langen Wirren erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts vergönnt, in das politische Leben der Neuzeit einzutreten und dann die Fundamente für eine deutsche Nationalliteratur zu legen, obgleich sich der Geist der neuen Weltanschauung bei uns noch weit früher geregt hatte, als bei den Nachbarn.

Mächtig hatten im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts die großen Reformationsideen ganz Deutschland ergriffen, eine warme Begeisterung hatte sich Aller bemächtigt, eine große geistige Regsamkeit zeigte sich aller Orten, Alles deutete darauf hin, daß das deutsche Volk einer großen Zukunft entgegengehe, da, kaum in Fluß gekommen, gerieth der gewaltige Bildungsstrom auch schon wieder in's Stocken. Nicht, wie es in dieser wichtigen Entwicklungsperiode einzig und allein das Richtige gewesen wäre, wählten die deutschen Fürsten nach Kaiser Maximilians Tode wieder ein deutsches Oberhaupt, das die Ideen der Zeit verstanden und zu würdigen gewußt hätte, sondern sie setzten den melancholischen,

kurzsichtigen Spanier Karl auf den Thron und die Situation änderte sich sofort. Karl V. verfolgte eine persönliche Politik; unfähig, die deutschen Wünsche zu verstehen, mißtrauisch gegen den aufflammenden Nationalsinn, trat er allen freien Regungen streng entgegen, suchte er sich aus Deutschland nur eine gehorsame Provinz zu machen. Die Reformatoren sahen darauf sehr bald ein, daß sie ihre Sache niemals zu der des Kaisers würden machen können und schlossen sich daher eng an die ihnen zugethanen Fürsten an. Dadurch wurde die Einheit in den reformatorischen Bestrebungen aber erst recht zerstört, die neue Lehre sank zur Parteisache herab, in welcher Politik und Religion vollständig vermengt wurde, und ein allgemeiner Wirrwarr entstand, der dem deutschen Volke alle Ruhe zu einer segensreichen Entwickelung raubte und die Zerbröckelung des Reiches immer mehr beschleunigte. Bereits in den vierziger Jahren war die Lage der Verhältnisse eine so trostlose, daß Luther mit tiefbekümmertem Herzen Melanchthon gegenüber den Wunsch äußerte, daß seine Familie ihn nicht lange überleben möchte, da er ein so endloses Durcheinander in Deutschland voraussehe, daß für brave Leute und ordentliche Studien ferner kein Raum mehr sein werde.

Nach dem Tode des Helden der Reformation ging es noch rascher bergab. Alle frohe Begeisterung verflog, der deutsche Volksgeist ging einzig und allein im kirchenpolitischen Leben auf, in Religionshändeln und Zänkereien, bei denen mit jedem Jahre der Ton ein roherer wurde. Der große Dienst, welchen Luther mit seiner Bibelübersetzung der deutschen Sprache geleistet, ging fast ganz verloren, nur noch gespreizt, grob und unflätig wußte man zu schreiben und mit Recht durfte ein Flacius Illyricus behaupten, mit deutschen Büchern sei kein Ruhm zu erwerben, man müsse nur lateinisch schreiben. Trotz dieser allgemeinen Zerfahrenheit, dieser Mißachtung unserer schönen Sprache, erhielten sich aber dennoch einige Oasen des deutschen Volksgeistes und zwar zunächst im evangelischen Kirchenlied, dann in den Volksbüchern, die sich mit der Faustsage, der Geschichte des ewigen Juden, den Schwänken der Lalenburger beschäftigen, und endlich in den Dichtungen eines Hans Sachs, Fischart und Rollenhagen. Hier ist noch etwas von der deutschen Herrlichkeit, von dem behaglichen Humor von ehedem zu spüren, aber es fehlt der große Zug; der Dichter kommt nicht über das Alltägliche hinaus und ermüdet schließlich, statt zu begeistern. Doch freuen wir uns dieser kleinen Blüthen, denn von nun ab haben wir noch ödere Steppen zu durchwandern, die schmachvolle Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Unter schreienden Mißverhältnissen wurde das deutsche Volk in diesen Krieg getrieben und gehetzt, und bis zum Tode erschöpft ging es aus demselben wieder hervor. 16 bis 17 Millionen Seelen besaß es beim Beginn des Krieges und kaum noch 5 Millionen beim Ende desselben. Und wie sah es bei diesen Uebriggebliebenen aus! Von Spaniern und Franzosen, Italienern und Kroaten, Dänen und Schweden gebrandschatzt und ausgeplündert, besaßen sie nicht viel mehr als das nackte Leben. Verwildert und baar jeder höheren Regung, gingen sie nur langsam wieder an die Arbeiten des Friedens, immer wieder besorgt, auf's Neue die Beute der Fremden zu werden. Denn die Gefahr dazu war jederzeit vorhanden;

das Deutsche Reich lag zertrümmert da; mit dem Frieden von Osnabrück und Münster waren neue Staatseinrichtungen in's Leben gerufen, war die alte Reichseinheit beseitigt und damit die äußere Machtstellung des Reiches vernichtet worden. Es gab in Wahrheit keinen Kaiser mehr, sondern dreihundert und einige sechzig geistliche und weltliche Fürsten, die sich als selbständige Souveraine fühlten und aufspielten und das deutsche Reich nur als einen völkerrechtlichen Bund betrachteten. Dadurch entschwand dem deutschen Volke der letzte Rest von Vaterlandsliebe und volksthümlichem Selbstgefühl; der Bürger blickte nicht über seine kleinlichen, kümmerlichen Verhältnisse hinaus und an den Höfen faullenzte ein Heer von vornehmen Lakaien, das im günstigsten Falle ränkevolle Kirchthurmspolitik trieb und mit Serenissimus die Erträgnisse des Landes in elementarsten Genüssen verpraßte. Wie weit es die Speichelleckerei jener Zeit zu bringen vermochte, mag hier nur die Widmungsrede eines Musikschriftstellers Mattheson beweisen, der dem Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen unter Anderem Folgendes sagen durfte: „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott sein als Euere Hochfürstliche Durchlaucht?" Daß in dieser Zeit der materiellen Noth und des geistigen Elends trotzdem noch hie und da sich Dichterstimmen vernehmen ließen, daß ein Christian von Grimmelshausen noch Humor genug fand, einen Schelmenroman wie den Simplicissimus zu schreiben, und ein Martin Opitz, Paul Fleming, Friedrich von Logau, Paul Gerhard und Christian Günther auch tiefere Herzenstöne anzuschlagen vermochten, muß in der That Wunder nehmen. Die meisten dieser Lieder und Sprüche sind freilich Klagen über den Jammer der Zeit, die Theilnahmlosigkeit des Volkes in vaterländischen Angelegenheiten und das immer mehr zunehmende Wohlgefallen an französischen Sitten und französischem Tand. „A la mode!" wurde mehr und mehr das Zauberwort; wer sich à la mode zu kleiden, wer à la mode zu schwatzen wußte, war ein angesehener Mann und Logau klagt daher: „A la mode-Kleider, à la mode-Sinnen; wie sich's wandelt außen, so wandelt sich's auch innen." Noch bitterer spricht sich Leibnitz aus. „Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen," schreibt er in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken," „und unsere jungen Leute haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der deutschen Sprache und Sitte aus Unerfahrenheit angenommen, der an ihnen auch bei zuwachsenden Jahren behenken geblieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, die bei Einigen nicht gefehlt, so doch wegen ihrer Herkunft zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelangt, haben solche Franz-Gesinnte viele Jahre über Deutschland regiert und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft, daran zwar auch nicht viel gefehlt, oder doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht."

Aber vollständig, mit Stumpf und Stiel, vermochten diese „Franz-Gesinnten" den deutschen Geist denn doch nicht auszurotten; mehr und mehr waren einsichtsvolle Männer bedacht, dem verderblichen Geschmacke der Zeit entgegenzutreten, hier ein Philipp Jakob Spener, der wieder ein tieferes Gemüthsleben wecken,

dort ein Christian Wolff, der das Volk wieder zum Denken anleiten und ihm eine leicht verständliche Philosophie geben, und dann endlich ein Friedrich Gottlieb Klopstock, der in seiner Messiade ein deutsches Nationalepos schaffen wollte. Daß keiner von diesen Dreien einen hervorragenden Erfolg erzielte, ist sehr natürlich, auch ein noch bedeutenderer Geist wäre hier nicht durchgedrungen; nur politische Thaten konnten den Nationalsinn wieder wecken und die Abtrünnigen wieder an den heimischen Herd zurückführen. Und diese Thaten ließen glücklicherweise nicht all zu lange auf sich warten — Friedrich der Große erschien und wurde trotz seiner Verkennung und Mißachtung des deutschen Geistes nichts destoweniger im höchsten Sinne der Befreier der Deutschen.*)

Das gesammte deutsche Volk wurde durch diesen genialen jungen König aufgerüttelt aus seiner Lethargie; das kühne Unternehmen Friedrich's, sein lebensfähiges Land loszureißen von dem faulen Staatskörper, sein Scheinkönigreich zu einem wirklichen Königreiche zu machen, gewann ihm die Sympathien aller Einsichtsvolleren und den lauten Beifall der gesammten Jugend, während die kurzsichtige ältere Generation sich starr der neuen Strömung entgegenstemmte. In Folge dessen theilte sich Deutschland in zwei gewaltige Heerlager, zwischen denen der Kampf alsbald auf der ganzen Linie begann, jener denkwürdige Kampf des neu auflebenden deutschen Geistes gegen das verknöcherte engherzige Spießbürgerthum, der hinein bis in den Schooß der Familie drang, so daß der Stadtschultheiß von Frankfurt im Eifer und Zorne der Parteileidenschaft sogar das Tischmesser über die Tafel nach seinem Schwiegersohne Kaspar Goethe warf, während dieser den Degen gegen den Vater seiner Gattin zog. Und was ein Klopstock mit reicher Begabung vergeblich erstrebt, seinem Volke wieder eine volksthümliche Poesie zu schaffen, das gelang jetzt mit einem Schlage einem Dichter, der bei weitem nicht Klopstock's Genialität besaß, aber im geeigneten Moment die geeigneten Worte fand, nämlich **Johann Wilhelm Ludwig Gleim** mit seinen Liedern eines preußischen Grenadiers. Der Dichter erhob sich mit diesen Liedern gleich um Manneshöhe über seine früheren Leistungen. Bisher hatte er nur süße, tändelnde Verse im Geschmacke Anakreon's und sentimentale Oden im Geschmacke Klopstock's geschrieben; jetzt aber, begeistert durch die Heldenthaten des großen Königs, schlug er auf einmal warme, volle Herzenstöne an und fand einen mächtigen Widerhall. Uns können diese Lieder freilich nicht mehr genügen; diese Art und Weise, die Gefühle zu äußern, ist doch immer noch viel zu sehr die der Zopfzeit und dabei überschreit nicht selten, wie Lessing treffend bemerkt, der Patriot den Dichter. Trotzdem sagt aber auch derselbe Lessing, daß die Gleim'sche Art, zum Volke zu sprechen, die vorzüglichste, wenn nicht die einzig wahre sei, und Herder behauptet, Gleim habe Nationalgesänge gesungen, die keiner unserer Nachbarn habe, keiner unserer Nachbarn uns entwenden könne; hier habe einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland ächt und brav deutsch

*) Vergl. Hermann Hettner, Literaturgesch. d. 18. Jahrh.: Band 3, und Heinrich Pröhle, Friedr. d. Gr. u. d. deutsche Literatur.

gesungen, ohne an andere Nationen sein Genie zu verpachten. Goethe ist noch nach einem halben Jahrhundert (in Dichtung und Wahrheit) ihres Ruhmes voll und bemerkt dabei, sie behaupteten deßhalb einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen seien und weil die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden lasse.

Der Bann war also mit diesen Grenadierliedern von der deutschen Poesie genommen und rasch sollte sie sich nun zu immer lichteren Höhen erheben, denn der Nachfolger Gleim's war kein Geringerer, als **Gotthold Ephraim Lessing.** Was Gleim mit dem volksthümlichen Liede erzielt, das erreichte Lessing, freilich in noch weit großartigerer Weise, mit dem Drama.

In der Zeit vor Lessings bahnbrechendem Auftreten sah es mit dem deutschen Drama sehr mißlich aus. Bis in die siebziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts florirten, nachdem beim Beginn des Krieges die steifen Bürger- und Schul-Komödien liegengelassen worden waren, einzig und allein plumpe Possen und wüste Greuel- und Blutscenen. Und die Schauspieler hätten auch mit dem besten Willen nichts Besseres bieten können, denn es fehlte an einer brauchbaren dramatischen Literatur; die dramatisirten Begebenheiten des Krieges, „Magdeburg's Fall", „Stralsund's Belagerung", „Das Friede wünschende Deutschland" von Johann Rist, waren schwulstig und ungelenk, so daß sie auf Beifall nicht rechnen konnten. In seiner Armuth richtete man daher endlich den Blick nach dem Auslande, zunächst nach Frankreich, wo eben in Molière ein neuer Stern aufging. Ein talentvoller Mann, Magister Velthen, der von der Leipziger Universität mit mehreren Genossen zur Bühne übergegangen war, unternahm es zuerst, Uebersetzungen Molière'scher Stücke anzufertigen und diese bei seiner Truppe zur Aufführung zu bringen. Hierdurch hob sich das Ansehen der Velthen'schen Gesellschaft so außerordentlich, daß man sie in ganz Deutschland die „berühmte Bande" nannte. Dieser bedeutende Erfolg kam, wie Eduard Devrient in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" sehr richtig bemerkt, daher, daß sich in Molière's Komödien endlich die vornehmsten Forderungen erfüllt fanden, welche die Schauspielkunst an den Dichter zu machen hat. Wirkliche Menschen waren natürlich und mit Geist und Grazie geschildert. Das dramatische Leben, das bei Hans Sachs gekeimt, durch die englischen Komödianten, die damals vielfach in Deutschland herumzogen, sich weiter belebt hatte, trat hier in seiner ganzen Kraft hervor. Die Begebenheit beherrschte das Drama nicht mehr und machte die Menschen zu ihren Dienern, sondern lebendige Individualitäten wirkten aufeinander und erzeugten die dramatische Handlung. Dadurch wurde nun die Schauspielkunst zur eigentlichen Trägerin des dramatischen Interesses, und so hat mit Molière auch in Deutschland die eigentliche Kunst der Menschendarstellung begonnen. Allein ein tieferes Interesse haben die Molière'schen Stücke in Deutschland beim großen Publikum nie hervorgerufen, denn es pulste in ihnen fremdes, französisches Leben. Selbst hervorragende Schauspieler und Schauspielerinnen, wie Kohlhardt, Gottfried Heinrich Koch, Johann Heinrich Schönemann, Conrad Ackermann, Conrad

Eckhof, Friederike Caroline Neuber, Sophie Schröder, die alle Vorzügliches in Molière'schen Stücken leisteten, sogar die Bemühungen Johann Christoph Gottsched's, der besonders in den dreißiger und vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ein außerordentliches Ansehen genoß, mit seiner geistreichen Frau Louise Adelgunde Victorine, geb. Kulmus, dem Repertoire noch eine große Menge von Uebersetzungen französischer Stücke und auch ein eigenes im französischen Geschmacke geschriebenes Trauerspiel, „Der sterbende Cato", lieferte, vermochten nicht, die französischen Dramen einzubürgern. Diese konnten neben den beliebten deutschen Hanswurstiaden und groben Spektakelstücken nur selten aufgeführt werden und zogen dann immer nur ein ganz besonderes mit dem französischen Geschmacke vertrautes Publikum an.

Lessing, der schon früh ein lebhaftes Interesse für die deutsche Bühne hegte und bereits als Student aufmerksam die Bestrebungen Gottsched's beobachtete, gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß das französische Denken und Fühlen in seinem innersten Wesen dem Deutschen viel zu fremd sei, und daß mithin aus dem nach Deutschland verpflanzten französischen Drama nie und nimmer ein deutschnationales Drama erstehen werde. Er hielt daher weitere Umschau, um zu erspähen, welche Literatur wohl dem deutschen Gemüthe am meisten entsprechen würde. Zunächst waren es, in Folge seiner Erziehung, die Griechen und Römer, auf die er blickte, dann aber richtete er sein Augenmerk auf die italienische, spanische und englische Literatur, und zu den Dramen Englands fühlte er sich mit richtigem Verständniß am meisten hingezogen. Besonders erregte sein lebhaftes Interesse ein Trauerspiel von George Lillo, „Der Kaufmann von London" (es war 1731 auf der englischen Bühne erschienen), durch das er klar erkannte, was dem deutschen Theater noth that: das bürgerliche Drama. Mit ernstem Fleiß schuf er daher, sich anlehnend an das Lillo'sche Stück und den Richardson'schen Roman „Clarissa", das erste deutsche bürgerliche Trauerspiel „Miß Sara Sampson", das erste deutsche Drama, welches, obgleich noch mit englischen Namen ausgestattet, doch von wirklicher deutscher Denk- und Empfindungsweise getragen wurde und mit dem er kraftvoll die französischen Fesseln sprengte. Ein Musterstück ist dieses Trauerspiel dabei aber keineswegs, die Fabel ist dürftig und die Katastrophe geht nicht aus der inneren Nothwendigkeit hervor; es ist eine Intriguenkomödie mit vielen Unwahrscheinlichkeiten und Rührscenen, die schließlich noch einen Deus ex machina nöthig hat, um zum Schluß zu kommen. Trotzdem war sie von gewaltigstem Einfluß, sie verwies das französische Drama von der deutschen Bühne und brachte auf dieser sowohl, wie im deutschen Publikum, eine vollständige Wandelung hervor. Die nächste Folge war jedoch die, daß sich ein hartnäckiger Kampf zwischen der alten und neuen Richtung, zwischen Gottsched und Lessing entspann, bei dem der erstere immer tiefer herabsank, während der letztere, zu immer größerer Klarheit hindurchdringend, immer glänzender emporstieg. Bald sollte er auch im Stande sein, durch eine nach jeder Seite hin vollendete Dichtung zu beweisen, daß er den rechten Pfad eingeschlagen. Er wählte für seine nächste dramatische Arbeit einen Stoff mitten aus der Gegenwart heraus, der daher in ganz anderer Weise, als

die Leidensgeschichte der Miß Sara Sampson, das Publikum packen mußte, fügte sodann den Bau geschickter, warf alle Rührseligkeit, Geschraubtheit und Unnatur bei Seite, kehrte zu der natürlichen Sprache des Herzens zurück und schuf in Folge dessen das erste deutsche Nationallustspiel „Minna von Barnhelm". Es ist die edelste Verherrlichung, welche Friedrich dem Großen zu Theil wurde und ein treues Bild der Grundstimmung, die nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges alle Gemüther beherrschte. Niemals wieder ist in einem Drama der Alles anordnende, Alles regierende Geist Friedrichs mit so wenig Mitteln so trefflich und so klar in die Erscheinung getreten, niemals wieder ist der preußische Offizier von damals mit seinem strengen Ehrgefühl und seiner offenen Geradheit so wahr geschildert worden, wie in diesem Lustspiel. Goethe sagt daher mit Recht, „Minna von Barnhelm" sei die wahrhafte Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, von specifisch temporärem Gehalt und deßhalb von unberechenbar großer Wirkung. Auch der augenblickliche Erfolg war ein ganz gewaltiger; in Berlin wurde das Stück 1765 von der Schuch'schen Gesellschaft binnen zweiundzwanzig Tagen neunzehn mal gegeben und vom Publikum mit immer steigender Begeisterung aufgenommen*) und in Nordwestdeutschland, wo es in Braunschweig, Hannover, Hamburg von der Ackermann'schen Gesellschaft mit Eckhof als Tellheim, Charlotte Ackermann als Minna, mit Schröder als Just und Böck als Riccaut de la Marlinière ganz vorzüglich zur Aufführung gelangte, riß es zu ganz außerordentlichem Enthusiasmus hin. Lessing hatte damit seinen Culminationspunkt erreicht. Zwar schrieb er noch das Trauerspiel „Emilia Galotti" und das Schauspiel „Nathan der Weise", allein beide Stücke, so hohe, unvergängliche Schönheiten sie auch besitzen, blieben hinter „Minna von Barnhelm" zurück. Bei „Emilia Galotti" wollte er beweisen, daß er, trotz seiner Verachtung der französischen Regelmäßigkeit die Aristotelischen Grundsätze zu achten wisse und bei „Nathan dem Weisen" suchte er seinen Kampf gegen die Orthodoxie zum Abschluß zu bringen. Im ersteren Drama (das wieder, wie „Miß Sara Sampson", eine Intriguentragödie ist) kam er jedoch nicht über die Schwäche des Grundmotivs hinweg und im letzteren ließ er es an einer lebhaft sich entwickelnden Handlung fehlen. „Emilia Galotti" ist daher zwar ein sattes Bild des sittenlosen Hoflebens des vorigen Jahrhunderts, ausgestattet mit einer Fülle meisterhafter Charakterzeichnungen, aber kein Drama, das zugleich erhebt, indem es erschüttert, und „Nathan der Weise", trotz der meisterhaften Darlegung, „daß nicht der Glaube und der kirchliche Lehrbegriff, sondern einzig die sittliche Kraft, die Lauterkeit der Gesinnung, die werkthätige Liebe das Wesen und Leben der Religion sei", kein Schauspiel, das vermöge eines kraftvoll pulsenden dramatischen Lebens auf die weitere Entwickelung des deutschen Dramas von erheblichem Einfluß hätte sein können.

Der Umschwung, welcher durch Lessing im deutschen Geistesleben bewirkt wurde, war ein ganz gewaltiger; aller Ecken und Enden erstanden geniale Jünger,

*) Vergl. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. Band 2, Theil 2, Abthl. 2 und Stahr, Lessing, Band 1.

die die Lehre des großen Meisters weiter ausführten und in den verschiedensten Variationen verbreiteten; bald gohr und brodelte es in allen jungen Köpfen und jene eigenartige Periode unserer Literatur entwickelte sich, die wir heutzutage die Sturm- und Drangperiode nennen, jene Zeit der Gerstenberg und Klinger, der Lenz und Leisewitz, in der viel Unreifes, viel Verkehrtes, viel Ungeheuerliches und selbst Häßliches zu Tage kam, die aber ein heilsamer Gährungsprozeß war, aus dem sich ein Herder emporrang und aus dem ein Goethe und Schiller erstehen sollten.

Johann Gottfried Herder erweiterte den Lessing'schen Gesichtskreis, indem er von dem Einzelnen zum Allgemeinen, vom Menschen zur Menschheit, von der Nationalliteratur zur Weltpoesie überging. Dadurch verschaffte er den Zeitgenossen den ersten großartigen Blick über das gesammte Menschengeschlecht und die gesammte Culturarbeit. Die Poesie stellte er dabei als die Muttersprache des menschlichen Geistes dar, und, um mit Beispielen zu beweisen und zu erläutern, sammelte er Volkslieder der ganzen Welt und gab sie unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern" heraus. Die nationale Poesie war ihm das Ergebniß der Sitten, der Religion, der Schicksale und Thaten eines Volkes und die Religion eine Offenbarung aus der Tiefe des Menschengeistes in den Abstufungen durch nationale, locale und zeitliche Unterschiede. In zahlreichen Schriften, von denen hier nur „Ueber den Ursprung der Sprache", „Ideen zur Philosophie der Menschheit" und „Kritische Wälder" genannt werden mögen, führte er diese neuen Anschauungen weiter aus, doch nur Wenige vermochten seinem Adlerfluge zu folgen, unter diesen Wenigen befand sich aber ein Goethe, der dann sogar noch mächtigere Schwingen entfaltete und im Verein mit Schiller zu noch sonnigeren Höhen emporstieg.

In **Johann Wolfgang Goethe** culminiren die Bestrebungen des 18. Jahrhunderts; in ihm ersteht schließlich der volle, in sich befriedigte und harmonische Mensch, das Urbild und Vorbild des schönsten, reinsten Menschenthums. Goethe trat schon sehr früh in den großen Strom der Entwicklung ein. Bereits als Student hatte er das Glück mit Herder persönlich bekannt zu werden und dieser nun führte den Suchenden und Dürstenden auf den rechten Pfad und an die rechten Quellen. Er erschloß ihm zunächst seine eigene Weltanschauung, dann den Ideenkreis des zur Natur und Ursprünglichkeit zurückgekehrten Rousseau und endlich die Schätze der englischen Literatur, die Dichtungen des Giganten Shakespeare. Die Wirkung war sofort eine großartige; mit staunenswerther Genialität erfaßte Goethe überall das Wesentliche; entzückt lauschte er, ohne jedoch zum blinden Anbeter herabzusinken, dem Naturevangelium Rousseau's und begeistert studirte er die gewaltige Macht des Drama's in Shakespeare's Meisterwerken. Dabei regte sich zugleich der eigene Schaffungstrieb, und die Pläne für einen Götz, Faust und Prometheus entstanden. In allen wollte der Dichter den Kampf des zu freier Menschlichkeit sich emporringenden Helden mit den sich ihm entgegenstellenden Schranken schildern. Der Götz von Berlichingen, der einfachste Plan, gelangte zuerst zur Ausführung. In ihm faßte der Dichter sein Thema noch sehr äußerlich auf; er schilderte nur, wie sich der Ritter Götz ohne irgend

welche höheren Ziele, überall nur stemmte und aufbäumte gegen den Zwang und die Fesseln seiner Zeit. Zudem ließ er alle Regeln der dramatischen Kunst außer Acht, erging sich in epischer Breite und reihte Scene an Scene, ohne sich darum zu bekümmern, ob dadurch auch eine tragische Wirkung erzielt werde; ja er ließ es sogar an einer Verwicklung fehlen. Dennoch hatte das Werk einen wunderbaren Erfolg, denn es war, obgleich es im 16. Jahrhundert spielt, doch ein geniales Bild des 18. Die Gegenwart stand mit den Ideen der Zeit im schneidendsten Widerspruche; die politische Bewegung, welche Friedrich der Große hervorgerufen, war wieder in's Stocken gerathen, unfähig, die geistigen Strömungen Deutschlands zu verstehen, hatte sich der König mürrisch in einen Schmollwinkel zurückgezogen, nach wie vor wirthschaftete in den kleinen Staaten die nichtswürdigste Tyrannei, abermals drohten daher für die Entwickelung des deutschen Geisteslebens die ernstesten Gefahren — und in dieser Sorge, die auf allen Gebildeten lastete, erschien plötzlich das Goethe'sche Drama und schlug wie ein Blitz durch die dunkeln Wolken. Der biedere, mannhafte Ritter Götz war die personificirte männliche Selbsthülfe, der die eiserne Faust den zersetzenden Wirren seiner Zeit entgegenstreckte; so mußte das Stück nothwendig packen. Mit Einem Schlage wurde Goethe ein berühmter Mann und trat nun an die Spitze der Bewegung. Geändert wurde freilich durch das Stück in den obwaltenden Verhältnissen nichts, und so folgte denn auf die Begeisterung für einen kraftvoll sich erhebenden Helden alsbald die Reaction, eine bittere Klage über die traurige Gegenwart: Die Leiden des jungen Werther. „Warum so grenzenlos an Gefühl," ruft der Werther-Goethe aus, „und warum so eingeengt in der Kraft des Vollbringens? Warum diese süße Belebung meiner aufkeimenden Ideen und deren dumpfes Dahinsterben unter der Ohnmacht der Menschen? Daß ich mich so hoch droben fühle, und doch nicht sagen soll, du bist Alles, was du sein kannst; hier, hier steckt deine Qual!" Schließlich geht Werther zu Grunde, sein Tod ist eine Flucht vor dem Leben und vor der Wirklichkeit.

Es war natürlich, daß Goethe auch mit dieser Dichtung ganz und voll die Zeitstimmung traf, war ja doch in Wahrheit weder Werther noch Goethe der Held des Romans, sondern die krankhafte Zeit. Ganz Deutschland wurde alsbald von der Wertherstimmung ergriffen, die gesammte Jugend von einem selbstquälerischen Weltschmerze erfaßt, und eine wahre Wuth zur Selbstzerstörung entstand. Goethe selbst freilich erhob sich sehr bald wieder über diese Zeitkrankheit, er erschoß sich keineswegs, wie der unglückliche Werther, denn er fühlte die Kraft in sich, über die Mißstände der Zeit sich emporheben zu können. In seiner schöpferischen Thätigkeit trat jedoch, durch äußere Umstände veranlaßt, eine lange Pause ein, bis er endlich zum Thema seines ersten Drama's zurückkehrte und einen veredelten Götz von Berlichingen, den Vorkämpfer des niederländischen Bürger- und Freiheitskrieges, den siegesstolzen Grafen Egmont zum Helden einer Tragödie wählte. Das politische Element drängte er jedoch, aus Mißvergnügen an den unerquicklichen politischen Verhältnissen seiner Zeit, bereits so weit zurück, daß er schließlich nur die Entwickelung persönlicher Schicksale und nicht das Bild

einer denkwürdigen Geschichtsperiode bot, wozu doch der Stoff aufforderte. An einzelnen Schönheiten ist daher das Stück zwar außerordentlich reich, die Volksscenen athmen Shakespeare'schen Humor, das Clärchen ist eine der liebreizendsten Schöpfungen der Goethe'schen Muse, allein in der Hauptsache ist das Werk verfehlt. Das sagte sich auch der Dichter. Mißmuthig wandte er sich daher ganz und gar von den Fragen der Zeit ab, löste sich völlig von der Gegenwart los und versenkte sich in die antike Welt, welche unterdessen Johann Joachim Winckelmann erschlossen hatte. Die Frucht dieses Sichversenkens in den hellenischen Geist ist „Iphigenie in Tauris", ein ernstes, feierliches Schauspiel edelsten Stils, ein hohes Lied der Eltern- und Geschwisterliebe. Darauf vertiefte er sich, angeregt durch einen längeren Aufenthalt in Italien, in italienische Kunst und Dichtung und schuf sodann „Torquato Tasso", wohl das Anmuthvollste und Zartsinnigste, was der Dichter geschrieben. Bei beiden Stücken jedoch blieb der Beifall der Mitwelt aus, und da außerdem auch noch die Gegenwart immer unerquicklicher wurde, die Alles umstürzende, alle Harmonie zerstörende Revolution, die ihm, dem Ausbildner des schönen sich voranstellenden Ich's, des vollen harmonisch gebildeten Menschen, nur im höchsten Grade unsympathisch sein konnte, mit immer schnelleren Schritten näher kam, so zog er sich, ein zweiter Archimedes, tief verstimmt in sein Zimmer zurück, den literarischen Markt dem hausbackenen Iffland, dem leichtfertigen Kotzebue und dem zwar geistreichen aber doch äußerst frivolen und höherer Ziele baren Wieland überlassend. Vielleicht wäre er nun für immer schweigsam geblieben, hätte sich ihm jetzt nicht ein Freund genaht, der in ihm eine neue poetische Jugend erweckte: Friedrich Schiller.

Johann Christoph Friedrich Schiller machte denselben Entwickelungsgang durch, wie Goethe, da er jedoch um volle zehn Jahre später in die Literatur eintrat und also das Drama bereits in lebhafter Entwickelung begriffen vorfand, so erstieg er die einzelnen Stufen weit rascher wie Goethe und that alsdann noch einen weiteren genialen Schritt, indem er in seinen Dramen nicht nur die Wünsche und Forderungen des einzelnen Menschen, sondern der ganzen Nation, ja der Menschheit überhaupt, zum Ausdruck brachte. Wie Goethe, so lehnte sich auch Schiller bei seinem Erstlingswerke, seinem ersten Aufschrei nach Freiheit und Natürlichkeit, bei den „Räubern", an Shakespeare an, dann rang er, wie Goethe, nach größerer Klarheit und schuf das tiefergreifende Zeitbild „Kabale und Liebe", jene zornerfüllte Satire auf Hof- und Staatsleben, auf Kastengeist und Standesunterschiede, und ganz wie Goethe vertiefte er dann sein Thema noch einmal im „Don Carlos" und stellte im Marquis Posa den Staatsmann nach seinem Herzen dar. „Marquis Posa ist die Poesie des politischen Idealismus", sagt daher Hettner. „Sein Herz schlägt der ganzen Menschheit, seine Neigung ist die Welt mit allen kommenden Geschlechtern. Das Jahrhundert ist aber seinem Ideale nicht reif; er lebt ein Bürger Derer, die da kommen werden."

Nach der Vollendung des „Don Carlos" war nun aber auch in Schiller die Mißstimmung über den grellen, schreienden Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen seiner Theorie und der Praxis, die man allerwärts übte

und endlich auch über die zertrümmerten Hoffnungen, die er auf die einst so freudig begrüßte französische Revolution gesetzt hatte, so gestiegen, daß er der Poesie den Rücken kehrte und sich zwölf Jahre lang dem Studium der Geschichte und den Werken Imanuel Kant's widmete, bis er beim Zusammentreffen mit Goethe sich dann auf's Neue erhob und die denkwürdige, große Zeit von 1794 bis 1805 erschien.

Goethe hatte anfangs das leidenschaftliche Emporstürmen Schillers nur mit Unbehagen beobachtet; ganz wie Lessing, der beim Erscheinen des „Götz" über die „anmaßliche Unreife" und die „tumultuarische Ueberstürzung" geklagt hatte, in der er schnöden und gefährlichen Abfall von den unvergänglichen Errungenschaften seiner großen dramatischen und dramaturgischen Befreiungskämpfe erblickt, ganz so hatte auch Goethe in Schiller einen Umstürzler gefürchtet, der noch einmal die überwundene Sturm- und Drangperiode heraufbeschwören werde. Er hatte sich daher wiederholt sehr ablehnend Schiller'schen Dichtungen gegenüber verhalten und dadurch den nach Anerkennung ringenden Dichter tief verletzt. Das kühle Verhältniß blieb sogar noch mehrere Jahre bestehen, als die beiden Männer sich räumlich bereits sehr nahe gekommen waren. Da beabsichtigte Schiller im Jahre 1794 eine Zeitschrift herauszugeben und lud Goethe zur Theilnahme an derselben ein, und Goethe, vereinsamt und nach Umgang sich sehnend, fühlte sich angeregt durch diese Aufforderung und sagte zu. Damit war das Eis gebrochen und der Verkehr eröffnet. „Die Horen" traten in's Leben, Goethe nahm an denselben ein lebhaftes Interesse und es entwickelte sich nun jener berühmte Briefwechsel zwischen Goethe in Weimar und Schiller in Jena, durch den sich die beiden Dichter bis in's tiefste Innere kennen und dann schätzen und lieben lernten und der daher zu dem Bedeutendsten und Interessantesten gehört, was die deutsche Literatur besitzt.

Die Lust zu neuem Schaffen äußerte sich in Goethe zunächst dadurch, daß er einen alten Plan zu einem Romane wieder hervorholte und mit Schiller eingehend besprach. Bald machte er sich dann auch an die Ausführung und lieferte in „Wilhelm Meister" den ersten socialen Roman unserer Literatur. Gleichzeitig steuerte er zu den „Horen" die „Römischen Elegien" bei, fertigte mit Schiller in den „Xenien" einen Schwarm von zweizeiligen Stachelgedichten, der dem Philisterthum, der Dummheit und Heuchelei in ergötzlichster Weise zu Leibe ging und bedeutendes Aufsehen machte, dichtete eine Reihe herrlicher Balladen, wie „Die Braut von Corinth", „Der Gott und die Bajadere", „Der Zauberlehrling", und schließlich gelang es ihm auch noch, sich unter dem wohlthätigen Einflusse des Freundes das Gespenst der Revolution zu bändigen durch das unvergleichliche, hoheitsvolle Idyll „Hermann und Dorothea". Er schloß mit diesem Gedichte gleichsam seinen Frieden mit dem Volke und fühlte sich nun erst wieder wohl in der Gegenwart. Und das deutsche Volk nahm die neue Schöpfung mit dem lebhaftesten Beifall auf, es erkannte sofort, daß es hier ein Kunstwerk ersten Ranges erhalten hatte, eine Dichtung ächt homerischen Stils, die aber dennoch durch und durch deutsch, von Grund aus volksthümlich war. Schiller war voll Bewunderung, und mit genialem Urtheil schreibt er an Meyer: „Sie werden gestehen, daß das Gedicht der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst ist. Ich habe es entstehen sehen und

mich fast eben so sehr über die Art der Entstehung, als über das Werk verwundert. Während wir Anderen mühsam sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leise an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohl angewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt. Sie werden mir aber auch darin beistimmen, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuen Stoffen auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetischen Praktik leben muß. Wer es einmal unter Tausenden, die danach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der hat meines Erachtens nichts Besseres zu thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben."

Das reiche Lob Schillers hatte freilich auch noch einen tieferen Grund, die Klarheit und Sicherheit Goethe's erschien dem Nachstrebenden auch noch deßhalb so preisenswerth, weil er selbst mit allen Kräften danach rang und nicht dazu gelangen konnte, und zwar in Folge der traurigen politischen Verhältnisse Deutschlands, die in grellem Widerspruch zu seinen idealen Bestrebungen standen. Er wandte sich daher, nachdem er seine Kraft an einer Reihe von schwungvollen Balladen und dem herrlichen Liede von der Glocke wieder erprobt, wie Goethe, der Welt der Griechen zu, um aus dieser sich heraufzuholen, was die Gegenwart versagte; dabei gerieth er jedoch auf einen gefahrvollen Abweg. Er versuchte nämlich die griechische Schicksalstragik und mit dieser eine ganz neue Art der tragischen Motivirung in das deutsche Trauerspiel einzuführen, unterbrach damit aber nur die naturgemäße Entwickelung des volksthümlichen deutschen Drama's und gab dadurch außerdem auch noch den Anstoß zum Aufwuchern der Schicksalstragödie, die dann bis in das dritte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts hinein eine große Rolle auf der deutschen Bühne spielte und viel Unheil anrichtete. Wir wollen daher schon hier gleich ausführlicher das Wesen des Schicksals und der Schicksalstragödie darzulegen versuchen und uns dann seiner Zeit bei den Zacharias Werner, Müllner und Genossen auf das hier Gesagte berufen.

Das Schicksal, das Fatum, das Verhängniß ist der letzte monotheistische Ueberrest in der heidnisch-griechischen Weltanschauung, die Zusammenfassung der im griechischen Götterolympe auseinandergetretenen Vielheit in eine über ihr stehende Einheit. Durch diese Zusammenfassung des göttlichen Gesammtwesens in eine Einheit entstand bei den Griechen eine neidische Gottheit, die die höchsten Bäume mit ihrem Blitze trifft, dafür sorgt, daß „die Bäume nicht in den Himmel wachsen", keine Ueberhebung, kein Zuviel duldet. Diese Einwirkung des Schicksals wurde nun zunächst auf die Fügung und Gestaltung des äußeren Lebens bezogen; da aber dessen Abhängigkeit von der inneren Beschaffenheit der Götterlieblinge oder Götterfeinde auch dem Heidenthume sich nicht entziehen konnte, so führte dies dazu,

den Begriff des Schicksals, des obersten Regenten der Welt, zu vertiefen und zu vergeistigen, wie wir dies für die theoretische Weltbetrachtung nach Anaxagoras Vorgang, der den Geist als Weltordner und Weltlenker erkannt, als das Streben des Platon, besonders in Philebus und im Timäus erkennen. Dieselbe Erscheinung, das Streben nach einer vergeistigteren Auffassung des Schicksals, tritt uns bei den gleichzeitigen Tragikern entgegen, unter welchen hier ganz besonders Sophokles zu nennen ist, der seine Lebensanschauung am klarsten durch seine Gestaltung der Labdakidensage in den beiden Oedipus beurkundet. Das Verhängniß des Schicksals ist das Vorherbestimmende, wie denn auch Oedipus sagen muß: „Denn meine Thaten sind mein Schicksal eher wohl zu nennen als mein Werk" (Oedip. Colon. 266, 267). Das schließt aber die Schuld des Menschen nicht aus, wie ja der Fluch des Labdakidenhauses von Anfang an auf der eigenen Schuld beruht und wie solches speciell für Oedipus einerseits und die erschütternde Entwickelung der Entdeckung seiner Schuld im Oedipus rex anderseits die erst im Kolonischen als möglich gegebene Versöhnung bezeugt. Das eigentlich Tragische in der antiken Tragödie ist ja der Antagonismus des Individuums und der Weltordnung, der Conflikt zweier nach dieser gleichberechtigten Mächte.

Die Auffassung des Sophokles ist der Höhepunkt der griechischen Weltanschauung, wie sein Zeitalter die Blüthe der hellenischen Welt ist; Schiller wandte sich daher auch bei seinem Studium des Alterthums besonders dieser Periode zu, und „Oedipus" war es denn auch, in den er sich hauptsächlich versenkte. In Folge dessen bildete sich nach und nach die Ansicht bei ihm aus, die höchste Wirkung des modernen Dramas könne nur erzielt werden, wenn dieselbe treibende und vernichtende Kraft, die in den gigantischen Tragödien des Sophokles waltet, und die dort, weil in der griechischen Religion wurzelnd, ja auch ganz berechtigt ist, auch in die moderne Weltanschauung, in das moderne Drama hinein verpflanzt werde. Gleich bei seinem ersten Stück, mit dem er seine Thätigkeit für das Drama wieder aufnahm, beim „Wallenstein", bemühte er sich, die Schicksalsidee in den zähen Stoff hineinzuzwängen, doch nur der Aberglaube des Helden, „die unglückseligen Gestirne", ließen sich einigermaßen verwerthen. Dadurch erhielt zwar der Held einen unbestimmteren Charakter, blieb aber immer noch gigantisch und urkräftig genug, und da im „Lager" und auch im weiteren Verlaufe des Stücks das deutsche Soldatenleben mit ganz besonders frischen Farben ausgestattet war, so konnte die fremde griechische Zuthat dem Drama nicht erheblich schaden. Anders verhielt es sich bei den Stücken, die Schiller jetzt schrieb: bei „Maria Stuart", „die Jungfrau von Orleans" und „die Braut von Messina", hier war der Dichter gleich bei der Wahl des Stoffes darauf bedacht, daß Alles für seinen „neuen dramatischen Stil" passe, und in der That gelang es ihm auch mit denselben, seinem Muster „Oedipus" ziemlich nahe zu kommen. Wie bewußt er handelte, geht aus vielen seiner Briefe hervor; so schreibt er unter Anderem, während er an „Maria Stuart" arbeitete, an Goethe, die vorzüglichste tragische Eigenschaft seines Stoffes sei, daß man die Katastrophe sogleich in der ersten Scene sehe und, indem die Handlung sich davon wegzubegeben scheine, ihr nur immer näher und näher geführt werde.

Es wird daher in dem Drama auch nicht entwickelt, wie die schottische Königin sich nach und nach in eine Schuld verstrickt und durch diese dann zu Grunde geht; es schwebt vielmehr von Anfang des Stückes an ein Verhängniß über ihr, ihr gutes Recht auf England, das sie in immer engere Kreise treibt und schließlich zermalmt. Aehnlich verhält es sich mit der „Jungfrau von Orleans", nur geht Schiller hier abermals einen Schritt weiter. Das Schicksal tritt hier noch klarer auf, es ist das Gebot der heiligen Jungfrau, welches an Johanna ergeht, Frankreich zu retten. Es ist dieses Motiv das einfache Gegenstück zu dem Göttergebot in der antiken Tragödie. Den Höhepunkt seiner antikisirenden Richtung erreichte Schiller in der „Braut von Messina". „Ich habe große Lust," schrieb er vorher an seinen Freund Körner, „mich nunmehr in der einfachen Tragödie nach der strengsten griechischen Form zu versuchen, und unter den Stoffen, die ich vorräthig habe, find einige, die sich gut dazu bequemen." Und das war allerdings mit der „Braut von Messina" der Fall; er hatte sich die Fabel ganz genau nach seinem großen Muster „König Oedipus" erfunden. „Hier wie dort," führt Hettner in seiner bereits erwähnten Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts (Thl. III., Buch III, Abthl. II, Seite 315) aus, „das heimtückische, zermalmende Hervorbrechen des dunkel spinnenden Schicksals, das für eine schwere von den Ahnherren verschuldete Urschuld die unerläßliche Sühne sucht. Und hier wie dort dieselben Mittel, die Opfer in das Verderben zu ziehen. Was in der antiken Tragödie das Orakel ist, ist hier das nächtliche Reich der Träume, dem Orakel nicht blos verwandt durch die ähnliche Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit seiner Gestalt, sondern auch durch das geheiligte prophetische Ansehen, das es von jeher als die Aeußerung der elementaren Naturseite behauptet hat. Durch Vorsicht glaubt der Mensch das Drohende abwenden zu können, und doch ist gerade diese Eigenmächtigkeit seine Schuld; nur um so sicherer wird er durch seine Vorkehrungen dem Unabwendbaren entgegengetrieben. ‚Wie der Seher verkündet, so ist es gekommen, denn noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick; und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden, der muß es selber erbauend vollenden!' Es ist das Grundmotiv der ganzen Dichtung, wenn Isabella am Schluß sagt: ‚Alles dies erleid ich schuldlos; doch bei Ehren bleiben die Orakel und gerettet sind die Götter.'"

Der Eindruck, den die Tragödie machte, war sehr verschieden. Schiller selbst schrieb nach der ersten Aufführung an Körner, daß er in der Vorstellung zum ersten Male den Eindruck einer wahren Tragödie erhalten habe. Wilhelm von Humboldt, Körner und alle Philologen waren entzückt von dieser Studie nach der Antike, nicht so die Jünger Lessing's, die Männer der Praxis und die Leute des schlichten Verstandes. Das machte auf Schiller, der sich wohl einen großen allgemeinen Erfolg versprochen hatte, einen gewaltigen Eindruck, und enttäuscht schrieb er an Goethe, mit den griechischen Dingen sei es eben eine mißliche Sache auf unserem Theater. Sicher, um sein bisheriges Streben einmal etwas objectiver überblicken zu können, nahm er für einige Zeit Abstand von eigenem Schaffen, übersetzte nur zwei französische Lustspiele und sprach mit Goethe sowohl, wie mit auswärtigen Freunden in Briefen ausführlich die Grundsätze durch, von denen

ein deutscher dramatischer Dichter ausgehen müsse. Gegen Wilhelm von Humboldt betont er, daß der Dramatiker bei seinen Schöpfungen auch an die große Masse denken müsse, und Iffland schreibt er zustimmend, auch er betrachte es als die unverbürgliche Eigenschaft eines jeden wirklich vollkommen dramatischen Werkes, daß es allgemeine und fortdauernde Theilnahme erwecke. Damit war die Umkehr angebahnt, und es bedurfte nur noch der Aufforderung des bühnenkundigen Iffland, einmal ein Stück für das ganze Publikum zu schreiben, um ihn zur Dramatisirung der Tellsage zu veranlassen, auf die er durch Goethe aufmerksam gemacht worden war. Die Wahl des Stoffes erwies sich bald als eine außerordentlich glückliche; mit immer lebhafterem Interesse vertiefte er sich in die Kultur- und Sittengeschichte der Schweiz und in den Charakter der Alpenwelt, und mit immer mehr sich steigernder Begeisterung lebte er sich hinein in den Freiheitskampf der treuherzigen kernig-gesunden Gebirgsvölker. Die Schicksalsidee, wie überhaupt die ganze antikisirende Richtung, ließ er vollständig bei Seite und kehrte somit, doch geläutert und vertieft, zu seinen Jugenddichtungen zurück. Aus dem volksthümlichen Stoffe erstand in Folge dessen auch ein volksthümliches Drama voll Kraft und Wärme, voll Enthusiasmus für Freiheit und Recht und voll unvergänglicher, bei aller Schlichtheit hoch erhabener Poesie. Auch auf der Bühne wirkte das Stück ganz außerordentlich, so daß Schiller in vollem Umfange die wohlthuende Ueberzeugung gewann, daß er wieder in die richtige Bahn eingelenkt habe. Leider sollte es ihm nicht vergönnt sein, auf diesem neuen Wege noch weiter fortzuschreiten, so hoffnungsfreudig er auch in die Zukunft blickte, denn mitten aus der Arbeit an einem neuen Drama, dem „Demetrius," riß ihn der Tod hinweg. Der Verlust, den die deutsche Literatur dadurch erlitt, war ein ganz außerordentlicher. Wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß Schiller uns jetzt eine ganze Reihe volksthümlicher Dramen geschaffen und uns dadurch ein festes breites Fundament für unsere Nationalliteratur gelegt haben würde. So mußten wir uns mit nur einem solchen Stücke begnügen, das denn freilich nicht im Stande war, die neue Entwickelungsperiode in Fluß zu erhalten.

Den alternden Goethe ergriff der frühe Tod Schiller's auf's Tiefste. Im ersten Schmerze unternahm er es, den Demetrius zu vollenden, bald aber stand er wieder davon ab, da er seine Kraft an dem gewaltigen Stoffe erlahmen fühlte, und widmete dem theuren Dahingeschiedenen nun einen tiefempfundenen Nachruf in dem Epilog zur Glocke, das herrlichste Denkmal, welches er dem Freunde errichten konnte. Alsdann ging er daran, zu sammeln, zu fichten, abzurunden und zu vollenden. Zunächst schloß er den ersten Theil des „Faust" ab, diejenige Dichtung, die ihn seit seiner Jugend beschäftigte und in der sich das Streben seines ganzen Lebens spiegelt. Sein Ringen nach der Freiheit des Geistes, sein Suchen nach Harmonie gelangt hier in ergreifendster, großartigster Weise zum Ausdruck, und darum zeigt uns auch kein Werk den ganzen Goethe so treu, wie der „Faust." Das Drama war in der Hauptsache bereits in der Mitte des letzten Jahrzehntes des vorigen Jahrhunderts vollendet, erschien jedoch erst im Jahre 1807. Später hat dann der Dichter noch einen zweiten Theil folgen lassen,

eine mühselige Altersarbeit, die den ersten Theil bei weitem nicht erreicht. Hierauf schrieb er den Roman „Die Wahlverwandtschaften", in dem er ausführt, daß die wahre Ehe nur da bestehe, wo die innere Einigkeit der Herzen hinzukommt, dann unter dem Titel „Dichtung und Wahrheit" einen Rückblick auf sein Leben, ein echtes, richtiges Alterswerk von milder, klarer Gesinnung und ruhiger, versöhnlicher Auffassung und endlich schloß er den Kreis seiner zahlreichen Dichtungen mit dem „Westöstlichen Divan," in welchem er, indem er den geliebten persischen Dichter Hafis nachahmt, die Neigung des Alters, den behaglichen Lebensgenuß, feiert. Er gab damit zugleich die Veranlassung zur Einführung der morgenländischen Dichtung in unsere Literatur.

Die große Entwickelungsepoche des achtzehnten Jahrhunderts hatte damit ihren vollständigen Abschluß erreicht. In Folge des durch die Thaten Friedrichs des Großen geweckten Nationalsinnes hatte sich der denkende Verstand von den ihn umgebenden Fesseln und Irrthümern, besonders durch Lessing, befreit, dann hatte sich der Blick erweitert, das Gemüth war von den Umdüsterungen des Mittelalters, besonders durch Herder, erlöst worden, darauf war in Goethe der volle in sich befriedigte und harmonische Mensch erstanden und von diesem war Schiller ausgegangen, mit der Aufgabe, das Ich hinüberzuleiten in die große Welt der Geschichte, die Poesie des Individuums zu erweitern in die Poesie der Nation. Die staatliche Entwickelung Deutschland's hatte jedoch mit der geistigen nicht Schritt gehalten, Preußen hatte sich nicht zum Befreier Deutschlands emporgeschwungen, nach wie vor herrschte die philisterhafteste Kleinstaaterei — eine tiefe Kluft hatte sich daher nach und nach zwischen der inneren Bildung und dem äußeren staatlichen Dasein gebildet, ein tragischer Widerspruch, der zunächst Schiller verhindert hatte, seine Mission ganz und voll zu erfüllen und den zu tilgen dann die schwere Aufgabe des neunzehnten Jahrhunderts wurde.



Die Epigonen des Weimarischen Kreises.

Die deutschen Dichtungen des neunzehnten Jahrhunderts sind mithin vorwiegend politische. Es äußert sich in ihnen ein unablässiges Drängen nach dem Ausgleich zwischen dem ruhmreich errungenen reinen Menschheitsideale und den gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnissen, ein mühseliges Streben nach einem gesunden nationalen Leben und endlich ein kämpfereiches Ringen nach einem geeinigten starken Vaterlande.

Die Nächsten freilich, auf die unser Blick nach dem Abschluß der klassischen Periode fällt, die Epigonen des Weimarischen Kreises, erheben sich zu solchen hohen Zielen noch nicht; sie sind zum großen Theil nur Nachahmer und dann noch fleißige Sammler schätzbaren biographischen Materials für die Lebensbilder der Klassiker.

In erster Stelle muß hier die Schwägerin Schillers, **Karoline von Wolzogen**, geborene von Lengefeld, genannt werden. Sie wurde am 3. Februar 1763 zu Rudolstadt geboren und genoß mit ihrer drei Jahre jüngeren Schwester Charlotte eine sorgfältige Erziehung, bildete sich auch noch eifrig selbst weiter und besaß eine große Gewandtheit im Ausdruck. „Die Grazie ihres Gespräches und der Wohllaut ihrer Stimme“, schreibt Emil Palleske in seinem Leben Schillers, „machten ihre Unterhaltung zu einem Genuß. Mit dem Gedanken eines frühen Todes sich tragend, fand sie ihr Glück darin, Anderen Glück zu bereiten und sich selbst vollkommen zu machen.“ Bekanntlich schwankte Schiller eine Zeit lang, welche von den beiden Schwestern er um ihre Hand bitten solle, bis Karoline in edler Entsagung zurücktrat und die Schwester dem geliebten Manne zuführte. Später heirathete sie einen Jugendfreund Schillers, Wilhelm von Wolzogen. Obgleich stets kränklich, überlebte sie doch sämmtliche Mitglieder des Weimarischen Kreises und starb erst hoch betagt am 11. Januar 1847 in Jena. Ihren ersten schriftstellerischen Versuch machte sie mit einem Romane, „Agnes von Lilien“, der anonym erschien und wegen seiner geschmackvollen Sprache und der edeln Gesinnung, von der er getragen wurde, allgemeinen

Beifall fand. Viele hielten lange Zeit Schiller für den Verfasser und Friedrich Schlegel schrieb ihn Goethe zu. Ihr wichtigstes Werk ist jedoch Schillers Leben, „verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner," in dem sie dem deutschen Volke die erste umfangreiche Biographie des Dichters bot und ein überaus sprechendes Bild von dem edeln Schiller entwarf. Mit Recht durfte sie daher auch an den Verleger Cotta schreiben: „Der Hauch der Liebe und Gemüthlichkeit kann nur aus einer Freundesseele wehen; tausend liebenswürdige Charakterzüge konnten nur mir und meiner seligen Schwester bekannt sein; durch die Briefe unseres unsterblichen Freundes in den verschiedenen Perioden seines Lebens, die sein ganzes Wesen darstellen, glaube ich wirklich mit diesem Werke dem Publikum ein wichtiges Geschenk zu machen." Das Buch erschien zuerst 1830 und ist seitdem wiederholt neu aufgelegt worden, obgleich in den letzten dreißig Jahren verschiedene Schiller-Biographien, z. B. von Hoffmeister, Schwab, Scherr, Palleske, erschienen sind, die nicht nur einen Lebenslauf, sondern auch eine Geschichte der Geistesentwicklung und eine ästhetisch-kritische Würdigung der Werke des Dichters geben.

Neben Karoline von Wolzogen ist **Johann Peter Eckermann** zu stellen. Er ist ungefähr das für Goethe, was Karoline von Wolzogen für Schiller, und zwar durch seine berühmten „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, 1823—1832" (I. und II. Bd. Leipzig 1836, III. Bd. Magdeburg 1848). Eckermann wurde 1792 zu Winsen im Hannöverischen in dürftigen Verhältnissen geboren, mußte sich erst mit Handarbeiten und dann als Schreiber kümmerlich ernähren, machte darauf die Befreiungskriege mit und besuchte erst nach diesen, bereits in der Mitte der Zwanziger stehend, das Gymnasium zu Göttingen, und von 1821—1823 die dortige Universität. Durch eine während seiner Studentenzeit herausgegebene Schrift, „Beiträge zur Poesie, mit besonderer Hinweisung auf Goethe," zog er die Aufmerksamkeit des Altmeisters auf sich und wurde sodann von diesem, der gerade mit der Redaktion der letzten Ausgabe seiner Werke beschäftigt war, als Gehilfe nach Weimar berufen. Dort erwarb er sich bald durch Umsicht und Pflichttreue das volle Vertrauen Goethes und genoß nun dessen täglichen Umgang und dabei auch dessen geistvolle Unterhaltung, die sich sowohl um die Werke des Dichters, wie um Personen und Zustände der Vergangenheit und Gegenwart drehten. Diese Gespräche zeichnete Eckermann auf, gab sie unter dem oben angegegebenen Titel heraus und lieferte damit schätzenswerthe Beiträge zum Verständniß der Goethe'schen Dichtungen und auch zur Geschichte des Goethe'schen Alters. Nach Goethe's Tode ernannte ihn die Großherzogin von Sachsen-Weimar zu ihrem Bibliothekar, in welcher Stellung er bis zu seinem am 3. Dezember 1854 zu Weimar erfolgten Tode verblieb. Literarisch thätig war er in dieser Zeit nur noch sehr wenig; der Erwähnung werth ist nur ein Band Gedichte (Weimar 1838), der manches Hübsche enthält, aber auch Vieles, worin er seinem großen Vorbild nur nachahmt.

Ein schon etwas selbstständigerer Mann ist **Johann Diettrich Gries**, der, angeregt durch Goethe und Schiller, meisterhafte Uebersetzungen der klassischen

Dichtungen Italiens lieferte und dabei auch manch gemüthvolles eigenes Lied sang. Er wurde am 7. Februar 1775 zu Hamburg als der Sohn eines wohlhabenden Senators und Kaufmanns geboren, genoß eine tüchtige Schulbildung theils in Stade, theils in seiner Vaterstadt, mußte dann aber gegen seine Neigung erst mehrere Jahre die Handlung erlernen, bevor er von seinem Vater die Erlaubniß erhielt, die Universität Jena zu beziehen und dort sich theils juristischen, theils literarischen Studien zu widmen. Er kam dort sofort in ein sehr angeregtes geistiges Leben hinein, traf neben Goethe und Schiller die Gebrüder Schlegel, Fichte, Schelling, lernte Tieck, Novalis, Herder und Wieland kennen und lieferte für den „Neuen deutschen Merkur" des letzteren alsbald einige Uebersetzungen aus dem Italienischen, die so viel Anklang fanden, daß er beschloß, auf dem betretenen Pfade weiter fortzuschreiten. Mit großem Fleiß und mustergiltig übertrug er zunächst Torquato Tasso's Befreites Jerusalem, das von 1800—1803 in vier Bänden erschien, sodann Ludovico Ariosto's Rasenden Roland (4 Bände, Jena 1804—1808), ferner aus dem Spanischen Calderon de la Barca's Schauspiele (7 Bände, Berlin 1815—1829) und noch verschiedene minder bedeutende Dichtungen. Er erwarb sich dadurch das große Verdienst, diese italienischen und spanischen Dichter, die vordem nur sehr wenig in Deutschland bekannt waren, bei uns eingeführt zu haben. Sein Leben gestaltete sich leider nicht so freundlich, wie er es verdient hätte. Nach wenigen glücklichen in Jena verlebten Jahren siedelte er beim Beginn der napoleonischen Kriege nach Heidelberg über, unternahm auch eine Reise nach der Schweiz und Oberitalien, kehrte dann aber nach Jena zurück, wo er vom Großherzog Karl August mit dem Hofrathstitel ausgezeichnet wurde. Da jedoch das alte Jena von 1795 gänzlich verschwunden war, so wandte er sich nach einiger Zeit nach Stuttgart, wo er in dem Bildhauer Dannecker und den Dichtern Uhland und Schwab warme Freunde fand; allein dort konnte er das im Sommer sehr heiße Stuttgarter Klima nicht vertragen, kränkelte daher viel und kehrte schließlich 1827 nach Jena zurück. Hier sollten ihn aber bald noch weit härtere Schicksalsschläge treffen. Eine Reihe von Todesfällen, durch die er lieber Geschwister beraubt wurde, stimmten ihn tief melancholisch; in Folge eines Bankerottes büßte er einen großen Theil seines Vermögens ein, und dazu kamen noch körperliche Leiden der mannigfachsten Art. Er zog sich daher von allem gesellschaftlichen Verkehr zurück, verlegte 1837 seinen Wohnsitz wieder nach Hamburg und starb dort, noch kurz vorher durch Friedrich Wilhelm IV. durch eine lebenslängliche erhebliche Pension geehrt, am 9. Februar 1842.

Treten wir nun gleichsam in die zweite Zone, welche die Klassiker umgiebt, so bietet sich uns zunächst ein reicher Kranz von Frauen dar: Amalie von Hellvig, Elisa von der Recke, Louise Brachmann, Agnes Franz, Helmina von Chezy, Johanna Schopenhauer u. A. Alle diese Dichterinnen besitzen Talent, Anmuth und einen an Goethe und Schiller gebildeten guten Geschmack. Ihr Auftreten war daher auch von günstigem Einfluß und würde noch von nachhaltigerer Wirkung gewesen sein, wenn die politischen Verhältnisse nicht so überaus traurige gewesen wären.

Amalie von Hellvig wurde am 16. August 1776 zu Weimar als die Tochter des Majors von Imhof geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, eignete sich durch Reisen in Frankreich, England und Holland eine feine Weltbildung an und genoß die Freundschaft Goethes und Schillers. Ihren ersten Versuch machte sie unter Goethes Führung mit dem in Hexametern geschriebenen epischen Gedichte „Die Schwestern von Lesbos", das 1801 erschien und mit Recht vielen Beifall fand. Bald darauf verheirathete sie sich mit dem schwedischen Obersten v. Hellvig und siedelte mit diesem nach Stockholm über. Das nordische Klima war ihrer Gesundheit jedoch so unzuträglich, daß sie bereits 1810 wieder nach Deutschland zurückkehrte und nun zum Theil in Heidelberg, zum Theil in Dresden lebte, sich hauptsächlich literarischen und künstlerischen Beschäftigungen widmend. Durch ihren Aufenthalt in Schweden hatte sie sich eingehend mit der schwedischen Sprache und Literatur bekannt gemacht, und eine schöne Frucht dieser Studien war dann die Uebersetzung der Frithjofssage des Esaias Tegnér, die damit in Deutschland eingeführt wurde und viele Auflagen erlebte. Sie starb am 17. Dezember 1831 zu Berlin.

Elisa von der Recke, geboren am 1. Juni 1751 auf Schloß Schönburg in Kurland, war die Tochter des Grafen Friedrich von Medem, verheirathete sich 1771 mit dem Reichsfreiherren Magnus von der Recke, trennte aber, da der Gatte ein rauher Despot war, die Ehe wieder und lebte nun, von andauernder Kränklichkeit heimgesucht, zum großen Theil in Deutschland, allerwärts Bekanntschaften mit den bedeutendsten Männern der Zeit anknüpfend. In den Weimarischen Kreis trat sie wiederholt. Einen engen Freundschaftsbund schloß sie mit Tiedge, der auch dann 1806 ihre Gedichte herausgab. Besonders eigenartig sind diese meist ernsten Gedichte nicht, aber sie zeugen alle von einem tiefen Gemüthe; ein besonders warm empfundenes, „Das Glück und die Art zu beten" (Wenn ich vor meinen Schöpfer trete rc.), ist sogar in das evangelische Gesangbuch aufgenommen worden. Weltbekannt machte sich Elisa von der Recke noch dadurch, daß sie 1787 den großen Schwindler Cagliostro entlarvte, wofür sie von der Kaiserin Katharina von Rußland den Nießbrauch des Gutes Pfalzgrafen in Kurland erhielt. 1819 ließ sie sich dauernd in Dresden nieder, wo sie auch am 13. April 1833 starb.

Louise Brachmann darf man als eine direkt aus der Schule Schiller's hervorgegangene Dichterin betrachten; sie hat in ihren lyrischen Gedichten die Schiller'sche Anmuth und Wärme und entfaltet in ihren Balladen das ganze Schiller'sche Pathos. Sie wurde am 9. Februar 1777 zu Rochlitz geboren, wo ihr Vater unter ärmlichen Verhältnissen die Stelle eines Kreissekretärs bekleidete, kam aber bereits in ihrer Kindheit nach Weißenfels an der Saale, wohin ihr Vater als Geleitskommissär 1787 versetzt wurde, und verbrachte hier die größte Zeit ihres Lebens. Der Genius in ihr regte sich schon sehr früh, kaum siebzehnjährig, hatte sie bereits eine Reihe von Gedichten geschaffen, mit denen sie bei Schiller anzuklopfen wagte, und wenn sie mit diesen auch noch nicht ihren Zweck erreicht, in den Mitarbeiterkreis der „Horen" aufgenommen zu werden, so hatte sie doch bald

darauf die Freude, mehrere ihrer Gedichte in dem von Schiller herausgegebenen Musenalmanach abgedruckt zu sehen. Außerdem schrieb ihr noch Schiller: „Unter dem Heer von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanach's von allen Enden unseres verfreichen, prosaischen Teutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer wahren und schönen poetischen Empfindung, wie sie in mehreren Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Ueberraschung." Hierdurch ermuthigt, widmete sie sich ganz der Poesie und wurde bald eine fleißige Mitarbeiterin aller belletristischen Zeitschriften und Taschenbücher. Ihren großen Mustern kam sie dabei oft sehr nahe, so z. B. in der Ballade „Columbus" („Was willst Du, Fernando, so trüb und bleich" 2c.), die so populär wurde, wie die Schiller'schen Balladen und wohl noch heute zuweilen in Schulen declamirt wird, ferner in verschiedenen lyrischen Gedichten und Sprüchen. Wir theilen hier drei Proben mit, die sowohl von ihrer Feinsinnigkeit und Gemüthstiefe, wie von ihrer Formgewandtheit Zeugniß ablegen mögen.

Das Eigenthum.

Was Du lobst und liebst an mir,
Dank' ich's Dir denn nicht?
Alles Höh're kommt von Dir,
Meines Herzens Licht.

Leuchtend steigt die Blum' im Thal
Aus der Erde Nacht;
Dankt sie nicht dem Sonnenstrahl
Ihrer Farben Pracht?

So auch hobst Du meinen Sinn
Licht zu Dir empor,
Jede beſſ're Kraft darin
Rief Dein Strahl hervor.

Meines Lebens Sonn', o Du,
Meines Herzens Glück!
Was ich Edles fühl' und thu',
Strahlt von Dir zurück!

Eins nur ist, was mein gehört,
Was ich Dir geweiht,
Blume, die kein Sturm zerstört,
Meine Zärtlichkeit.

Der Wechsel.

Jetzt finstres Wetter
Jetzt Sonnenschein;
Nun Sturmgeschmetter,
Durch Felsgestein.

Nun süße Lieder
Durch Haines Nacht,
Wenn strahlend wieder
Der Tag erwacht.

So mische, Leben,
Nur Leid und Lust!
Genug zu geben
Der Menschenbrust.

Zum Wechsel weiche
Der Nacht das Licht!
Das ewig Gleiche
Erträgt sie nicht.

Gegenwart und Vergangenheit.

Glücklich, wenn uns die Gegenwart kurz, die Vergangenheit lang scheint;
Diese beflügelt durch Lust, jene mit Thaten geschmückt!

Leider sollte sich das Leben der Dichterin trotz des eifrigsten und edelsten Strebens zu keinem sonnigen gestalten, sie hatte mit Krankheiten, Noth und Sorgen

zu kämpfen, wiederholt die Bitterkeit einer unglücklichen Liebe durchzukosten und sank, da sie auch keinen Freund mehr besaß, der sie, wie einst der freundlichmilde Schiller, getröstet und wieder aufgerichtet hätte, in immer tiefere Schwermuth, der sie endlich am 17. September 1822 während eines Aufenthaltes in Halle zum Opfer fiel. Sie suchte und fand ihr Grab in den Wellen der Saale.

Agnes Franz ist eine ähnliche Erscheinung wie Louise Brachmann, nur bleibt hier Alles milder, und auch zu dem grellen Abschlusse des Lebens kommt es nicht. Die Dichterin wurde am 8. März 1794 zu Militsch in Schlesien geboren, verlor früh ihren Vater und hatte außerdem noch das Unglück, einen schweren Sturz zu erleiden, in Folge dessen sie zeitlebens einen gebrechlichen Körper behielt. Sie lebte daher viele Jahre bei einer verheiratheten Schwester in Wesel und später in Brandenburg, bis sie 1837 nach Breslau übersiedelte, wo sie eine Stelle als Vorsteherin einer Armenschule erhielt und am 13. Mai 1843 starb. Neben ihren Erzählungen, Bearbeitungen von Sagen und kleinen Romanen sind es besonders ihre tief gemüthvollen Gedichte, die erwähnt zu werden verdienen. Es kommt in ihnen ein warmes Gefühl für alles Gute und Schöne zum Ausdruck, offenbart sich in ihnen eine schlichte, wohlthuende Frömmigkeit und liegt über ihnen eine zarte Wehmuth gebreitet, die immer zu Herzen geht.

Helmina von Chezy könnte man das enfant terrible des Epigonenkreises nennen. Sie besaß ein schönes Talent, aber bei ihrer Ruhelosigkeit, ihrem Hange zum Abenteuerlichen kam dasselbe nicht zur rechten Entfaltung. Sie war die Tochter eines Barons von Klencke und der Louise von Klencke, Tochter der Karschin, und wurde am 26. Januar 1783 zu Berlin geboren. Schon ihre erste Jugendzeit gestaltete sich zu einer unglücklichen; sie genoß keinen ordentlichen Schulunterricht, wurde dann bereits in ihrem 16. Lebensjahre mit einem Herrn von Hastfer verheirathet, ließ sich von diesem 1801 wieder scheiden, ging nach Paris, wo sich Frau von Genlis ihrer annahm, heirathete dort 1805 den berühmten Orientalisten und späteren Professor am Collège royal de France, Anton Leonard von Chézy, konnte aber auch mit diesem nicht glücklich werden, kehrte daher 1810 mit ihren beiden Söhnen nach Deutschland zurück, lebte längere Zeit in Heidelberg im Umgang mit Boisserée, K. v. Raumer u. A., widmete sich während der Befreiungskriege in schwärmerischer Weise der Verwundetenpflege, wobei sie in verschiedene Conflicte gerieth, siedelte nach dem Frieden nach Dresden über, wo sie im Tieck'schen Kreise verkehrte, unternahm dann mehrere Kreuz- und Querzüge durch Oesterreich, Süddeutschland und Frankreich, überall durch ihr exaltirtes Wesen Anstoß erregend und Verwirrung hervorbringend, und starb, fast ganz erblindet, in großer Dürftigkeit zu Genf am 30. Januar, nach Anderen am 28. Februar 1856. Bei einem solchen bunten Leben konnten größere harmonische Werke nicht geschaffen werden; alle ihre Erzählungen und Novellen entbehren daher der Klarheit und Reife, dagegen ist ihre Selbstbiographie, mit der sie das von ihr 1818 herausgegebene Buch „Aurikeln" eröffnete, noch heute von großem Interesse, und auch ihre kleineren Gedichte, die meist voll Geist und Humor sind, bieten Vieles, was noch jetzt anspricht. Wir lassen hier eine Legende folgen, die zwar an das Goethe'sche Vor-

bild: „Als noch, verkannt und sehr gering Unser Herr auf der Erde ging" 2c. erinnert, aber doch trotzdem eine ganz selbstständige Dichtung ist.

St. Johannes und das Würmlein.

Johannes ging am hellen Bach
Und sah dem Lauf der Wellen nach,
Er schritt durch Gras und Blümelein
Und schaute wohl mit Liebe d'rein,
Wie frisch das blüht, wie hold zu seh'n.
O Gott wie ist die Welt so schön!
Die Blümlein lächeln allzumal,
Und Alles grünt und quillt im Thal,
Da ist kein Kraut, da ist kein Blatt,
Das nicht Gefühl vom Leben hat,
Des Seins sich jedes Würmlein freut,
Und trüg es noch so schlichtes Kleid,
Denn was nur Lebensfunken hegt,
Auch Gottes Liebe in sich trägt!

Wie nun Johannes liebend sinnt,
Ein Würmlein er am Boden find't,
Zwar schlicht und grau, gar klein gestalt't,
Johannes hätt's zertreten bald.
Da hebt er's auf vom Boden rein
Und setzt es auf ein Blümelein
Und spricht: O lebe, lebe nur,
Dir blüht ja auch die Frühlingsflur!

Das Würmlein fühlt sich kaum berührt,
Als es die Segenshand verspürt,
Entbrannt von reiner Liebesgluth,
Es plötzlich lieblich leuchten thut.
Auch wuchsen bald ihm Schwingen an,
Die tragen's durch der Lüfte Bahn.
Durch Wipfel zieht's bei lauer Nacht,
Hell, wie ein blitzender Smaragd,
Auf Blumen liegt es weit und breit,
Wie lichte Sternlein ausgestreut.
So ruht es friedlich süß im Grün,
In Liebe wird es still vergläh'n.

Johanna Schopenhauer endlich ist diejenige Schriftstellerin, welche die Goethe'schen Romane zu ihrem Ausgangspunkte nahm und für die gebildeten Kreise eine lange Reihe von Novellen und Romanen schrieb, in denen sie besonders, ähnlich wie Goethe in den „Wahlverwandtschaften", das Glück der Ehe zum Vorwurf nahm. Meistens ist sie in diesen geistreich und graziös, wie z. B. in „Gabriele", „Die Tante", „Natalie"; später wurde sie sentimentaler und unnatürlich, auch bei zu großer Productivität oberflächlich, und bildet in Folge dessen den Uebergang zu den gewerbsmäßigen Vielschreiberinnen, die in dem öden zweiten und dritten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts dem sich langweilenden Publikum mit unzähligen Romanen die Zeit vertrieben. Das Leben der Johanna Schopenhauer verlief ziemlich einfach. Sie wurde im Juli 1770 zu Danzig als die Tochter des Kaufmanns und Senators Trosina geboren, heirathete früh den Danziger Kaufmann Schopenhauer, unternahm mit diesem und ihrem Sohne Arthur, dem späteren berühmten Philosophen, mehrere Reisen durch Europa und siedelte nach dem Tode ihres Mannes 1806 nach Weimar über, um Umgang mit den dortigen bedeutenden Geistern pflegen zu können. Ihr Haus wurde dann auch bald der Mittelpunkt des geselligen Lebens der literarischen Welt Weimars und Jena's und selbst Goethe war sehr oft ihr Gast. Das rauhe Klima wirkte jedoch auf ihre Gesundheit mehr und mehr so nachtheilig, daß sie 1828 ihren Wohnsitz nach dem milderen Bonn verlegte, von wo sie aber, besonders auf Wunsch des Großherzogs, 1837 nach Weimar zurückkehrte. Darauf trat ihr altes Leiden, eine Brustkrankheit, mit erneuter Heftigkeit auf, so daß sie derselben am 17. April 1838 erlag.

Mit Johanna Schopenhauer ist der Kreis derjenigen Epigonen, deren Augen

stets unverwandt zu den Klassikern emporschauten, geschlossen. Diejenigen Dichter, denen wir nun unser Interesse zuwenden, stehen zwar auch noch in dem Bann der Heroen, aber sie haben sich doch bereits über die direkte Nachahmung erhoben und denken selbstständig und schaffen eigenartig im Gedankenkreise von Schiller und Goethe. Der bedeutendste von ihnen ist Friedrich Hölderlin, nach dem dann Friedrich Matthisson, August Tiedge, Ch. A. G. Eberhard, Ladislaus Pyrker und die Dramatiker Heinrich Joseph von Collin, Matthäus von Collin, August Klingemann und Theodor Körner zu nennen sind.

Johann Christian Friedrich Hölderlin ist ein Dichter edelsten Stils, der begeistert zu der lichten Höhe, auf der Goethe und Schiller standen, emporsteigen wollte, jedoch die Kräfte nicht besaß, den ganzen beschwerlichen Weg zu erklimmen, sich aber immer wieder abmühte, weitere Schritte zu thun, bis er endlich zum Tode erschöpft mit der bittern Ueberzeugung, den Gipfel niemals erreichen zu können, verzweifelnd zur Seite sank. Die Ursachen, aus denen dieses tragische Schicksal langsam, aber mit entsetzlicher Sicherheit erwuchs, sind erstens in seinem weichen Gemüth, zweitens in seinem Bildungsgange und drittens in den traurigen politischen Verhältnissen zu suchen, die außerordentlich lähmend auf ihn wirkten. Er war, wie Schiller, ein Schwabe und wurde am 29. März 1770 zu Lauffen in Württemberg geboren.*) Leider verlor er bereits in seinem zweiten Lebensjahre seinen Vater, einen württembergischen Verwaltungsbeamten, und auch sein Stiefvater, der Kammerrath Gock, mit dem sich seine Mutter dann verheirathete und mit dem sie nach Nürtingen übersiedelte, starb bereits 1779. In Folge dessen fiel die Erziehung ganz der Mutter anheim, diese war aber nicht im Stande, eine strenge Zucht zu üben, durch welche der Knabe frühzeitig gewöhnt worden wäre, sein Gemüth zu beherrschen und in festeren Schranken zu halten. So wuchs er „wie eine Rebe ohne Stab" auf, allen Launen seines Gemüthes nachgebend und ein weiches Kindesherz behaltend bis an sein Ende. Immer, sobald er nur den Fuß hinaussetzt, sehnt er sich zurück „nach der Mutter Haus und liebender Geschwister Umarmung," nach der anmuthigen Gegend von Nürtingen, den „Wäldern seiner Jugend" und dem „stillen Ort", wo traute Berge ihn behütet, wo er am kühlen Bach der Wellen Spiel und am Strom mit seinen Pappeln die Schiffe gleiten gesehen. Bei einem solchen zwanglosen Gemüthsleben konnte sich eine straffe Energie nicht entwickeln; bei einem steten sehnsüchtigen Rückwärtsschauen giebt es kein rasches, frisches, fröhliches Vorwärtsschreiten. Schon früh zeigte der Knabe schöne Anlagen und wurde daher alsbald auf die lateinische Schule in Nürtingen gebracht, wo tüchtige Lehrer seine Vorliebe für das klassische Alterthum in ihm weckten und wo er unter seinen Mitschülern den nachmals berühmten Philosophen Schelling traf, mit dem er dann Freundschaft schloß. Später kam er auf die Klosterschule zu Denkendorf und 1786 in das theologische Seminar zu Maulbronn. Hier galt er bereits für einen vortrefflichen Hellenisten, und da er sich auch durch große Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit, sowie durch körperliche

*) Vergl. die Biogr. Hölderlins in der von Schwab besorgten Ausg. der sämmtl. Werke d. Dichters, Stuttg. u. Tüb. 1846, u. Alex. Jung, Hölderlin, Stuttg. u. Tüb. 1848.

Schönheit auszeichnete, so war er der bewunderte Liebling Aller. Mit den erforderlichen Kenntnissen wohl ausgerüstet, bezog er 1788 die Universität Tübingen, um Theologie zu studiren. Lieber hätte er sich dem Studium der Jurisprudenz gewidmet, aber die Mutter wünschte ihn dereinst als Pfarrer zu sehen, und so gab er nach. Als ein liebender Sohn lag er dann fleißig dem Studium der Exegese und Dogmengeschichte ob, beschäftigte sich dabei aber auch angelegentlich mit Philosophie und Dichtkunst und befand sich bald mitten in der allgemeinen geistigen Bewegung seiner Zeit. Einem kräftigen Schwimmer gleich warf er sich jauchzend in die Fluthen, die durch Klopstock, Gleim und Lessing in Bewegung gebracht und durch Goethe und Schiller zu einem majestätischen Strome angeschwollen waren. Klopstock's Oden ergreifen ihn tief, Ossian's Gesänge liest er mit Entzücken und „weidet dabei seine Seele an den Helden des Barden", trauert mit ihm „über sterbende Mädchen". Die Lehren Rousseau's, des „großen Jean Jacques", wie er ihn nennt, nimmt er mit Begeisterung auf. Zu seinem Landsmanne Schiller blickt er „mit tiefer Achtung" empor und die Stücke desselben erfassen ihn mächtig. Zu gleicher Zeit versenkt er sich aber auch in Werther's Leiden, in Wieland's und Heinse's Romane, in die neue Kant'sche Philosophie, die bereits ihren Weg in das Tübinger Stift gefunden und selbst in die philosophischen Werke Spinoza's. Es ist daher gewiß nicht zutreffend, wenn er 1799 an Schiller schreibt: „Der Don Carlos war lange Zeit die Zauberwolke, in die der gute Gott meiner Jugend mich hüllte, daß ich nicht zu früh das Kleinliche und Barbarische der Welt sah, die mich umgab," die Erinnerung, die ihn so oft täuschte, zeigte ihm hier nur ein schönes harmonisches Bild der Vergangenheit, um ihm ein Recht zu geben, mit der Gegenwart unzufrieden zu sein. In Wahrheit hatte er sein Interesse bereits so zersplittert, daß er sich an kein bestimmtes Vorbild mehr halten, keine nachhaltige Begeisterung für ein einziges großes Ziel hegen konnte. Zwar fühlte er den Beruf, ein Dichter zu werden, dennoch marterte er sein Hirn immer wieder mit philosophischen Problemen, zwar wollte er ein deutscher Dichter werden, dennoch wandte er sich immer wieder der antiken Welt zu. Diese Zerfahrenheit mußte mehr und mehr eine Zerbröckelung des Geistes zur Folge haben, die sich denn auch bald zu zeigen begann. Zunächst freilich, als hoffnungsvoller Student, ließ er sich ein solches Schicksal nicht träumen; viele Pläne beschäftigten ihn und darunter auch der zu einem Roman „Hyperion". Er wollte darin das philosophische Thema durchführen, daß es zwei Ideale unseres Daseins gebe, einen Zustand der höchsten Einfalt, in dem unsere Bedürfnisse mit sich selbst und mit unsern Kräften durch die bloße Organisation der Natur gegenseitig zusammenstimmen, und einen Zustand der höchsten Bildung, in welchem dasselbe stattfinden würde bei unendlich vervielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben im Stande seien, und dabei wollte er „einige der Richtungen, die der Einzelne, wie das ganze Geschlecht, auf dem Wege von jenem ersten zu diesem zweiten Punkte durchlaufe," in dem Romane darstellen. Als Schauplatz wählte er das Griechenland der Gegenwart, um dort jederzeit einen Blick in die Vergangenheit, in die erste Periode der Glückseligkeit,

in die er auch noch das homerische Zeitalter rechnete, werfen zu können. Es kam auch bereits zu Ausarbeitungen einzelner Scenen; bald jedoch stockte die Arbeit wieder, da er sich mit seinen Freunden Hegel und Schelling in die Philosophie vertiefte, zum Doktor der Philosophie promovirte und daneben auch noch seine theologischen Studien zu Ende führte. Im Jahre 1793 schloß er mit diesen ab, und da ihm zur selben Zeit Schiller, mit dem er persönlich bei dessen Besuch in Schwaben bekannt geworden war, eine Hofmeisterstelle bei Frau von Kalb in Waltershausen bei Meiningen verschafft hatte, so siedelte er im Herbst dorthin über. Seine Lage war dort eine äußerst günstige; die geistreiche Freundin Schillers bot ihm einen anregenden Umgang, er wurde mit den großen Geistern in Weimar und Jena bekannt und fand außerdem auch noch neben seinem Amte genügende Muße, um seine Arbeiten am „Hyperion" wieder aufnehmen zu können. Er versenkte sich denn auch sehr bald wieder in diese, arbeitete das bereits Geschriebene noch einmal um und schickte es an Schiller, der es in seiner Neuen Thalia unter dem Titel „Fragment von Hyperion" zum Abdruck brachte. Viel bot der junge Dichter dabei noch nicht, in der Hauptsache nur die Schilderung eines Festes, das begeisterte Jünglinge in einer Grotte zu Smyrna zu Ehren des Vaters Homer begehen, aber bereits deutet er darin seine Grundideen an, indem er die Zeiten des göttlichen Sängers als die für immer verlorenen paradiesischen schildert, während er in dem Jünglinge Hyperion denjenigen Helden vorführt, der dem Menschengeschlechte den Zustand der Glückseligkeit erringen soll, von dem wir oben bereits gesprochen haben. Im weiteren Fortgange der Erzählung faßt Hyperion dann mit seinem Freunde Alabanda, der „wie ein junger Titan" unter dem Zwerggeschlechte der Gegenwart dahinschreitet, den Entschluß, das Vaterland zunächst aus den Banden der Knechtschaft zu befreien; allein ein Streit trennt die Freunde wieder und Hyperion versinkt in leidenschaftlichen Schmerz und dumpfe Verzweiflung. — Bei dieser Stelle geräth die Arbeit bereits in's Stocken; der Dichter, der mehr und mehr Hyperion selbst geworden ist, hat den festen Boden unter sich verloren; bei dem Zurückblicken auf das verlorene Paradies und dem sehnsüchtigen Ausschauen nach dem in blauer Ferne liegenden zukünftigen ist ihm das Urtheil über die Gegenwart abhanden gekommen und er steht nun rathlos da, zu welchen Handlungen er seinen Helden führen soll. Er schiebt die Schuld auf äußere Verhältnisse, auf die Mißstimmung, daß sein Zögling nicht in erwünschter Weise vorwärts komme und daß er durch das Erziehergeschäft unfähig werde, sich weiter auszubilden. Der Gedanke, daß vielleicht auch in ihm der Grund für seine Gemüthsverfassung gesucht werden könne, daß er sich aus seinem bisherigen Gemüthsleben, bei dem er immer nur auf entschwundenes und noch sehr fernes zukünftiges Glück schaut, herausreißen und kräftig in das Leben, in die Interessen der Gegenwart eintreten müsse, kommt ihm nicht. Endlich giebt er seine Stelle in Waltershausen auf und geht nach Jena, um dort im Umgang mit Schiller, Fichte, Wilhelm von Humboldt u. A. Anregung zu erhalten und weiteren Studien obzuliegen. Allein hier fühlt er sich alsbald gedrückt, das Heimweh kommt über ihn und er kehrt nach Haus zurück, „um wieder einmal zu erwarmen bei seinen

Freunden und seiner Familie." In der ländlichen Stille packt ihn die Melancholie aber noch weit heftiger und er kommt sich vor wie ein alter Blumenstock, der schon einmal mit Grund und Scherben auf die Straße gestürzt ist. Es drängt ihn, wieder in ein bewegteres Leben zu treten, und da kommt ihm denn das Anerbieten, in dem Hause des reichen Kaufmannes Gontard in Frankfurt a. M. eine Hofmeisterstelle zu übernehmen, gerade recht. Im Sommer 1796 fiedelte er nach Frankfurt über und lebt schnell wieder auf. Durch den regen Verkehr in dem gastfreien Hause fühlt er sich angeregt und ganz besonders entzückt ist er von der Herrin des Hauses, der Frau Susette Gontard. In Briefen an seine Freunde preist er ihre Lieblichkeit und Hoheit, ihren Geist und ihr Gemüth und bald sieht er auch in ihr das Ideal der Schönheit. Noch ein Schritt weiter, und er weiß auch, warum sein Roman nicht vorwärts rücken konnte. Der strebenden Vernunft muß das Ideal der Schönheit leuchten! ruft er aus und führt die Griechin Diotima in den Kreis seiner Personen ein. Das Vorbild zu diesem „holden und heiligen" Weibe ist natürlich Frau Gontard, die er zugleich noch in vielen Gedichten unter dem Namen Diotima feiert. Allein eine lebhafte Handlung will trotzdem nicht in den Roman kommen, es entwickeln sich lange Gespräche über die Art, wie das neue Paradies zu erobern sei und schließlich kommen Hyperion und Diotima überein, der erstere solle sich der Erziehung seines entarteten Volkes widmen und durch Bildung eine neue Zukunft über Griechenland herbeiführen. Dieser Plan kann aber nicht zur Ausführung gebracht werden, denn ein Krieg zwischen den Russen und Türken entspinnt sich, den Griechen wird die Freiheit versprochen, wenn sie sich an der Vertreibung der Türken betheiligen, und da ist denn kein Zweifel: Hyperion zieht in den Kampf für's Vaterland. Die frohe Hoffnung, sein Vaterland zu einem Freistaate zu machen und dann die neue Welt zu bauen, sieht der junge Held jedoch bald wieder zerstieben, denn er gewinnt die Ueberzeugung, daß seine Kampfgenossen nicht reif für seine Pläne sind. Bitter enttäuscht legt er die Waffen nieder und will sich jetzt in einem heiligen Thale der Alpen oder Pyrenäen niederlassen, um mit Diotima ein arkadisches Leben zu führen. Diese stirbt jedoch, und Hyperion flüchtet sich nun an den Busen der Natur; er wird Einsiedler und ist fortan nur erfüllt von der verzehrenden Sehnsucht, „Eins zu sein mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren in's All der Natur." Zu diesem Schlusse hatte es kommen müssen, denn auch im Leben Hölderlin's war der Sonnenschein mittlerweile wieder gewichen; seine aussichtslose Liebe zu Frau Gontard hatte ihn schließlich wieder von Frankfurt fortgetrieben, er hatte bei seinem Freunde Sinclair in Homburg Zuflucht gesucht und gefunden, sich eine kurze Zeit mit der Idee getragen, in das politische Leben einzutreten, war aber bald wieder vor „all' der Lumperei", auf die er dort allerwärts gestoßen, zurückgewichen und hatte dann seinen Roman in der oben angegebenen Weise, wobei er auch noch gegen den Schluß hin seinem Unmuthe über die Deutschen, „die Barbaren von Alters her", Luft gemacht, zu Ende geführt.*) Befriedigt war er davon keineswegs; er fühlte viel-

*) Das Werk erschien unter dem Titel „Hyperion oder der Eremit in Griechenland" in 2 Bänden 1797 und 1799.

mehr sehr wohl, daß er bei allen Anläufen niemals über die ersten tastenden Schritte hinweggekommen, daß er trotz seines reichen Talentes nicht die Kraft hatte entwickeln können, um ein harmonisches Kunstwerk zu schaffen. Tief verstimmt kehrte er nach Nürtingen zurück und überließ sich dort ganz fessellos der Schwermuth. Viele kleine Gedichte, welche in dieser Zeit entstanden, geben in rührender Weise von diesem Gemüthszustande beredtes Zeugniß. Bald litt es ihn aber auch daheim nicht mehr, er ging an den Bodensee und von dort (Ende 1801) nach Bordeaux, wo er eine Hauslehrerstelle bei dem Hamburger Consul annahm. Die milde Luft Süd-Frankreichs scheint ihm anfangs wohlgethan zu haben, er wird wieder etwas lebensfroher, doch nur für kurze Zeit, dann packt ihn die alte Schwermuth nur um so fester, er läßt viele Monate nichts von sich hören und erscheint schließlich plötzlich im Juli 1802 wieder in der Heimath, zerlumpt wie ein Bettler und alle Zeichen des vollständigen Irrsinns an sich tragend. Den langen Weg von Bordeaux nach Nürtingen hatte er ohne alle Mittel zu Fuß zurückgelegt. Man hat später angenommen, die Kunde von dem Tode seiner „Diotima", der am 22. Juni 1802 erfolgte, sei zu ihm gedrungen und habe dann seinen Geist völlig umnachtet; das ist möglich, aber auch ohne eine solche Gemüthserschütterung wäre er unrettbar seinem Schicksal verfallen. Er war ein Mensch, der unter den Verhältnissen, die ihn umgaben, nicht existiren konnte, der von einem nie ruhenden Ehrgeize gepeinigt wurde und doch nicht die Kraft besaß, sein Gemüth zu beherrschen und wie Schiller sich über den Jammer der Zeit zu erheben. — Liebevolle Pflege im Vaterhause scheuchte zwar auf kurze Zeit den Irrsinn wieder etwas zurück, bald aber brach auf's Neue die Nacht herein und alle Heilversuche mißlangen. Der zermarterte Geist war unrettbar verloren. Der Unglückliche wurde darauf einem wackeren Tischlermeister in Tübingen in Pflege gegeben, lebte noch bis in sein 74. Jahr hinein, körperlich immer gesund, und starb am 7. Juni 1843.

Von seinem hohen Ziele, das er sich gesteckt hatte, ist Hölderlin, wie wir gesehen haben, weit entfernt geblieben, dennoch nimmt er den hervorragendsten Platz unter den Epigonen ein, hauptsächlich, weil er in seinen Gedichten das antike Versmaß mit einer Meisterschaft handhabte, die heute noch nicht übertroffen worden ist. Noch jetzt können Gedichte wie dasjenige, welches wir unten mittheilen, als Muster dienen; wir besitzen nur noch Weniges, was von einem solchen Wohllaute, von einer solchen Formenschönheit und dabei so tief gemüthvoll, so gedankenreich ist, wie dieser rührende Gruß an das heimathliche Thal.

Die Heimath.

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter so viel, wie Leid geerntet.

Ihr theuern Ufern, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

*) Seine gesammelten Gedichte erschienen erst 1826, herausgeg. v. Uhland und Schwab.

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimath

Verehrte sichere Grenzen, der Mutter Haus,
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß' ich bald und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr Treugeblieb'nen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dies heilet so bald mir nicht,
Dies singt kein Wiegengesang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

Die Wehmuth, welche den Grundton aller Hölderlin'schen Gedichte bildet, ist auch in den Gedichten von Matthisson, Tiedge und Eberhardt vorherrschend, aber es fehlt hier die tiefere Wahrheit der Gefühle; nicht selten werden diese Dichter daher sentimental, ja sie sinken bisweilen sogar bis zur Weinerlichkeit herab.

Die meiste Popularität errang **Friedrich Matthisson**. Er wurde am 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren, studirte in Halle Theologie und Philologie, wurde dann Hofmeister eines liefländischen Grafen, mit dem er verschiedene größere Reisen machte, lebte von 1788 bis 1794, zum großen Theil als Erzieher thätig, am Genfer See, kehrte hierauf in die Heimath zurück, wurde Lector und Reisegefährte der Fürstin von Anhalt-Dessau, besuchte mit ihr die Schweiz und Italien, trat sodann 1812 als Geh. Legationsrath und Hoftheater-Intendant in die Dienste des Königs von Württemberg, bis er sich schließlich 1824 nach Wörlitz bei Dessau zurückzog, wo er am 12. Dezember 1831 starb. Er besaß ein großes Geschick, Landschaftsschilderungen zu entwerfen und dabei in schöner Sprache oft außerordentlich anschaulich zu sein. Offenbar hatte er sich an Schiller, besonders an dessen „Spaziergang" gebildet, suchte sich dann aber auf eigene Füße zu stellen und durch schöne klingende Reime das zu ersetzen, was ihm an Gedankenreichthum abging. Allgemein bekannt sind sein anmuthiges Gemälde „Abendlandschaft" („Goldner Schein deckt den Hain" rc.) und seine stimmungsvolle „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses" („Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier" rc.) geworden, ja beide Gedichte werden noch heute so viel gelesen und in Schulen declamirt, daß wir hier von dem Abdruck derselben absehen können. In seinen übrigen Gedichten ermüdet er meist durch zu große Einförmigkeit und eine weichliche Sentimentalität.

Christoph August Tiedge ist heute bereits so ziemlich vergessen, obgleich zu seiner Zeit seine Gedichte außerordentlich viel gelesen wurden und seine „Urania" an die zwanzig Auflagen erlebte. Er wurde am 13. Dezember 1752 zu Gardelegen in der Altmark geboren, machte eine sehr trübe Jugend durch, studirte unter vielen Entbehrungen in Halle Jurisprudenz und brachte es endlich 1781 zu einer Hauslehrerstelle bei einem Herrn von Arnstedt in Ellrich, wo er den Dichter Göckingk und Elisa von der Recke kennen lernte. Später erwarb er sich auch die Freundschaft Gleim's, der ihn in seinen literarischen Bestrebungen unterstützte und auch 1788 auf einige Zeit in sein Haus aufnahm. Das Glück wollte ihm aber trotz alledem nicht günstig werden, er hatte mit Sorgen und Noth zu kämpfen, bis ihn 1802 Elisa von der Recke zu ihrem Reisebegleiter wählte, mit ihm eine

Fahrt nach Italien unternahm und ihn dann zu ihrem Freunde erhob. Er lebte nun fortan sorgenfrei und allgemein verehrt im Hause der Gräfin und erfreute sich auch noch nach dem 1833 erfolgten Heimgange derselben einer gesicherten Existenz bis zu seinem am 8. März 1841 erfolgten Tode. Von seinen Gedichten machten die „Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf" und „Der Kosak und sein Mädchen" (siehe unten) das meiste Glück. Die Elegie besitzt viel Wohllaut, auch manches hübsche Bild, aber es fehlt ihr die tiefere Begeisterung. Der Dichter malt mit Vorliebe das Schauerliche aus, hält sich dabei aber immer nur in einem engen Gesichtskreise, eröffnet nicht einmal am Schlusse eine weitere Perspective. Das Gedicht „Der Kosak und sein Mädchen" erinnert zwar an Schiller's „Hektor's Abschied", bleibt aber doch so selbstständig, daß es nicht zu einer Nachahmung herabsinkt. Es wurde schnell sehr populär, mehrfach componirt und mehrere Jahrzehnte hindurch in ganz Deutschland gesungen. Das größere Lehrgedicht „Urania", welches zuerst 1801 erschien, verbreitet sich über Gott, Unsterblichkeit, Wahrheit, Tugend und Freiheit. Das Werk ist offenbar fast ausschließlich aus dem Studium Schillers hervorgegangen, wird von der Weltanschauung getragen, welche Schiller in den „Künstlern", den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes" zc. documentirte, kommt aber nie über das schlicht Gemüthliche hinaus, nimmt niemals auch nur einen Ansatz zu einem Schiller'schen Gedankenfluge. Es paßte daher auch ganz ausgezeichnet für die ersten drei Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, die Zeit der bleiernen Reaction; als aber von 1830 ab wieder eine lebhaftere Bewegung in die Geister kam, mußte das Buch, trotz seiner schönen reinen Verse, bald aus den Händen des Publikums verschwinden.

Der Kosak und sein Mädchen.

Olis.

Schöne Minka, ich muß scheiden! —
Ach! Du fühlest nicht die Leiden,
Fern auf freudelosen Haiden,
Fern zu sein von dir!
Finster wird der Tag mir scheinen,
Einsam werd' ich stehn und weinen,
Auf den Bergen, in den Hainen
Ruf ich, Minka, dir!

Nie werd' ich von dir mich wenden!
Mit den Lippen, mit den Händen
Werd' ich Grüße zu dir senden
Von entfernten Höhn!
Mancher Mond wird noch vergehen,
Ehe wir uns wiedersehen —
Ach! vernimm mein letztes Flehen:
Bleib mir treu und schön!

Minka.

Du, mein Olis, mich verlassen?
Meine Wange wird erblassen,
Alle Freuden werd' ich hassen,
Die sich freundlich nahn!
Ach! den Nächten und den Tagen
Werd' ich meinen Kummer klagen,
Alle Lüfte werd ich fragen,
Ob sie Olis sahn!

Tief verstummen meine Lieder,
Meine Augen schlag' ich nieder:
Aber — seh' ich einst dich wieder —
Dann wird's anders sein!
Ob auch all' die frischen Farben
Deiner Jugendblüthe starben:
Ja, mit Wunden und mit Narben
Bist du, Süßer, mein!

Christian August Gottlob Eberhard, ein Freund Tiedge's, geboren am 12. Januar 1769 zu Belzig und, nachdem er sich wacker durch's Leben gearbeitet

am 13. Mai 1845 zu Dresden gestorben, hielt sich zwar etwas freier von Sentimentalität, blieb dafür aber auch um so flacher und hausbackener, bis es ihm endlich noch in seinen späteren Jahren gelang, ein Idyll zu schaffen, das, wenn auch direkt nach Goethe's „Hermann und Dorothea" gearbeitet, zu dem besten gehört, was wir in dieser Gattung besitzen, nämlich „Hannchen und die Küchlein", zuerst 1822 erschienen. Aus den vielen Novellen, Romanen und Gedichten Eberhard's ragt dieses Idyll wie eine schöne, schlanke Jungfrau aus einem Volke von Zwergen hervor, geschmückt mit Reizen, die heute noch entzücken. Das Muster erreicht das Gedicht freilich bei weitem nicht, es hält sich nur innerhalb der Schilderung eines bescheidenen Familienlebens und der aufkeimenden Neigung eines holden Mädchens, ohne je einen Blick über den traulichen Pfarrgarten hinaus in die Welt thun zu lassen; aber innerhalb dieser engen Grenzen bietet es ein überaus anziehendes Bild deutscher Liebe und deutschen Glücks.

Schließlich sei bei den Matthisson, Tiedge und Eberhard auch noch **Siegfried August Mahlmann** (geb. am 13. März 1771 zu Leipzig, gest. daselbst am 16. Dezember 1826), ein Dichter, der sich immer bestrebte, natürlich und klar zu bleiben und in seinem „Vater unser" („Du hast Deine Säulen Dir aufgebaut" rc.) viel Schwung und Wohllaut entfaltete, **Karl Lappe** (geb. am 24. April 1773 zu Wusterhausen bei Wolgast, gest. am 28. Oktober 1843 in Stralsund), der sich durch sein freundliches Lied „So oder so" („Nord oder Süd! Wenn nur im warmen Busen" rc.) in weiteren Kreisen bekannt machte, **Karl Philipp Conz** (geb. am 28. Oktober 1762 zu Lorch in Württemberg, gest. am 20. Juni 1827 zu Tübingen), ein Freund Hölderlin's, der witzige und fruchtbare Epigrammendichter **Johann Christoph Friedrich Haug** (geb. am 19. (9.) März 1761 zu Niederstotzingen in Württemberg, gest. am 30. Januar 1829 zu Stuttgart), und endlich auch noch **Heinrich Zschokke** (geb. am 22. März 1771 zu Magdeburg, gest. am 27. Juni 1848 zu Aarau) erwähnt, dessen seiner Zeit viel gelesene, volksthümliche und aufklärende Novellen zwar ohne poetischen Reiz, ja nicht selten äußerst nüchtern, aber doch von der Humanität, welche die Klassiker lehrten, durchdrungen sind.

Von demselben Wunsche wie Zschokke, volksthümliche Dichtungen zu schaffen, war auch **Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör** (geb. am 2. November 1772 zu Langh bei Stuhlweißenburg in Ungarn, von 1827 ab Erzbischof von Erlau, gest. am 5. Dezember 1847 zu Wien) beseelt, da er aber erheblich mehr Talent besaß, als jener Novellist, so setzte er sich auf höhere Ziele. Er machte es sich zur Aufgabe, wieder ein lebhafteres Interesse für das historische Epos zu erwecken und ging dabei von der Ansicht aus, daß dies nur möglich sei, wenn wieder das Ueberirdische in diesen Dichtungen eine so bedeutende Rolle spiele, wie in den Epen Homer's. Doch nicht der Götterkreis Griechenlands sei wieder hervorzuholen, auch nicht der Engels- und Teufelsspuk Milton's und Klopstock's, sondern die Seelen der Verstorbenen seien als berathende und warnende Geister einzuführen. Die Richtigkeit seiner Ansicht suchte er durch seine Epen „Tunisias" und „Rudolf von Habsburg" zu beweisen: in dem ersteren, in welchem er den

Zug Karls V. nach Tunis schildert, melden sich die Geister von Hannibal, Cäsar, Alexander dem Großen, Rudolf von Habsburg und selbst Mahomed, in dem letzteren neben verschiedenen anderen besonders der Geist der Böhmenkönigin Drahomira; allein der Versuch mußte, trotz des musterhaften Aufbaues der Handlung und der tadellosen Hexameter, als ein mißglückter betrachtet werden. Unser Volksglaube weiß nichts davon, daß unsere Verstorbenen sich um unsere Handlungen, Pläne und Wünsche kümmern, wie etwa die Götter Griechenlands um das Thun und Lassen der Griechen; es mußte befremdend wirken, daß sich z. B. Rudolf von Habsburg um Karl V. sorgte, ferner brachte das viele Auftreten der Geister bei den meisten Lesern nur Unbehagen hervor — die Epen sind daher nicht populär geworden und wären wohl längst vollständig vergessen, hätte sich nicht die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung ihrer so warm angenommen. Weit glücklicher war der Dichter in seinen „Liedern der Sehnsucht nach den Alpen," in denen er manchen tiefen Herzenston anschlug.

Wenden wir uns nun noch den Dramatikern der Epigonen zu, so tritt uns zuerst der Oesterreicher **Heinrich Joseph von Collin** entgegen. Er wurde am 26. Dezember 1772 zu Wien geboren, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt die Rechtswissenschaft, trat 1795 als Praktikant bei der Hofkanzlei in den Staatsdienst, zeichnete sich sehr bald durch Umsicht und reiche Fachkenntnisse aus, versah in den wirren, ernsten Zeiten wichtige Amtsgeschäfte, wurde 1809 Hofrath und Finanz-Referent, machte als Landwehroffizier den Feldzug von 1809 mit, trat dann wieder in den Staatsdienst, muthete sich hier aber so übermäßige Anstrengungen zu, daß er ein Nervenfieber bekam, dem er am 28. Juli 1811 erlag.*) Collin ist eine durchweg edle Natur. Nachdem er sich von den Iffland-Kotzebue'schen Anschauungen, in denen er in seiner Jugend befangen gewesen, freigemacht und an Lessing's „Hamburgischer Dramaturgie" gebildet hatte, wandte er sich besonders Schiller zu, dessen „Genius er sich mit unbedingter Ehrfurcht hingab." Zugleich studirte er aber auch die griechischen und römischen Klassiker, und mit besonderer Gründlichkeit die Lehre des Aristoteles, daß „Furcht und Mitleid" die Grundelemente der echten tragischen Erschütterung seien. Leider vermochte er dann nicht, sich über die Ansichten des griechischen Dramatikers zu erheben, sondern blieb in einem starren Classicismus stecken, mit dem er nicht zu den lichten Höhen Schillers emporsteigen konnte. Seine Stoffe wählte er sämmtlich aus der alten Geschichte, doch stets mit der Absicht, die Mitwelt durch die Thaten seiner Helden, die stets edle Patrioten sind, für Patriotismus und Heroismus zu begeistern. „Wo Alles zu reißen droht," sagt er einmal, „ist es nöthig, das Band fest zu halten, welches die Schriftsteller aller deutschen Nationen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, zur Belebung des Nationalgeistes, zur Entflammung für alles Große, Schöne und Gute verbinden soll." Er verfuhr jedoch dabei zu einseitig; in seinem „Regulus", seinem ersten und auch zugleich bedeutendsten Drama, ließ er es an

*) Vergl. Laban, Heinrich Joseph Collin, ein Beitrag z. Gesch. d. neu. deutsch. Lit. in Oesterreich. Wien 1879.

einer ausgiebigen Fabel und an Mannigfaltigkeit in den Conflikten sehr erheblich fehlen, nur der Heroismus ist einzig und allein der Gipfelpunkt, nach welchem Alles hindrängt; immer variirt er nur seinen Lieblingssatz: „Tod ist Pflicht, wenn er dem Staate frommt". In Folge dessen mußte das Stück an einer ermüdenden Eintönigkeit leiden, an einer Dürftigkeit, für die die edle Gesinnung allein nicht entschädigen konnte. Trotzdem gefiel das Stück in Wien bei seiner ersten Aufführung 1801 ganz außerordentlich, man sah in Collin hoffnungsfreudig einen Dramatiker, der es nun den großen Dichtern „draußen im Reich" gleich thun werde und posaunte sein Lob in alle Winde aus. Bei den dann folgenden Aufführungen in Berlin, Stuttgart 2c. bestand jedoch das Stück die Feuerprobe nicht, und eben so erging es den weiteren Dramen des Dichters, „Coriolan", „Polyxena" und „Balboa", die an denselben Fehlern leiden. Hätte Collin in der Atmosphäre Schillers gelebt, hätte er dessen Meisterwerke, besonders den „Tell", früher kennen gelernt, so würde er gewiß Bedeutenderes geleistet haben, so aber stand er fern ab vom Brennpunkt des geistigen Lebens Deutschlands und kam, da er der helfenden Hand nicht entrathen konnte, nicht über die ersten Versuche hinaus.

Ganz so erging es auch seinem Bruder **Matthäus von Collin** (1779—1824), der außerdem noch weit geringer begabt war.

Gerade das stricte Gegentheil von Heinrich von Collin ist derjenige Dichter, welcher zur selben Zeit in Norddeutschland auftrat und dort sich alsbald sämmtliche Bühnen eroberte: **August Klingemann**. Er wurde am 31. August 1777 zu Braunschweig geboren, studirte in Jena die Rechte und begann bald nach der Rückkehr in seine Vaterstadt eine Reihe von Dramen zu schreiben, bei denen er sich direct an Schiller anlehnte, den Schiller'schen Glanz und Schwung geschickt nachahmte und sich auch als ein Meister der dramatischen Kunst erwies. Schade nur, daß immer der tiefere poetische Gehalt mangelte. Danach fragte aber das große Publikum jener Zeit wenig, es wollte lebhafte Handlungen, schöne Scenen, und diese bot Klingemann in seinem „Martin Luther", „Cromwell", „Columbus", „Moses" 2c. in reichem Maße und erntete allerwärts reichen Beifall. Später verfaßte er auch noch einen „Faust", bei dem er auf einer älteren Vorstellung, gemäß deren Faust gezwungen ist, gewisse Todsünden zu verrichten, seine Gattin um der schönen Helena willen zu vergiften und seinen alten blinden Vater zu ermorden, fußt. Das Ganze war, wenn auch ohne höheren Flug, so doch äußerst effectvoll und bühnengerecht, so daß Klingemann ohne Uebertreibung an den damaligen Theaterdirector Schmidt in Hamburg schreiben konnte: „Mein „Faust" gefällt überall trotz seiner Furchtbarkeit. Ein Mensch, den schließlich der Teufel holt, kann sich nicht mit Kleinigkeiten abgeben, wie Franz Moor sagt, und das Publikum muß auch im Schauder sich noch dabei freuen, wenn es der Dichter sonst recht angefangen hat." Die Beliebtheit des Dichters wuchs dadurch so, daß die große Mehrzahl des Publikums mehrere Jahrzehnte hindurch Schiller und Klingemann in einem Athem nannte. In den zwanziger Jahren wurde Klingemann artistischer Leiter des Braunschweigischen Hoftheaters und erwarb sich dabei, wenn auch auf höchst drollige Weise, das Verdienst, Goethe's „Faust", den

man bisher für unaufführbar gehalten, zuerst auf die deutsche Bühne gebracht zu haben. Bei einer Aufführung von Klingemann's „Faust" nämlich neckte der damals regierende Herzog Karl von Braunschweig den Verfasser, warum er den Goethe'schen „Faust" nicht aufführen lasse, er fürchte wohl, daß dadurch der seinige verdunkelt werde? Klingemann erwiderte, daß er sein Gedicht nicht im entferntesten dem Goethe'schen Gedichte vergleiche, daß dies aber nicht für die Bühne gedacht, also nicht wohl aufzuführen sei. Der Herzog ermüdete jedoch nicht, versicherte vielmehr beim nächsten Zusammentreffen: er habe sich das Stück darauf angesehen, es sei ganz gut aufzuführen, sei in Scenen abgetheilt und die Personen sprächen mit einander, wie in allen anderen Stücken. Darauf nahm Klingemann verzweiflungsvoll Goethe's „Faust" her, strich zusammen und vertheilte die Rollen — im Innersten seines Herzens überzeugt, das Stück müsse, seiner mangelnden Bühnengerechtigkeit wegen, abgelehnt werden, dann aber werde der Herzog ad absurdum geführt und sein „Faust" wieder der Matador des Tages sein. Aber es kam anders: Goethe's Dichtung gefiel, und zwar so entschieden, daß bald eine Bühne nach der andern sie aufführte. Klingemann hatte also durch sein dramaturgisches Experiment wider Willen eine „rettende Kunstthat" begangen, deren intellectueller Urheber eigentlich der tolle Herzog Karl von Braunschweig war. Diese literarisch so wichtige erste Aufführung des Goethe'schen „Faust" fand am 19. Januar 1829 statt,*) sie bildet gleichsam den Schlußstein in Klingemann's arbeitsreichem Leben, denn zwei Jahre später, am 25. Januar 1831 starb der rastlos thätige Mann mitten in neuen Plänen und Inscenirungen Seine vielen Stücke waren dem deutschen Theater mehrere Jahrzehnte hindurch das tägliche Brot und dem großen Publikum in der dürren Zeit der Reaction, der Periode des geistigen Hungers, eine gesunde Hausmannskost. Der Name Klingemanns muß daher mit Ehren genannt werden und nicht, wie es jetzt öfter geschieht, mit einem spöttischen Lächeln.

Eine ähnliche Stellung wie Klingemann würde mit der Zeit wahrscheinlich auch Körner eingenommen haben, hätte nicht vorzeitig eine feindliche Kugel seinem Leben ein Ende gemacht.

Karl Theodor Körner war der Sohn des bekannten Freundes Schillers, des Oberappellationsgerichtsrathes Christian Gottfried Körner. Er wurde am 23. September 1791 zu Dresden geboren, erhielt eine vorzügliche Erziehung, bezog 1808 die Bergakademie zu Freiberg, um unter dem berühmten Geologen Werner sich dem Studium des Bergbau's zu widmen, ging sodann 1810 nach Leipzig, um sich juristische und 1811 nach Berlin, um sich geschichtliche Kenntnisse anzueignen, erkrankte hier aber bedenklich und mußte seine Studien abbrechen. Nach einer längeren Kur in Karlsbad wandte er sich darauf nach Wien, wo er anregenden Umgang mit Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schlegel genoß und alsbald auch seine ersten dramatischen Versuche machte. Diese bestanden

*) Siehe „Denkwürdigkeiten des Schauspielers Dr. Friedrich Ludwig Schmidt". Hamb. 1875, Band 1, S. 181.

in kleinen Lustspielen und Possen („der grüne Domino," „die Braut," „der Nachtwächter" ꝛc.), welche sich zwar weder durch Erfindung noch durch besonders geistreichen Witz auszeichneten, aber durch einen warmen Ton, der ansprach. Der Dichter fühlte sich daher ermuntert und that rasch entschlossen den weiteren Schritt zur Tragödie; schnell nacheinander schrieb er die fünfaktigen Dramen „Zriny" und „Rosamunde." Beide Stücke sind keine Meisterwerke, sie zeigen in jeder Scene, wie sich der Dichter eng an Schiller anlehnt, aber sie beweisen doch, daß der Verfasser neben dem geborgten Pathos auch eigene Leidenschaft genug besitzt, um sich später einmal auf eigene Füße stellen zu können. Recht deutlich ist dies aus dem Monolog des Zriny (5. Aufzug 2. Auftritt) ersichtlich, den wir daher hier mittheilen.

Zriny.

So ständ' ich denn im letzten Glüh'n des Lebens;
Die nächste Stunde bringt mir Nacht und Tod.
So ständ' ich denn am Ziele meines Strebens,
Stolz auf die Blüthen, die das Glück mir bot!
Ich fühl' es klar, ich kämpfte nicht vergebens,
Durch Todesnacht bricht ew'ges Morgenroth,
Und muß ich hier mit meinem Blute zahlen,
Ein Gott vergilt mit seines Lichtes Strahlen!

Ich folgte unbewußt dem dunkeln Drange,
Der mit des Jünglings frühster That erwacht,
Von edlem Feuer lodert mir die Wange,
Der Sturm der Weihe hat es angefacht.
So waffn' ich mich zu meinem letzten Gange,
Und was mein kühnster Traum sich nicht gedacht:
Um aller Kronen schönste darf ich werben,
Darf für mein Volk und meinen Glauben sterben.

Die Stimme des Jahrhunderts wird verhallen
Und das Geschlecht versinken, das mich kennt;
Doch Enkel werden zu den Trümmern wallen,
Wo dankbar dann mich manche Lippe nennt.
Wer muthig für sein Vaterland gefallen,
Der baut sich selbst ein ewig Monument
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.

Was thaten sie, die wir im Lied vergöttern,
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?
Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswettern
Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht:
Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern,
Doch einen Heldenwillen beugt es nicht!
Gemächlich mag der Wurm im Staube liegen:
Ein edles Herz muß kämpfen und wird siegen!

Beide Dramen gefielen dem Wiener Publikum ganz außerordentlich, Körner wurde zum kaiserlichen Theaterdichter ernannt, verlobte sich mit der liebreizenden Schauspielerin Toni Adamberger und sah einer sonnigen Zukunft entgegen: da erschien der Aufruf des Königs von Preußen „An mein Volk". Endlich hatte Friedrich Wilhelm III. dem Drängen der Patrioten nachgegeben und zu einem letzten verzweifelten Kampfe gegen den Corsen seine Zustimmung ertheilt. Das ganze nur irgend waffenfähige Volk stand auf, seinen Arm dem Vaterland zu weihen und auch Körner blieb nicht zurück. „Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern?" ruft er aus; „soll ich Komödien schreiben auf dem Spott-Theater, wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen?" Am 19. März trat er bereits in Breslau in Lützow's Freischaar ein, wurde nach vier Wochen schon Lieutenant und bald darauf der Adjutant des Majors Lützow. Als solcher nahm er sodann an allen Streifzügen desselben lebhaft Theil und dichtete dabei jene herrlichen Kriegs- und Kampf-Lieder, die ihn unsterblich gemacht haben. Wir werden in dem Kapitel

„Dichter und Redner der Befreiungskriege" ausführlich auf sie zurückkommen, hier erwähnen wir nur, daß sich der Verfasser mit ihnen kraftvoll zum selbstständigen Dichter emporschwang und in hehrer Begeisterung Volkslieder edelster Art schuf. Leider sollte sich sein Mund allzu früh für immer schließen; am 26. August 1813 ereilte ihn in einem Gefechte in der Nähe bei Gadebusch in Mecklenburg eine feindliche Kugel. Von seinen Kampfgenossen wurde er alsdann in der Nähe des Dorfes Wöbbelin unter einer Eiche zur ewigen Ruhe bestattet. Sein Tod rief in ganz Deutschland die tiefste Trauer hervor; ob er jedoch die Hoffnungen, welche man auf ihn gesetzt hatte, erfüllt haben würde, wenn er nicht aus seiner Bahn gerissen worden wäre, ist zu bezweifeln. Sein Talent war nicht von der Kraft, daß es ihn hätte zur Höhe eines Schiller emportragen können; zudem wäre die Hauptperiode seines Schaffens in eine Zeit gefallen, welche als die kläglichste zu bezeichnen ist, die wir im 19. Jahrhundert zu überwinden gehabt haben, in die Zeit der Enttäuschung, der Demagogenriecherei, des bleiernen Druckes. Körner würde von der Erbärmlichkeit dieser Verhältnisse auf's Schmerzlichste ergriffen, ja er würde derselben wahrscheinlich ganz ebenso, wie ein Arndt, ein Jahn, zum Opfer gefallen und dadurch unfähig zur Hervorbringung großer Werke geworden sein. Ein herbes und doch auch gütiges Schicksal bewahrte ihn davor. —

So melancholisch klingt das Kapitel von den Epigonen aus! Allerwärts hatte sich der Einfluß der Klassiker geltend gemacht, im Norden wie im Süden, im Westen wie im fernen Osten; Lyriker, Epiker und Dramatiker hatten es versucht, den Spuren Goethes und Schillers zu folgen, aber hier waren sie, wie ein Hölderlin, verzweifelnd erlahmt, dort hatten sie, wie ein Pyrker, das wahrhaft Poetische in Künsteleien gesucht, und die Dramatiker Collin, Klingemann und Körner hatten mehr in der Form, im Aufbau der Scenen und im Rhythmus der Verse die großen Muster nachgeahmt, als es unternommen, im Geiste der Heroen weiter zu wirken. Der Grund hierzu ist nicht bei allen in unzureichendem Talente zu suchen. Verschiedene waren mit glänzenden Gaben ausgestattet, Andere, die uns dürftig erscheinen, würden sich wahrscheinlich in ganz anderer Weise entwickelt haben, hätten sie zu einem kraftvoll vorwärts strebenden Volke sprechen, hätten sie die Mission Schillers in ihrem ganzen Umfange übernehmen können. Unter den tief niederdrückenden politischen Verhältnissen, unter denen sie lebten, war ein solcher Aufflug nicht möglich.





Jean Paul

Jean Paul

und sein Nachtrab.



Bemächtigt sich unserer bereits eine trübe Melancholie, wenn wir den Kreis der Epigonen überblicken, so werden wir noch weit schmerzlicher bewegt, wenn wir nun vor Jean Paul treten, dasjenige Genie, welches vor allen Anderen berufen war, die Entwickelung unserer nationalen Literatur im Sinne Schillers energisch weiter zu fördern, sich aber bei der jammervollen Kläglichkeit der politischen Mißwirthschaft in Deutschland nicht entfalten konnte und — einem verkrüppelten Riesen gleich — verkümmerte.

Goethe und Schiller wurden, wie wir gesehen haben, durch den Nationalsinn emporgehoben, den, ohne es besonders zu wollen, Friedrich der Große geweckt hatte; durch günstige Lebensverhältnisse erlangten sodann beide Heroen schnell einen weiteren Blick und waren dadurch in den Stand gesetzt, mit aller Energie ihren Zielen zustreben zu können. Mit dem Schlusse der schlesischen Kriege trat Preußen aber wieder in sein Sonderleben zurück und in Folge dessen wucherte alsbald wieder schlimmer denn je der schmachvollste Despotismus in den kleinen Fürstenthümern, die elendeste Philisterei in dem einst so kernigen Bürgerstande empor. Goethe und Schiller flüchteten sich klagend in die antike Welt und der Gigant Jean Paul, der nun erschien, fand allerwärts hemmende Schranken, die jede freie Bewegung hinderten, jeden freien Blick versagten, und eine bedrückende Atmosphäre, die jeden tieferen Athemzug verleidete. Zu allem Unglück stellte auch noch das Schicksal seine Wiege in ein stilles Thal des einsamen Fichtelgebirges — was Wunder also, wenn der Riese verkrüppelte, wenn die mächtigen Beine, die kraftvoll hätten dahinschreiten sollen, immer nur stolperten und die wunderlichsten Sprünge machten und das Auge nur zwei Blicke lernte, den einen gerade auf zum Himmel, den andern gerade herab zur Erde. „Ich konnte nie mehr als drei Wege", sagt er daher auch selbst

in der Vorrede zu seiner Novelle „Quintus Fixlein", „glücklicher, nicht glücklich, zu werden, auskundschaften. Der erste Weg, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölk des Lebens hinauszubringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln." Also ein stetes unruhiges Hin- und Herschwanken; bald ein Schwelgen in idealen Genüssen, bald wieder ein Sich-behaglich-fühlen in wohligem Kleinleben, das ist das Schicksal Jean Paul's geworden. Einen goldenen Mittelweg, der zu großen Zielen geführt hätte, hat der Dichter nie aufgefunden, der war ihm eben unauffindbar, denn die große Kluft zwischen unserem geistigen und staatlichen Dasein konnte noch nicht überschritten, sondern nur erst überflogen werden. Daher auch seine satirische Stimmung, die ihn dann zum Humoristen macht; freilich nicht zu einem solchen wie Shakespeare oder Dickens, die stets hoch über ihren Personen stehen und dieselben lenken und commandiren wie Feldherren, sondern zu einem ganz wunderlichen, der mit den Kindern seines Geistes auf dem vertrautesten Fuße lebt, hier mit ihnen ausgelassen scherzt und lacht und dort in süßlicher Sentimentalität mit ihnen klagt und weint, aber zuletzt sehr oft nicht mehr weiß, was er mit ihnen noch weiter beginnen soll, sie stehen läßt und die Flucht ergreift. —

Jean Paul Friedrich Richter*) wurde am 21. Mai 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren, wo sein Vater, ein Theologe, damals die Stelle eines Tertius und Organisten bekleidete. Die Verhältnisse, in die der junge Weltbürger trat, waren außerordentlich bescheiden, und auch als der Vater dann nach dem zwei Meilen von Hof entfernten Jodiz und später nach Schwarzenbach an der Saale als Pfarrer versetzt wurde, verbesserte sich die Lage der Familie nur unbedeutend. Der Knabe hatte also während seiner Jugend unter Einschränkungen und Entbehrungen zu leiden; dazu kam noch eine überaus strenge, pedantische Erziehung; er mußte viele Sprüche und lateinische Wörter auswendig lernen, oft in der schönsten Sommerszeit den ganzen Tag über arbeitend im Zimmer sitzen und im Winter während des ganzen langen Abends auf der Ofenbank hocken, da in der einzigen Stube der Vater unablässig Predigten abschrieb. Sich mit andern Kindern auszuschreien und auszutoben war ihm streng untersagt. So sah er sich schon früh gezwungen, sich mit sich selbst zu beschäftigen und ein Gemüthsleben

*) Vergl. P. Nerrlich, Jean Paul u. s. Zeitgenossen. Berl. 1876, F. Förster, Denkwürdigk. a. d. Leben v. Jean Paul Friedrich Richter, 4 Bde. Münch. 1863—64, K. Th. Planck, Jean Pauls Dicht. im Lichte uns. nat. Entwickl. Berl. 1868, O. Spazier, Jean Paul, ein. biogr. Comm. zu dess. Werken, 5 Bde., Leipz. 1835, M. Carriere, Lessing, Goethe, Schiller, Jean Paul, Gießen 1862.

für sich allein zu führen. Im Jahre 1779 kam er auf das Gymnasium nach Hof, konnte dort aber nur unter den größten Entbehrungen existiren, da sein Vater alsbald starb und die Familie in arge Bedrängnisse gerieth. Trotzdem widmete er sich seinen Studien mit allem Eifer und siedelte sogar 1781 nach Leipzig über, um Theologie zu studiren. Hier aber kam alsbald die ganze bittere Noth über ihn; oft fehlte es ihm am Nöthigsten und nirgends zeigte sich ihm eine rettende Hand. Da — in seiner Verzweiflung — griff er zur Feder. Aber für welches Thema sollte sich der arme verbitterte Anfänger begeistern, welchen Schriftsteller sollte er sich zum Muster nehmen? Da blickte er um sich und die Wahl ergab sich von selbst: er schrieb Satiren und lehnte sich dabei, indem er in respektvoller Entfernung von Goethe und Schiller blieb, an die Lichtenberg, Claudius, Hippel, Rabener und an die Engländer Swift und Pope an. Die Aufsätze erschienen sodann 1783—1785 unter dem Titel „Grönländische Prozesse", waren jedoch so unbeholfen und stoffarm, daß sie beim Publikum spurlos vorübergingen und die Lage des Dichters nicht besserten. Dieser sah sich sogar gezwungen, vor seinen Gläubigern aus Leipzig zu entfliehen und wieder eine Unterkunft bei seiner armen Mutter in Hof zu suchen. Hier wagte er einen zweiten Versuch und verfaßte einen weiteren Band Satiren, der 1788 unter dem Titel „Auswahl aus des Teufels Papieren" erschien; allein auch mit diesem Buche konnte er nichts erreichen, es hatte dasselbe Schicksal wie die „Grönländischen Prozesse." Blättert man heute in den beiden Erstlingswerken, so wird man peinlich überrascht von der tiefen Verstimmung, die hier aus jeder Seite spricht. Wie mußte es in dem Herzen des jungen Dichters aussehen, wenn er so laut über seinen „Ekel an der tollen Maskerade und Harlekinade, die man Leben nennt", klagen konnte; wie mußte sein ganzes Denken von seinem Elende erfüllt sein, wenn er immer blos die Geißel der Satire schwang, ohne auch nur ein einziges Mal an seine so überreiche Schatzkammer, sein tiefes Gemüth, zu rühren! Als nach mehr denn dreißig Jahren Jean Paul diese Jugendarbeiten noch einmal durchsah und neun herausgab, war er selbst verwundert über diesen bitteren Groll und bemerkte daher entschuldigend und erklärend in der Vorrede: „Der Verfasser genoß zwar täglich während der ganzen Zeit (in der er diese Satiren schrieb) die schönsten Gegenstände des Lebens, den Herbst, den Sommer, den Frühling mit ihren Landschaften auf der Erde und im Himmel, aber er hatte nichts zu essen und anzuziehen, sondern blieb in Hof im Vogtlande blutarm und wenig geachtet."

Doch bald darauf hatte wenigstens die härteste Noth ein Ende; verschiedene Familien in Schwarzenbach erwählten ihn zum Hauslehrer ihrer Kinder und verschafften ihm dadurch eine erträglichere Existenz, bei der sich nun auch sofort die Schwingen seines Genius regten. Der wirkliche, echte Humor seines reichen Gemüthes brach durch und das köstliche Idyll „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal" entstand (1790), das dem Dichter sofort alle Herzen eroberte. Die Art und Weise, wie der Poet sich äußert, wie er den Leser erheitert, wie er ihn rührt, ist bereits ganz diejenige, die er dann auch für alle seine weiteren Schriften beibehält. Mit Meisterschaft schildert er den

guten, zufriedenen Wuz, der immer vergnügt ist, wenn's ihm auch noch so trübselig geht, der, da es kein Anderer thut, sich selbst zuruft: „Helf Dir Gott, Wuz!" wenn er niest und der schließlich in seinem Gott vergnügt sanft und selig verscheidet, so daß der Dichter von ihm sagen kann: Er genoß das Leben fröhlicher als wir Alle.

Der Erfolg dieses Idylls machte den Verfasser kühner; er suchte mit aller Macht aus dem engbegrenzten Gesichtskreise herauszukommen und studirte daher jetzt auch Goethe und Schiller, vom letzteren besonders den „Geisterseher". Darauf legte er sich einen umfangreichen Romanstoff zurecht mit philosophischen Problemen, Hofintriguen, Geheimbünden und allen möglichen Personen, die nur interessant sein konnten. Aber so sehr er sich auch abmühte, lebensvolle Bilder zu schaffen, wirkliche Menschen zu schildern, es wollte ihm nicht gelingen. Seine Intriguen sind reizlos, und selbst der Held Gustav, der als Knabe zehn Jahre lang in einer ausgemauerten Höhle erzogen wird, damit alle Ueberfeinerung, alle unnatürliche Ueberbildung von ihm fern bleibe, und der darnach von einem pädagogischen Geheimbunde zu einem Mustermenschen herausgebildet werden soll, tritt unserem Herzen nicht näher. Das fühlte auch der Dichter, je weiter er mit seiner Arbeit kam; auch die Ueberzeugung drängte sich ihm auf, daß er des Guten zu viel gethan, eine Unmasse von Fäden in einander geschlungen, die er nicht wieder werde entwirren können — und entmuthigt brach er ab. Dennoch schickte er das unvollendete Werk an den Dichter Karl Philipp Moritz in Berlin; dieser verschaffte ihm einen Verleger, und so erschien es 1792 in 2 Bänden unter dem Titel „Die unsichtbare Loge". Anfangs stutzte das Publikum, als es dieses seltsame Erzeugniß vorgesetzt bekam; bald aber gewöhnte es sich an die Formlosigkeit, an den wunderlichen Stil, es fühlte heraus, daß der Verfasser trotz alledem ein Genie sein müsse, und nun erlabte es sich an dem geistreichen Witz, den tiefen Gedanken, den prächtigen Naturschilderungen, den vielen rührenden Scenen voll Schauer und Wonne und nicht lange, so pries es laut den neuen Stern Jean Paul! Dieser Erfolg gab dem Dichter neuen Muth. Er quittirte seine Privatlehrerstelle in Schwarzenbach, siedelte wieder nach Hof über und begann ein neues Werk, den „Hesperus". In diesem nahm er das Thema der „Unsichtbaren Loge" wieder auf, suchte aber in Viktor einen klarer und bewußter nach den Idealen strebenden Helden zu schaffen, kam jedoch abermals nicht über die Absichten hinaus. Wie wäre das auch anders möglich gewesen, saß er doch immer noch in denselben kleinen Verhältnissen, wie vordem. Aber er war trotzdem nicht mehr derselbe, der er bei der Abfassung der „Unsichtbaren Loge" gewesen, er hatte sich erheblich vertieft und gebot nun noch über weit packendere Töne des Herzens, verfügte jetzt über die ganze Scala der Empfindungen, von der leisen Sprache der ersten Liebe an bis hinauf zur erschütternden Stimme der Leidenschaft. Leider hatte er aber auch seine Fehler weiter ausgebildet; sein Periodenbau war noch ungeheuerlicher geworden und die Manier, auf eingeschobenen Extrablättern weitschweifig Nebengedanken zu entwickeln, hatte so überhand genommen, daß der Leser die Klarheit oft ganz verlor. Doch das Publikum übernahm diese Unbequemlichkeiten willig,

versenkte sich mit Enthusiasmus in die Liebe Klotildens und Viktors und gab sich fessellos den Gefühlsüberschwänglichkeiten eines Emanuel hin. In kurzer Zeit wurde der „Hesperus“ der Moderoman, für den, wie ehedem für den „Werther“, ganz Deutschland schwärmte.

Der Dichter war, wie es scheint, nach diesen Arbeiten großen Stils etwas abgespannt; er wandte sich daher wieder der schlichteren Idylle zu und schrieb zunächst das „Leben des Quintus Fixlein“, eine originelle, tiefgemüthvolle Schilderung bescheidenen Familienglücks und dann „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs“, ein Buch, das dann viel gelesen wurde, weil es eine große Reihe virtuos gemalter Genrebilder enthielt, dem jedoch der falsche Satz zu Grunde liegt, daß es dem genialen Menschen erlaubt sei, sich über die Schranken, welche Sitte und Gesetz uns auferlegen, rücksichtslos hinwegzusetzen. Der geniale Siebenkäs ändert willkürlich seinen Namen, zeigt bei allen Gelegenheiten sehr laxe Begriffe von Pflicht und führt sogar schließlich mit seinem Freunde Leibgeber das Possenspiel eines Scheintodes und Scheinbegräbnisses auf, um sich seiner schlichten Frau zu entledigen und eine geistreiche Engländerin zu heirathen. Glücklicherweise blieb diese sittliche Verirrung die einzige des Dichters.

Die Beliebtheit Jean Pauls war jetzt eine so allgemeine geworden, daß dem Dichter von allen Seiten Huldigungen und aus den verschiedensten Kreisen schmeichelhafte Einladungen zu Theil wurden. Die verlockendste kam aus Weimar, von Charlotte von Kalb, und dieser leistete er mit großem Vergnügen und hohen Erwartungen Folge. Allein der Empfang befriedigte ihn nur zum Theil. Frau von Kalb, die Herder'sche Familie, Wieland, Knebel nahmen ihn zwar mit Enthusiasmus auf, aber Goethe und Schiller blieben kühl. Und das war ganz natürlich. Sie hatten sich mit bitterer Arbeit zu Ruhe und Klarheit emporgerungen und konnten daher dem aller Regeln spottenden Dichter, der in seiner Formlosigkeit sich geberdete, als wären alle ihre Bemühungen, den Sinn für Wohllaut der Sprache, für Ordnung und Harmonie zu bilden, vergeblich gewesen, keine Begeisterung entgegenbringen. Sehr bezeichnend sagt daher auch Schiller, daß ihm Jean Paul vorgekommen sei wie ein Mann, der aus dem Monde gefallen. Jean Paul fühlte sich von dieser Kühle sehr unangenehm berührt, doch suchte er sich zu trösten. „Hier weiß Jeder,“ schrieb er, „daß sie wie die Erde sind, die von Weitem im Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht, und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus bone de Paris besteht und einigem Grün, ohne Juwelen-Nimbus.“ Noch immer also fehlte ihm das Verständniß für die Bestrebungen der Heroen, noch immer war er zu kurzsichtig, um ihre Ziele zu erkennen und seine eigenen sich darnach zu stecken. Auch der Umgang mit verschiedenen geistreichen Frauen, sowie seine Besuche an den Höfen von Hildburghausen, Gotha und selbst Berlin, wo ihn die „Aphrodite auf dem Throne,“ die Königin Luise, mit besonderer Liebenswürdigkeit aufnahm, erweiterten seinen Horizont nur wenig.

Der Roman, welchen er in jener für ihn sehr bewegten Zeit schrieb, der

„Titan“ (4 Bände, Berlin 1800—1803), zeichnet sich zwar durch einen etwas glatteren Stil aus, er ist auch nicht so übermäßig vollgepackt mit Citaten, Gleichnissen und Bildern, wie die früheren — aber das ist denn auch so ziemlich der ganze Fortschritt, den der Dichter gemacht hat. Sein Thema beherrscht er hier eben so wenig, wie im „Hesperus“. Er hat die Absicht, dem Leser zu zeigen, daß ein harmonisches Leben nur dann erzielt werden kann, wenn das idealistische Denken und Empfinden sich mit dem realistischen verschmilzt, wenn der Idealist sich nicht in eine Einsiedelei zurückzieht, sondern mitten auf den lauten Markt tritt und energisch Theil nimmt an den Bestrebungen seiner Zeit. Der Held Albano, der Titan, schreibt daher auch aus Italien, wohin er sich gewandt, um den Schmerz einer unglücklichen Liebe zu überwinden, an seinen Lehrer: „Wie in Rom, im wirklichen Rom, ein Mensch nur genießen und vor dem Feuer der Kunst weich zerschmelzen könne, anstatt sich schamroth aufzumachen und nach Kräften und Thaten zu ringen, das begreife ich nicht; es giebt etwas Höheres, als die schwelgerischen Spiele des Gefühls, Thun ist Leben, darin regt sich der ganze Mensch und blüht mit allen Zweigen.“ Aber es bleibt bei der Absicht. Es wird eine Menge von Intriguen in Scene gesetzt, ein dicker Dunst von Wunderbarem und Räthselhaftem legt sich um den Kern, und schließlich, als sich die ganze verwickelte Geschichte klärt, präsentirt uns der Dichter in dem Helden einen deutschen Reichsfürsten, der sich alsbald mit einer Prinzessin vermählt und nun in der Anlegung von Musterwirthschaften seine höchsten Lebensziele sieht. Um diese schlichte Lebensaufgabe zu erfüllen, hätte Albano nicht erst brauchen ein Fürst zu werden; als solcher aber hatte er ganz andere Pflichten; in dieser höchsten Stellung lag es ihm vor allem ob, auf die Entwickelung eines gesunden Staatslebens hinzuwirken. So weit reichte jedoch der Blick Jean Paul's nicht, sein politischer Sinn hatte sich bei der Jämmerlichkeit der politischen Verhältnisse nicht derart entwickeln können, daß er nun im Stande gewesen wäre, eine Dichtung mit nationalem Geiste zu schaffen. Jean Paul hielt den „Titan“ für sein Hauptwerk, und er ist auch der abgerundetste Roman, den er geboten. Das Werk, an das er sich nun machte, „Die Flegeljahre“, ist mit den vier Bänden, die 1804 bis 1805 in Tübingen erschienen, ein Torso geblieben. Der Grundgedanke ist fast derselbe wie im „Titan“, auch hier handelt es sich darum, an den Schicksalen eines Jünglings zu zeigen, daß idealistische Lebensanschauungen nur dann zum Glück führen, wenn sie in Harmonie zu den realen Verhältnissen stehen. Ein reicher Sonderling, Van der Kabel, setzt den Helden des Romans, den blutarmen, gefühlsseligen Gottwald Harnisch, nur unter solchen Bedingungen zum Erben ein, die den Idealisten aus seinen Träumereien herausreißen und zu einem brauchbaren Menschen machen sollen. Das Werk enthält eine Fülle originellen, tief gemüthvollen Humors, viele feine Einzelschilderungen und eine Menge geistvoller Bemerkungen, bleibt auch, obgleich der gewaltige Einfluß von Goethe's „Wilhelm Meister“ nicht zu verkennen ist, durchweg selbstständig und würde gewiß auch zu einem befriedigenden Schlusse, den man bereits ahnt, gelangt sein, wenn der Verfasser nicht erlahmt wäre. Mit diesem Erlahmen kündigte sich das Sinken der schöpferischen Kraft Jean Paul's

an, der Witz verwandelt sich in Satire, die humoristischen Sprünge werden zu Burlesken und dabei treten lange Ruhepausen in dem bisher ununterbrochenen Schaffen ein. Glücklicherweise ist der Dichter bereits in der günstigen Lage, daß er nicht mehr schreiben muß, um sich sein Brot zu verdienen, er lebt in Bayreuth in behaglichen Verhältnissen und glücklicher Ehe mit Karoline, der Tochter des geheimen Tribunalsrathes Mayer zu Berlin, und versenkt sich daher nur in poetisches Schaffen, wenn er sich genügend angeregt fühlt. Aber auch in diesen Stunden entstehen nur Werke von geringer Bedeutung, „Katzenberger's Badereise" (3 Bände, Heidelberg 1809), eine tolle Posse, und „Der Komet oder Nicolaus Marggraf" (3 Bände, Berlin 1820—22), eine Don-Quixotiade voll der ungeheuerlichsten Phantastereien. Werthvoller sind dagegen die philosophischen Studien „Vorschule der Aesthetik" (Hamburg 1804) und „Levana oder Erziehungslehre" (Braunschweig 1807), die viele geistvolle Bemerkungen enthalten und von unseren späteren Philosophen sorgfältig benutzt worden sind. Wahrhaft wohlthuend berühren uns aber die politischen Schriften, welche der Dichter in jener Zeit hinaussandte in das bedrückte und bekümmerte Deutschland, Mahnrufe und Trostesworte, die uns zeigen, wie mächtig sich sofort das Vaterlandsgefühl in ihm regte, so bald es nur geweckt wurde. Zuerst wandte er sich in seinen „Dämmerungen für Deutschland", die 1809, und in seinen „Politischen Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche", die 1810 bis 1812 erschienen, gegen den Corsen, gegen die feigen preußischen Festungskommandanten, die ohne jeden Versuch der Gegenwehr dem Feinde die Thore öffneten, und gegen alle die Erbärmlichen, die sich in devotester Ergebenheit vor dem Eroberer bückten. Und als dann die Fesseln der Fremdherrschaft durch das Volk, das mannhaft sich erhoben, gebrochen worden waren, die deutschen Fürsten wieder auf ihren Thronen saßen, aber nun vergaßen, was sie einst gelobt, da erhob Jean Paul abermals furchtlos seine Stimme und forderte laut in seiner „Friedenspredigt" die Einlösung des Versprechens. „Bedenkt, Ihr Fürsten", rief er, „daß die Völker Euch gegen den allmächtigen Prätendenten Europa's vielleicht treuer geblieben sind, als Ihr ihnen gegen ihn, und daß sie dies zu einer Zeit gethan, wo er Euern Thron zu Treppen, ja Treppengeländern des seinigen machte. Dieses Volk that das Höchste für Euch, nämlich nicht blos den ersten Feldzug nach Paris, sondern auch den zweiten. Nichts wiederholt sich schwerer, als die Begeisterung; aber doch wiederholte das Volk sie und zwar mitten im Glauben, daß ihm die zweite Begeisterung und Opferung wäre zu ersparen gewesen. Wenn Ihr nun, Ihr Fürsten, dieses harmlose, rachlose, nie heuchlerische, nie meuterische Volk zu würdigen versteht, wenn Ihr den seit Tacitus Zeiten bestehenden Tugendbund eines zu keinem Lasterbunde fähigen Volkes anerkennt, aus welchem das Zwillingsgestirn eines Fürstenbundes und später einer Völkerschlacht aufgegangen: wem werdet Ihr vertrauen, dem mehr als tausendjährigen, oder dem Schmalzischen geheimen Rath?" Und an anderer Stelle trat er für die Weckung und Erhaltung des patriotischen Gemeinsinnes ein. „Es giebt Wendezeiten der politischen Witterung", schrieb er, „Entscheidpunkte für Staaten, diese Zeiten halte man heilig. Eine solche Zeit stand sonnen-

warm über Griechenland nach dem Siege über Xerxes, eine solche Zeit arbeitet jetzt in Deutschland nach dem Siege über den neuesten Xerxes. Wir sind der bitteren Vergangenheit los, aber der fruchttragenden reifen Zukunft noch nicht Herr. Im Volk muß daher öffentlicher Geist, großer Gemeinsinn erst gebildet werden, und zwar dadurch, daß man ihn befriedigt. Nur der Landtag, — sage: der Landtag — kann das Volk zu Gemeinsinn erhöhen."

Jeden Patrioten müssen diese Worte, die um so mehr in's Gewicht fallen, weil sie furchtlos zu einer Zeit hinausgerufen wurden, als die Demagogenriecherei (von der wir später noch ausführlicher zu sprechen haben werden) selbst den Edelsten der Nation verderblich wurde, noch heute mit Freude erfüllen — aber auch zugleich mit schmerzlicher Trauer. Wie ganz anders würde sich dieser Dichter entwickelt haben, hätte sein Vaterlandsgefühl schon in seiner Jugend Nahrung gefunden, wäre der aufstrebende Jüngling dann in ein kräftig pulsendes nationales Leben eingetreten und hätte der heranreifende Mann sich für die heiligsten Güter seines Volkes begeistern können! Eine gütige Natur hatte ihn verschwenderisch mit allen Gaben ausgestattet, vermöge deren er sich unter diesen Umständen zu einem nationalen Dichter von eminentester Bedeutung hätte emporschwingen können. So aber verkümmerte er, trotz alles energischen Fleißes, trotz alles eifrigen Bücherlesens, womit er sich die mangelnde Welt- und Menschenkenntniß erwerben wollte, in jämmerlichem, jedes großen Zuges entbehrenden Kleinleben, ohne auch nur ein einziges großes harmonisches Kunstwerk zu schaffen. Als dann der Degen Napoleons die blinden Fenster des morschen deutschen Reichsgebäudes zerschlug und eine neue belebende Luft in alle die dumpfen Stuben und Kammern drang, da hob sich auch die Brust Jean Paul's zu tieferen Athemzügen und sein Blick schweifte über die Enge seiner nächsten Umgebung hinaus, ja er erhob sogar seine Stimme für die Sache des Vaterlandes, allein was er in seiner wunderlichen Manier, in seiner geschraubten Redeweise sprach, konnte nicht zünden wie die Feuerworte eines Fichte, so gut es auch gemeint war, von so edler Gesinnung es auch zeugte. Und ganz und voll in die neue Zeit einzutreten, seine geliebten Zettelkästen, seine Bilder und Gleichnisse aus allen drei Reichen der Natur von sich zu werfen, eine natürliche Sprache anzunehmen, sich aus seiner gebückten Stellung hoch aufzurichten — dazu war er bereits zu alt. So sank er wieder zurück in seine philiströse Kleinbürgerlichkeit. Er, der einst berufen war, der Bannerträger der modernen deutschen Dichtung zu werden, blieb bis zu seinem am 14. Februar 1825 erfolgten Tode der zusammengehockte Sonderling mit dem Kindergemüth, den das neue Geschlecht alsbald gar nicht mehr verstand und über den es früher noch, als er es verdiente, zur Tagesordnung überging.

Direkte Nachahmer hat Jean Paul nicht gehabt, für Copisten war er zu originell; wohl aber dürfen wir von einer Art Nachtrab reden, der so ungefähr die Wege des großen Humoristen wandelte. In der nächsten Nähe des Dichters hielt sich **Ludwig Börne**, der unter einem ähnlichen Drucke, wie Jean Paul, sich emporrang, jedoch früh schon einen freien Blick bekam und darum zu größerer Klarheit gelangte. Er wurde am 18. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von

jüdischen Eltern geboren und hieß ursprünglich Löb Baruch. Er studirte anfangs Medizin, widmete sich dann aber dem Studium der Staatswissenschaft, erhielt 1811 von dem Fürsten Primas von Dalberg, dem damaligen Großherzog von Frankfurt, in seiner Vaterstadt die Stelle eines Polizeiaktuars und wäre nun wohl langsam im Staatsdienste emporgerückt, hätte die Herrschaft Dalberg's Bestand gehabt. So aber brach diese mit dem Sturze Napoleons wieder zusammen, Frankfurt wurde wieder freie Reichsstadt, und da nach den alten Frankfurter Gesetzen Juden keine öffentlichen Stellen bekleiden durften, so mußte Börne sein Amt quittiren. Dadurch wurde er in ein unsicheres und unruhiges Literatenleben hinausgedrängt, in dem er viel Bitteres, viel Kränkendes erfuhr, in dem er aber auch besser als unter allen andern Verhältnissen die Schäden und Mängel erkannte, unter denen das deutsche Volk zu leiden hatte. Mit warmer Hingabe widmete er sich daher fortan den Gedrückten und Beladenen, deckte alle Schäden auf, wo er sie auch fand und wurde nicht müde zu verlangen, daß besonders das Vaterlandsgefühl, der Sinn für Staat und Staatsverfassung in Deutschland geweckt werde. „Von jener alten schönen Zeit," sagt er einmal, „wo der Staat nicht einzig aus Bürgern, sondern auch in jedem Bürger bestand, wo das Ganze in Einzelnen und das Einzelne im Ganzen lebte, wo also die vollständige Erziehung und Bildung der Staatsbürger öffentlich war, hört man in unseren Tagen oft behaupten, sie sei verwelkt und werde nie wieder erblühen. Ich kann diese Trostlosigkeit nicht theilen, dagegen stimme ich um so mehr mit einer andern häufig in der jetzigen Zeit gehörten Klage überein: daß es an jenem allgemeinen Unterricht fehle, welchen der Staat doch jedem Staatsbürger schuldig ist, nämlich dem Unterricht in der Verfassung des Staates und den Gesetzen. So hat man, indeß die Lehrer aller Religionen die Jugend in den abstraktesten religiösen Dingen unterrichten, nirgends bei uns an einen gemeinfaßlichen Katechismus über die rechtlichen Verhältnisse des Bürgers in der Gesellschaft gedacht." Um diesem Mangel, so weit es in seinen Kräften stand, abzuhelfen, gründete er, nachdem er auch noch zum Christenthum übergetreten, 1817 das Journal „Die Zeitschwingen" und nach dessen Unterdrückung 1818 „Die Waage", eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst, die bis zum Jahre 1821 erschien und worin er freimüthig mit schlagendem Witz und beißendem Sarkasmus gegen die Verkehrtheiten der herrschenden Regierungssysteme zu Felde zog. Dabei schrieb er in einem glänzenden Style, brauchte leuchtende, farbenreiche Bilder, blieb aber trotzdem klar und verständlich. Von seinem Lieblingsdichter Jean Paul eignete er sich nur das an, was ihn fördern konnte, hauptsächlich die Behandlung und Verwerthung des Humors und Witzes, und dann noch einzelne Wendungen und Ausdrücke, an denen er seine besondere Freude hatte. Der Einfluß, den er in Folge dessen auf seine Zeitgenossen ausübte, war ein ganz eminenter. Das fühlten auch die Dunkelmänner jener Zeit heraus, er wurde verdächtigt, demagogische Verbindungen angeknüpft zu haben und gefänglich eingezogen, mußte aber wieder frei gelassen werden, da auch nicht der geringste Makel an ihm gefunden werden konnte. Diese bittere Erfahrung bestimmte ihn jedoch, seine „Waage", die ohnedies unter

der Censur schwer zu leiden hatte, eingehen zu lassen. Er wandte sich zunächst nach Paris, lebte dann abwechselnd in Hamburg und Frankfurt, wo er am 2. Dezember 1825 seine berühmte Denkrede auf Jean Paul, ein rhetorisches Meisterwerk von unvergänglicher Schönheit, hielt („Fragt ihr, wo Jean Paul geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab"), und kehrte 1830 bei dem Ausbruch der Julirevolution wieder nach der französischen Hauptstadt zurück, um mit eigenen Augen die große staatliche Umwälzung zu beobachten, von der er sich, auch in Bezug auf Deutschland, das Beste versprach. Aber gar bald mußte er sich in seinen Hoffnungen getäuscht sehen. Louis Philipp gab Frankreich keineswegs die ersehnte staatliche Freiheit und Deutschland versank nach der Bewegung von 1830 in noch größere Trostlosigkeit. Börne litt darunter ganz unbeschreiblich; er wurde bitter und tief melancholisch. In dieser Stimmung sandte er seine „Briefe aus Paris" (3 Bände, Hamburg 1832) und bald darauf die „Neuen Briefe aus Paris" (3 Bände, Paris 1833—34) über den Rhein, und aus seinem bekümmerten Herzen rangen sich die Worte los: „Wer in dieser schnöden pestbeherrschten Welt sich vor Ansteckung sichern und gesund erhalten will, muß sich in Essig baden, um alle verbuhlten Lavendelseelen und bleifüßen Herzen von sich entfernt zu halten. Es giebt darum noch brave Männer genug, welche auch die sauere Hand eines ehrlichen Mannes drücken, und diese verstehen mich und lächeln mir zu." Doch auch diese Zuversicht sollte ihm geraubt werden; er hatte in seinen Briefen in seiner ehrlichen Art kein Blatt vor den Mund genommen und nun fielen die in ihrer Eitelkeit verletzten deutschen Philister über ihn her und schalten ihn einen Abtrünnigen, einen Franzosenfreund, denselben Börne, der zur selben Zeit in seiner französischen Zeitschrift «Balance» den Franzosen zu sagen wagte: „Deutschland ist das Land des Hervorbringens, des Genius, Frankreich das Land des Talents. Die Deutschen haben die Leitung der theoretischen Arbeiten der Wissenschaft, der Speculation. Die Theorie ist furchtsam und zaudernd, die Ausübung unbedacht und vorschnell; daher die Unverträglichkeit des deutschen Geistes und Gemüthes mit dem der Franzosen; sie sind beide durch einen unermeßlichen moralischen Raum getrennt." Wahrlich, ungerechter konnte Börne nicht beurtheilt werden. Das empfand auch er tief und schmerzlich; eine drückende Melancholie, eine trübe Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich seiner, die er nur noch einmal auf einige Tage verscheuchte, als er die Geißel der Ironie gegen „Menzel den Franzosenfresser" schwang, dann alterte er schnell und starb am 13. Februar 1837. — Börne besaß gerade die Eigenschaft in hervorragendem Maße, welche bei Jean Paul fehlte oder nicht genügend entwickelt worden war, eine heiße Begeisterung für ein gesundes politisches Leben, dagegen hatte er wenig Verständniß für Dichtungen, die einzig und allein nur Kunstwerke ohne jede patriotische Tendenz waren. Aus dieser Einseitigkeit entsprang auch seine Abneigung gegen Goethe, die man ihm oft zum Vorwurf gemacht hat. Wenn man jedoch bedenkt, in welcher Zeit Börne lebte und wirkte, wenn man erwägt, wie in jenen traurigen Tagen alle Kräfte bis zur Erschöpfung angespannt wurden, um aus den beklemmenden

politischen Verhältnissen herauszukommen, so kann man wohl verstehen, warum der heißblütige Patriot dem kühlen Olympier, der völlig unberührt blieb von den Leiden seines Volkes, bitter grollte. Wir verzeihen ihm das sehr gern: hätten wir in jener Zeit nur noch mehr solche tüchtige Vaterlandsfreunde gehabt wie Börne.

In einem gewissen verwandtschaftlichen Verhältniß zu Börne steht **Karl Julius Weber,** geb. am 16. April 1767 zu Langenburg in Württemberg und gestorben am 20. Juli 1832 zu Kupferzell, dessen „Deutschland, oder: die Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" (4 Bände, Stuttgart 1826—28) und „Demokritos, oder: Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen" (5 Bände, Stuttgart 1832—35) vielen Beifall fanden und noch heute gelesen werden. Der Verfasser documentirt in beiden Werken eine gesunde Lebensanschauung, geißelt die Philisterei, die Intoleranz, den Despotismus, nimmt aber dabei doch keinen höheren Standpunkt ein; oft hilft er sich sogar nur mit einem leichten Witz über eine ernste Zeitfrage hinweg, was zur Oberflächlichkeit, ja selbst zur Frivolität führen muß.

Weit gewissenhafter war **Ernst Karl Christian Graf v. Benzel-Sternau,** der in seinem humoristischen Romane „Das goldene Kalb" (4 Bände, Gotha 1802—1804) jedoch wiederum allzu sorgfältig und vorsichtig verfährt und in Folge dessen nicht selten geschraubt und breit ist. Er wurde am 9. April 1767 zu Mainz geboren, widmete sich dem Staatsdienste, ward 1791 kurfürstlich mainzischer Regierungsrath in Erfurt, 1803 geheimer Staatsrath, 1806 Direktor des badischen Ministeriums des Innern und 1812 Staats- und Finanzminister des damaligen Großherzogs von Frankfurt, in welcher Stellung er in freisinniger Weise sehr segensreich wirkte. Als jedoch das so schnell geschaffene Großherzogthum wieder zusammenbrach, verlor er nicht nur sein Amt, er erhielt auch keinen neuen amtlichen Wirkungskreis; „einen Mann, der das Wohl des Volkes für die erste Aufgabe des Regenten hielt, konnte man nun nicht mehr gebrauchen". Er zog sich daher auf sein Gut Emrichshofen bei Aschaffenburg zurück und lebte hier und später auf seiner Villa am Züricher See, eine kurze parlamentarische Thätigkeit in der zweiten Kammer der bayrischen Stände abgerechnet, bis zu seinem am 15. August 1849 erfolgten Tode landwirthschaftlichen Interessen und literarischen Studien. Seinen Ruf begründete der schon genannte Roman „Das goldene Kalb", bei dem er sich offenbar Jean Paul zum Muster nahm. Doch vermochte er nicht die tieferen Töne seines Meisters anzuschlagen und spricht daher auch nicht so zum Herzen wie dieser; dagegen weiß er durch schlagende Satire und treffende Bemerkungen über menschliche Schwächen und Fehler und eine geistvolle Beurtheilung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu fesseln. Leider krankt das Werk an einem unharmonischen Aufbau, und diesem ist es daher wohl auch zuzuschreiben, daß es verhältnißmäßig früh wieder vergessen wurde. Die übrigen Romane des Dichters, „Lebensgeister aus dem Klarfeld'schen Archiv", „Der steinerne Gast" 2c. sind über einen kleinen Leserkreis nicht hinausgekommen, da die Fehler, die wir beim „Goldenen Kalbe" nannten, hier noch bedeutender zu Tage treten. Irgend welchen Einfluß auf die weitere Entwickelung unserer Literatur hat Benzel-Sternau nicht ausgeübt, trotz seines ernsten Strebens.

Weit glücklicher war der letzte Dichter, den wir nun noch als einen Gesinnungsgenossen und entfernten Verwandten Jean Paul's bezeichnen können, **Johann Peter Hebel.** Derselbe kommt zwar nicht über das schlicht Idyllische hinaus, auch fehlt es ihm an einem weiteren Blick, aber innerhalb dieser engen Grenzen zeigt er sich auch als ein Meister heiterer volksthümlicher Dichtung und dabei noch als ein Dialektdichter von außerordentlicher Gewandtheit. Hebel *) wurde am 10. Mai 1760 in dürftigen Verhältnissen in Basel, wohin sich seine Eltern alljährlich im Frühling und Sommer des besseren Verdienstes wegen von ihrem Heimathsorte Hausen bei Schopfheim in Baden aus begaben, geboren. Er besuchte zuerst die Dorfschule, fand aber bald Gönner, die sich seiner annahmen, ihn das Gymnasium zu Karlsruhe besuchen ließen, ihm das Studium der Theologie in Erlangen ermöglichten und auch sonst zu seinem weiteren Fortkommen sehr behülflich waren. Nach und nach wurde er Lehrer am Pädagogium zu Lörrach, am Gymnasium zu Karlsruhe, 1808 Direktor dieses Gymnasiums, 1814 Mitglied des Consistoriums und 1819 evangelischer Prälat, als welcher er plötzlich auf einer Prüfungsreise am 22. September 1826 in Schwetzingen starb.

Die Haupteigenschaften der Hebel'schen Dichtungen sind warme Innigkeit, schlichte Frömmigkeit und kindlicher Frohsinn. Ganz wie Jean Paul, versenkte sich der Dichter mit glückseliger Behaglichkeit, mit schalkhaftem Humor in das Kleinleben sowohl der Menschen, wie der Natur und wurde dabei doch niemals sentimental. Einen besonderen Reiz verlieh er seinen Schöpfungen aber noch dadurch, daß er in ihnen in der Sprache seiner Heimath, der allemannischen Mundart, redete, wobei er noch weit natürlicher und herzlicher werden konnte. Die beiden Proben, welche wir unten mittheilen, geben davon beredtes Zeugniß. Das deutsche Publikum schaute diese „Allemannischen Gedichte" (1. Auflage, Karlsruhe 1803) erst etwas verwundert und geringschätzig an, lag doch die Mundart seit Jahrhunderten im Bann der Verachtung, bald machte es sich aber mit ihnen vertraut und schon nach kurzer Zeit zollte es ihnen den lebhaftesten Beifall. Selbst der kühle Goethe schrieb eine lange Besprechung über diese neue Erscheinung und sagte darin u. A.: „Der Verfasser dieser Gedichte ist im Begriff, sich einen eigenen Platz auf dem Parnaß zu erwerben . . . . . . Jahres- und Tageszeiten gelingen ihm besonders. Hier kommt ihm zu Gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich anzueignen und wiederzugeben". Damit ist jedoch die Bedeutung Hebel's im vollen Umfange noch nicht dargethan, und Klaus Groth **) fügt daher, das Goethe'sche Urtheil noch weiter ausführend, hinzu: „Dies alles, weil es nicht blos von ihm mit eigenen Augen geschaut und mit eigenen Sinnen empfunden, sondern von seinem ganzen Volksstamme durch die Jahrhunderte hindurch, mit dessen eigenen

*) Vergl. Johann Peter Hebel, ein Lebensbild von G. Längin, Karlsruhe 1875, wo auch das Verhältniß des Dichters zu „Vrenele" richtig gestellt wird.

**) Klaus Groth, Ueber Mundarten und mundartige Dichtung. Berlin 1873.

Worten wie aus dessen eigenem Herzen und Munde, in derselben Freude am Dasein, an der Heimath, mit derselben Unschuld und Heiterkeit. Er war der Erste, der da bemerkte, daß das Volk den Schatz seiner Empfindungen und Anschauungen am besten selbst ausgeprägt hatte in seiner Mundart, in seines Stammes Sprache. Er hatte Demuth genug, zu erkennen, daß die Volkssprache nicht die Reste einer verkümmerten Bildung darstelle, sondern das gesunde Leben des Volkes, er sah nicht mit Hochmuth herab auf das Volk, um es mit seiner Weisheit zu erziehen, sondern bescheiden heraus aus dem Volke, in dem er mit freundlicher Seele mitten innen stand. Kein Wunder, wenn er an den Zuständen nicht blos das Sichtbare, nein das Hörbare, Riechbare, Greifbare und selbst die daraus entspringende Empfindung wieder zu geben vermag, denn er sieht mit den Augen des Volkes, empfindet mit seinen Sinnen. Er sieht den Mond, nicht Luna Diana oder andere dergleichen Nebenmonde oder Sonnen. Sein Blick ist ungetrübt, sein Herz so rein, daß er dicht an der Realität den Staub und Schmutz nicht bemerkt, nicht den Dünger, der den Haber für sein Mus so üppig macht, nur ein ganz klein „Fliegeschißli" am Barometer, nicht die rauhe Arbeit des Landmannes, das irdische Streben um Erwerb, aber wohl die schöne Ruhe und den zufriedenen Sinn nach gethaner Pflicht. So löste Hebel die Mundart aus dem Bann. Er wurde der Prophet der Schönheit der Stammsprachen Deutschlands."

Aber nicht nur durch seine alemannischen Gedichte, sondern auch durch seine Erzählungen hat sich Hebel große Verdienste erworben. Dieselben erschienen von 1803 an im Landkalender und machten diesen bald so beliebt, daß Hebel sich entschloß, ihn zu einem wirklichen Volksbuche umzugestalten. Er übernahm daher von 1807 an seine vollständige Bearbeitung und gab ihn unter dem Titel „Der Rheinländische Hausfreund" heraus. Die Beliebtheit des Kalenders stieg dadurch nach und nach so, daß bald jährlich gegen 40,000 Exemplare abgesetzt wurden. 1814 kam Hebel jedoch wegen eines Bildes in Conflikt und legte in Folge dessen die Redaktion des Kalenders nieder. Die werthvolleren Erzählungen gab er sodann noch in einem besonderen Bändchen unter dem Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" heraus, worauf sie nun auch über des Rheingebietes Grenzen hinaus in ganz Deutschland bekannt wurden und allerwärts erfreuten und erfrischten, wo sie nur hinkamen. Sie sind Muster von Volkserzählungen, klar, tief gemüthvoll, von echter Religiositäi durchdrungen und oft von dem köstlichsten Humor belebt. Nur der patriotischen Gesinnung, dem Nationalgefühl wird nicht genügend Rechnung getragen, ja der Verfasser verräth in diesem Punkte sogar eine bedauerliche Kurzsichtigkeit, die freilich in den damaligen wirren Verhältnissen eine theilweise Entschuldigung findet.

Das Liedlein vom Kirschbaum.

Der Liebgott het zum Frühling gseit:
„Gang, deck im Würmli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Blätter treit,
Viel tusig Blätter, grün und frisch.

Und 's Würmli usem Ei erwacht's,
'S het gschlofe i sim Winterhuus,
Es streckt si, und speert's Müli uf
Und ribt di blöden Augen us.

Und druf se het's mit stillem Zahn
Am Blättli gnagt enander no
Und gseit: „Wie ist das Gmües so gut,
Mer chumt schier nümme weg dervo."

Und wieder het der Liebgott gseit:
„Deck jez im Immli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Blüethe treit,
Viel tusig Blüethe wiiß und frisch.

Und 'sImmli sieht's und fliegt druf hi
Früeih in der Sunne Morgeschin.
Es denkt: „Das wird mi Kaffee si,
Sie hend doch chostper Porzelin.

Wie sufer sin die Chächli gschwenkt!"
Es streckt si trasche Züngli dri,
Es trinkt und seit: „Wie schmeckts so süeß!
Do mueß der Zucker wohlfel si."

Der Liebgott het zum Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Früchte treit,
Viel tusig Chriese roth und frisch.

Und 's Spätzli seit: „Isch das der Bricht?
Do sitzt me zue und frogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei,
Und stärkt mer d'Stimm zu neuem Gsang."

Der Liebgott het zum Spötlig gseit:
„Ruum ab, sie hen jez alli g'ha!"
Druf het er chüele Bergluft gweiht,
Und 's het scho chline Riife gha.

Und d'Blättli werde gel und roth
Und fallen eis em andre no;
Und was vom Boden obsi chunnt,
Muß au zum Bode nid si goh.

Der Liebgott het zum Winter gseit:
„Deck weidli zu, was übrig isch!"
Druf het der Winter Flocke gstreut.

Das Hexlein.

Und woni ufem Schnidstuhl sitz
Für Basseltang und Liechtspöhn schnitz,
Se chunnt e Hexli wohlgimueth,
Und frogt no frei: „Haut's Messer guet?"

Und seit mer frei no Guete Tag!
Und woni lueg und woni sag:
„'s chönnt besser goh und Große Dank!"
Se wird mer's Herz uf eimol chrank.

Und uf und furt enanderno,
Und woni lueg, isch nümme do,
Und woni rüef: „Du Hexli, he!"
So git's mer scho kei Antwort meh.

Und sider schmeckt mer 's Esse nit;
Stell numme, was de hesch und witt,
Und wenn en andre schlofe cha,
Se höri alli Stundi schlah.

Und was i schaff, das grothet nit,
Und alli Schritt und alli Tritt
Se chunnt mim Sinn das Hexli für
Und was i schwätz, isch hinterfür.

'S isch wohr, es het e Gsichtli gha,
'S verluegti si en Engel dra,
Und 's seit mit so 'me freie Mueth,
So lieb und süeß: „Haut's Messer guet?"

Und leider hani's ghört und gseh,
Und sellemols und nümme meh.
Dört isch's an Hag und Hurst verbei,
Und witers über Stock und Stei.

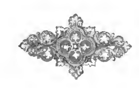
Wer spöchtet mer mi Hexli us,
Wer zeigt mer siner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
Wer weiß, se triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
I such und frog vo Hus zu Hus,
Und würd mer nit mi Hexli chund,
So würdi eba nümme gsund.

Ein kindlich-freundliches Lächeln also ist schließlich der Scheidegruß von jener Gruppe von Dichtern, an deren Spitze Jean Paul steht, ein Lächeln, das uns zwar durch seine Innigkeit und Herzlichkeit anmuthet, das uns aber nicht

erhebt und begeistert — und doch wäre uns gerade damals eine laute feurige Herzenssprache, die uns fortgerissen hätte zu Thaten, nöthiger gewesen, denn je. Sie hatte sich aber nicht entwickeln können, weil das große politische Leben fehlte, der freie Zug, der immer erst den Funken, welchen die Gottheit den Dichtern in's Herz legt, zur hellen Flamme anfacht. Der Riese Jean Paul stößt noch zuweilen aus seiner zusammengepreßten Brust einen dumpfen Ton des Grolls aus, noch zuweilen ringt er nach einem tiefen und vollen Athemzug, aber dann muß er wieder innehalten in der bedrückenden Athmosphäre, und schließlich sinkt er, mühsam nach Luft ringend, zusammen. Die Erkenntniß, daß er berufen gewesen, als ein Heros daherzuschreiten, die wallende Fahne der Klassiker in der Hand, kommt ihm nie, er wäre sonst nicht der sentimentale Humorist geblieben, sondern ein rasender Roland geworden. Sein bedeutendster Jünger, Ludwig Börne, der sich unmittelbar zu seinen Füßen niedersetzt, bringt zwar ein scharfes Auge mit, das bald viel weiter sieht als das Jean Paul's, aber der Zauberstab der Poesie hat ihn nicht berührt; er kann daher wohl die Wege zeigen, die hinausführen aus dem staatlichen Jammer, kann die Mittel nennen, die aus dem dumpf zusammenhockenden deutschen Volke eine thatkräftige Nation zu machen im Stande wären, aber es fehlen ihm die Eigenschaften des Propheten, der mit der Gewalt seines Liedes, mit der Macht seiner Begeisterung Alle fortreißt; darum verfällt er auch dem Gram und stirbt an gebrochenem Herzen. Noch weniger vermögen die Weber, Benzel-Sternau und Hebel; sie kommen ihr Leben lang über die ersten Stufen der Entwickelung nicht hinaus; Kindern gleich tummeln sie sich in weitem Kreise um den Giganten Jean Paul, hier einen heitern Scherz treibend, dort einen unbeholfenen Versuch machend, eine Keule zu schwingen oder einen Speer zu werfen, oder endlich, um nichts sich kümmernd, was weiterhin vorgeht in der Welt und in bescheidener Freude an Gottes schöner Natur, ein lustiges Reimlein dahinplaudernd in der Sprache des heimathlichen Thales.

Die tiefe Sehnsucht des deutschen Volkes nach einer Wiederherstellung des Reiches, nach einem nationalen Leben, konnte bei diesen Dichtern also keine Nahrung finden, und so ist es denn sehr natürlich, daß alsbald die Jünger einer neuen Richtung von allen Seiten mit Beifall begrüßt wurden, die es laut verkündeten, daß sie den wahren Heilspfad gefunden, daß sie hinabsteigen werden in die altehrwürdige deutsche Vorzeit, um den versunkenen heiligen Hort der Nation wieder an's Tageslicht zu bringen, mit den vergessenen Schätzen einer längst entschwundenen Glanzperiode die arme Gegenwart wieder reich und glücklich zu machen: die Romantiker.



Die romantische Schule.

Die ersten Keime der romantischen Schule regten sich in Berlin. Dort war aus der Lessing-Mendelssohn'schen Zeit ein Kreis von Männern übrig geblieben, der zähe an den Grundsätzen und Ansichten der heimgegangenen Freunde festhielt, sich starrköpfig weigerte, auch nur den kleinsten Schritt weiter vorwärts zu thun und sich in Folge dessen Herder, Goethe und Schiller feindlich entgegenstellte. Der hervorragendste von diesen, „der Goliath unter den Philistern", war der Buchhändler Nicolai, in seinen jungen Jahren ein wackerer Streiter für die Lessing'schen Ideen, nun aber, alt und engherzig geworden und von der wunderlichen Einbildung befangen, „der Erbe und Verwalter des Geistes seines großen Freundes Lessing" zu sein, ein literarischer Gewalthaber, der tyrannisch mit seinem nüchternen, aller Poesie baren „gesunden Menschenverstande" im Tone dünkelhafter Unfehlbarkeit in seiner einflußreichen „Bibliothek der schönen Wissenschaften" das junge genialere Geschlecht unermüdlich befehdete und niederdrückte.

Von einem langen Bestande konnte dieses Sich-stemmen gegen die neue Zeit, dieser unberechtigte und unnatürliche Kampf jedoch nicht sein; bald wurde auch der Widerspruch immer lauter und schließlich kam es zu einem offenen Bruche, bei dem alle jungen Talente sich vollständig von der Bevormundung der Alten frei machten und über dieselben hinweg sich zunächst Herder zuwandten, dessen Lehre von der Weltpoesie sie aus der drückenden Enge direkt hinauf in die frische Luft hob. Von Herder giengen sie dann zu Goethe und Schiller über, fühlten sich aber alsbald von der hohen Achtung, welche die beiden Heroen vor der Antike hegten, beengt und abgestoßen und machten sich nun in jugendlichem Eifer daran, neue Grundsätze aufzustellen und eine neue Poesie zu schaffen, die sie die romantische nannten und von der sie das Höchste erwarteten. Zu vollständiger Klarheit ist es dabei aber niemals gekommen. Die Hauptpunkte, welche von den beiden Chorführern, den Gebrüdern Schlegel, aufgestellt wurden, waren etwa folgende: Die Idee ist das oberste Prinzip aller Poesie; die Form ist nur ein Ausfluß der Idee. Die Form muß der Idee entsprechen, ja, jeder eigenartigen Idee muß

auch in besonderer Form Ausdruck verliehen werden. In Folge dessen kann auch die romantische Dichtart durch keine Theorie erschöpft werden und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisiren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist und das als erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. Dabei hat die romantische Poesie die Aufgabe, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft wieder aufzuheben und uns wieder in die schöne Verirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen. Der Dichter selbst jedoch muß sich dabei frei erhalten, seinen Gestalten wie ein Herrscher gegenüberstehen und sogar im Stande sein, sie wieder in ein Nichts zerstieben zu lassen, wenn es ihm beliebt. Die Herausbildung dieser Grundsätze wurde wesentlich gefördert durch den Idealismus Fichtes und die Naturphilosophie Schellings. Fichte verfocht das Recht der lebendigen Persönlichkeit gegen die abstracten Forderungen der Kant'schen Lehre, Schelling verkündete den tieferen Zusammenhang der Natur mit dem Menschendasein, die ursprüngliche Einheit von Geist und Materie und die Kunst als Offenbarung dieser Einheit.

Die Folgen, welche sich nun aus diesen Grundsätzen entwickelten, zeigten sich bald. Zunächst trat die Souveränität der dichterischen Willkür auf. Die Empfindung, die Stimmung, galt ja vorwiegend für Poesie, und je excentrischer dieselbe war, für desto „originaler“ wurde sie angesehen. Daß daher alsbald ein Dichter den andern mit ungeheuerlichen Phantastereien, düster-mystischen Träumereien und allegorischem Zauberkram überbieten wollte, war sehr natürlich. Die Form, für deren Ausbildung und Verfeinerung Goethe und Schiller mit ernstestem Fleiße so viel gethan, wurde mehr und mehr vernachlässigt; eine Formspielerei und Formlosigkeit riß ein, die im höchsten Grade gefährlich wurde. Noch verderblicher aber wirkte die Ansicht, daß der Dichter sich seinen Gestalten gegenüber frei erhalten müsse; es bildete sich dadurch jene „Ironie“ heraus, die besonders dann die Schlegel mit so vielem Wohlgefallen pflegten und womit sie so oft das wieder zerstörten, was sie mit vieler Mühe geschaffen. Zu bemerken ist jedoch, daß diese Fehler nicht sämmtlich allen Romantikern eigen waren; vielmehr äußerte sich bei dem Einen mehr dieser, bei dem Andern mehr jener, so daß verschiedene Mitglieder der Schule sich nur sehr wenig ähnlich sehen.

Neben diesen verderblichen Einflüssen sind aber auch weithin leuchtende Verdienste der Romantiker zu nennen. Da sie die Idee als das oberste Prinzip hinstellten, so zogen sie alsbald gegen Diejenigen zu Felde, die sich um Ideen wenig kümmerten, sondern nur entweder mit Rührseligkeit oder mit glatten Späßen unterhalten wollten, besonders gegen den hausbackenen und poesielosen Iffland und den leichtfertigen Kotzebue, deren großen zur Oberflächlichkeit führenden Einfluß sie erheblich schmälerten. Durch ihr Festhalten an der Herder'schen Ansicht, daß die Poesie ein allgemeines Gut aller Völker und Zeiten sei, wurden sie veranlaßt, sich bei anderen Kulturvölkern umzusehen, studirten und übersetzten die Klassiker der Engländer, Italiener, Spanier, Portugiesen &c., und brachten uns dadurch eine große Menge neuen Stoffs, eine Fülle von neuen Gedanken in unsere

Literatur. Indem sie das Natürliche und Volksmäßige der Poesie betonten, gelangten sie zum Volksliede, dem sie nun eifrig nachforschten und wobei sie herrliche, bisher ungeahnte Schätze fanden und hoben. Zugleich regten sie dabei auch das Studium der altdeutschen Sprache an, das nun die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, Friedrich Heinrich von der Hagen, Georg Friedrich Benecke, Karl Lachmann, Moritz Haupt, Franz Pfeiffer u. A. mit großem Erfolge zu pflegen begannen. In Folge des Wunsches endlich, ihre Poesie zu einer nationalen zu machen und dies durch Vorwürfe aus der glanzvollen Zeit des Mittelalters zu erreichen, lenkten sie das Interesse auf altdeutsches Leben und altdeutsche Cultur, weckten die Begeisterung für nationale Größe, so daß dieselbe dann in den Befreiungskriegen rasch emporlodern konnte, und steigerten die Sehnsucht nach einem einigen und mächtigen deutschen Kaiserthum zu einem heißen Verlangen. Leider verfielen sie dabei jedoch nur zu bald in eine Bewunderung und Verherrlichung hierarchischer und feudaler Zustände, in eine kokette Ritter- und Legenden-Poesie, durch die sie sich wieder dem gesunden Volksgeiste entfremdeten, ja, mit der sie sich sogar schließlich den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes feindselig gegenüber stellten.*)

Die Gründer der romantischen Schule waren die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel, denen sich bald Ludwig Tieck und Novalis zugesellten, an die sich dann Clemens Brentano, Achim von Arnim, Heinrich von Kleist, Friedrich de la Motte Fouqué, Joseph von Eichendorff, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann u. A. anschlossen.

August Wilhelm (von) Schlegel, geboren am 8. Sept. 1767 zu Hannover, verrieth schon früh bedeutende Anlagen und erhielt in Folge dessen eine sehr sorgfältige Erziehung. Sodann studirte er unter dem berühmten Heyne in Göttingen Philologie und erwarb sich schnell umfassende Kenntnisse. Nach beendeten Studien ging er auf drei Jahre als Hauslehrer nach Amsterdam, entfaltete dabei aber bereits eine rege literarische Thätigkeit und wurde Mitarbeiter an Schiller's „Horen" und der Jenaischen „Allgemeinen Literaturzeitung". Nach seiner Rückkehr nach Deutschland verheirathete er sich 1796 mit der geistvollen Karoline Böhmer und ließ sich in Jena nieder, wohin sein Bruder Friedrich schon 1795 von Berlin aus übergesiedelt war. Die thüringische Universitätsstadt wurde damit für längere Zeit der Hauptsitz der Romantiker, wo auch wiederholt die übrigen Mitglieder der Schule, die Tieck, Novalis, Brentano, Arnim u. A., einsprachen und von wo aus die Lehre von der romantischen Universalpoesie in alle Welt verkündigt wurde. Die Brüder Schlegel entwickelten dabei ein großes Parteiführertalent, was freilich auch zur Folge hatte, daß sie vielfach rücksichtslos und verletzend auftraten. Am ehesten kam es zwischen ihnen und Schiller zum Bruch, dann mit der „Allgemeinen Literaturzeitung", worauf sie sich eine eigene Zeitschrift, das „Athenäum" gründeten, die von 1798—1800 erschien und in der alle Romantiker ihre Ideen über die romantische Poesie niederlegten. 1798 wurde A. W. Schlegel

*) Vergl. R. Haym, Die romantische Schule, Berl. 1870, u. H. Hettner, Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller, Braunschw. 1850.

außerordentlicher Professor an der Universität Jena und 1800 verlieh ihm der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt den Titel eines Rathes, allein trotzdem waren die Verhältnisse für ihn aus verschiedenen Gründen so unbehagliche geworden, daß er 1801, nachdem er sich noch von seiner Frau hatte scheiden lassen, nach Berlin ging und dort Vorträge über Kunst und Literatur hielt. Bei dieser Gelegenheit lernte er Frau von Staël kennen, die bald so reges Interesse an ihm nahm, daß sie ihn zu ihrem Reisebegleiter erwählte. Er bereiste nun mit dieser genialen Frau Deutschland, Schweden, Frankreich und Italien, oder hielt sich mit ihr auf deren Schlosse Coppet am Genfer See auf, bis er plötzlich beim Beginn der Befreiungskriege in das politische Leben hineingezogen wurde. Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, der ihn in Stockholm kennen gelernt hatte, ernannte ihn zu seinem Geheimen Sekretär und als solcher verfaßte er nun bis 1815 fast alle schwedischen Proklamationen, theils in deutscher, theils in französischer Sprache. Nach dem Friedensschlusse ließ er sich den Reichsadel seiner Familie erneuern, wandte sich dann wieder zu seiner Freundin nach Coppet, weilte mit derselben wieder längere Zeit in Italien, ging schließlich mit ihr nach Paris und lebte dort in ihrem Hause bis zu ihrem 1817 erfolgten Tode. Hierauf ging er nach Deutschland zurück, übernahm 1819 eine Professur an der neu eröffneten Bonner Universität, verheirathete sich zum zweiten Male mit einer Tochter des berühmten Heidelberger Professors Paulus, welche Ehe jedoch ebenfalls bald wieder getrennt wurde, vertiefte sich dann in das Studium des Indischen und starb erst, nachdem er noch den vollständigen Niedergang der romantischen Schule erlebt hatte, am 12. Mai 1845. — Sein dichterisches Talent war nur von geringem Umfange; es fehlte ihm das tiefere Gemüth, die Phantasie, die Fähigkeit zu gestalten und den Stoff anzuordnen. Unter seinen Gedichten (deren erste Sammlung 1800 in Tübingen erschien) finden sich daher nur wenige von wirklich poetischem Werthe; eines von diesen ist das unten abgedruckte „In der Fremde". Formell sind sämmtliche im höchsten Grade vollendet; musterhaft sind seine Sonetten. Wir theilen zwei unten mit, von denen das eine auf sich selbst zugleich ein beredtes Zeugniß von dem überstarken Bewußtsein seines Werthes giebt, während das andere, den Bau des Sonettes darlegend, die außerordentliche Sprachgewandtheit des Verfassers bekunden möge. Sein dramatischer Versuch „Jon" (Hamburg 1803) muß als vollständig mißglückt betrachtet werden. Viel werthvoller sind die kritischen Schriften A. W. v. Schlegel's, besonders seine Vorlesungen „Ueber dramatische Kunst und Literatur" (Heidelb. 1809—1811), in denen er, freilich vom Standpunkte der Romantiker aus, den Unterschied zwischen der klassischen und modernen Poesie darlegt und besonders treffende Bemerkungen über Shakespeare macht, während er die Bedeutung des französischen Drama's, speziell die Molière's, erheblich unterschätzt und gegen Schiller verletzend ungerecht ist. Sein Hauptverdienst erwarb er sich aber durch seine meisterhaften Uebersetzungen, besonders durch die klassische Uebertragung Shakespeare'scher Dramen, wobei er eine bisher ganz ungeahnte Kunst entfaltete und selbst noch „jenen gewissen Hauch, der sich kaum noch bezeichnen läßt", wiederzugeben verstand. In der Schlegel-Tieck'schen

Shakespeare-Ausgabe, wie sie uns jetzt vorliegt, sind die Uebersetzung von „Romeo und Julie", „Sommernachtstraum", „Julius Cäsar", „Was ihr wollt", „Sturm", „Hamlet", „Kaufmann von Venedig", „Wie es euch gefällt", „König Johann", „Richard II.", „Heinrich IV.", „Heinrich V.", „Heinrich VI." und „Richard III." von ihm. Die „Sämmtlichen Werke" August Wilhelm von Schlegel's erschienen, herausgegeben von Ed. Böcking, in 12 Theilen in Leipzig 1846—47.

In der Fremde.

Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach! wie so gerne
Nur ein einzig deutsches Wort.

Manches regt sich mir im Innern,
Doch wie schaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.

Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wann mein Busen schmachtet,
Und in bangem Sehnen wallt.

August Wilhelm Schlegel.

Der Völkersitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren
Vereinigend in Eines Wissens Kette,

Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unter'm Schutz der Laren
Stets dichtend, aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette.

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde,
Mit Shakespeare's Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel.

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde
Ist unbekannt, doch dieß Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.

Das Sonett.

Zwei Reime heiß ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Gränzen,
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

Weit talentvoller, als August Wilhelm, war **Friedrich (von) Schlegel**, geboren am 10. März 1772 zu Hannover. Sonderbarer Weise zeigte sich dies erst in seinen Jünglingsjahren; in seiner Kindheit galt er für unbegabt, wurde daher für den Kaufmannsstand bestimmt und in Leipzig bei einem Handelshause in die Lehre gegeben. Dort regte sich jedoch alsbald sein Talent, er verließ die Lehre wieder, vollendete in erstaunlich kurzer Zeit seine Gymnasialbildung, widmete sich erst in

Göttingen, später in Leipzig dem Studium der Philologie und sammelte in kurzer Zeit eine außerordentliche Fülle von Kenntnissen. Hierauf wandte er sich nach Dresden und Berlin, schloß dort mit dem geistvollen Theologen Schleiermacher einen Freundschaftsbund und ging sodann nach Jena, wo er sich mit Dorothea Veit, einer Tochter Moses Mendelssohn's, die sich aus Liebe zu ihm von ihrem Gatten hatte scheiden lassen, verheirathete. Die romantischen Ideen hatten ihn mittlerweile so erfüllt, daß er sich von jetzt ab der Ausbreitung derselben mit angestrengtestem Eifer widmete und, von einem nie ruhenden Ehrgeize getrieben, Alles daransetzte, ihr berühmtester und gewaltigster Apostel zu werden. In Folge dessen spitzte er jedoch die Lehren des neuen ästhetischen Evangeliums bald der Art zu, daß er mit allen bestehenden Ansichten über Schönheit, Sitte und Moral in schreienden Widerspruch gerieth, und, da er nicht die Fähigkeit besaß, auch durch die Gewalt einer berauschenden Poesie zu wirken, wie alsbald Ludwig Tieck, schließlich doch nur Mißerfolge zu verzeichnen hatte. Den ersten Schritt zur Erreichung seines Zwecks that er mit seinem Roman „Lucinde", der jedoch nur Fragment geblieben ist (der erste und einzige Theil erschien 1799 in Berlin). Er zog dabei sogleich alle Register und verkündete von vornherein: „Für mich und für diese Schrift, für meine Liebe zu ihr und für ihre Bildung in sich, ist kein Zweck zweckmäßiger, als der, daß ich gleich anfangs das, was wir Ordnung nennen, vernichte, weit von ihr entferne und mir das Recht einer reizenden Verwirrung deutlich zueigne und durch die That behaupte." Eine klare, übersichtliche Composition verschmähte er also vollständig, die Willkür des Dichters durfte ja auch kein Gesetz über sich leiden. Noch schlimmer sah es mit dem Inhalte aus; er kam vor lauter Reflexionen und schönen Selbstbespiegelungen zu keiner Handlung und schließlich waren alle „dithyrambischen Phantasien", „Allegorien", „Idyllen", Gespräche und Briefe weiter nichts, als eine schamlose Verherrlichung der Lüsternheit und des Hetärenthums Das Buch war also nicht nur ein ästhetischer, sondern auch ein moralischer Frevel, der Jeden anwidern mußte. Der Erfolg blieb daher weit hinter den Hoffnungen Schlegels zurück, das Buch wurde fast allgemein mit Entrüstung verurtheilt und nur Schleiermacher, der eine Vermittelung zwischen Natur und Freiheit, zwischen Sinnlichkeit und Geist anstrebte, wagte es, in einer anonymen Schrift „Vertraute Briefe über die Lucinde" (Hamburg 1799) für dasselbe einzutreten. Schlegel ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht abschrecken, sondern wandte sich nur einer anderen Gattung, dem Drama, zu. Das Trauerspiel „Alarkos", welches er jetzt schrieb, war aber nur noch ein ärgeres literarisches Ungeheuer, als die „Lucinde", da, wie Schiller's Freund Körner sehr richtig bemerkte, das peinliche Streben, bei gänzlichem Mangel an Phantasie aus allgemeinen Begriffen ein Kunstwerk hervorzubringen, nur im höchsten Grade unerquicklich wirkte. Der ersehnte Ruhm blieb also abermals aus, und da auch eine Habilitation an der Universität seinen Hoffnungen ebenfalls nicht entsprach, so verließ er Jena und ging, nach einem kurzen Aufenthalt in Dresden, nach Paris, wo er sich zunächst dem Studium der romanischen Sprachen und dann mit großem Erfolge dem des Indischen widmete, für das er sowohl, wie für die gesammte Sprachwissenschaft,

geradezu epochemachend wurde. In seinem Buche „Ueber Sprache und Weisheit der Inder" (Heidelberg 1808) legte er zuerst in überraschender Weise dar, daß die Wurzel aller Sprachen in Indien zu suchen sei und daß eine umfassende Sprachforschung nur dann wirklich ersprießlich sein werde, wenn man zu dieser Völkerwiege zurückkehre. In der That hat man denn auch den Weisungen Schlegel's gefolgt und ein Franz Bopp, Theodor Goldstücker, Max Müller u. A. sind bekanntlich zu den glänzendsten Resultaten gelangt. 1808 kehrte er nach Deutschland zurück, trat, da er die künstlerische Befriedigung nun im römischen Kirchenthume zu finden hoffte, in Köln mit seiner Frau zur katholischen Religion über und begab sich dann in österreichischen Staatsdienst, in welchem er in dem Kriege von 1809 die Proklamationen für den Erzherzog Karl schrieb. Zu gleicher Zeit sammelte er auch seine Gedichte und gab sie im selben Jahre in Berlin in einem Bande heraus. Die meisten von ihnen sind theils unklar und von mystischen Phantastereien verdüstert, theils so gekünstelt, daß sie kalt lassen. Nur wenige, bei denen er über der Begeisterung seine romantischen Theorien vergißt, wie z. B. in dem unten mitgetheilten „Gesang der Ehre", sind frisch und zum Herzen sprechend. Die Form beherrscht er stets mit großer Leichtigkeit und Eleganz, so daß seine Sonette, von denen hier nur das an Calderon Platz finden mag, und seine Sprüche, aus deren großer Zahl wir nur „Geistes Licht" und „Adels Sitte" herausgreifen, da sie seine späteren Ansichten widerspiegeln, wahre Meisterstücke sind. Nach der Beendigung des Krieges redigirte er noch im Interesse der Regierung eine Zeit lang den „Oesterreichischen Beobachter", ging dann 1815 als Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft nach Frankfurt, quittirte aber 1818 den Staatsdienst wieder, unternahm eine Reise nach Rom, wo er vom Papste den Christusorden erhielt, weßhalb er von nun an seinem Stamme das adelige „von" vorsetzte, widmete sich auch wieder wissenschaftlichen Arbeiten, ohne jedoch Hervorragendes zu leisten, besorgte auch noch eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" (10 Bde., Wien 1822—25) und starb plötzlich, seit lange schon von egoistischem resignirtem Pessimismus beherrscht, auf einer Reise in Dresden am 12. Jan. 1829, vom großen Publikum kaum noch beachtet.

Gesang der Ehre.

Im Sommer 1806.

Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend schwanken,
Steht die Ehre dennoch fest;
Ewig, wie der Nordstern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

Heil dem Mann, der darnach handelt,
Diesen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel' in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegeslust dem Kühnen.

Denn es siegt ja doch die Ehre
Bei dem edleren Geschlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre
Siege sonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falscher Ruhm ist mehr nur Tadel.

Drum sey jener hoch gepriesen,
König er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Riesen
Muthig leistet Widerstand,
An der Ehre Kraft noch glaubend
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertrau't den großen Ahnen
Er auf seinem freien Thron,
An den Ruhm der Väter mahnen
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Namen, strahlend durch die Zeiten,
Jener, so die Welt befrei'ten.

Möchte nun ein Reich zu gründen
Auf der Ehre festen Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder eins im alten Bund,
Ihm als Sieger doch gelingen,
Alle bald den Retter singen.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Ist der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter strafen
Noch die Geißel, die uns schlug;
Dennoch zu den fernsten Zeiten
Wirst du schönen Glanz verbreiten.

Lichter Stern, der uns geschienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frei die Erd' einst worden.

Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
Kein Garten, nein, aus künstlichen Krystallen
Ein Wunderschloß, wo, blitzend von Metallen,
Die Bäumchen sprossen aus dem lichten Grunde.

Kein Meer, wo oben, seitwärts, in die Runde
Farbige Flammenwogen uns umwallen
Doch kühlend, duftend alle Sinne allen
Entrauben, süß umspielend jede Wunde.

Nicht Zaub'rer blos von diesen Seeligkeiten,
Bezaubert selbst wohnet, zum schönsten Lohne,
Im eignen Garten seelig selbst der Meister;

Drum sollen alle Feen auch bereiten
Des Dichterhimmels diamant'ne Krone
Dir Calderon, du Sonnenstrahl der Geister.

Geistes Licht.

Geistlich wird umsonst genannt
Wer nicht Geistes Licht erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern
Lehr' und lerne Wissenschaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft.

Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin;
Schöner doch wird nichts geseh'n,
Als wenn die beisammen geh'n:
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und der Kirche stille Pflicht.

Adels Sitte.

Mit dem Schwerte sei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust,
Das Geschwätz der Städte soll er flieh'n,
Ohne Noth von seinem Herd nicht zieh'n,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht,
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Die Lorbeeren, von denen die Gebrüder Schlegel stolzen Herzens geträumt, waren also nur sehr dürftig ausgefallen, und vielleicht wäre auch die ganze neue Lehre von der romantischen Poesie ohne jede weitere Wirkung geblieben, wären nicht zur rechten Zeit noch zwei junge Männer auf dem deutschen Parnaß erschienen, die nun auch das nöthige Dichtertalent für die neue Schule mitbrachten und sodann mit der ganzen Macht ihrer Begeisterung für die neuen Ideen eintraten. Es waren dies Ludwig Tieck und Friedrich von Hardenberg. Den bedeutendsten Einfluß gewann der erstere, während der letztere der begabtere war.

Ludwig Tieck*) wurde am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren und athmete bis weit in seine Jünglingsjahre hinein keine andere Luft, als „die mit mannigfachen ungesunden Miasmen geschwängerte der Aufklärung". Auch in Halle, wohin er sich nach dem Abschluß seiner Gymnasialzeit, um Philologie zu studiren, wandte, fand er keinen Boden für seine Entwickelung. Später ging er nach Erlangen und Göttingen, aber hauptsächlich nur, um sich an den Schätzen der Bibliotheken zu erquicken, oder um Ausflüge in die nahen Gebirge zu unternehmen und in der Waldeinsamkeit sich schwärmerischem Naturgenusse hinzugeben. Aus jener glücklichen Jünglingszeit, oder aus der Erinnerung an dieselbe, stammen daher auch jene innigen Wald- und Wanderlieder, wie „Zuversicht", „Wonne der Einsamkeit" und „Herbstlied" (Siehe unten), die mit das Beste sind, was Tieck geschaffen und so ziemlich das Einzige, was sich bis auf die Gegenwart erhalten hat. Den Entschluß, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, hatte er schon in Halle gefaßt, und als er nun nach Berlin zurückkehrte, ließ er sich auch in aller Form als Schriftsteller nieder und gab seine beiden ersten Romane, „Abdallah" (Berlin 1792) und „William Lowell" (Berlin 1793) heraus. Beide sind echte Jugendwerke, voller Dissonanzen und Schauerscenen, aber auch ausgestattet mit mancher Feinheit. Das konnte dem Buchhändler Nicolai nicht entgehen, der stets nach jungen Talenten Umschau hielt; er verlegte nicht nur die beiden Jugendarbeiten bereitwillig, sondern beauftragte den Dichter auch noch, für eine Novellen-Sammlung, die er unter dem Titel „Straußfedern" herausgab, eine Partie Erzählungen nach französischen Mustern zu schreiben. Diese Arbeit mochte den jungen Poeten zwar wenig anmuthen, allein das Honorar lockte, und in handwerksmäßigem Trabe fertigte er in kurzer Zeit wohl gegen ein Dutzend solcher Geschichten an, von denen wir nur „Fermer der Geniale", „Ulrich der Empfindsame" und „Peter Lebrecht" nennen. Dann aber, bei Gelegenheit einer Bearbeitung von Volksmärchen, bäumte sich der mißhandelte Genius in ihm auf und jene „Merkwürdige Geschichtschronik der Schildbürger in zwanzig lesenswerthen Kapiteln" entstand, in der er seiner Laune die Zügel schießen ließ. Unter durchsichtiger Maske machte er sich rückhaltlos lustig über die aufgeblasenen, hohlköpfigen Bildungsphilister, die in prosaischer Superklugheit mitleidig auf die Bestrebungen des jungen Geschlechtes herabsahen. Das Verhältniß zu Nicolai wurde dadurch erheblich erschüttert, zum Bruche kam es aber erst, als er auf

*) Vergl. Rudolf Köpke, Ludwig Tieck. Leipzig, 1855.



Ludwig Tieck.

den ersten Geißelhieb einen zweiten, in der märchenhaften Burleske „Ritter Blaubart, ein Ammenmärchen, in vier Akten" (Berlin 1797) folgen ließ. Die Persiflage wurde dadurch noch empfindlicher, daß sie Nicolai anfangs gar nicht herausgefunden und das Buch noch selbst verlegt hatte. Das Tafeltuch zwischen Tieck und den Nicolaiten war nun für immer durchschnitten und sämmtliche Berliner Aufklärer sprachen das Verdammungsurtheil über den kecken Satiriker aus. Desto freudiger und lauter begrüßten aber die Gebrüder Schlegel das Vorgehen Tieck's; sie fühlten sofort instinktmäßig heraus, daß der Verfasser jener Dichter sein mußte, dessen sie so nöthig zur Befestigung ihrer neuen Lehre bedurften und bemühten sich eiligst um seine Freundschaft. August Wilhelm schrieb sogar eine lange Recension über den „Blaubart", besprach die poetischen Schönheiten ausführlich und rühmte, daß Alles „mit Meisterhand den echtesten Zügen der Natur nachgezeichnet" sei. Und in der That enthält das Stück eine Reihe von packenden, ergreifenden Scenen, auch die Personen sind alle vortrefflich und mit großer Sorgfalt charakterisirt, vorab der brutale Ritter Peter mit dem blauen Barte — aber trotzdem ist das Werk verfehlt, zunächst seiner dramatischen Form wegen. Das zarte, duftige Märchen kann man nicht so wie ein Lustspiel vor das grelle Licht der Lampen bringen; wenigstens muß dann noch die Musik zu Hülfe genommen werden, um den wundersamen Zauber einigermaßen zu erhalten. Den Hauptfehler beging jedoch Tieck dadurch, daß er das Märchen zur äußeren Umhüllung seines Spottes herabwürdigte, die Personen desselben nur dazu benutzte, die Aufklärer zu verspotten. In Folge dessen ging der naive Humor vollständig verloren; die kindliche Märchenfröhlichkeit verwandelte sich in beißende Satire, die Dichtung sank zur parodistischen Burleske herab und kam dabei noch nicht einmal über den engen Gesichtskreis des Berliner Privat- und Einzellebens hinaus. Ebenso erging es dem nächsten „Kindermärchen", an das sich der Dichter alsbald nach der Vollendung des „Blaubart" machte, dem „Gestiefelten Kater". Auch hier ist der Märchencharakter fast vollständig verwischt. Der Spott richtet sich in der Hauptsache gegen Iffland und Kotzebue und gegen den faden Theatergeschmack, aber er nimmt auch hier keinen nationalen Charakter an, und der Dichter verdiente sich daher auch durchaus nicht den Titel eines deutschen Aristophanes, den Freunde ihm nun beizulegen beliebten. Zu einem solchen fehlte ihm, wie Haym in seiner Geschichte der romantischen Schule sehr richtig hervorhebt, in erster Linie der Ernst einer großen Gesinnung, die Leidenschaft des Hasses und der Liebe, die er vielmehr als „Geist der Partei" von sich ablehnte. Der „Gestiefelte Kater" ist daher auch weiter nichts als eine „unschuldige Literaturkomödie, eine Delicatesse für den Kenner, ein zum großen Theil unverdauliches Gericht für den, der so glücklich ist, den literarisch-theatralischen Lumpenkram jener Jahre nur vom Hörensagen zu kennen". Trotzdem machte diese „Polterabendpoesie" großes Aufsehen, und der Dichter sah sich daher veranlaßt, auf dem eingeschlagenen Wege weiter fort zu schreiten. Schnell nach einander schrieb er noch „die verkehrte Welt" und „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack", in denen es ebenfalls auf die Verspottung der geschmacklosen Philistrosität abgesehen

war. Dann aber hält er inne, wohl durch seinen Freund Wackenroder (auf den wir später noch zurückkommen werden), darauf aufmerksam gemacht, auf welcher abschüssigen Bahn er sich befinde. Er vertieft sein Kunsturtheil, studirt Goethe's „Wilhelm Meister" und beginnt schließlich selbst einen Roman, „Franz Sternbald's Wanderungen", in dem er der Sehnsucht nach einem geläuterten Kunstleben Ausdruck verleihen will. Zum Schauplatz wählt er zunächst das Nürnberg des sechzehnten Jahrhunderts, das Haus, die Werkstatt Dürers, von wo aus er dann einen jungen Künstler durch alle Entwickelungsperioden bis nach Rom und von dort wieder in die Heimath begleiten will. Er beginnt auch mit hübschen kulturhistorischen Schilderungen, allein bald verwandelt sich seine Begeisterung in Schwärmerei, zu der sich unklarer religiöser Mysticismus gesellt; mehr und mehr erscheint die Kunst ihm nur noch als die Dienerin der Religion, der ganze Kunstenthusiasmus löst sich in überschwenglicher Andacht auf, die durch eine üppige Sinnlichkeit noch eine ganz besondere Färbung erhält, und zuletzt verliert er sein Ziel ganz aus dem Auge, kommt aus den Träumen, Ahndungen und Begeisterungen gar nicht mehr heraus — und legt die Feder nieder, ohne den Roman zum Abschluß gebracht zu haben. Die zwei vollendeten Theile erschienen 1798 zu Berlin. Wohl abgespannt und auch mißgestimmt, machte jetzt der Dichter eine kurze Pause in eigenem Schaffen, übersetzte im Auftrage des Buchhändlers Unger den Don Quixote des Cervantes, versenkte sich zugleich in die glaubensinbrünstigen Dramen Calderon's und Lope de Vega's, in die mystische Philosophie Jacob Böhme's, in Schleiermacher's Reden über die Religion, begeisterte sich an den geistlichen Liedern von Novalis, und als sich dann der Schaffensdrang wieder in ihm regte, war nichts natürlicher, als daß er seiner religiösen Stimmung in erschöpfender Weise Ausdruck zu geben trachtete: er schuf das Trauerspiel „Leben und Tod der heiligen Genoveva," nach dem einstimmigen Urtheile der Romantiker eine romantische Mustertragödie. Und darum für uns heutzutage völlig ungenießbar. Die Legende diente dem Dichter nur als Rahmen, innerhalb dessen er sich mit vollständiger Mißachtung aller Gesetze des Drama's in größter Willkür bewegte. In Folge dessen ist das Stück zunächst im höchsten Grade undramatisch, nicht im geringsten bühnengerecht, weitschweifig und ohne Leidenschaft. Goethe, dem Tieck das Werk in Jena, wohin er im Herbste 1799 übergesiedelt war, vorlas, war höflich genug, es dem Verfasser gegenüber zu loben und sonst nicht weiter davon zu sprechen, Schiller dagegen schrieb an seinen Freund Körner, daß der Verfasser der Genoveva zwar eine graziöse, phantasiereiche und zarte Natur sei, daß es ihm aber an Kraft und Tiefe fehle und gewiß immer fehlen werde; wie die früheren Werke Tieck's, so sei auch dies voll Ungleichheiten und voll Geschwätzes; er beklage, daß ein so großes Talent so wenig für die Zukunft verspreche, denn wohl könne die rohe Kraft und das Gewaltsame sich läutern, aber niemals gehe der Weg zum Vortrefflichen durch die Leerheit und das Hohle. Im Druck erschienen ist das Stück zuerst in den „Romantischen Dichtungen" Tieck's (Jena 1799), die außer der „Genoveva" noch die Sagen „vom getreuen Eckart" und vom „Tannhäuser", sowie das Lustspiel „Prinz Zerbino" enthielten. Bald nach der Heraus-

gabe dieser Dichtungen verließ Tieck Jena wieder und ging nach Dresden (im Sommer 1801), der romantische Kreis hatte sich gelichtet und die alte Behaglichkeit war geschwunden. Leider trat er damit in eine unruhvolle und durch schwere gichtische Krankheit getrübte Periode seines Lebens ein, die noch dadurch ganz besonders drückend wurde, daß seine bisher so rege Schöpferkraft zu erlahmen begann und dann fast zwei Jahrzehnte schlummerte, bis sie erst in den zwanziger Jahren wieder erwachte und dem Dichter dann bis in sein Greisenalter treu blieb. Zunächst reichte sie jedoch noch für eine weitere, romantische dramatische Dichtung aus, für das Lustspiel „Kaiser Octavianus" (Jena 1804), in dem abermals das Philisterthum lächerlich gemacht wird. Es kommt dabei zu manchen drolligen und sogar recht dramatischen Scenen, besonders zwischen dem Kaiserssohne Florens und dessen Pflegevater, der Dichter entfaltet auch eine bestrickende Farbenpracht und einen großen lyrischen Stimmungsreichthum, der phantastische Wust und allegorische Kram ist aber trotzdem so überwiegend, daß das Ganze nur einen unbehaglichen, verstimmenden Eindruck macht. Tieck selbst war aber sehr erbaut von diesem Stück und stellte es später an die Spitze seiner gesammelten Werke; die Freunde hielten es für eine Dichtung, in deren „wundervoller Märchenwelt", in deren „mondbeglänzter Zaubernacht" sich der Geist der Romantik am herrlichsten offenbare. Nach dem Abschluß dieser Arbeit faßte der Dichter den Plan, das Märchen von der schönen Magelone zu dramatisiren, aber schon trugen ihn die Schwingen seiner Phantasie nicht mehr, die Arbeit blieb liegen. Er suchte sich nun durch Reisen anzuregen, ging nach Wien und München, lebte 1805 und 1806 in Italien, dann wieder in tiefer Zurückgezogenheit auf dem Rittergute Ziebingen bei Frankfurt a. O., das der ihm befreundeten Familie des Grafen Finkenstein gehörte, bis er sich 1818 in Dresden niederließ. In all' dieser Zeit aber schrieb er nur wenige kurze Novellen, „Der Runenberg", „Liebeszauber", „Der Pokal", „Die Elfen" 2c., und ein dramatisches Märchen „Fortunat", düstere Dichtungen, die er mit früheren Arbeiten in 3 Bänden unter dem Titel „Phantasus" von 1812 bis 1815 herausgab. Als Früchte seiner verschiedenen Studien erschienen auch 1803 in Berlin „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter", ebendaselbst 1811 „das altenglische Theater", dem ein großes Werk über Shakespeare folgen sollte, das aber niemals über die Vorarbeiten hinaus gediehen ist, und 1812 in Tübingen „Frauendienst, oder Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein, von ihm selbst beschrieben". In Dresden gestaltete sich sein Leben nach und nach zu einem angenehmen und behaglichen, und hauptsächlich diesem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, daß seine Produktionskraft sich langsam wieder einstellte. Der Dichter war jedoch mittlerweile ein erheblich anderer, ein ruhigerer und klarerer geworden, die Begeisterung für die Grundsätze der romantischen Schule, für das Zauberreich einer ungezügelten Phantasie war geschwunden, und es entstanden daher ganz andere Werke, als ehedem: jene glatten Conversationsnovellen, in denen sich der Verfasser in Goethe'schem Tone besonders gegen die Verkehrtheiten der Gegenwart wendet, gegen den Pietismus, die fromme Eitelkeit 2c. Er entwickelte dabei viel Eleganz und Anmuth, sowie einen feinen, geistvollen Humor, drang aber niemals

tiefer in den Kern der Sache ein, sondern hing sich nur an Aeußerlichkeiten, die er sogar nicht selten mißverstand. Den ernsten politischen Fragen, die jetzt wieder mehr und mehr in den Vordergrund zu treten begannen, blieb er gänzlich fern. In Folge dessen fanden diese Novellen (wir nennen als die besten: „Des Lebens Ueberfluß", „Die Gesellschaft auf dem Lande", „Die Gemälde" und „Der junge Tischlermeister"), hauptsächlich bei dem älteren Theile des Publikums und bei der Aristokratie großen Anklang, während sie bei dem jüngeren, in erster Linie bei dem jungen Deutschland, das sich jetzt erhob, wegen der vornehmen Zurückhaltung scharfen Tadel erfuhren. Heinrich Laube spricht dem Dichter sogar den Charakter ab, nennt ihn den „Gesellschafter Deutschlands", den Repräsentanten all jener Leute, welche in geschäftiger Spielerei das Leben verbringen, einen geistreichen Privatmann in unserer Literatur, der keinen tieferen Einfluß ausgeübt hat (Moderne Charakteristiken, Mannheim, 1835, Bd. 2, S. 145 und flg.). Es liegt viel Wahres in diesen Worten. Tieck hatte sich in seiner früheren Periode an das behagliche, planlose Träumen der Art gewöhnt, daß er jetzt den strengen, andauernden Fleiß scheute und lieber im Salon behaglich plauderte, statt sein „Hirnschmalz an den Fragen der Zeit zu verarbeiten". Möglich aber auch, daß er überhaupt nicht mehr fähig war, mit einem größeren Kraftaufwande zu schaffen, wenigstens spricht dafür der „Aufruhr in den Cevennen", (1. und 2. Abschnitt Berlin 1826), ein groß angelegter Roman, an dem er bald erlahmte, und seine letzte umfangreichere Arbeit, der Roman „Vittoria Accarombona" (Breslau 1840), in dem er eine Lanze für die Frauenemancipation zu brechen versuchte, der aber in jeder Hinsicht als verfehlt zu betrachten und auch vom moralischen Standpunkte aus zu verurtheilen ist. Wirkliches Verdienst erwarb er sich dagegen dadurch, daß er „Heinrich von Kleist's gesammelte Schriften" (Berlin 1826), sowie „Lenz gesammelte Schriften" (Berlin 1828) herausgab und im Verein mit dem Grafen Wolf Baudissin und seiner Tochter Dorothea die von A. W. Schlegel begonnene Uebersetzung von Shakespeare's dramatischen Werken vollendete. Dieselben erschienen dann in Berlin von 1826 bis 1833. Neben dieser schriftstellerischen Thätigkeit widmete sich Tieck in jener Dresdener Zeit aber auch noch einer Kunst, von der man bisher keine Ahnung gehabt hatte, der Kunst des Vorlesens. Er brachte es darin bald zu erstaunlicher Virtuosität und erwarb sich damit einen europäischen Ruf. Später sind ihm Viele auf dieser neuen Bahn gefolgt, zunächst Holtei und Palleske, Keiner hat aber den Meister ganz erreicht. Das letzte Decennium seines Lebens verbrachte Tieck wieder in seiner Vaterstadt Berlin. Friedrich Wilhelm IV. hatte ihn mit einem ansehnlichen Jahrgehalte dorthin berufen, um die theatralischen Aufführungen bei Hofe zu arrangiren. Zu einer umfangreicheren Thätigkeit kam es jedoch nicht, das alte gichtische Leiden packte den greisen Dichter härter denn je und fesselte ihn viele Jahre lang, bis zu seinem Tode, an's Zimmer. Schöpferisch thätig war er unter diesem Drucke körperlicher Leiden nicht mehr, dagegen sichtete und sammelte er Vieles, brachte, nachdem er seine sämmtlichen Gedichte bereits von 1821—23 zu Dresden in drei Bänden herausgegeben hatte, eine Gesammtausgabe seiner Schriften in zwanzig

Bänden (Berlin 1828—1848) zum Abschluß, gab eine vollständige Ausgabe seiner „Gesammelten Novellen“ (Berlin 1853) heraus und ermöglichte einer großen Menge von aufstrebenden jungen Talenten durch Vorreden, Empfehlung und Rathschläge den Eintritt in die Literatur. Trotzdem war er, als er am 28. April 1853 starb, vom großen Publikum bereits fast ganz vergessen. Es war dies eine natürliche Folge davon, daß er in keiner Periode seines langen Lebens, in keiner seiner vielen Dichtungen sich dem Ringen und Streben seines Volkes geweiht. Hätte er sich zur rechten Zeit frei gemacht von den Umarmungen der Schlegel und sich mitten in das nationale Leben gestellt, so würde er bei seiner reichen Phantasie, seiner großen Erfindungsgabe, bei seiner Fähigkeit, objectiv zu gestalten, gewiß Unvergängliches geschaffen haben.

Zuversicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld.

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst Du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Mensch, Du sitzest stets daheim,
Und sehnst Dich nach der Fern':
Sei frisch und wandle durch den Hain,
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo Dir Dein Glücke blüht,
So geh' und such' es nur!
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau!
Es wechselt Freude stets mit Leid:
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit Dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein,
Und finden, was es sucht.

Wonne der Einsamkeit.

O holde Einsamkeit,
O süßer Waldschatten,
Ihr grünen Wiesen, stille Matten,
Bei euch nur wohnt die Herzensfreudigkeit.

Ihr kleinen Vögelein
Sollt immer meine Gespielen sein,
Ziehende Schmetterlinge
Sind meiner Freundschaft nicht zu geringe.

Unbefangen
Zieht ihr des Himmels blaue Luft,
Der Blumen Duft
In euch mit sehnendem Verlangen,
Ihr baut euch euer kleines Haus,
Haucht in den Zweigen Gesänge aus,
Von Himmelsruhe rings umfangen.

Weit! weit!
Liegst du Welt hinab,
Ein fernes Grab.
O holde Einsamkeit!
O süße Herzensfreudigkeit!

Kommt, ihr Beengten,
Herzbedrängten!
Entfliehet, entreißt euch der Qual.
Es baut die gute Natur,
Der freundliche Himmel
Den hohen gewölbten Saal
Mit Wolken gedeckt, die grüne Flur;
Entflieht dem Getümmel!
O holde Einsamkeit!
O süße Freudigkeit!

Herbstlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbarem Ton:
„Ade, ich fliege nun davon,
Weit! weit!
Reis' ich noch heut."

Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl, mir ward so bang:
Mit frohem Scherz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt ich: „Ach, der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht zu Lieb und Sehnsucht flieht
Weit, weit,
Rasch mit der Zeit."

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: „Die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein."

Friedrich von Hardenberg, oder, wie er sich als Dichter nannte, **Novalis**, wurde zu Wiederstädt im Mansfeldischen, einem Familiengute der Barone von Hardenberg, am 2. Mai 1772 geboren und zum großen Theil von seiner Mutter, einer milden, frommen Frau, erzogen. In seinen ersten Kinderjahren verrieth er nur wenig Geist, von seinem neunten Jahre ab jedoch, nach einer glücklich überstandenen schweren Krankheit, entwickelte er sich in überraschender Weise und zeigte auch alsbald sein reiches Talent für die Dichtkunst. Nach in Eisleben abgeschlossenen Gymnasialstudien bezog er 1790 die Universität Jena, wo er sich zunächst noch eine allgemeine Bildung anzueignen suchte, Fichte und Schelling hörte und sich an den Schiller'schen Dichtungen erbaute; ein Jahr später ging er nach Leipzig, wo er sich nun einem planmäßigen Berufsstudium zuwandte, der Jurisprudenz, und 1794 brachte er auf der Universität Wittenberg diese Studien zum Abschluß. Während dieser letzten Zeit machte er die Bekanntschaft Friedrich Schlegel's; es scheint jedoch vorläufig noch zu keinem intimeren Freundschaftsverhältnisse gekommen zu sein, wenigstens wurde Hardenberg zunächst noch nicht in den Zauberkreis der Romantik hineingezogen, sondern kehrte mit dem lebhaften Wunsche in die Heimat zurück, sich jetzt für das praktische Geschäftsleben auszubilden. Er trat daher in Tennstädt bei Weißenfels in Thüringen unter dem Kreisamtmann Just in den kursächsischen Verwaltungsdienst und widmete sich mit allem Eifer dem gewählten Berufe. Sein reiches Gemüthsleben suchte er dabei so viel wie möglich zurückzudrängen, was ihm jedoch nur kurze Zeit gelang, denn bald fiel ein Funke in sein Herz, der die „verborgene Gluth zur hellen Flamme entzündete." Er lernte im Frühjahr 1795 auf dem nahen Gute Grüningen die liebreizende Sophie von Kühn kennen und ward von ihrer Schönheit, Anmuth und Grazie so entzückt, daß er alsbald um ihre Hand warb und sich mit ihr verlobte. Damit begann ein inniges Liebesleben, das ihn nun mit einem Schlage zum Dichter machte: zunächst zu einem hoffnungsfreudigen, der in eine sonnige Zukunft schaute, denn bereits lag der Weg zu seiner Carrière geebnet vor ihm und an der Seite Sophiens durfte er des lautersten Glückes gewiß sein, bald aber zu einem von bitterem Schmerz durchschütterten, denn die geliebte Braut erkrankte an einem schweren Leiden und starb, nachdem

sie in Jena noch eine längere Kur durchgemacht, am 19. März 1797. Novalis wurde durch diesen Tod so tief gebeugt, daß er sich längere Zeit von der Gegenwart vollständig abwandte und einzig nur dem Andenken der Geliebten lebte. Er versenkte sich dabei in eine innige Frömmigkeit, in einen frommen Mysticismus, und schuf in dieser Stimmung eine Reihe von religiösen Liedern und besonders die „Hymnen an die Nacht," „jene tiefsinnig schwermuthsvollen Laute klagender Verzückung und inbrünstigen Schmerzes, die mit nichts zu vergleichen sind, was unsere klassische Poesie hervorgebracht hat."*) Der Mangel an Raum verbietet uns, diese Hymnen hier zum Abdruck zu bringen, dagegen theilen wir unten eine andere kürzere „Hymne" mit, die ebenfalls einen Blick in die seltsame Gedankenwelt gewährt, die sich der Dichter geschaffen hatte. Im Herbst 1797 bezog Novalis, wohl um wieder in das geistige Leben seiner Zeit einzutreten, die Bergacademie zu Freiberg, widmete sich unter dem berühmten Mineralogen und Geologen Werner den Naturwissenschaften und begann dabei sich langsam wieder aufzurichten. Ja, es stellte sich sogar das Bedürfniß wieder ein, sich an ein liebend Herz anzulehnen, und als er ein solches in der feingebildeten, sanften Julie von Charpentier, der Tochter des Berghauptmanns Charpentier, fand, verlobte er sich mit ihr und blickte nun aufs Neue voll Hoffnung in die Zukunft. Dabei trat jedoch das Andenken an Sophie keineswegs zurück, nach wie vor sah er zu der Verklärten in religiöser Andacht empor und verehrte sie wie eine Heilige. Ein naturphilosophischer Roman, „Die Lehrlinge von Sais," zu dem er durch das Freiberger Leben angeregt wurde, gedieh nicht über die ersten Fragmente hinaus. Im Frühlinge 1799 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, erhielt bei der kurfürstlichen Saline eine Stelle als Assessor und entwickelte nun eine sehr rege dichterische sowohl, wie amtliche Thätigkeit. Zugleich eröffnete er einen lebhaften gesellschaftlichen Verkehr mit den Romantikern, die mittlerweile im nahen Jena ihre Residenz aufgeschlagen hatten, und schloß sich besonders eng an Tieck an, den er bald schwärmerisch verehrte (siehe unten: „Was paßt, das muß sich ründen" ꝛc., das ganz wahrscheinlich an Tieck gerichtet ist). Daß ihn die neue Lehre von der romantischen Poesie, die seinem Wesen so vollständig entsprach, in kurzer Zeit ganz und gar erfüllte, braucht wohl kaum noch besonders hervorgehoben zu werden. Seine geistlichen Lieder, die im Sommer 1799 entstanden und mit das Beste sind, was er gedichtet, athmen bereits in jedem Verse den Geist der Romantik. Wir theilen unten aus dieser Gruppe das Lied „Fern im Osten wird es helle" mit, das sich auch durch seine Formschönheit auszeichnet. Noch weit umfassender huldigte jedoch der Dichter den neuen Grundsätzen alsbald in einem großangelegten Romane, den er im Winter 1799 auf 1800 in Artern, wohin er mittlerweile als kursächsischer Salinenbeamter versetzt worden war, zu schreiben begann, im „Heinrich von Ofterdingen." Angeregt dazu war er, wie Tieck zu seinem „Sternbald", durch Goethe's „Wilhelm Meister". Aber er wollte darin nicht, wie Goethe in seinem Romane, darlegen,

*) Haym, S. 336.

daß ein nach den Idealen strebender Jüngling doch schließlich, um ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, zu prosaischer Geschäftsarbeit greifen müsse, sondern vielmehr ausführen, daß ein solcher Jüngling sich zum Dichter, zum Verkünder himmlischer, weltverklärender Weisheit, zum Propheten für ein ideales Weltalter herausbilden müsse. Der Held Heinrich schreitet denn auch vom Beginn des Romans an, zunächst unbewußt, nur getrieben von der mystischen Sehnsucht nach der „blauen Blume," diesem idealen Ziele entgegen, macht einen langen Läuterungsprozeß durch, steigt aber nicht zu der in Aussicht genommenen Höhe empor — weil der Verfasser über den Anfang des zweiten Theiles seiner Arbeit nicht hinauskommt. Der Dichter hat, da er es an einer klar sich entwickelnden Handlung fehlen ließ, den Boden unter den Füßen verloren; die Dichtung ist in mystische Träumereien zerronnen, in leere Phantastereien zerflossen, und alle „Magie des Vortrages," alle „Melodie des Stiles," alle die frischen Lebensbilder, alle die eingestreuten herzerquickenden Lieder (von denen wir unten das „Bergmannslied" mittheilen), selbst das duftige Märchen von Hyacinth und Rosenblüth können die Dichtung nicht retten. Sie geht zu Grunde, wie „Lucinde," wie „Sternbald," an der Theorie Friedrich Schlegel's, daß die Hauptaufgabe der Poesie sei, Stimmungen, Empfindungen hervorzubringen, welchen Grundsatz sich Novalis weiter dahin ausbaute, daß der Dichter, um die gewünschte Stimmung zu schaffen, einem „magischen Idealismus" zu huldigen habe, daß, da das Märchen gleichsam der Kanon der Poesie sei, alles Poetische auch märchenhaft und der Roman, der nächste Verwandte des Märchens, „gleichsam die Mythologie der Geschichte" sein müsse und daß schließlich die ganze romantische Poetik einfach in der Kunst bestehe, „auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend." Ob der Dichter diesen verderblichen Grundsätzen auch ferner treu geblieben wäre, oder ob er bei längerem Leben, wie Tieck, sich von ihnen freigemacht haben würde, ist schwer zu entscheiden, denn schon im Sommer 1800 zeigten sich bei ihm die ersten Spuren einer Lungenkrankheit, der er sodann, trotz der sorgfältigsten Pflege der Seinen und seiner Braut, am 25. März 1801 im Elternhause zu Weißenfels erlag. Die „Schriften" des Dichters gaben Fr. Schlegel und Ludwig Tieck 1802 zu Berlin in 2 Theilen heraus, denen 1846 Ludwig Tieck noch einen dritten folgen ließ. Außerdem erschienen auch noch die „Gedichte" in einer besondern Ausgabe 1857 zu Berlin und von Willibald Beyschlag herausgegeben 1869 zu Halle. Eine Lebensskizze von Ludwig Tieck befindet sich in der Vorrede zur 3. Auflage, eine andere von Just zu Anfang des 3. Bandes der „Schriften"; eine ganz vorzügliche Charakteristik des Dichters bot W. Dilthey in den Preußischen Jahrbüchern von 1865.

Hymne.

Wenige wissen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.

Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Räthsel:
Aber wer jemals

Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens sog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz schmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird essen von Seinem Leibe
Und trinken von Seinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdischen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?
Einst ist alles Leib,
Ein Leib,
In himmlischem Blute
Schwimmt das selige Paar. —

O, daß das Weltmeer
Schon erröthete
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das süße Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich;
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann sie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt, wird das Genossene
Inniglicher und näher.
Heißere Wollust
Durchbebt die Seele,
Durstiger und hungriger
Wird das Herz,
Und so währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekostet,
Alles verließen sie,
Und setzten sich zu uns
An den Tisch der Sehnsucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und priesen die Nahrung
Von Leib und Blut.

[An Tieck.]

Was paßt, das muß sich ründen,
Was sich versteht, sich finden,
Was gut ist, sich verbinden,
Was liebt, zusammen sein;
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm ist, muß sich gleichen,
Was fern ist, sich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn.

Gieb treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir und wende
Den Blick vor deinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!

Fern im Osten wird es helle.

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung!

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel sel'ges Kind;
Schaffend im Gesang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längst verstiebte Funken hier zusammen.

Ueberall entspringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut;
Ew'gen Frieden uns zu stiften,
Taucht er in die Lebensflut;
Steht mit vollen Händen in der Mitte
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Lasse seine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von seinem ew'gen Glücke
Sollst du dich ergriffen sehn.
Alle Herzen, Geister und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreist nach seinen Händen,
Präge dir sein Antlitz ein;
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüthe nach dem Sonnenschein;
Wirst du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Herz dir eigen.

Unser ist sie nun geworden,
Gottheit, die uns oft erschreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime rasch geweckt;
Und so laßt im vollen Gottesgarten
Treu uns jede Knosp und Blüthe warten.

Bergmannslied.

Aus Heinrich von Ofterdingen.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage;
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloss'nen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorweit heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hilfreich den Berg hinauf;
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Nach Tieck's und Hardenberg's Auftreten erweiterte sich der Kreis der Romantiker schnell und erheblich; von Nord- und Süddeutschland reihten sich junge Talente ein und brachten in kurzer Zeit eine große Mannigfaltigkeit in die Bestrebungen. Zu wirklicher Bedeutung gelangten jedoch nur Clemens Brentano, Achim von Arnim und Heinrich von Kleist; die große Schaar der Uebrigen trug hauptsächlich nur dazu bei, durch weitgehendste Anwendung der Schlegel'schen Grundsätze die Schule mehr und mehr in Mißkredit zu bringen, so daß A. W. Schlegel alsbald mit Recht über „das Elend mit den Nachahmern" klagen durfte.

Brentano und Arnim werden meist zusammen genannt, weil sie beim Beginn ihrer literarischen Laufbahn gemeinsam ein für unsere Literatur höchst wichtiges und werthvolles Werk, „des Knaben Wunderhorn," herausgaben, dennoch sind

sie zwei vollständig verschiedene Naturen, die auch zu ganz verschiedenen Endresultaten gelangten.

Clemens Brentano ist der Romantiker in der höchsten Potenz und darum auch derjenige Dichter der Schule, an dem sich die beleidigte Muse am bittersten rächte. Er wurde am 8. September 1778 im Hause seiner Großmutter Sophie von La Roche, der bekannten Freundin Wieland's, zu Thal-Ehrenbreitstein geboren und von seinem Vater, einem reichen Handelsherrn zu Frankfurt am Main, für den Kaufmannsstand bestimmt. Der aufgezwungene Beruf sagte ihm jedoch keineswegs zu, er gab ihn daher auch schon 1797 wieder auf und bezog die Universität Jena. Damit gerieth er sofort mitten unter die Romantiker und wurde auch schnell ein begeisterter Anhänger ihrer Lehre, ja, er trat sogar sehr bald direkt in die Fußstapfen Friedrich Schlegel's und schrieb, indem er sich die „Lucinde" zum Muster nahm, unter dem Pseudonym Maria den „verwilderten" Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" (2 Bde. Bremen 1801 und 2), in welchem er, ganz wie Schlegel, in unbefangener Lebendigkeit seine erotischen Erlebnisse erzählte. Schon hier bewies er jedoch, daß er über einen weit größeren Reichthum von lyrischen Empfindungen gebiete, als der Verfasser der „Lucinde", und daß er auch die Fähigkeit besitze, diesen Empfindungen in dichterischer Form Ausdruck zu verleihen. Verschiedene in den Roman eingestreute Lieder im Volkston dürfen geradezu meisterhaft genannt werden. Wir theilen unten nur „Zu Bacharach am Rheine" mit, das auch noch von literargeschichtlichem Werthe ist, denn es wurde der Ausgangspunkt der Sage von der Loreley. Bald nach Vollendung des Romans versuchte er sich auch im Drama und schrieb das Lustspiel „Ponce de Leon" (erst 1804 in Göttingen ersch.), das jedoch ganz verworren und auch nicht im geringsten bühnengerecht ist. Es ging daher vollständig spurlos vorüber, während von den verschiedenen eingelegten Liedern das von Louise Reichardt sehr gefällig componirte „Nach Sevilla, nach Sevilla!" (Siehe unten) schnell populär und dann Jahrzehnte hindurch gesungen wurde. Im Sommer 1800 verließ Brentano Jena wieder und gefiel sich nun mehrere Jahre lang als fahrender Sänger. Sein reiches Talent müsse ihn dabei, so meinte er, gar bald zum berühmten Dichter machen, den man überall feiern und mit dem Lorbeer schmücken werde, wo er sich nur zeige. Daß die Götter vor den Ruhm den Schweiß setzten, kam ihm nicht bei, er glaubte spielend und tändelnd erreichen zu können, was Andere sich nur durch strenge Arbeit erwarben. So erschien er bald am Rhein, bald in Mittel-Deutschland, bald in Böhmen, bald in Oesterreich und erregte stets sowohl durch seine eigenartige südländische Schönheit, wie durch seine klangvolle Stimme, mit der er seine Lieder vortrug, Interesse. Auch durch seine gesellschaftlichen Talente, besonders durch sprühenden Witz, wußte er anzuziehen und sich hauptsächlich in Damenkreisen beliebt zu machen. Erst 1803 schloß er dieses Troubadourleben ab und verheirathete sich mit Sophie Mereau, deren Liebe er schon in Jena gewonnen und die sich nun mittlerweile von ihrem Manne, dem Professor F. E. K. Mereau, hatte scheiden lassen. Er ließ sich zunächst in Marburg nieder, wo er die Erzählung „Aus der Chronika eines fahrenden Schülers" begann, in die er auch das tiefge-

müthvolle Nachtlied der schönen Lauenburger Els hineinverflocht, welches wir unten mittheilen; bald jedoch brach er die Arbeit wieder ab und siedelte nach Heidelberg über, um dort den täglichen persönlichen Umgang mit seinem Freunde Arnim zu genießen und mit demselben die schon erwähnte Sammlung alter deutscher Lieder unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ herauszugeben. Der erste Band davon erschien in Heidelberg 1806, der zweite ebendaselbst 1808. Die Dichter erschlossen dadurch einen Born, aus dem nun ein Quell von erquickendster Frische hervorsprudelte. „Das Wunderhorn ist unser allernationalstes Buch,“ sagt Grisebach (D. deutsche Literatur seit 1770, Stuttg. 1877, Seite 233). „Hier wird das Evangelium der echten Poesie verkündet, das Evangelium, daß nicht eine abstrakte Schönheit, ein nie und nirgends sich begebendes Ideal Motiv und Inhalt der Kunst sei, sondern daß sie überall der Spiegel dieser Welt, der Wirklichkeit, einer bestimmten Nation sei. Die erhabensten Züge des deutschen Geistes sind daher in diesen Liedern ebenso festgehalten, wie die düstersten Irrwege der Leidenschaft darin beleuchtet werden. Nationallaster und Nationaltugenden zeigen sich hier, das Reine und Unreine wird mit gleicher Naivetät dargestellt, heidnische Weltlust wechselt mit den süßesten Inspirationen des Christenthums. Das Buch ist eine ganze Welt für sich allein, wie Homer, Cervantes und Shakespeare.“ Die Wirkung, welche das Buch hervorbrachte, war eine ganz eminente; sie ging weit über diejenige hinaus, welche Brentano und Arnim erstrebt hatten. Die schlichten, gemüthvollen Lieder brachten nicht nur eine neue Lebenswärme in die Lyrik der Gegenwart, sondern sie regten auch zu weiteren Studien der deutschen Volkspoesie an, veranlaßten eifrige Forscher, noch weiter hinabzusteigen in den geöffneten Schacht und dort die Schätze der althochdeutschen Literatur zu heben, von denen man bisher keine Ahnung gehabt hatte. Neben dem „Wunderhorn“ gaben die Freunde auch noch eine „Zeitung für Einsiedler“ heraus, die aber bald wieder einging. Zur Ausführung weiterer Pläne kam es leider nicht mehr, denn Brentano hatte im Herbst 1806 das Unglück, seine geliebte Frau durch den Tod zu verlieren, wodurch er wieder allen Halt und alle Beständigkeit verlor und Heidelberg verließ. Unstät lebte er nun bald hier bald dort, glänzte hier durch eine geistvolle Improvisation, dort durch ein phantastisches, grausiges Märchen, das er am liebsten in der Dämmerstunde oder bei Mondenschein erzählte, kam dabei aber nur höchst selten zu ernsteren Arbeiten. Wir können nur eine einzige Erzählung anführen, die in jenen Jahren, etwa um 1808, entstand, die „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl,“ die manchen Zug rührender Naivetät enthält, aber doch schließlich ihres fatalistischen Aberglaubens wegen abstößt. Nachdem er noch eine höchst unerquickliche Liebesepisode mit einer jungen Frankfurterin, Auguste Busmann, durchgemacht, sie entführt, sich mit ihr verheiratet und sich dann bald wieder von ihr hatte scheiden lassen, ging er 1810 nach Berlin und begann hier seine seit lange geplanten „Romanzen vom Rosenkranze“ auszuarbeiten, die aber niemals vollendet worden sind. Er selbst schrieb in jener Zeit über die Dichtung: „Es ist nicht dieses Lied selbst, das ich liebe, es ist die fata morgana über meinem versunkenen irdischen Paradiese, das Nest eines verbrannten, aber nicht wieder er-

standenen Phönixes, in dessen Asche blasend ich diese Gestalten gesehen habe." Sechzehn Jahre später, als man ihn anging, das Werk zum Abschluß zu bringen, schrieb er: „Die Romanzen vom Rosenkranz! ..... Der halb zwischen Pomeranzen, Apfelsinen und dergleichen in Thränen gepökelte, verschimmelte Wechselbalg der melancholisch funkelnden Phantasie und des zerrissenen Herzens. Was soll ich um Himmels Willen mit diesen geschminkten, duftenden Toilettensünden unchristlicher Jugend anfangen? Das ist eine wahrhaft liebliche und darum um so ängstlichere Todtenerscheinung! Ich habe keinen Zusammenhang mehr mit diesen Dingen, als das tragische Gefühl aller Vergeblichkeit und eine leise Beschämung, daß ich, hineinblickend, so vieles Seichte und Ungründliche darin finde, welches das Colorit, die interessante Stimme und überhaupt der ganze Syrenosyropismus des Dichters nicht für ihn selbst verbergen kann." — In Wahrheit enthalten die 15 vollendeten Romanzen verschiedene Stellen von hoher Schönheit, daneben freilich auch viel Unklares, Phantastisches und Abstoßendes, auf keinen Fall verdienen sie aber, so frivol verurtheilt zu werden, wie durch den Dichter selbst geschehen ist. Die unruhvolle Zeit der Befreiungskriege verlebte Brentano im neutralen Prag, wo er auch das historisch-romantische Drama „Die Gründung Prag's" (Pest 1815) schrieb, von dem er sich viel versprach und das er hoch über die Schiller'schen Stücke stellte, in dem aber weder ein dramatischer Conflict, noch überhaupt dramatisches Leben zu finden ist. Nach dem Schluß des Krieges wandte sich der Dichter nach Berlin zurück, um seinen gesellschaftlichen Verkehr von ehedem wieder aufzunehmen, allein er war mittlerweile, ohne daß er es wohl selbst gemerkt hatte, ein anderer geworden; die Reue über sein bisheriges Leben, über den Leichtsinn, mit dem er sein reiches Talent vergeudet, war über ihn gekommen, und tief melancholisch zog er sich von allen Vergnügungen und Zerstreuungen zurück. Dadurch wurde er aber nur immer noch düsterer, und bald kam er sich — nach seinen eigenen Worten — vor wie ein dumpfer todter Mensch, der, erstarrt gegen Gott und geekelt gegen die Welt, ohne Lust am Bösen und Guten, verzweifelnd an sich selbst, rathlos in dunkler Traumöde stand. Da, in dieser Gemüthsverfassung machte er die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, Louise Hensel, der Dichterin des bekannten lieblichen Kinderliedes „Müde bin ich, geh' zur Ruh'", und fühlte sich von ihrer Sanftmuth und ihrem zarten, milden Sinn so wohlthuend berührt, daß er bald nur noch in ihrer Nähe glaubte leben zu können. Er bot ihr daher seine Hand an und bat sie leidenschaftlich, ihn glücklich zu machen, sie aber bedeutete ihn, daß er mit seinen ergrauenden Locken vergeblich nochmals das Glück zu erringen suche; nicht nach dem Glück, sondern nach dem Frieden solle er streben, und diesen könne er auch noch erringen durch die Heilsmittel seiner Kirche. Er zuckte zusammen, als er diese Abweisung vernahm. „Vergeblich!" rief er aus. „Kennst du dieses schreckliche Wort? Es ist die Ueberschrift meines ganzen Lebens; es brennt mir auf der Stirne äußerlich wie im Hirne innerlich; all mein Denken, Thun und Leiden, mein unendliches Leiden war vergeblich." Aber er folgte ihrer Weisung, ging zur Beichte und wandte sich dann, nachdem er noch mit ihr gemeinsam Spee's „Trutz-Nachtigall" herausgegeben, im Jahre 1818 nach Dülmen, wo er „in frommem Wahnsinn" die Be-

trachtungen, Ahndungen und Gefühle der mit den Wundenmalen des Herrn gezeichneten Nonne Emmerich in 14 Bänden niederschrieb. Nach dem Tode der Nonne 1824 ging er erst nach Koblenz, dann nach Regensburg und zuletzt nach München, wo er sich langsam wieder den Interessen des Tages zuwendete und auch noch die Umarbeitung eines phantastischen Thiermärchens „Gockel, Hinkel und Gackeleia", das er bereits in Berlin geschrieben, unternahm. Das Büchlein erschien sodann 1838 in Frankfurt. Er sucht darin zu beweisen, daß die christliche Liebesthätigkeit und eine fromme fröhliche Kindlichkeit über allen Reichthum der Welt gehen, bietet auch manche heitere und gemüthvolle Scene, verstimmt aber auch eben so oft durch kindische und läppische Späße, ermüdende Breite und rücksichtslose Willkür. Von den Freunden des Dichters ist das Märchen bedeutend überschätzt worden. Weitere Märchen, die er noch gesammelt, aber nur sehr nachlässig aufgeschrieben, „sehr obenhin gesudelt," wie er selbst sagt, gab Görres, wahrscheinlich stark durchcorrigirt, erst nach seinem Tode in Stuttgart 1847 heraus. Bald nach dem Erscheinen des Gockel-Märchens begann Brentano zu kränkeln, eine Blutzersetzung trat ein und schließlich bildete sich die Wassersucht heraus, an der er zu Aschaffenburg im Hause seines Bruders Christian, wohin er sich zur Pflege begeben hatte, am 28. Juli 1842 starb. Seine „Gesammelten Schriften" erschienen erst 1852—1854 in 9 Bänden zu Frankfurt; eine Auswahl seiner „Gedichte" wurde ebendaselbst 1854 und von Julius Eckardt zu Berlin 1874 herausgegeben.

Zu Bacharach am Rheine.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und brachte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistige Gewalt
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihre Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret
„Du arme Loreley,
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?"

Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd,
Weil Jeder muß verderben,
Der mir in's Auge sieht.

Meine Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab!
O legt mich in die Flammen,
O brechet mir den Stab!

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herze brennt."

Nach Sevilla, nach Sevilla!

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen stehen,
Aus den Fenstern reiche Leute,
Schöngeputzte Frauen sehen,
Dahin sehnt mein Herz sich nicht.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus dem Fenster sehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da sehnt mein Herz sich hin!

In Sevilla, in Sevilla
Weiß ich wo ein reines Stübchen,
Helle Küche, stille Kammer,
In dem Hause wohnt mein Liebchen
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer,
Poch' ich, macht die Jungfrau auf!

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Hin zu ihr, der Heißgeliebten!
Hin muß ich, zu ihren Füßen,
Sie zu sehen, sie zu sprechen,
Sie zu herzen, sie zu küssen,
Dahin sehnt mein Herz sich sehr!

Nachtlied der Laurenburger Els.

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall.
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond mag scheinen.

Als wir zusammen waren
Da sang die Nachtigall;
Nun martert mich ihr Schall,
Da du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Denk' ich wohl dein allein;
Mein Herz ist klar und rein, —
Gott wolle uns vereinen.

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen!
Hier spinn' ich so allein;
Der Mond scheint klar und rein;
Ich sing' und möchte weinen.

In **Ludwig Achim von Arnim** tritt uns der ernste Norddeutsche entgegen, den die Sirene Romantik zwar in ihren Zaubergarten hineinlockt, der aber zeitlebens sich darin nicht wohl und heimisch fühlt und immer auf's Neue versucht, aus diesen Irrgängen wieder hinaus in's Freie zu gelangen, freilich ohne jemals den Ausgang zu finden. Achim von Arnim wurde am 26. Januar 1781 zu Berlin geboren, widmete sich in Halle und Göttingen dem Studium der Medicin und der Naturwissenschaften und gab bereits in seinem achtzehnten Jahre eine gelehrte Abhandlung über die elektrischen Erscheinungen heraus. Alsdann unternahm er verschiedene Reisen durch Deutschland und wandte dabei sein Hauptinteresse der Volkspoesie zu. Er sammelte, theils aus mündlichen Ueberlieferungen, theils in fliegenden Blättern, die Lieder, welche das Volk sang, und gab sie sodann, als er sich zu längerem Aufenthalte 1806 in Heidelberg niederließ, mit seinem Freunde Brentano, der sich mittlerweile ebenfalls mit dem Volksliede beschäftigt hatte, unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ heraus. Wir haben das Werk bereits Seite 72 ausführlich besprochen. 1811 vermählte er sich mit der Schwester Brentano's, Elisabeth Brentano, gewöhnlich Bettina genannt, und lebte nun größtentheils auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme in der Mittelmark, wo er auch am 21. Januar 1831 plötzlich durch einen tödtlichen Nervenschlag aus einem glücklichen und behaglichen Familienleben herausgerissen wurde. — Der Hauptschwerpunkt bei Arnim liegt in seinen Romanen und Novellen; seiner Lyrik gebricht es an Wärme, Innigkeit und Ursprünglichkeit. Wir theilen daher unten auch nur „das Gebet“ aus dem Roman „die Kronenwächter“ und „Ermunterung“ mit. Die Reihe seiner Prosadichtungen eröffnet der Roman

„Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores; eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben" (2 Thle. Berlin 1810). Das Hin- und Herschwanken des Verfassers zwischen romantischen Phantastereien und realistischen Schilderungen ist hier am auffälligsten und seltsamsten. Kaum sind wir einmal in eine lebensvolle, klar sich entwickelnde Scene eingeführt, so hebt auch die Romantik schon ihren Zauberstab und Alles zerfließt wieder in Gespensterkram und Dunst. Dann scheucht der Dichter die Unholde wieder zurück, es geht eine kurze Weile Alles ganz hübsch vernünftig zu und wir fangen schon an uns wohl zu fühlen — da bricht abermals der Koboldlärm los, wir wissen nicht mehr, ob wir träumen oder wachen, und schließlich schlagen wir verwirrt und unwillig das Buch zu. Der Inhalt ist kurz folgender: Ein deutscher Minister, der in Ungnade gefallen ist, flieht vor seinen Gläubigern nach Indien und läßt seine Familie in Dürftigkeit zurück. Seiner Gemahlin bricht darüber das Herz, aber die beiden Töchter Clelia und Dolores finden sich leidlich in die neue Situation hinein; sie richten sich in dem alten öden Familienschlosse, in dem einst die feinste Gesellschaft verkehrte und das nun mehr und mehr verfällt, so gut als thunlich ein und verheirathen sich alsbald beide standesgemäß. Die fromme Clelia führt ein sicilianischer Herzog heim und die coquette leichtfertige Dolores ein Graf Karl. Diesen Grafen Karl stattet der Dichter mit allen ritterlichen Tugenden aus, aber er läßt ihn zunächst nicht des Familienglückes theilhaftig werden, das er verdient. Schon nach kurzer Zeit tritt zwischen ihm und Dolores eine Disharmonie ein, und als er sich einmal eines Tages auf sein Landgut begiebt und Dolores allein in der Stadt läßt, wird diese ihm sogar untreu. Der Verführer aber, der sich bei ihr als ein eleganter Marchese eingeführt, ist kein anderer, als ihr Schwager, der seine hohe Bildung nur dazu anwendet, auf die raffinirteste Weise zu genießen. Bald nach der Schandthat reist er ab und Dolores gesteht ihrem Gemahl im Schlafe ihr Verbrechen. In Folge dessen wird der Graf von tiefer Schwermuth ergriffen, er giebt Dolores ein Gewehr in die Hand, welches diese, ohne zu wissen, daß es geladen ist, auf ihren Gatten abdrückt, er wird aber nicht zum Tode getroffen, sondern nur schwer verwundet. Die schreckliche Katastrophe weckt jedoch in der Ungetreuen das Gefühl der Schuld und sie unternimmt eine Wallfahrt nach einem Muttergottesbilde, und da sich auch ihr Gatte nach dem Bilde begeben, so treffen und versöhnen sich die Eheleute vor demselben. Sie siedeln nach Sicilien zu Clelia über, deren Gatte mittlerweile gestorben ist, und leben noch lange in glücklichster Harmonie. Damit würde ein gewöhnlicher Dichter geschlossen haben, allein ein romantischer durfte so trivial nicht Abschied nehmen, er mußte noch ein Brillant-Feuerwerk mit bengalischen Flammen losbrennen. Der geflohene Minister kehrt daher eines Abends als reicher Mann aus Indien zurück, bringt aber auch eine Indierin als seine Gemahlin mit und wird nun auf's Peinlichste überrascht, als ihn am Portale des Schlosses seine erste Frau (obgleich sie, wie wir wissen, seit Jahren todt ist) mit seinen Kindern empfängt. Die kluge Frau weiß jedoch sofort Rath, sie eröffnet ihm, daß auch sie sich

mittlerweile wieder vermählt habe und stellt ihm dabei den neben ihr stehenden Mann der Clelia (der zwar auch schon seit längerer Zeit verstorben ist) als ihren Gatten vor. Nach und nach wird die Gesellschaft immer unheimlicher, auch dem Minister beginnt es zu gruseln, er macht sich heimlich davon, es schlägt ein Uhr — und im Nu sind alle Gespenster verschwunden. Die Bauern der Umgegend aber, aufgeregt durch den Spuk, zünden am andern Morgen das alte Schloß an allen Ecken an und bringen dadurch die Geschichte endlich zum vollständigen Abschluß. — Man sieht schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe, bei der übrigens noch viel nebensächlicher Spukkram unerwähnt blieb, wie schlimm der Verfasser durch die Schlegel'sche Lehre berathen war. Sein reiches Talent sprengt zwar wiederholt die Fesseln, und dann sind wir entzückt von den feinsinnigen Einzelschilderungen, den geistvollen Charakteristiken, aber nur zu bald senkt sich auch wieder die bleigraue Wolke der Romantik hernieder und unsere Grundstimmung bleibt schließlich Mißbehagen. Das empfanden auch schon die Zeitgenossen, und Goethe, der doch sonst mißbilligende Aeußerungen in Betreff der Romantiker geflissentlich vermied, sagte kopfschüttelnd: „Ich muß mich wirklich zurückhalten, um nicht gegen Arnim, der mir seine Dolores schickte, und den ich recht lieb habe, grob zu werden. Wenn ich einen verlorenen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich von der B. bis zum Schweinekoben verirrt, als daß er sich in den Narrenwust dieser letzten Tage verfinge, denn ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung." Daß dem so war, bewies Arnim bald Schritt für Schritt. Zunächst in seinem zweiten Romane „die schöne Isabella von Aegypten, Kaiser Karl's V. erste Jugendliebe," (Berlin 1811) und in dem „verwilderten" Drama „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer" (Heidelberg 1811), wo er mit Alraunen, Wünschelruthen, Gespenstern, Hexen, Vampyren, dem ewigen Juden rc. rc. wohl den tollsten Spuk treibt, zu dem sich die Romantiker verirrten, dann in seinen Schauspielen „Jan's erster und zweiter Dienst," „Das Loch oder das wiedergefundene Paradies," „Jemand und Niemand," „Glinde, der Bürgermeister von Stettin," „Der Auerhahn," „Die Gleichen" rc., in denen in grellem Wechsel bald der Possenreißer die Pritsche schwingt, bald ein unerbittliches Schicksal grausig wüthet, ohne daß es dem Dichter gelänge, uns dort zu erheitern oder hier zu erschüttern, und endlich in seinen Novellen und seinem letzten unvollendet gebliebenen Romane „Die Kronenwächter." Doch gelang es ihm bei diesen letzten Werken, den romantischen Einfluß bis auf einen gewissen Grad zurückzudrängen, so daß man besonders die Novelle „Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau," wenn man sich durch den fatalistischen Zug nicht stören läßt, noch heute mit Genuß lesen, an dem glücklichen Humor desselben sich erquicken und an ihren prächtigen realistischen Schilderungen sich erfreuen kann. Das Gleiche würde, vielleicht noch in erhöhtem Maße, auch bei den „Kronenwächtern" der Fall gewesen sein, wenn es dem Dichter vergönnt gewesen wäre, sein Werk zu Ende zu führen. Er beabsichtigte darin ein Gesammtbild der deutschen Kultur vor und während der Reformation zu geben und hatte die umfassendsten Studien dazu gemacht, auch mit dem

ersten Theile, „Berthold's erstes und zweites Leben“ (Berlin 1817), den er mit vielen reizvollen kulturhistorischen Bildern ausgestattet, den Leser sehr glücklich eingeführt, weßhalb es tief zu bedauern ist, daß ihm der Tod mitten in der Arbeit am zweiten Theile die Feder aus der Hand nahm. Seine „Sämmtlichen Werke,“ bevorwortet von Wilhelm Grimm, sind in zwei Ausgaben (Berlin 1839 und Berlin 1853—59) und zwanzig Bänden von seiner Gemahlin Bettina von Arnim herausgegeben worden.

Gebet.

Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr der Erde, thue kund,
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth;
Gieb Kinder mir, die aller Mühe werth,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

Ermunterung.

Thue doch die Augen auf,
Liebe Seele, aus dem Ueberdrusse!
Sieh den Fluß im schnellen Lauf,
Sieh der Wolken ruhend Bild im Flusse,
Steht das fest und kann nicht mit verfließen,
O so bleibt auch ruhiges Genießen,
Stehet überm Strom der flücht'gen Zeit,
Schafft sich träumend eine Ewigkeit.

Weinet auch die Rebe heut —
Sie muß grünen, blühen, Früchte tragen;
Laß der Knospe Heimlichkeit
Vor dem hellen Lichte Anfangs zagen —
Daß sie aufbricht, möcht' das Herz ihr brechen;
Doch sie wird sich bald im Glanze rächen.
Wie's ihr geht, so ging's zu aller Welt:
Liebe Seele, sei zur Lust gesellt!

Wenden wir uns nach dem Brentano und Arnim nun zu **Heinrich von Kleist**, um mit ihm die Reihe der Romantiker von Bedeutung zu schließen, so liegt es uns dabei doch fern, diesen Dichter so ganz ohne Weiteres, ohne jede Einschränkung zu den Mitgliedern der Schule zu zählen. Er steht durchaus nicht Schulter an Schulter neben Arnim oder wohl gar Brentano, auch seine Verwandtschaft mit Tieck ist eine viel weitläufigere, als man etwa nach der Pietät, mit der dieser seine Werke herausgegeben hat, annehmen könnte. „Weder die Lehre von der Universalität,“ sagt sein Biograph Wilbrandt, „noch der Cultus der romanischen Poesie, am wenigsten Speculation und Religion vertrugen sich mit seiner künstlerischen Persönlichkeit. Als Dichter war er ganz und gar von germanischer Art erfüllt. Er konnte sich die Schönheit nicht ohne ihre Schwester, die Wahrheit, denken. Eben das, was ihn im Schiller'schen und Goethe'schen Drama das Höchste vermissen ließ, trennte ihn von den Romantikern des Tages; sein Bedürfniß, die vollendete Form mit der starren Treue gegen die Natur, den Zauber der Schönheit mit allen Schrecken der dämonischen Tragik des Menschen-Daseins zu vereinigen. Die Muse sollte nichts verschleiern, nur in eine hohe Region sollte sie ihre Stoffe emporheben und die rücksichtslos aufgegriffene Wirklichkeit durch große Verhältnisse adeln.“ Dennoch darf der Dichter bei den Romantikern seine Stelle erhalten, hauptsächlich weil er einen Hauptgrundsatz derselben auch zu dem seinen macht, nämlich den, daß die schrankenlose Herrschaft der dichterischen Willkür als das

höchste Gesetz der Dichtkunst zu betrachten sei. — Der Schaffensdrang in Kleist regte sich erst spät, was wohl zum großen Theil eine Folge seiner einseitigen Erziehung war. Er wurde als ein Sprößling jenes altmärkischen Adelsgeschlechtes, dem bereits Ewald von Kleist, der gefeierte Sänger des „Frühlings" angehört hatte, am 18. Okt. 1777 zu Frankfurt an der Oder als der Sohn eines preußischen Offiziers geboren,*) empfing seine Bildung im Cadettenhause zu Berlin und trat, der Tradition seiner Familie folgend, 1792 in die preußische Armee. Bald avancirte er zum Fähnrich, machte als Junker den Rheinfeldzug mit und scheint an dem bunten dramatischen Kriegsleben mit Interesse Theil genommen zu haben. Nach der Rückkehr in die Garnison jedoch, bei dem eintönigen Kamaschendienste, drängte sich ihm bald die Ueberzeugung auf, daß ein solcher Wirkungskreis ihm niemals genügen könne. Aber „sein ernsthafter, nach innen gekehrter Geist ging über die poetische Grundstimmung seiner Seele noch ahnungslos hinweg und sah nur nach dem ehrwürdigen Antlitz der Wissenschaft, die ihn aus seiner militärischen Knechtschaft und seiner Unwissenheit erlösen sollte." Er bezog daher 1799 die Universität seiner Vaterstadt und warf sich mit Eifer auf das Studium der Rechtswissenschaft und der Kant'schen Philosophie. Beides fesselte ihn jedoch nur kurze Zeit, und auch eine amtliche Stellung im Ministerium des Innern zu Berlin, in die er zwei Jahre später eintrat, befriedigte ihn nicht. Ueberall stieß er auf enge Schranken, überall schlug ihm der Zopf ins Gesicht, überall lächelte bornirter Hochmuth über seinen Gedankenflug. In Folge dessen bildete sich mehr und mehr eine tiefe Verstimmung in ihm heraus, bemächtigte sich seiner eine krankhafte Unruhe, und bald steigerte sich in ihm das heiße, unabläßige Verlangen seines immer lebhafter sich entwickelnden Geistes nach einer großen Aufgabe dermaßen, daß er sich gezwungen sah, mit den bisherigen Verhältnissen zu brechen. Zugleich gewann er die Ueberzeugung, daß nur der Dichterberuf ihn ganz erfüllen werde, ja daß es seine Bestimmung sei, diesem seine gesammten Kräfte zu weihen. Mit Ungestüm und voll froher Hoffnungen betrat er die neue Bahn; er nahm sich vor, Alles daranzusetzen, um gleich mit einem Schlage ein gewaltiges poetisches Werk zu schaffen, das ihn sofort zum berühmten Dichter mache. Bevor er jedoch dem neuen Ziele zustreben konnte, mußte er erst sein aufgeregtes Gemüth wieder beruhigen, und zu diesem Zwecke unternahm er eine Reise nach Süddeutschland. Die erwünschte Wirkung scheint jedoch nur zum Theil eingetreten zu sein, denn nach seiner Rückkehr nach Berlin bemächtigte sich seiner bald abermals eine drückende Melancholie. Bittere Zweifel stiegen in ihm auf, ob sein Talent für den kühnen Flug, den er begonnen, auch ausreichen werde, oder ob er seine Fähigkeiten überschätzt habe. Ein Drama, „Robert Guislard", zu dem er den Plan aufs Sorgfältigste entworfen und von dem er sich das Höchste

*) Bis vor Kurzem noch wurde allgemein der 10. Okt. 1776 als das Geburtsdatum Kleist's angegeben, durch das Garnisons-Kirchenbuch zu Frankfurt a. O. ist jedoch erwiesen worden, daß der Dichter erst am 18. Okt. 1777 geboren wurde. — Im Uebrigen verweisen wir in Betreff ausführlicher Lebensdaten auf: Wilbrandt, Heinrich von Kleist. Nördlingen 1863.

versprach, vermochte er nicht über die ersten Scenen hinaus zu fördern, da er immer wieder änderte, strich und vernichtete, und schließlich war sein Selbstvertrauen so erschüttert, daß er sich für unfähig hielt, poetische Schöpfungen hervorzubringen. Er wollte daher, um allem mühevollen und doch erfolglosen Ringen zu entgehen, vollständig resigniren und sich mit seiner Braut — er hatte sich mittlerweile mit einer Dame aus vornehmer Familie, Wilhelmine von Zengge, verlobt — in ein stilles Landleben in der Schweiz zurückziehen. Allein die Braut vermochte diesem Plane nicht zuzustimmen und so mußte er ihn wieder aufgeben. Aber es litt ihn nicht mehr in Berlin, er verlangte nach neuen Gedankenkreisen, nach Zerstreuungen, und unternahm daher mit seiner Schwester Ulrike eine Reise nach Paris. Hier packten ihn jedoch die Dämonen des Ehrgeizes aufs Neue und brachten ihn fast dem Wahnsinn nahe. In dieser Stimmung kam es auch zum Bruche mit seiner Braut und zu einem Zerwürfniß mit seiner Schwester, die ihn daher auf der Rückreise von Paris in Frankfurt a. M. verließ und allein in die Heimath zurückkehrte, während er sich nach der Schweiz wandte, um dort ein kleines Gut zu erwerben und als schlichter Landmann zu leben. Als er jedoch (1801) in Bern den Novellisten Zschokke und Ludwig Wieland, einen ebenfalls literarisch thätigen Sohn des Dichters Wieland, kennen lernte, erwachte sein Schaffenstrieb auf's Neue, und in einem Wettstreit entwarf er sein Lustspiel „Der zerbrochene Krug". Im Sommer 1802 besuchte er das Berner Oberland, lebte längere Zeit auf einer einsamen Insel im Thuner See und schrieb dort sein Trauerspiel „Die Familie Schroffenstein", das dann 1803 in Zürich erschien, sowie einen neuen Anfang für „Robert Guiskard". In der „Familie Schroffenstein" offenbart sich bereits das ganze große Talent des Dichters; der tragische Conflict ist mit Meisterschaft herbeigeführt und die Charakterzeichnung der Hauptpersonen mit genialer Hand entworfen. Leider sind die beiden letzten Akte verfehlt. Die Katastrophe wird nur mit Hilfe von Zufälligkeiten ermöglicht und die Gräuelscenen sind so gehäuft, daß sie eher komisch wirken, als erschüttern. Für Kleist hatte das Werk den hohen Werth, daß es ihm das Vertrauen zu seinem Talente wiedergab; der Dichter verließ daher im Herbst 1802 die Schweiz wieder und wandte sich nach dem Brennpunkte des damaligen literarischen Lebens, nach Weimar, wo er von Wieland sehr freundlich aufgenommen wurde und durch dessen Vermittelung auch Goethe und Schiller kennen lernte. Die Bruchstücke von „Robert Guiskard", die er Wieland vorlas, fanden dessen lebhaftesten Beifall. Für einen längeren Aufenthalt scheint ihm jedoch Weimar nicht zugesagt zu haben, er verlebte daher den Winter von 1802 auf 1803 in Leipzig und Dresden und unternahm dann im Sommer 1803 mit seinem Freunde (dem nachmaligen General) von Pfuel eine Reise nach der französischen Schweiz und Oberitalien, immer an seinem verhängnißvollen „Robert Guiskard" weiter arbeitend. Nach wie vor konnte er aber über verschiedene schwierige Scenen nicht hinaus kommen, so sehr er sein Hirn auch marterte, und schließlich gerieth er darüber abermals in eine solche nervöse Aufregung, daß er das Manuscript verbrannte und nach Boulogne ging, um sich an der von Napoleon geplanten Expedition gegen England zu betheiligen und dabei

durch einen ehrlichen Soldatentod von dem qualvollen Leben erlöst zu werden. Man hielt ihn jedoch für einen Spion, nahm ihn fest und hätte ihn wahrscheinlich erschossen, wäre nicht noch in letzter Stunde der preußische Gesandte energisch für ihn eingetreten. Er wurde nun wieder freigelassen und kehrte, aber halb gebrochen an Leib und Seele, in die Heimath zurück. Hier schoben die Seinigen alle Schuld auf die leidige Versemacherei, empfahlen ihm dringend, ein solider, ruhiger Beamter zu werden und erwirkten ihm sogar eine Stelle bei der Domänenkammer in Königsberg, in die er im Herbst 1804 eintrat. Die stille Thätigkeit wirkte auch alsbald sehr günstig, er wurde wieder ruhiger, die frühere Elasticität des Geistes stellte sich wieder ein und selbst die Lust zu poetischem Schaffen erwachte wieder. Er schrieb eine Erzählung, „Die Marquise von O.", übersetzte Molière's „Amphitryon" und — was das Wichtigste ist — arbeitete sein Lustspiel „Der zerbrochene Krug" aus. Das Stück ist eigentlich nur eine Prozeßverhandlung, bei der ein zerbrochener Krug der Frau Marthe als Corpus delicti figurirt; die Handlung ist bereits vollzogen und tritt nur nach und nach vermittelst des Verhör's in das Bewußtsein des Zuschauers. Aber mit welcher Genialität ist das niederländische Genrebild entworfen und ausgeführt! Wie originell, lebens- und naturwahr treten uns die einzelnen Personen entgegen, wie leicht und ungezwungen ergiebt sich eine Scene aus der andern, wie frisch sprudelt in allen der immer originelle Humor! Der Held ist ein grauer Sünder, der Dorfrichter Adam, der ein Liebes-Attentat auf Jungfer Eve verübte, und das Lustspiel zeigt uns nun, wie der alte Fuchs — um mit Dingelstedt (Lit. Bilderb., S. 324) zu reden —, zuerst in seinem Bau tief verkrochen, allmählich herausgetrieben wird. Nun beginnt die Hetze. Bald auf diese, bald auf jene falsche Fährte lockt der rothe Schlaumeier seine Verfolger, während er hinter jeden Busch am Wege, in jede Furche gewandt entschlüpft. Zuletzt, da keine List mehr verfängt, da er von allen Seiten gepackt, geschüttelt, gezerrt wird, bricht er durch, über das verschneite Feld hinweg. Alles wird lebendig vor uns, Alles ist charakteristisch, Alles dramatisch. Es kommt dabei freilich auch zu manchen tollen Seitensprüngen des Humors, ja selbst zu gefährlichen Abirrungen und Dissonanzen, aber zuletzt gelangt doch Alles zu einem voll-harmonischen Schlusse. Trotzdem sprach das Stück nicht an, und eine Aufführung unter Goethe's Leitung in Weimar erlitt sogar einen vollständigen Mißerfolg. Zu ungefähr derselben Zeit trafen den Dichter noch weitere harte Schicksalsschläge. Napoleon zertrümmerte bei Jena und Auerstädt das preußische Heer und machte nun Miene, den ganzen preußischen Staat zu vernichten. Dadurch kam auch Kleist's amtliche Stellung in Frage; allein das kümmerte den Patrioten noch am wenigsten; über der Noth des Vaterlands vergaß er sich selbst, und mit dem heißen Wunsche, irgendwie mit zu helfen, wagte er sich im Februar 1807, während noch der Krieg im Gange war, nach Berlin. Hier aber wurde er — sei es nun durch ein Mißverständniß, sei es, daß man von seinem glühenden Franzosenhasse bereits Kenntniß erhalten hatte — am Thore festgenommen und trotz alles Protestirens ohne Verhör als Kriegsgefangener nach Frankreich, zunächst auf das Fort de Jour,

dann nach Châlons an der Marne geschleppt. In dieser unfreiwilligen Muße schrieb er die Novelle „Die Verlobung auf St. Domingo,“ eine farbenreiche Dichtung mit ergreifenden Einzelzügen, und einen Theil der schon in Königsberg entworfenen Tragödie „Penthesilea.“ Nachdem es endlich, besonders durch die Intervention seiner Schwester Ulrike, gelungen war, ihn wieder zu befreien, wandte er sich nach Dresden, vollendete dort die „Penthesilea“ und schuf dann sein populärstes Drama, das „Käthchen von Heilbronn.“ Die Tragödie „Penthesilea“ enthüllt uns den ganzen Seelenzustand Kleist's, zeigt uns, wie der Dichter abermals den gefährlichen Versuch macht, gleich mit einem Sprunge das Höchste zu erreichen und läßt uns auch bereits ahnen, wohin dieses verzweifelte Ringen führen wird. Die Amazonenkönigin Penthesilea sucht sich in heißem Verlangen den schönen Griechen Achill zu erobern und glaubt auch bald am Ziele ihrer Wünsche zu sein, als plötzlich durch ein Mißverständniß die Flamme der Leidenschaft zu unheimlich-gewaltigem Brande emporwächst, der zunächst den Geliebten und dann sie selbst vernichtet. Viele Scenen sind von hinreißender Schönheit, die Charaktere hat der Dichter mit Meisterhand gezeichnet, aber im Ganzen ist die Tragödie verfehlt, weil die Amazonenliebe unser Gefühl verletzt. Geradezu abstoßend ist aber der Schluß, in welchem die rasende Penthesilea den Achill mit ihren Hunden zerreißt. Ganz anders verhält es sich mit dem volksthümlichen „Käthchen von Heilbronn,“ das Kleist unter dem Lächeln eines letzten kurzen Liebesglückes dichtete. Auch hier zwar wird die Liebe eines Mädchens zu einem ritterlichen jungen Mann geschildert, aber ein schlichtes Naturkind von rührender Treuherzigkeit ist es, das uns in demselben entgegentritt. Dabei liegt ein warmer, märchenduftiger Sonnenschein über allen Scenen und ein festlicher Friede waltet über dem Schluß. Den romantischen Kram, verschiedene Absonderlichkeiten und den Somnambulismus nehmen wir dabei gern mit in den Kauf. Leider wurde die Dichtung durch eine Theaterverballhornung von dem Schauspieler Holbein arg gemißhandelt; neuerdings unternahm es jedoch die Truppe des Meininger Hoftheaters, sie bei ihren Gastspielen wieder in der ursprünglichen Form vorzuführen, wodurch besonders das Käthchen viel gewann. Aus der sentimentalen, verzückten und nachtwandlerischen Holbein'schen Theaterprinzessin wurde wieder jenes herzige naive Kind, das es nach den Intentionen des Dichters auch einzig und allein nur sein soll. — Kleist selbst hat sich nie an einer Aufführung des Stückes erfreuen können, es gelang ihm nirgends, es auf die Bühne zu bringen. Auch sonst zeigte ihm das Schicksal bei keiner Gelegenheit ein freundliches Gesicht; eine Zeitschrift, „Phöbus,“ die er mit Adam Müller gründete, ging bald wieder aus Mangel an Abonnenten ein, und auch freundschaftliche Verwendungen, deren er sich bisher zu erfreuen gehabt hatte, hörten auf. Trotzdem ließ er die Feder noch nicht sinken; er schrieb die Erzählung „Michael Kohlhaas,“ ein Nachtstück, in dem er in ergreifender Weise zeigt, wie ein tüchtiger, ehrenwerther Mann durch zu starres Rechtsgefühl bis zum Verbrecher hinabsinkt, und 1808, als sich die Spanier heldenmüthig gegen die eingedrungenen Franzosen erhoben, zur Weckung des deutschen Patriotismus das Drama „Die Hermanns-

schlacht." Der Zorn gegen den corsischen Eroberer, der frech alles deutsche geistige Leben unterdrückte, lodert hier zu gewaltigen Flammen auf. Mit Recht nennt daher auch Frenzel das Stück (Berliner Dramaturgie, Band 1, S. 402) die Tragödie des grimmigsten Hasses, in der der Dichter allen Vaterlandsfreunden, dem ganzen Volke ein Spiegelbild seiner Schmach habe vorhalten und ihm im Spiel der Bühne den Pfad zu seiner Befreiung zeigen wollen. Es sei daher ein Schlachtlied im größten Stile. „Alle Kraft des Denkens," sagt der geistvolle Kritiker weiter, „die tiefste Macht der Empfindung, die Gewalt eines unbezwinglichen, nur auf ein Ziel gerichteten Willens vereinigen sich zum Kampf gegen den Landesfeind, zur Befreiung der Heimath; jede andere Rücksicht tritt zurück; weder die Rechte der Menschlichkeit, noch persönliche Theilnahme kennt Hermann." Es ist natürlich, daß es unter diesen Umständen auch zu mancher grellen Scene kommt, aber das kann unsere Begeisterung nicht beeinträchtigen und auch den Werth der Dichtung nicht schädigen. Sie bleibt darum doch was sie ist: ein herrliches Denkmal deutscher Vaterlandsliebe. Der Dichter hatte gehofft, sein Werk in Wien auf die Bühne bringen zu können, da dort der Erzherzog Karl sich rüstete, das Joch Napoleon's abzuschütteln, allein man schickte es ihm mit kühlem Danke zurück, man hatte es vielleicht gar nicht einmal gelesen. Und nun blieb es siebzig Jahre lang von allen Theatern unbeachtet, bis es endlich, von Rudolf Genée etwas mehr bühnengerecht abgerundet, am 19. Januar 1875 zum ersten Male im königl. Schauspielhause zu Berlin in Scene ging und großen Beifall errang. Kleist wandte sich nach dem abermaligen Scheitern seiner Hoffnungen nach Böhmen, um vielleicht dem Erzherzog Karl, von dessen militärischen Operationen er sich viel versprach, in irgend welcher Weise, vielleicht literarisch, dienstlich zu sein, ging dann aber nach der unglücklichen Schlacht bei Wagram vollständig entmuthigt nach Berlin, wo er, auch von bitterer Noth heimgesucht, nun in tiefste Schwermuth versank. Merkwürdigerweise schuf er in dieser düstern Melancholie sein vollendetstes und reifstes Drama, das Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg" und warf darin, wie Abschied nehmend, noch einmal einen langen vollen Blick auf sein eigenes Leben. „Es ist nicht zu kühn," sagt Wilbrandt, „dieses echt vaterländische Schauspiel eine Allegorie im edelsten Stile zu nennen. Denn im Charakterbilde des Prinzen von Homburg hat Kleist offenbar sein eigenes Schicksal abgebildet: seine überspannten Jugendträume, seinen Fall, sein dunkles Ringen mit dem Tode, seine Entsagung und die Erhebung und Versöhnung, zu der er sich in diesem Gedichte emporrang." Die frei erfundene Fabel, entwickelt aus einer Bemerkung Friedrichs des Großen in den Mémoires de Brandebourg, ist klar und anziehend; ein Vergehen des Prinzen gegen die Subordination während der Schlacht bei Fehrbellin, in dem kühne Heldenthat mit festgefugter Ordnung collidiren, hat der Dichter äußerst geschickt ausgebeutet und das Ganze auch noch mit dem Glorienschein eines herrlichen vaterländischen Sieges überstrahlt. Er hat uns damit ein Schauspiel von hohem bleibendem Werthe geschenkt, das leider von den Bühnen noch immer nicht genügend gewürdigt wird. Nach der Vollendung des Werkes fühlte sich Kleist zum Tode erschöpft; er kam sich vor wie der überflüssigste Mensch, dem kein einziger

Hoffnungsstern mehr leuchte, und so beschloß er denn, freiwillig aus dem Leben zu gehen. Zu gleicher Zeit lernte er eine Frau Henriette Vogel kennen, die an einem unheilbaren Uebel litt, sich ebenfalls den Tod wünschte und Kleist bat, erst sie zu erschießen, ehe er die Hand an sich selbst lege. Diesem unseligen Wunsche entsprach Kleist und zwar am 11. November 1811 am Wansee bei Potsdam, wo dann auch die beiden Leichen bestattet wurden. Den großen Verlust, den die deutsche Literatur durch diesen frühen Tod des Dichters erlitt, ahnte von den Zeitgenossen kein Einziger; erst 1821 gab Ludwig Tieck die „Hinterlassenen Schriften" („Die Hermannsschlacht," „Der Prinz von Homburg" und das Fragment „Guiskard") heraus, denen dann 1826 die „Gesammelten Schriften" folgten, und erst dreißig Jahre später legte Julian Schmidt in einer werthvollen Einleitung zu einer neuen Ausgabe der „Schriften" (Berlin, 1859) die ganze Bedeutung Kleist's dar. Wir lassen hier noch aus dem „Käthchen von Heilbronn" den 12. Auftritt des 5. Aktes folgen. Der Kaiser hat soeben das Käthchen als seine Tochter anerkannt und sie dem Grafen von Strahl zugeführt.

Aus dem „Käthchen von Heilbronn."

Graf v. Strahl (indem er sie bei der Hand nimmt, und sich setzt).
Nun denn, mein Käthchen, komm! komm her! o Mädchen,
Mein Mund hat jetzt dir etwas zu vertrau'n.

Käthchen. Mein hoher Herr! Sprich! Was bedeutet mir —?

Gr. v. Strahl. Zuerst, mein süßes Kind, muß ich dir sagen,
Daß ich mit Liebe dir, unsäglich, ewig,
Durch alle meine Sinne zugethan.
Der Hirsch, der von der Mittagsglut gequält,
Den Grund zerwühlt, mit spitzigem Geweih,
Er sehnt sich so begierig nicht,
Vom Felsen in den Waldstrom sich zu stürzen,
Den reißenden, als ich jetzt, da du mein bist,
In alle deine jungen Reize mich.

Käthchen (schamroth).
Jesus! Was sprichst du? Ich versteh' dich nicht.

Gr. v Strahl. Vergib mir, wenn mein Wort dich oft gekränkt,
Beleidigt; meine roh mißhandelnde
Geberde dir zuweilen weh gethan.
Denk' ich, wie lieblos einst mein Herz geeifert,
Dich von mir wegzustoßen — und seh' ich gleichwohl jetzo dich
So voll von Huld und Güte vor mir stehn,
Sich, so kommt Wehmuth, Käthchen, über mich,
Und meine Thränen halt' ich nicht zurück.
(Er weint.)

Käthchen (ängstlich).
Himmel! Was fehlt dir? Was bewegt dich so?
Was hast du mir gethan? Ich weiß von nichts.

Gr. v. Strahl. O Mädchen, wenn die Sonne wieder scheint,
Will ich den Fuß in Gold und Seide legen,
Der einst auf meiner Spur sich wund gelaufen.
Ein Baldachin soll diesen Scheitel schirmen,
Den einst der Mittag hinter mir versengt.
Arabien soll sein schönstes Pferd mir schicken,
Geschirrt in Gold, mein süßes Kind zu tragen,
Wenn mich ins Feld der Klang der Hörner ruft;
Und wo der Zeisig sich das Nest gebaut,
Der zwitschernde, in dem Hollunderstrauch,
Soll sich ein Sommersitz dir auferbaun,
In heitern, weitverbreiteten Gemächern,
Mein Käthchen, kehr' ich wieder, zu empfangen.

Käthchen. Mein Friederich! Mein angebeteter,
Was soll ich nur von dieser Rede denken?
Du willst? — Du sagst? — (Sie will seine Hand küssen.)

Gr. v. Strahl (zieht sie zurück). Nichts, nichts, mein süßes Kind.
(Er küßt ihre Stirn).

Käthchen. Nichts?

Gr. v. Strahl. Nichts. Vergib. Ich glaubt' es wäre morgen.
— Was wollt' ich doch schon sagen? — Ja, ganz recht,

Ich wollte dich um einen Dienst ersuchen.
(Er wischt sich die Thränen ab.)
Käthchen (kleinlaut).
Um einen Dienst? Nun, welchen? Sag' nur an. (Pause.)
Gr. v. Strahl. Ganz recht. Das war's.
— Du weißt, ich mache morgen Hochzeit.
Es ist zur Feier Alles schon bereitet;
Am nächsten Mittag bricht der Zug
Mit meiner Braut bereits zum Altar auf.
Nun sann ich mir ein Fest aus, süßes Mädchen,
Bei welchem du die Göttin spielen sollst.
Du sollst, aus Lieb' zu deinem Herrn, für morgen
Die Kleidung, die dich deckt, bei Seite legen,
Und in ein reiches Schmuckgewand dich werfen,
Das Mutter schon für dich zurecht gelegt.
— Willst du das thun?
Käthchen (hält ihre Schürze vor die Augen). Ja, ja, es soll geschehn.
Gr. v. Strahl. Jedoch recht schön; hörst du? Schlicht aber prächtig!
Recht, wie's Natur und Weis' in dir erheischt.
Man wird dir Perlen und Smaragden reichen;
Gern möcht' ich, daß du alle Frau'n im Schloß,
Selbst noch die Kunigunde überstrahlst. —
Was weinst du?
Käthchen. — Ich weiß nicht, mein verehrter Herr.
Es ist in's Aug' mir was gekommen.
Gr. v. Strahl. In's Auge? Wo?
(Er küßt ihr die Thränen aus den Augen.)
Nun komm nur fort. Es wird sich schon erhellen. (Er führt sie ab.)

Nach Kleist haben wir nur noch einen Blick auf das Gefolge der Romantiker zu werfen, welches zahlreicher und bunter als das irgend einer anderen Schule ist.

Der ersten Anhänger hatten sich naturgemäß die Gebrüder Schlegel zu erfreuen, August Wilhelm in seiner geistvollen Gattin **Caroline Schlegel** (1763—1809), der ein nicht unbedeutender Antheil an ihres Mannes Abhandlungen und Recensionen zuzuschreiben ist, und Friedrich in seiner Frau **Dorothea Schlegel** (1765—1839), einer Tochter Moses Mendelsson's, die den jedoch unvollendet gebliebenen Roman „Florentin" (Lübeck 1801), ein romantisches Seitenstück zu „Wilhelm Meister," schrieb und mehrere Uebersetzungen lieferte. In der geistigen Atmosphäre der Schlegel stand ferner der feingebildete **Friedrich Schleiermacher** (1768—1834), der für den Satz kämpfte, daß das Gefühl der eigentliche Sitz der Religion sei und es sich zur Lebensaufgabe machte, das Interesse für Religion, besonders unter den Gebildeten, wieder zu heben.

Um Tieck bildete sich nach und nach ein sehr großer Kreis, der auch manchen Dichter von Talent aufweist. Unmittelbar neben Tieck steht der Jugendfreund **Heinrich Wilhelm Wackenroder** (1772—1798), der in seinem feinsinnigen Erstlingswerke „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (Berlin 1797) zu beweisen sucht, daß die Begeisterung für die Kunst erst durch den religiösen Sinn die rechte Weihe erhalte und daß ein wirkliches Kunstwerk nur in religiöser Andacht geschaffen werden könne. Eine ähnliche Ansicht vertrat der Maler **Philipp Otto Runge** (1777—1810), der sich durch Märchen und Gedichte, besonders durch das gemüthvolle von Louise Reichardt componirte Lied „Es blüht eine schöne Blume" 2c., bekannt machte. Ein schärferes Urtheil entwickelte der Schwager Tieck's, **August Ferdinand Bernhardi** (1770—1820), dem es jedoch an schöpferischer Kraft gebrach. Ueber ein sehr ausgiebiges Talent verfügte die Schwester Tieck's, **Sophie Tieck** (1775—1833), deren erst nach ihrem Tode zu Breslau 1836 erschienener Roman „Evremont" mit zu dem Besten

gezählt werden darf, was die Romantiker in dieser Dichtungsart hervorgebracht haben. Die Tochter Tieck's, **Dorothea Tieck** (1799—1841), machte sich durch ihre Mitarbeit an der Schlegel-Tieck'schen Shakespeare-Ausgabe, für welche sie die Uebersetzungen der Dramen „Coriolan," „Die beiden Veroneser," „Timon von Athen," „Das Wintermärchen," „Cymbeline" und „Macbeth" lieferte, einen Namen. Einen weiteren Antheil an dieser berühmten Ausgabe hat **Wolf Graf Baudissin** (1789—1878), der „Heinrich VIII.," „Viel Lärm um Nichts," „Antonius und Cleopatra," „Maaß für Maaß," „Titus Antronikus," „Der Widerspänstigen Zähmung," „Die Komödie der Irrungen," „Ende gut, Alles gut," „Troilus und Cressida," „Die lustigen Weiber," „Othello," „König Lear" und „Liebes Leid und Lust" übersetzte. — Von den Lyrikern, die sich an Tieck anlehnten, gebührt der erste Platz **Joseph Freiherrn von Eichendorff** (1788—1857), den man auch den letzten Ritter der Romantik genannt hat. Der Kreis seiner Anschauungen ist zwar klein, er besingt immer nur den grünen Wald, den rauschenden Bach, die helle Mondnacht, die Wanderlust, die schlichte, stille Liebe, aber immer mit solcher Frische und Innigkeit, mit solcher ungekünstelten Freude an der Schönheit der Natur, daß alle seine Variationen stets aufs Neue ansprechen. Dabei bleibt er immer klar und behandelt den Vers in gefälligster Weise, so daß viele seiner Lieder componirt wurden und jetzt, gleich Volksliedern, Gemeingut des Volkes sind; wir erwähnen nur „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad," und „O Thäler weit, o Höhen!" Seine „Gedichte" erschienen zuerst 1837 zu Berlin. Auch im Drama, im Roman und in der Erzählung hat er sich versucht, aber nur mit der Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts," einem Idyll voll köstlichen Humors, einen Erfolg erzielt. In späteren Jahren verfaßte er auch eine „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (Paderborn 1861), in welcher er den streng-katholischen Standpunkt vertritt. Seine „Sämmtlichen poetischen Werke" erschienen 1864 zu Leipzig. Einen ähnlichen Ton, wie Eichendorff, schlug **Wilhelm Müller** (1794—1827) an. Auch er besingt den Wald und den Bach, das Jäger- und Müllerleben, nur ist er in seiner Jugendluft und schalkhaften Heiterkeit zuweilen etwas flüchtiger und dann auch hie und da etwas sentimental, so z. B. in dem seiner Zeit so viel gesungenen „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein." Von unvergänglicher Frische sind seine Müllerlieder, die auch von Franz Schubert meisterhaft componirt wurden. In einen ganz neuen Gedankenkreis trat er mit seinen Griechenliedern, in denen er begeistert die vom türkischen Joch sich befreienden Griechen feierte. Seine ersten Poesien erschienen unter dem Titel „Siebenundsiebzig Gedichte aus den Papieren eines reisenden Waldhornisten" (Dessau 1821), die sämmtlichen „Gedichte" gab Gustav Schwab erst 1837 zu Leipzig heraus. Ernster wie Müller, wenn auch von derselben Freude an der Natur beseelt, ist **Georg Scheurlin** (1802—1872), ein Dichter mit feinem Sinn für Wohllaut und Formschönheit und von einem wohlthuenden, schlichten Gottvertrauen, jedoch ohne besondere Eigenartigkeit. Er ist daher über seine Heimat Bayern hinaus nicht viel bekannt geworden. Seine „Gedichte" erschienen 1851 zu Ansbach und „Haideblumen"

1858 zu Heidelberg. Noch mehr tritt das religiöse Element bei **Lebrecht Dreves** (1816—1870) hervor, der in seiner Vaterstadt Hamburg vom Protestantismus zum Katholicismus übertrat und nun hauptsächlich das religiöse und elegische Lied pflegte. Seine „Gedichte" wurden von dem ihm freundschaftlich zugethanen Eichendorff 1849 zu Berlin herausgegeben. Im großen Publikum blieb er jedoch unbekannt. Dagegen hatten sich die Dichtungen von **Ernst Schulze** (1789—1817) eines sehr bedeutenden Erfolges zu erfreuen, obgleich sie keineswegs einen höheren Werth besitzen, als die von Dreves. Sie sind aber sehr anmuthig, zart und wohllautend, besonders das Märchen „Die bezauberte Rose," das zuerst in dem Taschenbuch „Urania" 1817 erschien, oft jedoch auch allzu süßlich, phantastisch und unklar ist. Natürlicher halten sich die Lieder und Stimmungsbilder von **Ludwig Giesebrecht** (1792—1873); sie sind nicht graziös, aber immer gedankenreich und klar und durchdrungen von einer warmen Begeisterung für alles Gute und Schöne. Seine „Gedichte" erschienen zuerst zu Leipzig 1836, in 2. Auflage 1867 zu Stettin, sind aber über einen kleinen Kreis von Freunden nicht hinausgekommen. Schließlich seien auch noch die nordischen Dichter **Adam Oehlenschläger** (1779—1850) und **Henrich Steffens** (1773—1845) erwähnt, die beide ursprünglich in dänischer Sprache schrieben, dann sich aber der deutschen bedienten und mit ihrem ganzen Denken in den deutschen Bildungsstrom eintraten. Der erstere verfaßte eine Reihe von Dramen, von denen wir nur das einst viel belobte aber all zu sentimentale Trauerspiel „Correggio" nennen, und den Roman „Die Inseln im Südmeere", eine farbenreiche Robinsonade, und Steffens, übrigens auch als Philosoph geschätzt, machte sich besonders durch seine poesievollen Romane „Die vier Norweger" (6 Thle. Berlin 1828) und „Malkolm" (2 Bde. Berlin 1831) bekannt.

Bei Brentano und Arnim haben wir nur die Schwester des ersteren und Gattin des letzteren, Bettina von Arnim, deren Tochter Gisela und die Günderode zu erwähnen; einige Phantasten, die sich noch in der Brentano'schen Manier versuchten, sind zu unbedeutend, als daß sie hier besonders erwähnt werden müßten. **Bettina von Arnim** (1785—1859) ist eine der geistreichsten und phantasievollsten Dichterinnen, aber derart excentrisch, unbeständig und launenhaft, daß sie troß des brennenden Wunsches, sich berühmt zu machen, kein einziges harmonisches Werk hervorgebracht hat. Am bekanntesten ist ihr wunderliches Buch „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" (2 Thle. Berlin 1835), das man lange Zeit für eine bloße Erfindung Bettina's gehalten hat. Durch die jeßt von G. von Loeper herausgegebenen „Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano" (Berlin 1879) ist jedoch bewiesen worden, daß in der That Goethe, der 1807 die Tochter der einst von ihm warm verehrten Frau Maximiliane Brentano freundlich bei sich aufgenommen, dann sich aber der aufdringlichen und aufregenden Schwärmerei Bettina's gegenüber sehr abwehrend verhalten, eine Reihe von Briefen an diese geschrieben und ebenso diese an ihn, daß aber Bettina die Originale in der ungenirtesten Weise, je nachdem es ihr beliebte, abgeändert und sich dadurch, wie Loeper in der Einleitung sagt, „bedeutend mehr zugeeignet hat, als eine verständige Benutzung ihrer Papiere erlaubte." Loeper theilt 14 Goethe'sche

an Bettina gerichtete Briefe in der ursprünglichen Fassung mit, die das Verfahren Bettina's hinlänglich beweisen. Im Uebrigen hat Bettina ihr Buch mit viel genialem Humor ausgestattet und ihrem Enthusiasmus für den alten Olympier oft in der originellsten Weise Ausdruck verliehen, so daß man den Unwillen über die rücksichtslose Behandlung der Goethe'schen Documente bald überwindet und auch die mancherlei Albernheiten und Trivialitäten, die noch mit unterlaufen, geduldig hinnimmt. Die übrigen Schriften, „Die Günderode", „Julius Pamphilius und die Ambrosia", „Dies Buch gehört dem König", „Gespräche mit Dämonen" rc., sind theils zügellose Gefühlsschwelgereien, theils politische Geschwätze ohne Werth. **Gisela von Arnim**, die Gattin des Kunsthistorikers und Romanschriftstellers Hermann Grimm, gab mehrere Bände Märchen („Das Heimelchen", „Mondkönigs Tochter" rc.) und auch Dramen heraus, die manche feinsinnige Scene enthalten, aber an zu großer Formlosigkeit leiden. An demselben Fehler kranken auch die „Gedichte und Phantasien" (Frankf. 1804), welche **Karoline von Günderode** (1780—1806) unter dem Pseudonym Tian herausgab. Vielleicht wäre es aber der Dichterin bei ihrer reichen Begabung noch gelungen, sich zu größerer Klarheit emporzuringen, hätte sie nicht in Folge einer unglücklichen Liebe zu dem Heidelberger Professor Creuzer ihrem Leben ein frühes Ziel gesetzt. Sie erdolchte sich zu Winkel im Rheingau.

Heinrich von Kleist hat keinen Nachfolger und auch nicht einmal einen Nachahmer gehabt; einsam stand er im Leben und einsam seitwärts steht auch sein Name auf der Geschichtstafel der Romantiker.

Es erübrigt daher nur noch, Diejenigen kurz zu erwähnen, welche die Romantik mit all' ihren Wundern und Gespenstern hinüberführten in die Tagesbelletristik und sodann die große Masse des Publikums bis in die vierziger Jahre hinein in dem romantischen Zauberbann erhielten. Der eifrigste und glücklichste unter diesen, lange Zeit ein Liebling der gesammten Lesewelt, war der ritterliche **Friedrich Baron de la Motte Fouqué** (1777—1843), der, nachdem er an den Befreiungskriegen Theil genommen und bis zum Major emporgestiegen, theils auf seinem Gute Rennhausen bei Rathenow, theils in Halle, wo er auch Vorlesungen über Geschichte und Poesie hielt, theils in Berlin, wo er schließlich, mehr und mehr vereinsamt, starb, eine lange Reihe von Romanen schrieb, in denen er das ritterliche Leben des Mittelalters, die Abenteuer der fahrenden Sänger, die Kämpfe der Nordlandsrecken, die prächtigen Turniere mit den minniglichen Frauen auf reich geschmückten Balkonen in lebendigen Farben schildert. Besonders gilt dies von seinen ersten Romanen, „Der Zauberring" (Nürnberg 1813), „Die Fahrten Thiodulfs des Isländers" (Hamburg 1815); später wurde er oberflächlicher, weitschweifiger, gezierter und zuletzt sogar in unangenehmer Weise tendenziös, indem er sich den neuen freiheitlichen Bestrebungen feindlich gegenüberstellte und einem verbissenen Conservatismus huldigte. Heute sind seine Schriften vergessen, bis auf die kleine Erzählung „Undine," die wegen ihres schlichten Tones, ihrer anmuthigen, reizvollen Schilderung auch jetzt noch gelesen wird. In ähnlichem Tone, wie Fouqué, schrieben auch seine Gemahlin **Karoline**

de la Motte Fouqué (1773—1831), von deren vielen Romanen wir nur „Roderich," „Feodor" und „Frauenliebe" nennen, und Otto Heinrich Graf von Loeben (1786—1825), der unter dem Pseudonym **Isidorus Orientalis** die süßlichen und kernlosen Ritterromane „Guido," „Arkadion" ꝛc. herausgab. Weit origineller als Fouqué ist **Ernst Theodor Amadeus Hoffmann** (1776—1822), der aber im Trubel der Franzosenkriege, in denen er auf's Unbarmherzigste umhergeworfen wurde und mit der bittersten Noth zu kämpfen hatte, zu keiner künstlerischen Abklärung und Ruhe gelangte. In allen seinen Werken, auch in denen, die er später in gesicherter Stellung als Kammergerichtsrath zu Berlin schrieb, müssen wir mit einer sprung- und lückenhaften Darstellung fürlieb nehmen, dafür entschädigt aber eine Fülle von wirklichem Humor und eine Detailschilderung von erstaunlicher Lebenswahrheit und Feinheit. Dem Tumult und den Contrasten der beiden ersten Drittel seines Lebens ist es wohl auch zuzuschreiben, daß sich seine Vorliebe für das Abenteuerliche, das Bizarre und die willkürlichen bunten Wechsel in der üppigsten Weise entwickelte. Seine Nacht- und Phantasiestücke wimmeln von abenteuerlichen Gesellen, dämonischen Gestalten, drolligen Sandmännern und unheimlichen Koboldeu, und seine Schlußscenen sind oft der tollste Teufelsspuk, den je das Hirn eines Dichters ersann. Später, in der Reactionszeit, trat bei ihm noch eine tiefe Verstimmung über die „spießbürgerliche Organisation der modernen Menschheit" hervor. „Mit seinem reinen Enthusiasmus für ein freies Deutschland sah er sich vereinzelt stehen und aus Trotz schleuderte er die Hohnbilder seiner wüsten Elementar- und Nachtgeister ballenweise an die eiserne Stirn der entherzten, gemeinen Wirklichkeit. Diesen oppositionären Charakter aus Hoffmann's Schriften herauszulesen, war aber nur den Wenigsten möglich; Alles las ihn nur des Vergnügens und der Verdauung wegen; Niemand ahnte die thränenwerthe Kluft, die zwischen dem enthusiasmirten Schriftsteller und dem ausgetrockneten Leser oder der gemüthlichen Leserin lag, die sich doch auch einmal ‚grauen' wollte." *) Einen tieferen Sinn, irgend eine psychische Wahrheit, etwa nach dem Vorbilde der Tieck, Novalis, Brentano ꝛc., legte Hoffmann seinen Dichtungen jedoch nicht zu Grunde; alle sind immer nur gute oder tolle Einfälle, mit denen die dichterische Willkür schaltet und waltet nach Belieben. Am originellsten und frischesten sind seine „Phantasiestücke in Callot's Manier" (Bamberg 1814 und 1815), die „Seltsamen Leiden eines Theaterdirectors" (Berlin 1819), „Klein Zaches, genannt Zinnober" (Berlin 1819), „Lebensansichten des Katers Murr" (Berlin 1820) und die unter dem Gesammttitel „Die Serapionsbrüder" (Berlin 1820) herausgegebenen Erzählungen, unter denen sich auch die beiden Meisterstücke „Das Fräulein von Scuderi" und „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen" befinden. Der Beifall, den die Hoffmann'schen Erzählungen fanden, veranlaßte noch eine große Anzahl von Novellisten und Romanschriftstellern, die Pfade des „Teufels-Hoffmann's" zu wandeln, und es entstand nach und nach eine ganze Spukgeschichten-Literatur, die sich eines sehr dankbaren

*) Vergl. Hermann Marggraff, Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche. Leipzig 1839. S. 183 u. folg.

und treuen Publikums zu erfreuen hatte; über die Genialität Hoffmann's verfügte jedoch kein einziger der vielen Nachahmer; nur zwei, Weisflog und Solitaire, durften sich einer gewissen, wenn auch immerhin entfernten Verwandtschaft rühmen. **Karl Weisflog** (1770—1828), direct angeregt durch Hoffmann, schrieb „Phantasiestücke und Historien" (12 Bände, Dresden 1821—29), unter denen sich besonders „Eps, der Zwiebelkönig" durch glücklichen Humor auszeichnet, und **M. Solitaire,** mit seinem eigentlichen Namen Woldemar Nürnberger (1819 — 1869), ein reiches, aber nie zu voller Entwicklung gediehenes Talent, gab die bizarren, nicht selten hochpoetischen, aber auch mit einem trostlosen Pessimismus durchsetzten Novellen „Dunkler Wald und gelbe Düne" (Leipzig 1855), „Erzählungen bei Nacht" (Landsberg a. W. 1858), „Erzählungen bei Mondenschein" (Leipzig 1865) rc. heraus.

Als die Letzten mögen endlich noch die sogenannten „sächsischen Bastardpoeten", die Theodor Hell (Hofrath Winkler), Gustav Schilling, Carl August Engelhardt, Borromäus v. Miltitz, Karl Förster, Friedrich Adolf Kuhn, Alexander von Bronikowski u. A. genannt werden, die sich um die lange Zeit viel gelesene „Abendzeitung" und um das Taschenbuch „Penelope" schaarten und durch ihren breitspurigen Hochmuth und ihr fades Geschwätz der Romantik den letzten blassen Schimmer vergangener Pracht nahmen.

Ein gänzlicher Mißerfolg war also das Endresultat, welches die einst so stolz und siegesgewiß hervorgetretene romantische Schule erzielte. Einen hochherrlichen Dom mit weithin über alle Lande schimmernder Kuppel hatte sie aufrichten wollen, auf daß in dessen heiligem Dämmerlicht das deutsche Volk der Zaubersprache der deutschen Poesie lausche, und nun war sie, da sie es verschmäht hatte, die bereits vorhandenen festen Grundmauern weiter emporzuführen, über weitläuftige Nebenbauten, allerlei Beiwerk und Zierrath nicht hinausgekommen. In allererster Linie waren daran abermals unsere traurigen politischen Verhältnisse schuld gewesen. Hätte sich nach dem Wiederaufleben des patriotischen Geistes in Folge des Auftretens Friedrichs des Großen ein kräftiges Staatsleben entwickeln können, so wäre Schiller im Stande gewesen, ein breiteres Fundament für unsere Nationalliteratur zu legen, und der Grundriß des Gebäudes wäre dann den Nachfolgern klarer vor die Augen getreten; so aber vermochten die Schlegel, Tieck, Novalis, Brentano nicht, die vielfach sich durchkreuzenden, hie und da auch schon von Gestrüpp überwucherten und auch nicht in allen Linien ganz richtigen Grundmauern zu überblicken, und in jugendlicher Selbstüberschätzung wandten sie sich von den mühsam geschaffenen Anfängen ab und construirten sich neue Risse, die aber, da in der trüben Zeit der freie politische Blick fehlte, vollständig verfehlt sein mußten.

Die Romantiker klügelten sich also, da sie zwar sehr richtig fühlten, daß die Entwicklung unserer nationalen Poesie in's Stocken gerathen, aber bei den wirren politischen Verhältnissen nicht zu erkennen im Stande waren, daß Schiller den letzten richtigen Schritt gethan, ein künstliches System aus, das nicht von dem Geiste der Zeit getragen wurde und mithin auch nicht geeignet war, die

nationale Poesie weiter zu fördern. Trotz ihres Ringens nach Volksthümlichkeit, trotz ihres Sich-Anlehnens an das Volkslied, trotz ihres Hinabsteigens in die Zeit deutschen Glanzes und deutscher Größe konnten daher die Romantiker ihre Poesie doch zu keiner Nationalpoesie machen. Sie fesselten und verwirrten mit ihrem bunten Zauberspiel zwar die Menge auf kurze Zeit, konnten sie aber für die Dauer nicht gewinnen, da der Sinn für das Richtige im Volke unaustilgbar ist und, wenn auch Jahre lang zurückgedrängt, doch immer wieder hervortritt. Sie entfremdeten sich daher schließlich sogar dem Volke und vermochten in Folge dessen auch nicht einmal, als die Stunde der Erhebung schlug, in die Reihe der Dichter und Redner der Befreiungskriege zu treten, und als darauf Ende der zwanziger Jahre eine neue Zeit und eine neue Generation emporstieg, da mußte die letztere wieder mit vieler Mühe, über die Köpfe der Romantiker hinweg, bis zu den Klassikern zurückgehen und dort die abgerissenen Fäden wieder anknüpfen.



Die Dichter und Redner der Befreiungskriege.

Der Weg zu dieser neuen Entwickelungsstufe unserer Nationalliteratur wurde zunächst auf kurze Zeit sichtbar durch die Befreiungskriege und die Dichter und Redner derselben. Da aber jenes gewaltige Auflodern des edelsten Patriotismus schnell wieder gedämpft und dann vollständig erstickt wurde, so konnten die Körner, Arndt, Schenkendorf nicht zu Pfadfindern und Führern werden: sie sind nur glänzenden Leuchtkugeln zu vergleichen, die rasch emporstiegen, auf Momente hell das Ziel erleuchteten, dem zugestrebt werden mußte, und dann wieder in eine dunkle Nacht hinabsanken.

Bis zum Jahre 1812 hatte die napoleonische Herrschaft mit erdrückender Schwere auf Deutschland gelastet und nach und nach war alle Hoffnung auf eine Abwälzung des schmachvollen fremden Joches geschwunden. Selbst die eifrigsten Patrioten hatten schließlich die Hände in den Schooß gelegt — was half auch alles Pläne-schmieden! Oesterreich war mit dem Frieden von Preßburg (1805) und Preußen mit dem Frieden von Tilsit (1807) vollständig geknebelt worden, im Nordwesten dehnte sich eine große französische Provinz, das sogen. Königreich Westfalen, aus, und im Südwesten der buntscheckige Ländercomplex der Rheinbundfürsten, der ergebenen Diener des Usurpators. Da, in dem denkwürdigen Winter von 1812 auf 1813, trat dem unersättlichen Eroberer ein Feind entgegen, an den kein Sterblicher gedacht und der grimmiger, gewaltiger war, als alle Heere Europa's: die sibirische Kälte. Wie ein zürnender Gott überfiel sie ihn mitten auf seinem stolzen Siegeszuge durch Rußland und verwundete ihn bis ins Mark. Und als die Kunde von dieser Niederlage ohne Gleichen nach Deutschland kam, als man sich von der Wahrheit derselben nach längerem Zögern an den im jämmerlichsten Zustande Zurückkehrenden überzeugt, da sproß die Hoffnung aller Enden wieder auf. Ob auch der alternde Goethe rief: „Schüttelt nur eure Ketten! Der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer in's Fleisch ziehen!" ob auch der ängstliche Friedrich Wilhelm III. gebot „Nicht über die Schnur hauen!" — — es gab keinen Aufhalt mehr, der

losbrechende Sturm konnte nicht mehr gehemmt werden. Hoch oben von Preußen kam er dahergebraust und in wenig Monden ergriff er alle deutschen Lande.

„Von Memel bis Demmin, von Colberg bis Glaz," schreibt Ernst Moritz Arndt, „war in dem unvergeßlichen Frühlinge und Sommer des Jahres 1813 unter den Preußen nur eine Stimme, ein Gefühl, ein Zorn und eine Liebe: das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien und den französischen Uebermuth einzuschränken. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie; den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden hoffen konnten. Krieg! Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe. Krieg! rief der Edelmann und Landbesitzer, der verarmt war; Krieg! der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren todt trieb; Krieg! der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften; Krieg! der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte; Krieg! die Wittwe, die ihren einzigen Sohn in's Feld schickte; Krieg! die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen lange ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen, ja sogar Jungfrauen unter mancherlei Verstellungen und Verlarvungen drängten sich zu den Waffen; Alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben." Und weiter: „Ich sage nur das Eine: Es war plötzlich wie durch ein Wunder Gottes ein großes und würdiges Volk erstanden."

Friedrich Wilhelm III. gab anfangs dem allseitigen Drängen zum Kriege nur widerwillig nach; muthlos gemacht durch die vielen Mißerfolge, fürchtete er, daß die Erhebung für Preußen der Anfang vom Ende sein werde. Er tadelte heftig das Verhalten des Generals York, der den ersten Schritt gethan, sich vom französischen Heere losgesagt und eigenmächtig mit Rußland ein Bündniß, den Vertrag von Tauroggen, abgeschlossen hatte, ja der Aufstand klang ihm wie Empörung und nur mit Mühe konnte er überzeugt werden, daß die allgemeine Erhebung vom edelsten Patriotismus beseelt sei. Nach langem Zögern erst und mit schwerem Herzen willigte er in die Kriegserklärung, in die Veröffentlichung des von Hippel verfaßten denkwürdigen Aufrufs „An mein Volk" und in die Errichtung der Landwehr und des Landsturms. Als er aber dann in Breslau die gewaltige Wirkung, die der Aufruf hervorgebracht, die beispiellose Opferwilligkeit mit eigenen Augen sah, als Scharnhorst in stolzer Freude mit den Worten zu ihm herantreten durfte: „Majestät, glauben Sie jetzt an die Liebe Ihres Volkes?" — da rannen ihm die Thränen über die Wangen, und alle Kleinmüthigkeit, jeder Zweifel entschwand; mit angestrengtestem Eifer widmete er sich fortan der großen Sache bis zur völligen Niederwerfung des Corsen.

Bevor jedoch dieses glänzende Endresultat errungen wurde, galt es noch manch' harten Schlag auszuhalten, manch' schwere Prüfung zu bestehen, und Mancher wäre gewiß noch zaghaft vor der Riesenaufgabe zurückgeschreckt und in

die alte, schlimme, lasche Flauheit und Apathie zurückverfallen, hätten jetzt nicht kampfesfreudige Sänger die Begeisterung immer wieder auf's Neue durch ihre Lieder angefacht und geschürt.

Am tiefsten ergriffen die Lieder des feurigen, schwärmerisch-kühnen **Theodor Körner**; sie ermuthigten selbst die Feigen, „sie goffen Flammen in alle Seelen". Wir haben bereits Seite 34 einen Lebensabriß des Dichters gegeben und verweisen daher hier auf diesen; wir haben dort auch dargelegt, daß der Dichter sich an Schiller gebildet hatte und in seinen Dramen nur ein Nachahmer geblieben war. Auch in seinen lyrischen Gedichten hatte er sich nicht über dieses Niveau erhoben, mit dem Ausbruch des heiligen Krieges jedoch gewann er mit einem Schlage die Selbstständigkeit und schuf nun im wechselvollen Kriegsleben jene herrlichen Gesänge, die bei ihrem Erscheinen von zündender Wirkung waren und noch heute ein Heiligthum unseres Volkes sind. Obgleich sie immer dasselbe Thema, den Kampf gegen den Erbfeind, behandeln, sind sie doch niemals monoton; immer werden neue Stimmungen in uns hervorgerufen, neue Bilder vor uns entrollt, und dabei ist die Form stets im höchsten Grade vollendet. Obgleich sämmtliche Lieder allgemein bekannt sind, können wir uns doch nicht versagen, hier vier der eigenartigsten zum Abdruck zu bringen. Dabei dürfen wir ohne Einschränkung sagen, daß der Aufruf zum Kampfe nie wieder mit so hinreißender Begeisterung hinausgerufen, das wilde Kriegsleben nie wieder mit so lebhaften Farben geschildert, einem Gebete in der Schlacht nie wieder in so ergreifender Weise Worte geliehen und der Abschied eines gefallenen Kriegers vom Leben nie wieder so erschütternd zum Ausdruck gekommen ist, wie in den nachstehenden Gedichten. Nach dem Tode Körner's gab der Vater die sämmtlichen Gedichte 1814 unter dem Titel „Leyer und Schwert" heraus, die „Sämmtlichen Werke" erschienen zuerst, von Karl Streckfuß zusammengestellt, 1834 zu Berlin.

Aufruf.

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen,
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif, ihr Schnitter zaudert nicht!

Das höchste Heil, das letzte liegt im Schwerte;
Drück dir den Speer in's treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gasse! Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen,
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!

Das Winseln deiner Greise ruft: Erwache!
Der Hölle Schutt verflucht die Räuberbrut!
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich den Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse Deine Höfe, Deine Hallen,
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.

Denn einen großen Altar sollst du bauen,
In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth:
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod.

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wonne fehlt?

Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten,
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dasteh'n, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!

Luise, schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsres Ferdinands, voran dem Zug!
Und all ihr deutschen freien Heldenschatten
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! drauf ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen,
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!

Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz,
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Lützow's wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner erschallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstren Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braus't der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein,
Und springt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was braus't dort im Thale die laute Schlacht?
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd,
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt:
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkel zu Enkel sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als in dem Schlachten-Donnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast's gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich.
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
'S ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend und singend, preis' ich dich,
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Abschied vom Leben.

(Als ich schwer verwundet und hilflos in einem Holze lag und zu sterben meinte.)

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben. —

Viel gold'ne Bilder sah' ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage. —
Muth! Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

In gleicher Weise, wie Körner, von der heißesten Liebe zum Vaterlande und von dem brennenden Wunsche, durch seine Lieder das Volk zum Kampfe gegen die Unterdrücker zu begeistern, war auch der kernhafte **Ernst Moritz Arndt** erfüllt. Da er jedoch, als der Sturm losbrach, bereits unter der Mittagslinie seines Lebens stand und auch, seiner ganzen Natur nach, der nüchternen Aufklärung zuneigte, so fehlt es seinen Gedichten meist an Schwung, während sie den volksthümlichen Ton stets sicher treffen. Am berühmtesten ist sein „Was ist des Deutschen Vaterland?", das er bei seiner Rückkehr von Rußland im Frühlinge 1813 in Königsberg dichtete; wir geben es hier jedoch nicht wieder, da wir wohl annehmen dürfen, daß es Jeder bereits in der Schule gelernt und gesungen hat, dagegen theilen wir unten das kraftvolle, von edelem Zorn durchglühte Vaterlandslied „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" rc. und das packende, markige Gedicht „Die Leipziger Schlacht" mit. Arndt wurde am 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren, studirte zu Greifswald und Jena Theologie und Philosophie und wurde sodann an der damals noch schwedischen Universität Greifswald Professor der Geschichte. In Folge seiner kühnen Angriffe auf Napoleon in seinem Buche „Geist der Zeit", dessen erster Band bereits 1806 erschien, mußte er nach der Schlacht bei Jena flüchten, hielt sich mehrere Jahre in Schweden auf, wagte sich aber 1810 unter dem Namen Allmann wieder nach Deutschland und war unablässig bemüht, den Haß gegen die Franzosen zu schüren. 1812 ging er zu dem Freiherrn von Stein nach Petersburg, wo die ersten Vorbereitungen zum

Aufstande getroffen wurden, und kehrte mit diesem im Frühjahre 1813 nach Preußen zurück, um ihn dann während des ganzen Krieges bis nach Paris zu begleiten, überall Flugschriften und Kriegslieder ausstreuend, überall mit Rath und That die große Sache der Befreiung fördernd. Nach dem Frieden ward er 1818 zum Professor der Geschichte an der neu errichteten Universität Bonn ernannt, da er jedoch unverhohlen die reactionäre Regierung tadelte, so wurde er wegen „demagogischer Umtriebe“ in lange Untersuchungen verwickelt und 1820 seines Amtes enthoben. 1840 setzte ihn jedoch Friedrich Wilhelm IV. in sein Amt wieder ein und decorirte ihn sogar mit dem rothen Adlerorden. Er erfreute sich nun, unermüdlich lehrend und literarisch thätig, eines langen, friedlichen Alters und starb erst, von der gesammten deutschen Nation als der Nestor der Patrioten und Dichter der Befreiungskriege verehrt und geliebt, zu Bonn am 29. Mai 1860 im einundneunzigsten Lebensjahre. Seine „Gedichte“ erschienen gesammelt zuerst 1818, von seinen weiteren Schriften erwähnen wir nur „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ (Leipzig 1840) und „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn von Stein“ (Berlin 1858), die wichtige Beiträge zur Zeitgeschichte enthalten.

Vaterlandslied.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer in Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Der, wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Dir schwören wir auf's Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der speise Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutsche alle, Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan,
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut' uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! fliege, hohes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Die Leipziger Schlacht.

Wo kommst Du her in dem rothen Kleid,
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerstreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn:
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Weiber und Bräute klagen;
Da ward ich so roth.

Sag' an, Gesell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht,
Da flogen die Kugeln wie Wetterflocken,
Und Tausenden mußte der Athem stocken
Bei Leipzig der Stadt.

Wie hießen, die zogen in's Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
Die Völker kamen der ganzen Welt
Und zogen gegen Franzosen aus;
Die Russen, die Schweden, die tapferen Preußen
Und die vón dem glorreichen Oesterreich heißen,
Sie zogen all' aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wer griff den Preis mit der Eisenhand?
Die Wälschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
Die Wälschen hat Gott verweht wie den Sand,
Viele Tausende decken den grünen Rasen,
Die übrig geblieben, entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmlische Cymbeln hell,
Habe Dank der Mähr von dem blutigen Streit!
Laß Wittwen und Bräute die Todten klagen,
Wir singen noch fröhlich in späten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenstadt!
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal;
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

Weit milder, als der oft auch recht herbe und derbe Arndt, ist **Max Schenk von Schenkendorf**, ein Dichter von vieler Wärme und Innigkeit, aber auch nicht selten, da er sich an den Romantikern gebildet hatte, von mystischer Schwärmerei befangen und unklar in seinem Fühlen und Wollen. Das tritt besonders deutlich in seiner Sehnsucht nach der Wiederherstellung des deutschen Kaiserreiches hervor, der er wiederholt, ganz nach Art der Romantiker, Ausdruck verleiht, ohne jemals sich bestimmter auszusprechen, wie er sich dieses neue Reich vorstellt und welche Mittel er für die Erreichung dieses Zieles als geeignet hält. Schenkendorf wurde am 11. Dezember 1783 zu Tilsit geboren, studirte in Königsberg Kameralwissenschaft, siedelte 1812, nachdem er in seiner Heimath verschiedene Aemter bekleidet, nach Karlsruhe über, wo er sich glücklich verheirathete, und schloß sich dann beim Beginn der Befreiungskriege dem Heere an. Wegen einer Lähmung seiner rechten Hand konnte er zwar nicht an den Kämpfen selbst Theil nehmen, machte sich dagegen in der Centralverwaltung nützlich und trug durch seine Lieder, die bald sehr beliebt wurden, erheblich zur Weckung der allgemeinen Begeisterung bei. Nach dem Frieden erhielt er die Stelle eines Rathes in Coblenz, erlag jedoch schon am 11. Dezember 1817 einem alten Brustübel. Seine Gedichte erschienen zuerst 1815 zu Stuttgart und Tübingen. Der dritten Auflage (1862) setzte A. von Hagen einen Lebensabriß des Dichters voran. Wir theilen unten das Gedicht auf den Tod der Königin Luise mit, das eines der tiefempfundensten und wohllautendsten ist, die Schenkendorf geschaffen hat, und dann das „Soldaten-Morgenlied," das für den Dichter charakteristisch ist, da er nirgends bestimmter sagt, wie er sich den Freiheitstag, für den er sich begeistert, eigentlich denkt.

Auf den Tod der Königin.

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Loose?

Seid ihr, hochgeweihte Glieder,
Schon dem düstern Reich verfallen?
Haupt, um das die Locken wallen,
Sinkest du zum Schlummer nieder?

Sink' in Schlummer, aufgefunden
Ist das Ziel, nach dem du schrittest,
Ist der Kranz, um den du littest,
Ruhe lebt am Quell der Wunden.

Auf, Gesang, vom Klagethale!
Schweb' empor zu lichten Hallen,
Wo die Siegeshymnen schallen,
Singe Tröstung dem Gemahle.

Sink' an deiner Völker Herzen,
Du im tiefsten Leid Verlorner,
Du zum Martyrthum Erkorner,
Auszubluten deine Schmerzen.

Herr und König, schau' nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heilige dich loben.

Soldaten-Morgenlied.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh';
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth;
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott, in Gnaden
Schau her vom blauen Zelt;
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
Und gieb uns heute Sieg;
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen, mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er, sonder Hülle,
Auf jeden deutschen Mann;
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
Ein frohes Siegsgeschrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Aehnlich wie bei Schenkendorf verhält es sich auch bei **Friedrich August von Stägemann.** Auch diesem Dichter fehlt es an Klarheit und Bestimmtheit; dagegen schwärmt er nicht für die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, sondern nur für die Wiederherstellung des alten Glanzes der Fürstenhäuser; für das Volk hat er wenig Sinn. Er wurde am 7. November 1763 zu Vierraden in der Uckermark geboren, studirte in Halle die Rechte, begleitete den Minister Hardenberg nach Paris, London und auf den Wiener Congreß, wurde 1816 in den Adelsstand erhoben, leitete von 1819 bis 1821 die Redaction der „Staatszeitung" und starb am 17. December 1840 zu Berlin als Geheimer Staatsrath beim Ministerium des königlichen Hauses. Er gab zuerst „Kriegsgesänge aus den Jahren 1806 bis 1813" zu Halle 1814 heraus, ferner „Erinnerungen an die preußischen Kriegsthaten 1813—15 ebendaselbst 1818; beide Sammlungen erschienen sodann vereinigt als „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten" zu Berlin 1828.

Als Oesterreich den Krieg erklärte.

Was bewegt, wie Geistermacht,
Alles Blut? Die Pulse rasen.
Hört ihr nicht Trompeten blasen?
Das ist Krieg, sie blasen Schlacht.

Herrlich bricht der goldne Tag
Durch entwölkte Morgenröthe.
Schalle jauchzend drum, Trompete!
Schlage, Lied, mit Schwertes Schlag!

Wo der deutsche Boden grünt,
Tilgt sie aus, die wälschen Knechte
Bonaparte's! Auf das Schlechte
Folg' ein Wort, das sich erkühnt!

Zieh es muthig, Kaiser Franz,
Dieses Schwert der edeln Rache,
Für der Freiheit große Sache,
Für der Habsburg alten Glanz!

Held, der um den Feldherrnstab
Frischen Lorbeer früh geflochten,
Schlag, ein Blitz, dem unterjochten
Alten Teut die Ketten ab!

Wem ein Tropfen deutsches Blut
Zornesheiß zum Herzen siedet,
Folge der in Stahl geschmiedet
An des Hasses rother Gluth;

Wer der Heimath freie Luft
Frei will athmen, niemand eigen,
Oder unentehrt will steigen
Zu den Ahnen in die Gruft;

Wer ein Ritter ist zum Schwert!
Sind sie todt, die Berlichingen?
Hat der Rheinbund auch der Klingen
Deutschen Sinn in Wälsch verkehrt?

Wirf den Schandenbund, Geschlecht
Edler Fürsten, ihm zu Füßen!
Und ein Blut wird für dich fließen,
Volkestreue, purpurecht.

Eurer Töchter stolzen Schmuck
Mußtet ihr um Schmach verkaufen.
Auf den Thron der Hohenstaufen
Steigen soll sein Mameluck?

Auf! Am Ebro nicht allein
Ist ein Heldenstamm entsprossen,
Auch allhier in Saragossen
Werden wir dem Tod uns weih'n.

Eh' des Weltverwüsters Reich
Wurzeln soll in deutscher Erde:
Auf zu Waffen, auf zu Pferde!
Sammt Romana Karl zugleich!

Frei von allem romantischen Dunst erhielt sich **Freimund Reimar**, den wir später als **Friedrich Rückert** noch sehr ausführlich besprechen werden. Da er aber hier seine Schwingen zum ersten Male regte, so war er noch etwas unbeholfen und vermochte den Volkston, den er später in seinen lyrischen Gedichten so meisterhaft zu treffen wußte, noch nicht mit voller Sicherheit anzuschlagen. Die Gedichte sind daher auch, trotz ihres warmen Patriotismus, nicht populär geworden. Dasselbe Schicksal hat auch seine „Geharnischten Sonette“ getroffen, die jedoch sämmtlich in Form und Inhalt Meisterstücke und ein glänzendes Denkmal für die mannhafte Gesinnung des Dichters sind. Es wird in ihnen nicht blos dem Hasse gegen die Franzosen Luft gemacht, sondern auch den Deutschen die Wahrheit gesagt (siehe unten das Sonett an den Adel) und ihnen eindringlich zu Herzen geführt, daß sie zum großen Theile selbst an diesem Elende, dieser Schmach schuld sind. Und dann blickt der Dichter auch über die Siege hinweg in die weitere Zukunft, giebt rückhaltlos seiner Entrüstung über das Verhalten der Fürsten Ausdruck, die wohl Alles durch das Volk erreicht hatten, nun aber nichts für das Volk thun wollten, und klagt schließlich bitter, daß es den armen Enttäuschten wohl ergehen werde, wie den aus der ägyptischen Knechtschaft befreiten Juden, die auch „nicht selbst anlangten im verheißenen Land, sondern nur erst von ihnen die Erzeugten.“

Die „Geharnischten Sonette“ erschienen zusammen mit „Spott- und Ehrenliedern“ unter dem Titel „Deutsche Gedichte“ zu Heidelberg 1814. Der 1817 zu Stuttgart herausgekommene „Kranz der Zeit“ trug bereits den Namen Friedrich Rückert.

Deutscher Spruch auf den deutschen Stein.

Das ist der deutsche Stein,
Von Trug und Falsch entblößt;
Wer an den Stein sich stößt,
Der kann kein Deutscher sein.

Das ist der deutsche Stein,
Mit Treu und Muth betraut;
Wer auf den Stein nicht baut,
Das muß kein Deutscher sein.

Das ist der deutsche Stein,
In Noth und Tod erprobt;
Und wer den Stein nicht lobt,
Der muß ein Wälscher sein.

Aus den „Geharnischten Sonetten“.

(An den Adel.)

Ihr Ritter, die ihr haus't in euren Forsten,
Ist euch der Helmbusch von dem Haupt gefallen?
Versteht ihr nicht, den Panzer mehr zu schnallen?
Ist ganz die Rüstung eures Muths geborsten?

Was sitzet ihr daheim in euren Horsten,
Ihr alten Adler, habt ihr keine Krallen?
Hört ihr nicht dorther die Verwüstung schallen?
Seht ihr das Unthier nicht mit seinen Borsten?

Schwingt eure Keulen! Denn es ist ein Keuler;
Er wühlt, er droht, voll Gier nach schnödem Futter,
Stürzt er den Stamm, nicht blos des Stammes Blätter.

Es ist ein Wolf, ein nimmersatter Heuler,
Er frißt das Lamm, er frißt des Lammes Mutter;
Helft, Ritter; wenn ihr Ritter seid, seid Retter!

(Die Vendome-Säule.)

Habt ihr gehört von jenem Pfahl der Schande,
(Hast ihn zu stürzen, Himmel, keine Blitze?)
Den euer Feind in seines Babels Sitze
Hat aufgerichtet an der Seine Strande?

Von jenem Obelisk, an dessen Strande,
Vom Fußgestell bis hoch an seine Spitze,
In stein'ren Feldern alle Austerlitze
Stehn, alle Schmachen eurem Vaterlande?

Auf, Deutsche, auf, aus allen euren Gauen!
Was säumet ihr, mit wüthendem Geheule
Zu stürmen, mit verzweifeltem Vertrauen?

Schwingt wie die alten Väter eure Keule,
Und schlagt, daß sie kein Gott kann wieder bauen,
In Stücken eure Schmach und ihre Säule!

Von den vielen mittelmäßigen Dichtern jener Zeit, die heute zwar mit sammt ihren Werken schon ganz vollständig vergessen sind, aber in jenen denkwürdigen Jahren doch ihr ansehnlich Theil zur Weckung der Begeisterung und zur Hebung des Muthes beitrugen, nennen wir schließlich noch Karl Müchler (1763—1857), der sich in dem Körner'schen Schwunge gefiel und das lange Zeit sehr beliebte Lied „Kennt ihr das Volk, das, fest wie seine Eichen“ 2c. verfaßte,

Karl Friedrich Gottlob Wetzel (1779—1819), der in seinen „Liedern aus dem Kriegs- und Siegesjahre 1813 (Bamberg 1815) die Arndt'sche Geradheit nnd Derbheit nachahmte, aber dabei nicht selten über das Maaß des Erlaubten hinausging, und Ludwig Robert (1778—1832), ein Bruder der berühmten Rahel, der sich in seinen ernsten Gedichten „Kämpfe der Zeit" (Stuttgart 1817) besonders durch Formenschönheit auszeichnet.

Was dann noch weiter in jenen stürmischen Tagen gedichtet und gesungen wurde, kann auf künstlerischen Werth keinen Anspruch machen, es ist nicht nur zum großen Theil trivial, sondern auch häufig verletzend. Der Enthusiasmus wandelt sich nicht selten in häßliche Wuthausbrüche und maßlose Schmähungen. „Schlachtet sie kalt, mordet sie kalt, stoßt sie mit Lachen darnieder!" heißt es z. B. in einem dieser „Kriegsgesänge." Das ist später von empfindsamen Aesthetikern hart getadelt worden; wenn man aber bedenkt, mit welcher Schwere die eiserne Faust des Fremden fast ein Jahrzehnt hindurch auf Deutschland lastete, wie Soldaten und Beamte des Eroberers Stadt und Land in frechem Uebermuth aussogen und ausplünderten, dann kann man sehr wohl begreifen, daß sich der bittere Grimm nicht immer bändigen ließ und wird es auch hinreichend entschuldigen, daß nicht immer der gute Ton gewahrt wurde.

Auf die weitere Entwickelung unserer Literatur hatten diese Ausschreitungen nicht den geringsten Einfluß, sie wurden schnell wieder vergessen, wohl aber blieb das wirklich Gute und stiftete tausendfältigen Segen bis in unsere Tage hinein. Denn mit den Körner'schen und Arndt'schen Dichtungen erhielten wir die ersten Nationallieder, die Jung und Alt sich zu eigen machten und in den meisterhaften Compositionen von Weber und Reichardt dann fort und fort sangen: zuerst bis in die dreißiger Jahre hinein nur in wehmüthiger Erinnerung an eine glanzvolle Zeit, die nicht gehalten, was sie versprochen, später in wechselnder Stimmung und endlich 1870 frohlockend, daß das deutsche Reich doch wieder kraftvoll erstanden.

Die Redner der Befreiungskriege sind an Zahl weit geringer, als die Dichter ihrer Zeit, einmal, weil wir Deutsche nur wenig oratorisches Talent besitzen, und dann, weil weder vor, noch während des Krieges sich Zeit und Gelegenheit bot, zu einem größeren Publikum zu sprechen. So lange das französische Regiment noch auf uns lastete und jede patriotische Regung schon im Keime zu unterdrücken suchte, wagten es nur zwei Männer, frei und offen zu reden, das Volk aus seiner Muthlosigkeit aufzurütteln und ihm die Mittel und Wege zu zeigen, mit Hülfe deren es sich wieder ein freies gesundes Staatswesen erringen könne. Diese beiden waren der geistvolle, edle Fichte und der grundehrliche, gerade Jahn. Später, als der Krieg bereits losgebrochen, trat noch der geniale Publicist Görres hinzu, der auch noch in der Reactionszeit ein „mächtiger Anwalt der Sache des Volkes" war.

Johann Gottlieb Fichte ist eine der geistig vornehmsten Erscheinungen jener Zeit. Er feuerte nicht blos einfach zum Kampfe an, sondern als ein tiefer Denker und weitblickender Patriot forschte er zuvörderst den Ursachen nach, durch welche wir unter die schmachvolle Fremdherrschaft gekommen, und nun erst sann er auf die entsprechenden Mittel, das Joch wieder abzuschütteln und sodann ein

Volk heranzubilden, das in eine solch' unglückliche Lage nicht wieder hinabsinken könne. Fichte*) wurde am 19. Mai 1762 zu Rammenau bei Camenz, dem Geburtsorte Lessing's, als der Sohn eines armen Dorfwebers geboren, erwarb sich, unterstützt durch einen freundlichen Gönner, in Schulpforta und auf den Universitäten Jena, Leipzig und Wittenberg seine wissenschaftliche Bildung, konnte dann aber keine Anstellung bekommen, sondern mußte ein langes, dornenvolles Hauslehrerleben beginnen. Dabei kam er auch nach Zürich, wo er sich mit einer Nichte Klopstock's, der Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, verlobte, jedoch nur auf kurze Zeit ein sonniges Glück genoß; denn in Folge unerwartet eingetretener mißlicher Vermögensverhältnisse seines Schwiegervaters sah er sich bald wieder gezwungen, auf's Neue als Hauslehrer auf die Wanderschaft zu gehen. Empfehlungen Lavater's bei Herder und Goethe in Weimar halfen ihm nichts, ebenso klopfte er vergeblich in Darmstadt und Kopenhagen an, erst in Warschau gelang es ihm, ein Unterkommen als Hofmeister zu erhalten. Seine Stellung war jedoch eine sehr drückende, so daß er sich bald wieder hinwegsehnte und schließlich auf den Gedanken kam, den großen Kant in Königsberg, den er glühend verehrte, um Verwendung anzugehen. Doch auch Kant nahm ihn zuerst nur kühl auf; als er jedoch Fichte's erste philosophische Schrift „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" gelesen, wandelte sich seine Gleichgiltigkeit sofort in reges Interesse; er verschaffte dem genialen jungen Manne eine gute Hauslehrerstelle bei Danzig und beförderte die Erstlingsarbeit zum Druck. Damit hob er Fichte leicht und glücklich über den ersten Anfang hinweg; die Schrift erregte Aufsehen und der Verfasser trat vollberechtigt in die Reihe der geachteten Gelehrten. Unterdessen hatten sich auch die Vermögensverhältnisse seines zukünftigen Schwiegervaters gebessert, so daß er 1793 nach der Schweiz zurückkehren und die Geliebte heimführen konnte. Der Aufenthalt in Zürich währte jedoch nicht lange; noch im selben Jahre folgte er einem Rufe Carl August's als Professor der Philosophie an die Universität Jena, wo er nun alsbald eine sehr erfolgreiche akademische Thätigkeit entwickelte und sein großes Werk „Die Erziehung der deutschen Jugend" begann. Allein sehr bald sollte ihm die Freude am Lehren und Schaffen getrübt werden; die Dunkelmänner seiner Zeit, welche mit Neid und Besorgniß seinen Einfluß wachsen sahen, setzten alle Hebel ein, ihn zu stürzen. „Sie verfolgen in mir den freien Denker," schrieb daher der scharfsichtige Philosoph, „der anfängt sich verständlich zu machen; sie verfolgen den Demokraten. Es erschreckt sie wie ein Gespenst die Selbstständigkeit, die, wie sie dunkel ahnen, meine Philosophie weckt." Leider sollte die Maulwurfsarbeit der Feinde keine vergebliche sein; eine Anklage auf Atheismus, die auf einen Aufsatz Fichte's „Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" gegründet wurde, verwickelte ihn in eine Untersuchung, die ihn so verletzte, daß er seine Entlassung nahm und sich nach Berlin wandte. Doch auch hier sah man ihn

*) Vergl. J. H. Fichte, Joh. Gottl. Fichte's Leben, 2 Bde., 2 Aufl. Leipzig 1862, und O. Pfleiderer, Joh. Gottl. Fichte, Lebensbild eines deutschen Denkers und Patrioten. Stuttg. 1877.

mit ängstlichen Augen an und es wurde sogar im Staatsrathe verhandelt, ob man dem freisinnigen Philosophen den Aufenthalt in Preußen gestatten dürfe. Da erklärte jedoch Friedrich Wilhelm III. schön und schlicht: „Ist Fichte ein ruhiger Bürger, wie aus Allem hervorgeht, und entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott Feindseligkeiten hat, so mag dies der liebe Gott selbst mit ihm ausmachen, mir thut das nichts!" Fichte war dadurch in Preußen vor Angriffen gesichert und entfaltete alsbald eine rege Thätigkeit. Zunächst hielt er eine lange Reihe von philosophischen Vorlesungen vor einem ausgewählten Zuhörerkreise, wobei er sich schnell zum Volksredner im edelsten Sinne des Wortes ausbildete; bald beschäftigten ihn aber mehr und mehr die politischen Verhältnisse, die ihn mit banger Sorge erfüllten. Täglich wurde es ihm klarer, daß der Staat des großen Friedrich unaufhaltsam einer schweren Katastrophe entgegen eile und daß besonders die zügellose Selbstsucht an dem Unglück schuld sei. „Sie herrscht bei den Regierenden, wie bei den Regierten," sagt er einmal, „herrscht bei den Rohen im wilden, materiellen Genusse, bei den Gebildeten im Raffinement des Auskostens von Kunst und Wissenschaft ohne innere Tüchtigkeit, in der geistigen Ironie, d. h. im Spiel des Ich's mit den sittlichen Gewalten des Lebens." Der Sturz des Staates war aber durch keine Warnung, keine Macht mehr aufzuhalten, er erfolgte mit grausiger Wucht in jenen ewig denkwürdigen Herbsttagen des Jahres 1806, und gleich darauf zeigte es sich in dem schmachvollen Verhalten der Festungskommandanten und Beamten, der Bürger und Bauern, wie richtig Fichte geurtheilt hatte. Es befestigte sich in ihm dadurch immer mehr die Ansicht, daß von Grund aus ein neuer Geist geschaffen werden müsse, und zwar hauptsächlich durch eine ernste nationale Erziehung der heranwachsenden Jugend. „Aus Nichts wird Nichts," schreibt er an den Cabinetsrath, späteren Staatsminister, Beyme, „auch giebt es keinen Sprung zwischen durchaus entgegengesetzten Zuständen. Drum glaube ich immer fort, daß ohne eine völlige Umschaffung unseres ganzen Sinnes, d. h. ohne eine durchgreifende Erziehung aus keinem günstigen oder ungünstigen Erfolge für uns Heil zu erwarten ist." Mit rastlosem Eifer baute er sodann diese Ansicht weiter aus, entwarf mit sicherer Hand die Grundzüge für eine nationale Erziehung und wagte es schließlich, mitten unter den Feinden zu Berlin im Winter von 1807 auf 1808, begeistert hervorzutreten und trotzig und kühn mit Flammenworten jene Reden zu halten, die im Volke nach langer qualvoller Muthlosigkeit wieder die ersten Hoffnungen weckten: Die berühmten „Reden an die deutsche Nation." „Ich rede für Deutsche schlechtweg," sagte er gleich beim Beginn seiner Vorträge, „von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite lassend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Familie gemacht haben . . . . Mein Geist versammelt den gebildeten Theil der ganzen deutschen Nation aus allen den Ländern, über welche er verbreitet ist, um sich her, bedenkt und beachtet unser Aller gemeinsame Lage und Verhältnisse, und wünscht, daß ein Theil der lebendigen Kraft, mit welcher

diese Reden vielleicht Sie ergreifen, auch in dem stummen Abdruck, welcher allein unter die Augen der Abwesenden kommen wird, verbleibe und aus ihnen athme und an allen Orten deutsche Gemüther zu Entschluß und That entzünde! Kein Mensch und kein Gott und keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignissen kann uns helfen, sondern wir selber müssen uns helfen, wenn uns geholfen werden soll. Die Kunst der Erziehung soll sein: einen festen, unfehlbaren und guten Willen im Menschen zu bilden. Die Erziehung zur reinen Sittlichkeit soll die Erziehung zur wahren Religion vermitteln." Er ermahnt, sich nicht einschläfern zu lassen durch die Lässigkeit des Dienens, sondern sich einen festen und gewissen Geist anzuschaffen; er findet hohen Trost in der Eigenthümlichkeit der deutschen Nation, die den Vorzug einer ernsten Geistesbildung, redlichen und mühevollen Schaffens habe. Ein solches Volk sei bildsam. „Der ausländische Geist wird ein lieblicher Sylphe sein, der mit leichtem Fluge über den, seinem Boden von selbst entkeimten Blumen hinschwebt und sich niederläßt auf dieselben, ohne sie zu beugen, und ihren erquickenden Thau in sich zieht — der deutsche Geist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starkem, vielgeübtem Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu heben der Sonne." Hierauf ging er näher auf sein Thema ein, legte das Wesen seiner neuen Erziehungsmethode dar, beleuchtete die Hauptverschiedenheiten zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft, erläuterte, was ein Volk sei, in der höheren Bedeutung des Wortes, und was Vaterlandsliebe, zeigte, an welchen in der Wirklichkeit vorhandenen Punkt die neue Nationalerziehung anzuknüpfen sei, erwog, wem die Ausführung dieses Erziehungsplanes anheimfallen solle und verbreitete sich schließlich auch noch über die Mittel, das deutsche Volk bis zur Erreichung des neuen Zieles aufrecht zu erhalten. „Wäre es mir gelungen," sagte er zuletzt, „in irgend eine Brust, die unter meinem Auge geschlagen hat, einen Funken zu werfen, der da fortglimme und das Leben ergreife, so ist es nicht meine Absicht, daß diese allein und einsam bleiben, sondern ich möchte über den ganzen gemeinsamen Boden hinweg ähnliche Gesinnungen und Entschlüsse zu ihnen sammeln und an die ihrigen anknüpfen, so daß über den vaterländischen Boden hinweg, bis an dessen fernste Grenzen, aus diesem Mittelpunkte heraus, eine einzige fortfließende und zusammenhängende Flamme vaterländischer Denkart sich verbreite und entzünde!" Er hatte gar bald die Freude zu sehen, daß er nicht vergeblich gesprochen; ja die Wirkung seiner Reden war eine gewaltige, besonders, nachdem dieselben 1808 zu Berlin in Buchform erschienen waren und nun im Norden wie im Süden gleich eifrig gelesen wurden. Sie waren es daher auch, welche die erste Bewegung der Geister hervorriefen, aus der dann die Erhebung von 1813 sich entwickelte. Sie müssen also zu unserem literarischen Nationalschatze gezählt werden, wenn wir auch heute nicht mehr Allem zustimmen, was damals in der tiefen Erregung gesagt und behauptet worden ist. In der Reactionszeit vergaß man die Verdienste der Reden sehr schnell, und als das Buch 1824 in neuer Auflage erscheinen sollte, wurde es von der Censur „als ein verführerisches, leere Phantome nährendes" verboten. Neuerdings (1871)

wurde es vom Sohne des Verfassers mit einer Einleitung herausgegeben. Den ferneren patriotischen Bestrebungen Fichtes setzte leider der Tod ein sehr frühes Ziel. Als nach den Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz sich die Spitäler füllten und er mit seinem treuen Weibe die Verwundeten pflegte, ward er vom Lazarethfieber befallen und erlag demselben am 27. Jan. 1814. Deutschland verlor in ihm einen seiner edelsten, lautersten Patrioten und zugleich auch, was wir hier nur kurz andeuten können, einen seiner geistvollsten Philosophen, den genialsten Jünger Kant's.*)

Friedrich Ludwig Jahn verfolgte dieselben Ziele wie Fichte, auch ihm galt es als die Hauptaufgabe der Patrioten, zunächst die deutsche Jugend für die Sache des Vaterlandes tüchtig zu machen. Da er aber nicht den Gedankenflug Fichte's besaß, so legte er den Schwerpunkt mehr auf die körperliche Ausbildung und wurde dadurch der Vater unseres Turnwesens. Leider sollte er durch die Reaction um die Früchte betrogen werden, und in Folge dessen kam ein seltsam tragischer Zug in sein Leben. „Er war angelegt zu einem stolzen Charakter," sagt sein Biograph Pröhle,**) „aber er ist schließlich zur Eitelkeit verkümmert. Aphoristisch, wie sein Wesen, ist auch der Verlauf seines Lebens gewesen, ein Fragment, ein abgebrochenes Dasein, abgebrochen in der Reife des Mannesalters, vielleicht (man denke an den Aufschwung, den das Turnen genommen hatte) eben in dem Moment, wo seine Gedanken und Bestrebungen im Begriff standen, für das Leben der Nation von großer praktischer Bedeutung zu werden. Aus der Wirksamkeit auf die Mitwelt zurückgestellt, fand sich die ihn beseelende Idee nur noch an seine eigene Person gewiesen; er machte aus sich, wozu alle deutschen Männer zu machen einst sein Traum gewesen. So ward seine persönliche Erscheinung zur Darstellung seiner Ideen, und daran begreift sich die merkwürdige Thatsache, daß Jahn schon bei seinen Lebzeiten gleichsam zu einer mythischen Figur ward, welche das Volk mit Bewunderung und einer gewissen Ehrfürchtigkeit in der Erinnerung behielt." Jahn wurde am 11. August 1778 in dem Dorfe Lanzen an der Elbe, bei Lenzen, als der Sohn des dortigen Pfarrers geboren, studirte in Halle Theologie, Geschichte, Philosophie und deutsche Sprache und schrieb bereits im Jahre 1800 das Buch „Ueber die Beförderung des Patriotismus von C. G. C. Höpffner." Für 10 Thaler hatte er an Höpffner die Autorschaft verkauft. Bald darauf ging er nach Greifswald, wo er mit Ernst Moritz Arndt Freundschaft schloß, und 1809 kam er nach Berlin, um sich einen größeren Wirkungskreis zu schaffen. Die Fichte'schen Ideen hatten mächtig in ihm Wurzel geschlagen und es drängte ihn nun zu helfen und zu fördern. Aber nirgends konnte er einen Anhaltspunkt finden, überall traf er schwache, ängstliche und hoffnungslose Gemüther. Doch er ließ sich nicht entmuthigen; er schrieb sein kräftiges Buch „Deutsches Volksthum" (Lübeck 1810), das, wenn auch hie und

*) Die Fichte'sche Philosophie ist sehr klar und doch kurz dargelegt in Schwegelers Gesch. d. Philosophie im Umriß. 10. Aufl. (Stuttg. 1879) § 41.

**) Heinrich Pröhle, Friedrich Ludwig Jahn, neue Aufl., bearb. v. C. Euler. Stuttg. 1878.

da im Ausdruck geschraubt, doch ein gutes Theil zur Hebung des Patriotismus beitrug und ein schönes Zeugniß seiner patriotischen Gesinnung ist, und 1811 errichtete er die erste Turnschule und den ersten Turnplatz in der Hasenhaide bei Berlin. Dadurch, sowie durch seine Reden, die er auf dem Turnplatze hielt, wirkte er in kurzer Zeit erstaunlich erfrischend und belebend auf die Jugend, und als die Befreiungskriege losbrachen, konnte er mit einer ansehnlichen Zahl von wohlgeschulten begeisterten Kämpfern zum Lützow'schen Corps stoßen. Die turnerische Sache hatte mittlerweile allerwärts den ungetheiltesten Beifall gefunden, und er durfte daher auch hoffen, nach dem Frieden das Turnen in ganz Deutschland einführen zu können. Allein — der fremde Feind war ja abgewälzt, was bedurfte man jetzt des Volkes noch? Das Turnen wurde für staatsgefährlich erklärt und der Turnplatz in der Hasenhaide polizeilich geschlossen. Jahn selbst wurde beschuldigt, die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands zuerst aufgebracht zu haben, und da er nach wie vor für die deutsche Sache sprach, in der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1820 auf Befehl des Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, verhaftet, nach Spandau gebracht und nach langen Verhandlungen und Untersuchungen endlich nach dem Städtchen Freiburg an der Unstrut verbannt. Dort ist er einsam, vergrämt und vergrillt, aber noch mit dem Bekenntnisse „Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, war das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mich zur ewigen Ruhe geleitet“ am 15. Oktober 1852 gestorben. Jahn war eine urkräftige deutsche Reckengestalt, ein Mann von lauterstem Charakter, der bei Allem was er schrieb und sprach, das Heil Deutschlands, die Wohlfahrt des Volkes im Auge hatte. Da ihm aber seine schönsten Hoffnungen vernichtet wurden, da ihn erbärmlicher Undank, klägliche Kurzsichtigkeit mitten aus seinem frohen Streben und Schaffen herausriß und zur Unthätigkeit verdammte, so verkam er elend und wurde sogar noch die Zielscheibe des Spottes seiner Feinde. Die Nachwelt hat die Schuld sühnen wollen, sie hat dem Edlen am 10. Aug. 1872 in der Hasenhaide zu Berlin ein würdiges Denkmal, ein Standbild, errichtet, aber sie hat damit nur um so greller bewiesen, wie schwer man sich einst an Jahn vergangen hat.

Joseph v. Görres erhob seine Stimme für die Sache des Vaterlandes erst, als der große Befreiungskampf schon allerwärts entbrannt war. Vordem hatte er im Kreise der Romantiker gestanden, mit Brentano und Arnim vertrauten Umgang gepflogen, sich an der Herrlichkeit des Mittelalters begeistert, die deutschen Volksbücher 1807 zu Heidelberg herausgegeben, und einem schwärmerischen Mysticismus gehuldigt. Im Jahre 1813 trat er jedoch mit seinem ganzen Denken in die Gegenwart ein, gründete in seiner Vaterstadt Coblenz (wo er am 25. Mai 1776 geboren war) beim Beginn des Jahres 1814 den „Rheinischen Merkur“ und schwang nun gegen die Feinde das zweischneidige Schwert seiner Beredtsamkeit mit solcher Wucht, daß ihn Napoleon die fünfte Großmacht nannte, welche gegen ihn in die Waffen getreten. Wir erwähnen von den vielen geist- und zornsprühenden Artikeln der mannigfachsten Art, welche der „Merkur“ in jener Zeit brachte, hier nur

die in Nr. 51 erschienene „Proclamation Napoleon's an die Völker Europa's vor seinem Abzuge auf die Insel Elba", ein Meisterstück in Stil und Kraft der Sprache. „Ich, Napoleon Bonaparte, einst Kaiser der Franzosen, jetzt in das Privatleben zurückgekehrt," hebt diese Satire an, „will der Welt ein Zeugniß zurücklassen über meine Gesinnung, und die Weise, wie ich gehandelt habe. Die zu meinen Füßen im Staube sich gewunden, lassen mich jetzt freche Reden hören. Nicht gegen sie will ich zu einer Vertheidigung mich herablassen, noch ihre Schlechtigkeit ehren durch meinen Zorn. Wie ich über ihre Häupter hergeschritten bin, so gehe ich verachtend durch den Dunst ihrer Worte vor. Auch nicht zu der Nachwelt will ich reden; sie ist, wie die Mitwelt, aus Thoren, Schwachköpfen und wenigen Bösewichten gemischt. Mir selbst und meinem Leben sollen die Worte, die ich spreche, ein Denkmal sein; es mag in der Wüste der künftigen Zeiten stehen, wie ein einsamer Fels, den erloschenes Feuer zerrissen." In diesem hochtrabenden Tone folgt dann eine Kritik der Fürsten und Völker Europa's, in der die Denkweise und das ganze Gebahren Napoleon's so vollständig zum Ausdrucke kam, daß die Franzosen die Proclamation für echt hielten und sie sogar für das Beste erklärten, was ihr Kaiser je gesprochen. Neben dieser Verspottung der Feinde trat Görres aber auch mit der ganzen Macht seines Geistes für die Sache des Volkes ein, verfocht energisch die Rechte desselben und forderte mit Ungestüm, was man in der Stunde der Noth versprochen. Das konnte aber nach oben nur Mißfallen erregen, und darum wurde der „Merkur" auch bereits 1816 unterdrückt. Görres ließ sich jedoch dadurch nicht entmuthigen, schrieb Broschüren, trat, wo er konnte, mit dem lebendigen Wort ein und verfaßte, als die Rheinländer nach den ihnen von Friedrich Wilhelm III. versprochenen constitutionellen Institutionen verlangten, die schwungvolle sogenannte „Mahn-Adresse," die aber der König sehr ungnädig aufnahm und auf die er am 21. März 1818 antworten ließ: Nicht jede Zeit sei die rechte, eine Veränderung in der Verfassung des Staates einzuführen, und er, der die Verheißung gegeben, behalte sich auch das Recht vor, zu bestimmen, wann die Zusage einer landständischen Verfassung in Erfüllung gehen solle. Er hat diese Bestimmung nie erlassen und ist 1840 in's Grab gestiegen, ohne sein königliches Wort eingelöst zu haben. Die abweisende Antwort des Königs verletzte Görres so tief, daß er ein zornsprühendes Buch „Deutschland und die Revolution" (Coblenz 1819) hinauswarf, das in den Volkskreisen einen tiefen Eindruck machte und in den Regierungskreisen große Bestürzung hervorrief. Es erging daher von Berlin aus ein Befehl, den Unheilstifter zu verhaften, dieser aber war bereits nach Frankreich entflohen und lebte nun zunächst in Straßburg, dann in der Schweiz und in Frankfurt. Später, nachdem er zu München Professor der Literaturgeschichte geworden, wandte er sich wieder den romantischen Ideen und dem Mysticismus zu und wurde dann aus diesem heraus einer der leidenschaftlichsten Kämpfer für die katholische Hierarchie. Von den vielen Schriften, die er in diesem Sinne verfaßte, erwähnen wir nur sein unheilvolles Buch „Athanasius" (Regensburg 1837), in dem er, in Folge der Kölner Wirren, in heftigster Weise die preußische Bureaukratie und den Protestantismus angriff. Von 1838 ab gab er auch die „Historisch-politischen Blätter"

heraus, die bald sehr einflußreich wurden. Er starb zu München am 27. Jan. 1848.*) Hätte er sich mehr zu mäßigen verstanden, hätte er sich nicht durch seine Leidenschaftlichkeit und seinen Hang zum Mysticismus das Auge all zu sehr trüben lassen, so würde er sich bei seiner Genialität, bei seinem außerordentlich reichen Wissen zu einem Volksmanne im edelsten Sinne des Wortes emporgeschwungen haben; so aber versank er in Parteihader und wird nun von der einen Seite über die Maßen verehrt und gepriesen, während er von der anderen erheblich unterschätzt wird.

Sehr bald verklangen und erstarben also, wie wir gesehen haben, die frohen Gesänge, die begeisterten Reden der Befreiungskriege wieder; in rauhem Polizeitone wurden alle patriotischen Regungen unterdrückt; man wolle kein politisirendes Volk, wurden die „Dränger", die „unruhigen Köpfe" bedeutet — nach wie vor war die Parole „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Damit machte man sich aber einer schweren Sünde schuldig. Durch die Befreiungskriege war der politische Sinn unseres Volkes wieder mächtig geweckt worden; er hätte nun, mit Vorsicht und Maß, weiter ausgebildet werden sollen; wir hätten dadurch einen politischen Blick, ein politisches Urtheil bekommen; es hätte sich ein kräftiges Selbstbewußtsein herausgebildet, unter den einzelnen Stämmen das lebendige Gefühl der Zusammengehörigkeit erhalten, und aus Alle dem würde sich eine gesunde Nationalliteratur entwickelt haben. Statt dessen hockte das Volk grollend zusammen, lebte in dumpfer Verstimmung und engherziger Philistrosität dahin, fand dabei Geschmack an den grausigen, aber jeder tieferen und dadurch erhebenden Tragik entbehrenden Schicksalstragödienund an einer süßlichen und lüsternen Romanliteratur, und als dann der nationale Gedanke trotz aller Hemmnisse wieder aufflammte, da entstand ein wüstes Durcheinander; eine in politischer Unreife erhaltene Nation taumelte unbeholfen hin und her, während die beschränkten Regierungen, die weder die Situation, noch das unklare Wollen des Volkes begriffen, rathlos das Steuerruder aus der Hand gleiten ließen. Die Sünde der Väter wurde heimgesucht an den Kindern.

*) Vergl. Sepp, Görres und seine Zeitgenossen. Nördl. 1877.



Die Schicksalstragödie.

Die Schicksalstragödie ist, wie wir bereits Seite 12—13 erläutert haben, ein Nebenschößling aus der klassischen Periode, der aber erst nach den Befreiungskriegen zu wuchern begann, da sich erst jetzt diejenige Atmosphäre bildete, deren er zu seinem Wachsen und Gedeihen bedurfte, nämlich die kühle, trübe Luft des Stoicismus.

Das Volk war um alle seine schönen Hoffnungen betrogen worden — tief erschöpft und mit dem trostlosen Gefühle, vergebens seine letzten Kräfte angespannt zu haben, sank es in bittere Gleichgiltigkeit zurück, und die Resignation erschien ihm alsbald als die einzige Weisheit des Lebens. Diese Resignation aber, diese Trostlosigkeit, bildete die Ansicht heraus, daß der Mensch sich dem nach höheren Gesetzen waltenden Willen Gottes fügen müsse, wenn er ihn auch nicht begreifen könne, daß selbst die heldenmüthigste Aufopferung umsonst sei, wenn es das Schicksal so wolle. Damit war aber auch die Lehre vom Fatum acceptirt, jene Lehre, die schon 400 Jahre vor Christo die Stoiker ausgesprochen: das Schicksal ist eine todte, blinde Macht, der die menschliche Freiheit ganz und gar rettungslos preisgegeben ist.

Dramen, die von dieser Weltanschauung getragen wurden, mußten daher Sympathieen finden, und in der That eroberten sie sich auch sofort nach dem Kriege alle Bühnen Deutschlands. Den Reigen eröffnete die einactige Tragödie „Der vierundzwanzigste Februar," ein grausiges Stück, das bereits 1809 geschrieben worden war, auch schon 1810 das Licht der Lampen erblickt hatte, aber erst jetzt, nach dem Kriege, sein großes dankbares Publikum fand. Der Verfasser war **Friedrich Ludwig Zacharias Werner,** ein Dichter von reicher Begabung, aber ein Mensch ohne allen moralischen Halt und darum einer von den Vielen,

die nicht hielten was sie versprachen. Werner wurde am 18. November 1768 zu Königsberg in Preußen geboren, wo sein Vater außerordentlicher Professor der Beredtsamkeit und Geschichtskunde war. Leider starb dieser bereits 1782; die Erziehung des lebhaften Knaben fiel daher der Mutter anheim. Daß diese Erziehung keine glückliche gewesen, ergiebt sich aus einer Aeußerung E. T. A. Hoffmann's, der, acht Jahre jünger als Werner, auf dem ersten Stocke desselben Hauses wohnte, dessen zweiten Werner's Mutter inne hatte. Dieser schreibt, Werner sei ein trauriger Beweis, wie die herrlichsten Anlagen durch eine alberne Erziehung ertödtet werden könnten. „Unter der albernen Erziehung," meint hierzu Heinrich Düntzer in seinem Buche „Zwei Bekehrte" (Leipzig 1873), „haben wir uns wohl zu denken, daß die fromme, ihren Sohn unendlich liebende, seine hohe Begabung dankbar verehrende Mutter dadurch, daß sie mit salbungsvollen Sprüchen und erbaulichen Mahnungen auf sein Herz zu wirken suchte, ihn, statt sein Zutrauen zu gewinnen, in sich zurückscheuchte und, während sie auf äußere Andachtsübungen und frommes Gebaren hielt, seinem Eigenwillen die Zügel schießen ließ. So wurde er unwahr, eigenwillig und genußsüchtig." Aber auch die frühe Neigung zur Poesie mag die Mutter bei dem Knaben geweckt haben, eben so den Hang zur religiösen Schwärmerei. Die Ermahnungen der Mutter hielten den heranwachsenden Jüngling jedoch nicht ab, auch der Sinnlichkeit zu fröhnen; schon früher ergab er sich daher einem ungeregelten Leben. Im Jahre 1784 bezog er die Hochschule seiner Vaterstadt, um die Rechts- und Staatswissenschaft zu studiren, doch besuchte er auch die philosophischen Vorlesungen des großen Kant mit Eifer und Erfolg. Nach dem Abschluß seiner Studien wurde er Verwaltungsbeamter, konnte sich aber an keine regelrechte Thätigkeit gewöhnen, sondern versank immer tiefer in Liederlichkeit. Drei leichtsinnig geschlossene Ehen wurden eben so leichtsinnig wieder gelöst, die letzte in Berlin, wohin er im Jahre 1805 als Geheimer Sekretär auf Schiller's Anregung versetzt worden war, der „Die Söhne des Thales," das Erstlingswerk des jungen Dramatikers, bei seinem Besuche in Berlin bei Iffland im Manuscripte gelesen und das große Talent erkannt hatte. Zu einer gedeihlichen Entwicklung des Dichters kam es jedoch auch in Berlin nicht. Zwar entstanden verschiedene Dramen „Das Kreuz an der Ostsee," Theil I. („Die Brautnacht"), „Martin Luther, oder die Weihe der Kraft," „Attila, König der Hunnen" ꝛc., allein bei keinem setzte der Dichter seine ganze Kraft ein; es gelang ihm daher auch nicht, irgend welchen nachhaltigen Erfolg zu erringen. Wohl in Folge dessen unzufrieden, und da er mittlerweile von seiner Mutter 12,000 Thaler geerbt hatte, gab er seine Stellung auf und ging auf Reisen. Dabei kam er auch nach der Schweiz und am 21. August 1808 auf den Gemmi, wo er in dem einsamen, „einer Mörderhöhle ähnlichen" Alpenwirthshause Schwarrbach (Schwaribach) zu Mittag speiste und von einer schauerlichen Geschichte, in der ein Vater sein eigenes Kind erdolcht, so wie von der großartigen düstern Gebirgslandschaft so ergriffen wurde, daß ihm das Gehörte und Geschehene auf's Lebendigste in der Erinnerung haften blieb. Und als er sodann nach Deutschland zurückkehrte und — es war im Februar 1809 — von Goethe aufgefordert wurde, einmal alle Kraft zu-

sammenzufassen und ein rein menschliches, durch einfache Mittel wirkendes Drama zu dichten, da gab er dem Grauen, das er da oben auf dem Gemmi empfunden, einen bestimmten Ausdruck und schrieb in kurzer Zeit, zum Theil in gereimten Alexandrinern, die einactige Tragödie „Der vierundzwanzigste Februar," die ihm sodann den Stempel für seine gesammte literarische Thätigkeit aufdrückte. Der Inhalt dieses vielberufenen Stückes ist folgender: In einem einsamen, armseligen Wirthshause auf dem zwischen Kanderstäg und Leuk gelegenen Felsen- und Bergpasse Gemmi in der Schweiz leben der Bauer Kunz Kuruth mit seiner Frau Trude in den traurigsten Verhältnissen; eine Menge von Unglücksfällen, Noth und Elend haben sie aus guten Verhältnissen so weit gebracht, daß am nächsten Tage das Haus gerichtlich verkauft werden soll und ihrer die Frohnfeste harrt. Trostlos sitzen sie zusammen; da kommt noch spät Abends ein Fremder, der um ein Nachtquartier bittet. Er führt Speisen und guten Wein mit sich, schenkt den Wirthsleuten auch ein und bei der Unterhaltung, die sich nun entwickelt, erzählt Kunz die Geschichte seines traurigen Lebens. Er habe seiner Zeit gegen den Willen seines Vaters eine arme Pfarrerstochter geheirathet, darauf habe der Vater, ein böser, jähzorniger Mann, die junge Frau unablässig beleidigt und gemißhandelt. So auch eines Abends, vor 28 Jahren am 24. Februar, als er seine Sense geschliffen. Da sei ihm die Galle übergelaufen, er habe das Messer, womit er die Sense gewetzt, nach dem Alten geschleudert, ihn zwar nicht getroffen, aber doch so erschreckt, daß er einen Schlaganfall bekommen und bald darauf unter einem gräßlichen Fluche über die beiden Eheleute und deren Nachkommenschaft gestorben sei. Und dieser Fluch habe nun fort und fort auf ihnen gelastet. Der Sohn, den Trude zunächst geboren, habe gleich das Kains-Zeichen, „'ne Sense blutig roth," auf seinem linken Arme mit auf die Welt gebracht; sieben Jahre alt, habe der Knabe sodann am 24. Februar mit demselben Messer, mit dem er, Kunz, nach seinem alten Vater geworfen, seinem kleinen Schwesterchen den Hals abgeschnitten; später sei der Knabe, auch wieder an einem 24. Febr., entlaufen und spurlos verschwunden. Hierauf erzählt auch der Fremde seine Schicksale. Auch er hat als Knabe „zur bösen Stunde einen Mord gethan", dann hat ihm aber, fern von der Heimath, das Glück gelächelt und er ist nun als reicher Mann zurückgekehrt, um mit seinen alten Eltern ein glückliches Leben zu führen. Nun begiebt man sich zu Ruh. Allein Kunz kann nicht schlafen, er sieht immer wieder die große Geldkatze des Fremden, das Geld könnte ihn aus allem Elend retten — der Fremde ist nach seinem eigenen Geständniß ein Mörder, also ja vogelfrei! Die Gier nach dem Gelde wächst immer mehr — er schleicht sich in die Kammer des Fremden und ermordet mit demselben Messer, das er einst nach seinem Vater schleuderte, — seinen eigenen Sohn, und zwar abermals am 24. Febr. Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe wird man ersehen haben, daß man hier die deutsche Schicksalstragödie vom reinsten Wasser vor sich hat. Das Schicksal, das einst bei den Griechen den Gesammtwillen der Götter repräsentirte, ist hier kläglich zu einem fatalistischen Datum zusammengeschrumpft; der 24. Februar soll hier die treibende Kraft sein, denn in Folge des 24. Februars, weil es eben der

24. Februar ist, wird der Tag der frohen Rückkehr zum Tage des größten Unglücks. Allerlei Spuk, ein Nagel, der von der Wand fällt, das große Messer, helfen die grausige Geschichte noch mit auszuputzen. Der Fluch des Vaters, der hier eigentlich mit zermalmender Wucht hätte wirken müssen, ist nur noch so ein schwacher Nachklang aus der griechischen Tragödie. Zudem ist es sehr unwahrscheinlich, daß sich der Sohn nicht alsbald den Eltern entdeckt, um diese besonders von den schweren Sorgen, die sie niederdrücken, zu befreien. Aber im Uebrigen ist das Drama eine überaus geniale Schöpfung. Der ganze Ton ist mit Meisterschaft getroffen, die Handlung entwickelt sich rasch und fesselt lebhaft, die Macht der Verhältnisse wird mit Geschick zur Geltung gebracht; die Charaktere sind scharf gezeichnet; die Staffage, das großartige, wilde Gebirge ist außerordentlich effectvoll verwerthet; die Sprache, wenn auch mit großer Nachlässigkeit behandelt, ist doch immer hochpoetisch. Bei Goethe fand das Drama großen Beifall, stand der Altmeister doch selbst noch in der antikisirenden Richtung. In den Goethe'schen „Annalen" von 1809 heißt es: „Werner's bedeutendes Talent zu begünstigen, bereitet man eine Aufführung des „Vierundzwanzigsten Februars" mit großer Sorgfalt vor." Es kam jedoch nicht so schnell dazu, Werner verließ mittlerweile Weimar wieder, wandte sich abermals nach der Schweiz, besuchte Frau von Staël in Coppet und hier ging nun auch das Stück im Herbst 1809 zum ersten Male in Scene. Werner selbst spielte dabei den Bauern Kunz und August Wilhelm Schlegel den heimkehrenden Sohn Kurt. Werner berichtete später bei der Herausgabe des Dramas: seine tragische Erscheinung auf einer Bühne zu Coppet habe das Glück genossen, der Frau Baronin von Staël-Holstein kostbare Thränen zu entlocken. Diese selbst bemerkt später, das Stück bringe auf der Bühne eine große Wirkung hervor, aber man bewundere mehr die dichterischen Farben und die Steigerung der aus den Leidenschaften gezogenen Motive, als die Handlung selbst, die sich zu sehr der gewöhnlichen Wirklichkeit nähere. In Weimar ging die erste Aufführung am 24. Februar 1810 von statten; bis zum 9. Juni 1817 erschien die Tragödie dann, laut Genast (Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers, Leipzig 1862, S. 172) acht Mal auf dem Weimarischen Repertoire. Die erste Aufführung war eine ausgezeichnete, von großem Erfolge begleitete. Auf den weiteren deutschen Theatern faßte das Stück erst nach den Befreiungskriegen Fuß, um dann jedoch mit sammt seinen Geschwistern die deutsche Bühne um so länger zu beherrschen. Im Druck erschien es zuerst 1815 zu Altenburg. Werner pflegte jedoch die Schicksalstragödie nicht weiter, er ging von Coppet nach Rom, trat dort zur katholischen Kirche über, versank immer mehr in religiöse Schwärmerei, ließ sich zum Priester weihen und starb, nachdem er längere Jahre als Prediger thätig gewesen, am 17. Januar 1823 zu Wien. Seine „Sämmtlichen Werke" erschienen, von Schulz herausgegeben, in 14 Bänden zu Grimma 1839—41, seine „Ausgewählten Schriften", aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden, in 13 Bänden zu Wurzen 1840. Als 14. und 15. Band erschien dann noch hierzu „Zacharias Werner's Biographie und Charakteristik, herausgegeben von Fr. Schütz," ebendaselbst.

Wir geben hier aus dem „Vierundzwanzigsten Februar" den Schluß.

Aus dem „Vierundzwanzigsten Februar".

Kurt (in der Kammer, zum Schlafengehen sich bereitend).
Ich bin entsühnt — die Ahnung ist erfüllt;
Wie Alpenglöcklein tönt's von oben Frieden! —
Schon naht der Schlummer mir — und tröstend hüllt
Er bald auf heim'schem Boden mich, den Müden! —
An dieser längst ersehnten Bretterwand
Hat oft mein fröhlich Hirtenhorn gehangen;
Noch steckt der Nagel drin, an den ich's band! —
Mir naht die Kinderzeit mit blüh'nden Engelswangen;
Mein Schwesterchen, mit kindisch zarter Hand,
Beut wieder Alpenröslein mir! — Das Bangen,
Beschwichtigt ist's — erreicht der Heimat Land! —
(Er hängt seine Kleider und Geräthschaften an einen Nagel der die Kammer von der Stube scheidenden Bretterwand, dieser biegt sich und die Sachen fallen herunter.)

Kunz (mit Trude noch in der Nebenstube). Was fiel?! —

Trude. Ich weiß nicht —

Kunz. Seltsam wird mir's schwer
Und angst! — Du, reich' doch 'mal die Bibel her! — (Trude bringt Kunzen die Bibel und geht dann wieder an das Feuer zum Kamine.)

Kurt (in der Kammer).
Der Nagel will mein Kleid schon nicht mehr tragen! —
Nun — 's ist auch größer jetzt! — Komm, laß dich grade schlagen! —

Kunz (in der Bibel lesend).
„Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser,
„Aber der Mutter Fluch reißt sie wieder nieder." —
Nicht wahr! — Der Mutter Segen baut allein
Sie auf; des Vaters Fluch, der reißt sie ein!
(Kurt hat unterdessen in der Kammer den Nagel gerade geschlagen und seine Kleider daran aufgehängt; von der dadurch bewirkten Erschütterung fällt das an der andern Seite der Bretterwand hängende große Messer herunter und Truden vor die Füße.)

Trude (entsetzt zu Kunzen an den Tisch eilend). Ach! —

Kunz (vom Stuhle, auf dem er bisher immer gedankenvoll gesessen ist, schnell aufspringend) Halt — was fällt mir ein! —

Trude. Das Messer fiel! —

Kunz. Sprach nicht der Kerl, er sei ein Mörder?! —

Trude. Nein!

Kurt. Nun dann — Gott Lob, ich bin am Ziel! —
Mein Maulthier, das am nächsten Orte
Ich wohl bepackt zurücke ließ,
Mein Knecht bringt's morgen früh — dann schließt mein Gold die Pforte
Mir auf vom ird'schen Paradies! —
(Indem er die Geldkatze vom Tische nimmt und sie unter das Kopfende des im Hintergrunde der Kammer befindlichen Strohlagers schiebt.)
Komm, liebes Gold, durch dich ist Rückkehr mir gelungen! —
Durch Gold, das in des Abgrunds Tiefen wohnt! —
Denn ehrlich hab' ich es errungen,
Und treues Streben wird belohnt; —
Aus neuer Welt bring ich's zur alten,
Leg' es in meiner Eltern Hand;
Dann mag Gott mit uns Allen walten! —
(Sich auf das Strohlager streckend.)
Gegrüßet sei mir, Vaterland! — (Er schläft ein. Das Licht in der auf dem Tische in der Kammer stehenden Laterne verlischt).

Kunz. Er sprach: — er hab 'nen Mord begangen! — Ei!
So ist der Kerl ja vogelfrei! —
Ein Jeder kann ihn plündern, ihn berauben!
Weil die Gesetze das erlauben,
Sie heißen's gar —

Trude. Um Gottes Willen, Mann! —

Kunz. Ihn tödten könnt' ich — darnach kräht kein Hahn!
Beim Mörder steht das jedem frei! —

Trude. Um Jesu Wunden! —

Kunz. Nun,
Mach' kein Geschrei! — Ich werd' ja das nicht thun! —
Ich will ja nur — die Zeit, die thut uns eilen! —
Daß er ein Räuber ist — nun, das ist sonnenklar!
Ein Zaub'rer gar vielleicht! — So'n Kerl, der bringt Gefahr
Der Eidgenossenschaft! — den Raub mit ihm zu theilen,
Nur dazu hätt' ich Lust! —

Trude. O laß den Frevel sein! —

Kunz. So soll ich springen in den See hinein,
Und gottlos unrecht thun; — jetzt, wo mir's Recht erlaubt,

Mich, dich zu retten, wenn ich raube, was geraubt?! —
Gut, lassen wir's! — Ich kann auch sterben! —
Trude. Nein! —
Kunz. Soll ich —! —
Trude. Thu' — was — du willst —
Kunz. So leucht' mir! —
Trude (die Lampe vom Tische nehmend). Höllenpein! —
Kunz. 's ist Mitternacht! Das ist 'ne gute Stunde! —
Da hat man Muth: wenn auch der Vater blau
Vom Schlagfluß daliegt! — Nun, was zitterst, Frau? —
Trude (in der einen Hand die Lampe haltend und sich mit der anderen an Kunzens Arm klammernd). O laß —
Kunz (indem er, an Truden angeklammert, zur Kammerthür schleichend, mit dem Fuße an das zuvor auf die Erde gefallene große Messer stößt).
Hoho! liegst du da, alter Kunde? —
Dich nehm' ich mit — (Er hebt das Messer auf.)
Trude. Du willst doch nicht sein Blut Vergießen?! —
Kunz. Nein! — Sieh, das verstehst du nicht! —
Ich bin Soldat gewesen — sieh nur — da braucht man Vorsicht!
So'n scharfes Ding — es ist auf alle Fälle gut! —
(Indem er, nebst der sich immer an ihn klammernden Trude in die Kammer tritt.)
Du! — ist's nicht, als ob's hier nach Leichen riechen thut?! —
Trude. O, komm zurück! —
Kunz. Er schläft! — wo hat er seine Katze
Mit Geld? — Dort guckt sie vor — unter der Strohmatratze!
Nun, nimm sie! —
Trude. Nein! —
Kunz. Du schämst dich? — Ja freilich, 's ist nicht fein! —
'ne Schmach ist's! — Hör', was meinst du? — Wir lassen's lieber sein! —
Trude. O, das gab dir dein Engel ein! —
Kunz (indem er das Messer in die Brusttasche steckt).
Ja — laßt uns schuldlos sterben! — Schuldlos? — Nein! —
(Die Wanduhr schlägt zwölf.)
Kunz (während daß die Uhr schlägt, jeden der Schläge nachzählend).
Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieb'n, acht, neun, zehn,
Eilf, g'nug! — Zwölf! — Reiß' nicht, Alter, es ist einmal geschehn!

Trude (ihn zur Thür ziehend). O komm! —
Kunz (die Thür leise öffnend und sie plötzlich wieder zuziehend, indem er schaudernd zurückfährt). Brr! —
Trude. Gott! — Was ist dir? —
Kunz. Da hinein kann ich nicht geh'n! —
Trude. Warum?
Kunz. Hast nicht den Alten im Lehnstuhl sitzen seh'n,
Blau, mit gebroch'nen Augen, nach mir herum sich dreh'n? —
Trude (die Thür öffnend und in die Stube hinein sehend). 's ist nichts! —
Kunz (Truden dicht an sich ziehend). Bleib' hier — mich graut! — dicht bei mir hier bleib' steh'n!
So! — (Indem er Trudens Arme umklammert und sie mit den seinen wie zum Beten emporhält.) Hilf mir beten! — Hilf mir! —
Trude (die Lampe auf den Boden setzend und ihre Arme mit Kunzens Armen verschlungen gefaltet empor hebend). O, könnt' ich uns Hilf' erfleh'n! —
Kunz. Vater unser, der mich hat verflucht! — (Zu Truden.)
Sieh — wie dort der Fremde höhnisch lacht!
Aus mich lacht er, weil nur ich verflucht
Und nicht er's ist! —
Trude (ihn zur Thüre ziehend). Flieh' die düstre Macht! —
Kunz (noch einmal die Hände zum Gebet zusammen klammernd).
Vater! — (Zu Truden, immer nach Kurt hin schielend.) Horch! — Sein Gold — 's ist auch verflucht! —
Komm mit! ruft's. — Komm! ruft's durch die Mitternacht,
Wie ihm die Gletscher! — hörst's? —
Trude. Die Eulen schrei'n.
Kunz. Nein — sein Gold ist's! — Ich soll's, es will mich befrei'n!
Retten will mich's von der Höllenpein! —
Wie er lächelt mit den rothen Wangen — er allein
Sollt', ein Schwelger, sich des Lebens freu'n,
Reich und unverflucht und selig sein;
Und nur ich! — Hab' ich nicht Fleisch und Bein,
Bin ich Mensch wie er nicht; stand ich tapfer nicht in Glied und Reih'n,
Wenn der feige Mörder da Nachts sich schlich auf Räuberei'n;
Und nur ich sollt', schmachbeladen, in den Taubensee hinein,
Bloß weil ich verflucht und arm bin? — Nein!

(Sich aus Trudens Armen, die, ihn umklammernd, ihn nach der Thür ziehen will, los arbeitend.)
Nein, mich retten muß ich — retten! Sollt's auch ewig mich gereu'n! —
(Aufschreiend und zu Kurts Strohlager hineilend.)
Hexenbold, dein Gold ist mein! —

Kurt (während daß Kunz sich über ihn hinbeugt, um ihm die Geldkatze unter dem Kopfende des Strohlagers fortzuziehen, erwachend und noch schlaftrunken aufschreiend). Ha Diebe! — Mörder! —

Kunz (wüthend das Messer herausreißend und dem Kurt zwei Stiche versetzend). Mörder selber! Du! —

Kurt. Mich — euren Sohn — bringt ihr — zur Ruh'!? —

Trude. Mein Sohn! — — (Kunz fährt entsetzt zurück.)

Kurt (mit letzter Kraftanstrengung vom Lager aufstehend und ein Papier aus dem Brustlatze hervorziehend). Ich bin's — da les't —! —
(Er sinkt Truden in den Arm.)

Kunz (dem Kurt das Papier aus der Hand reißend, damit zu der auf der Erde stehen gebliebenen Lampe eilend, und das Papier aus einander faltend). Ein Paß ist's! — (Lesend.) „Kurt Kuruth
„Aus Schwarrbach —!" — (Das Papier entsinkt seinen Händen.)
Ha, Verfluchter! 's ist deines Sohnes Blut! —
(Er wirft das Messer mit solcher Gewalt an den Boden, daß es zerspringt.)

Trude (dem Kurt den linken Hemdärmel aufstreifend).
Er hat die Sens' am Arm! — Mein Sohn ist's!
(Indem sie, den sterbenden Sohn immer im Arme haltend, ermattet auf die Knier sinkt, zu Kunz.) Bring um's Leben
Mich auch, du Kindermörder du —! —

Kurt (zu Kunz und Trude). Vergeben —
Hat euch — der Vater —! — Ihr seid fluchentsühnt —! —

Kunz (vor dem Kurt hinknieend). Und du — vergiebst du? —

Kurt. Ja —! —

Kunz. Und Gott — vergiebt er?! —

Kurt. Amen —! —

Trude. Er stirbt! —

Kunz (von den Knieen aufspringend). Wohlan — in Gottes Namen! —
Ich büße gern, das, was ich schwer verdient! —
Ich geh' zum Blutgericht und geb' die Mordthat an! —
Wenn ich durch's Henkerbeil bin abgethan,
Dann mag Gott richten — ihm ist Alles offenbar!
Das war ein vierundzwanzigster Februar! —
Ein Tag ist's! — Gottes Gnad' ist ewig! Amen! —

Werner ist der bedeutendste Dichter in der Periode der Schicksalstragödie geblieben; schon sein nächster Nachfolger, Müllner, steht tief unter ihm, obgleich dessen „Schuld" weit glänzendere Erfolge aufzuweisen hat, als der „Vierundzwanzigste Februar".

Amandus Gottfried Adolph Müllner wurde am 18. October 1774 zu Langendorf bei Weißenfels geboren. Seine Mutter war die jüngste Schwester des Dichters Bürger; der Knabe hörte daher schon früh von Dichtern und Dichtungen sprechen und machte auch bald eigene dichterische Versuche, allein sein Onkel Bürger konnte daraus kein schöpferisches Talent für Poesie entdecken und rieth dem Neffen, nur einzig und allein dem Brotstudium, der Jurisprudenz, obzuliegen. In Folge dessen sah Müllner, wenigstens vorläufig, von einer weiteren Beschäftigung mit der Dichtkunst ab, ließ sich in Weißenfels als Advokat nieder und brachte es bald zu einer guten Praxis; ja er wäre wohl auch niemals wieder in die Kreise der Poesie eingetreten, hätte er nicht, angeregt durch die theatralischen Aufführungen, welche unter Goethe's Leitung lange Zeit hindurch alljährlich während einiger Sommermonate in dem benachbarten Bade Lauchstädt stattfanden, in Weißenfels ein Liebhabertheater in's Leben gerufen und sodann für dasselbe verschiedene französische Stücke übersetzt und bearbeitet, mit denen er unerwartet recht hübsche Erfolge hatte. Besonders gefiel das Lustspiel „Die Vertrauten" (nach dem Vaudeville »Les confidences«), das von ihm sehr geschickt dem deutschen Geschmacke angepaßt worden war und auch alsbald in Wien, Weimar, Leipzig,

Berlin ꝛc. mit Beifall über die Bühne ging. Dadurch erwachte in ihm wieder der alte Wunsch, sich als Dichter berühmt zu machen und als scharfsichtiger Verstandesmensch fand er auch sehr bald heraus, auf welche Weise er am schnellsten zum Ziele kommen werde. Durch Zufall war ihm eine Abschrift von Werner's „Vierundzwanzigstem Februar" in die Hände gekommen, und sofort hatte er erkannt, daß Tragödien dieser Art dem Zeitgeschmacke am meisten entsprechen würden und daß auch gerade ihm, dem Juristen, mit Hülfe interessanter Criminalfälle die Construirung solcher Stücke am ehesten gelingen dürfte. Schnell machte er sich an die Arbeit, und gleich der erste Versuch, die einactige Tragödie „Der neunundzwanzigste Februar", wenn auch nur eine poesielose Copie des Werner'schen Drama's, gelang, wenigstens nach dem Urtheile des zeitgenössischen Publikums. Ohne Verzug folgte nun der zweite Schritt. In letzter Zeit hatte er sich mit der Philosophie des Criminalrechts beschäftigt und viel über die Rückwirkung des Verbrechens auf das Gemüth des Verbrechers nachgegrübelt; er schöpfte daher aus diesen juristischen Studien seine Fabel, stattete sie mit allen Schrecken eines mitleidlos waltenden Schicksals aus und schuf damit jenes grausige Drama, in welchem die Periode der Schicksalstragödie culminirte und durch welches er einen Weltruf erlangte: Die Schuld. Der Inhalt des Stücks ist folgender: Als kurz vor der Geburt Hugo's, des Helden der „Schuld", dessen Mutter, Donna Laura, Gemahlin eines Grands von Castilien, Don Valeros, sich mit ihrem Sohne Carlos an der Hand ergeht, begegnet ihr eine Zigeunerin, die, durch Verweigerung einer Gabe erzürnt, folgende Unglücks-Prophezeiung über sie ausspricht:

Tage lang wirst Du Dich quälen,
Eh' Du quitt wirst Deiner Last.
Ist, was Du gebierst, ein Knabe,
Würgt er den, den Du schon hast;
Ist's ein Weibsbild, stirbt's durch ihn,
Und Du fährst in Sünden hin.

Eine schwere Niederkunft erfüllt einen Theil der Vorausverkündigung. Donna Laura,

wunderlich erzogen,
Jedem Aberglauben treu,
Den als Kind sie eingesogen,

lebt nun, eines Sohnes entbunden, für ihren Erstgeborenen, und als sie in den Pyrenäenbädern von Bareges die Bekanntschaft einer norwegischen Gräfin, Hanna von Cerindur, macht, die jene Bäder braucht, um des lang ersehnten Stammerben zu genesen, diesen aber bald wieder durch den Tod verliert, benutzt sie die Gelegenheit, das ihrem Carlos drohende Unheil abzuwenden, indem sie der Verzweifelnden, die ihr schwören muß, nie ihren Namen zu nennen, ihren zweiten Sohn abtritt. So wird Graf Edwin von Cerindur lange getäuscht, bis ihm endlich die Gräfin Hanna bei der Geburt eines Mädchens (Jerta) entdeckt, daß Hugo nicht sein Sohn sei. Zu stolz, seinen Lehnsherrn zu hintergehen, zeigt er den Betrug diesem an. Ein königliches Handschreiben setzt jedoch den angenommenen Sohn in alle Rechte eines wirklichen ein.

Mit der Schrift — erzählt Hugo —, die, noch am Grab,
Mir Graf Edwin übergab,
Tauscht' er mir die Ruhe ab.
Weg von hier (der Nordseeküste Skandinaviens, wo das Stück spielt), wo
Niemand mir verwandt,
Zog das Band
Der allmächtigen Natur
Mich zum Land
Goldner Flur,
Das in dunkeln, früh empfangnen Bildern,
Winkend durch den Nebeltag,
Vor mir lag,
Wie die Vorwelt auf der Ahnen Schildern.

Bei einer Reise durch Spanien lernt Hugo Carlos kennen, fühlt sich, ohne zu wissen, daß es sein Bruder ist, „von geheimnißvoller Macht" zu ihm hingezogen und lebt bei ihm fünf Jahre lang, zunächst in herzlichster Freundschaft. Nach und nach jedoch ändert sich in verhängnißvoller Weise das Verhältniß, denn eine heiße Liebe zu Elvire, Carlos' Gattin, keimt in ihm auf, die auch Erwiderung findet. Noch im Flügelkleide bereits Carlos' Braut, als Kind ihm schon vermählt, fühlt sie doch erst jetzt, im Verkehr mit Hugo, was Liebe ist. Zwar bekämpfen die Liebenden mit redlichem Bemühen die auflodernde Gluth; trotzdem erwacht aber in Carlos der Argwohn, von seinem Freunde Hugo verrathen worden zu sein, und er sinnt auf Mord. Aber die geängstete Elvire sendet dem Geliebten ein warnendes Wort und in Folge dessen kommt das Verbrechen nicht zur Ausführung; dagegen gährt es jetzt in dem zugleich auch eifersüchtigen und begehrlichen Hugo, den Mordanschlag zu rächen.

Ihn zu sühnen zog ich aus — erzählt Hugo —,
Spottend lud er mich, mit Schmaus
Seiner Hochzeit Jahresfeier
Nächstens bei ihm zu begehen! —
Kennt ihr Eifersucht? Ihr Feuer
Treibt mich in den Wald hinaus;
Und am Baum sah ich ihn stehen
Neben dem beschäumten Roß,
Und dem Wild, das er erlegte,
Und das zuckend noch sich regte; —
Und das tödtliche Geschoß
War in meiner Hand, sein Leben
In der Kugel Macht gegeben!
Einen Finger durft' ich rühren,
Um — Elviren heim zu führen.
Seht! da blitzt es auf dem Schloß,
Und das Blei flog aus dem Rohr,
Und — ein Schrei flog an mein Ohr.
Carlos — verbreitet sich darauf das Gerücht — stürzte mit dem Roß,
Und, im Fallen sich entladend,
Gab sein eigenes Geschoß
Ihm den Tod.

Das glaubt auch Elvire, die bald Hugo's Gattin wird, und mit ihm, der keine Ruhe mehr in Spanien findet und mit Otto, ihrem Sohne aus erster Ehe, nach Norwegen zieht. Dort befindet sich die Familie schon im ersten Acte, denn alles bisher Erzählte hat sich bereits vor dem Beginn des Stückes zugetragen, und es wird zunächst nur mit entsetzlicher Genauigkeit gezeigt, wie die Schuldbewußten alle Ruhe flieht, wie Elvire, von Ahnungen gequält, schon bei dem Rauschen eines Blattes zusammenschreckt, und Hugo, um die Stimme des Gewissens wenigstens auf Stunden zum Schweigen zu bringen, bis zur höchsten körperlichen Ermattung der Jagd obliegt, wie die von wilder Gluth entzündeten Gatten sich zu einander hingerissen, aber dann auch wieder durch bange Schauer zurückgestoßen fühlen und wie sich sogar an Elvire der moralische Treubruch gegen ihren ersten Gatten in qualvollster Eifersucht rächt. Die Handlung kommt erst in Fluß, als am Ende des zweiten Actes der greise Don Valeros, der, während Hugo bei Carlos weilte, als Gouverneur in Westindien abwesend war, und sodann nach seiner Rückkehr in die Heimath, von dem Argwohn ergriffen, sein Sohn Carlos sei von Hugo oder Elvire erschlagen worden, auf Hugo's Schlosse in Norwegen anlangt, um sich zu überzeugen, ob sein Verdacht begründet sei. Er tastet jedoch erst längere Zeit im Ungewissen, bis endlich die Schuldbeladenen ihren Seelenzustand nicht länger verbergen können und er nun entdeckt, daß Hugo in der That der Mörder des Carlos und außerdem auch der Bruder desselben, mithin sein, des Valeros, Sohn ist. Darauf verflucht der Vater den Mörder und will auch durch einen Zweikampf den Tod seines Erstgeborenen rächen, wird dabei aber von der Macht des Augenblicks auf die menschliche Schwäche aus eigener Erfahrung überzeugt und verzeiht dem Gefallenen; dieser jedoch erkennt in dem Tode den einzigen rechten Weg zum Frieden und weiht sich ihm als Sühnopfer, welchem Beispiel dann auch Elvire folgt. Die Prophezeiung der Zigeunerin geht also regelrecht in Erfüllung und das Schicksal triumphirt.

Der Effect, den das Stück machte, war ein ganz beispielloser, denn die Zeitstimmung war hier am Richtigsten getroffen. Die große Menge fühlte sich getröstet, wenn sie sah, daß selbst von Natur so edle Menschen, wie Hugo und Elvire, unrettbar elend untergehen müssen, wenn das Schicksal das Verderben will. Zudem hatte das Publikum hier ein Stück, das es gewaltig erschütterte. Noch tief erregt von der hohen Begeisterung der Befreiungskriege, nun aber wieder gewaltsam zurückgedrängt in ein reizloses, ödes Alltagsleben, bedurfte es nothwendig von Zeit zu Zeit einer Aufregung, eines Grausens, von dem es sich durchschauern lassen konnte. Die unheimliche düstere „Schuld" mit ihren vielen packenden Scenen bot das Gewünschte zur Genüge. Und endlich reizte das Stück auch noch durch die glatt fließenden Trochäen und die vielen Calderon nachgeahmten klingenden Reime, die etwas Neues für die deutsche Bühne waren. Die erste Aufführung erfolgte auf dem „Nationaltheater," dem jetzigen Burgtheater zu Wien; in Buchform erschien das Drama zuerst 1816 zu Leipzig. Die Kritik wagte anfangs, angesichts des Triumphzuges, den das Stück durch ganz Deutschland unternahm, nur ganz leise gegen die neue Geschmacksrichtung aufzutreten, selbst Goethe, der

in Freundeskreisen das Müllner'sche Drama auf das Entschiedenste verurtheilte, sprach sich öffentlich nur sehr diplomatisch aus. „Auf dem Theater", schreibt er in seinen »Tages- und Jahresheften«, „sahen wir Müllner's »Schuld«. Ein solches Stück, man denke übrigens davon wie man wolle, bringt der Bühne den großen Vortheil, daß jedes Mitglied sich zusammennehmen, sein Möglichstes thun muß, seiner Rolle nur einigermaßen gemäß zu erscheinen. Die Lösung dieser Aufgabe bewirkte mehrere treffliche Vorstellungen von »Romeo und Julie«, »Egmont« 2c." Auf Müllner wirkten diese glänzenden Erfolge und die Ehrenbezeigungen, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden, wahrhaft berauschend. Er gab seine Advokatur auf und widmete sich nur noch literarischen Arbeiten, leistete aber nichts mehr von Bedeutung. Seine weiteren Stücke, „König Yngurd", eine schwache Nachahmung von „König Lear", und die „Albaneserin", eine unbedeutende Variation der „Braut von Messina", blieben weit hinter der „Schuld" zurück. Auch seine journalistische Thätigkeit, die er zunächst als Redacteur des Cotta'schen „Literaturblattes zum Morgenblatte", dann als Herausgeber der „Hekate" und endlich des „Mitternachtsblattes" entfaltete, brachte ihm keine neuen Lorbeeren. Er verwickelte sich vielmehr dabei in Folge seiner Eitelkeit und Nervosität in so viele Zänkereien und Processe, daß er seine Gesundheit untergrub und am 11. Juni 1829 plötzlich, vom Schlage getroffen, verschied.*) Dieses Ende Müllner's entbehrt nicht des elegischen Zuges. Vom Zufall begünstigt, trifft er, ohne ein wirklicher Poet von Gottes Gnaden zu sein, mit seiner „Schuld" auf's Packendste die Zeitstimmung, wird darob vom Volke als neuer Dichterheros ausgerufen und verzehrt sich nun schnell, da er nicht unbedeutend genug ist, um an dem augenblicklichen Beifalle sich genügen zu lassen, und doch auch nicht bedeutend genug, um im Stande zu sein, seinem Volke noch mehr zu werden, in vergeblichem Bemühen.

Als den unmittelbaren Nachfolger Müllner's hat man bis in die neueste Zeit hinein mit großer Beharrlichkeit **Franz Grillparzer** bezeichnet, weil man sein Erstlingswerk „Die Ahnfrau" unter die Schicksalstragödien rubriciren kann. Man hat ihm damit bitter Unrecht gethan, denn er ist eine hoheitsvolle Dichtererscheinung, die mit den Müllner und Genossen auch nicht im Entferntesten verwandt ist. Während Müllner, ein durch und durch prosaischer Verstandesmensch, nur auf den Zeitgeschmack speculirte und Zeit seines Lebens Nachahmer blieb, schuf Grillparzer, begabt mit reicher Phantasie und immer empor zu den höchsten Zielen schauend, eine Reihe der werthvollsten Dramen. Wir werden ihn daher auch an anderer Stelle ausführlich besprechen und hier nur darlegen, wie es zuging, daß „Die Ahnfrau" in die Reihe der Schicksalstragödien geschoben wurde. Dem Dichter lag nichts ferner, als dem augenblicklichen Zeitgeschmacke zu huldigen. Er hatte mit Vorliebe die spanischen Dramatiker studirt, hauptsächlich Lope de Vega, und besonders erfüllt von des letzteren romantischer Poesie, mit Zugrundelegung einer französischen Räubergeschichte und eines Märchens, in spanischen Trochäen „Die Ahnfrau" gedichtet. Das Stück war durchglüht von einer heißen

*) Vergl. Schütz, Müllner's Leben, Charakter und Geist. Meißen 1830.

Leidenschaft, über der ganzen Handlung lag eine unheimliche, gewitterschwüle Stimmung, aber die gespenstische Gestalt der Ahnfrau war nur dazu verwendet, das Grausige zu steigern. Das genügte aber Schreyvogel, dem damaligen Dramaturgen des Burgtheaters, welchem der junge Dichter sein Manuscript vorlegte, nicht; ihm lag noch der rauschende Applaus der „Schuld" in den Ohren und er bewog daher den Verfasser, einige Aenderungen und Zusätze zu machen, durch die nun allerdings die Ahnfrau zu jener großen Sünderin gemacht wurde, für welches ihr ganzes Geschlecht mit dem Untergange büßt, damit sie Ruhe findet, und durch die auch der wilde Räuber Jaromir, „dem alle Lippen fluchen," der seinen Vater tödtet, ohne ihn zu kennen und der seine Schwester liebt, eine lebhafte Aehnlichkeit mit dem leidigen Oedipus bekam. Als dann aber die Kritik das Stück als eine Schicksalstragödie bezeichnete, legte Grillparzer sofort Verwahrung dagegen ein. Gleich bei der ersten Auflage der Dichtung (Wien 1817) erklärte er: seines Wissens finde sich in dem Stücke keine Spur von dem abgeschmackten Irrglauben, den man ihm habe andichten wollen. Es sei ihm nicht in den Sinn gekommen, Verbrechen durch Verbrechen entsühnen zu lassen und in der Verkettung von Schuld und unglücklichen Ereignissen, welche den Inhalt des Trauerspiels ausmachen, ein neues System des Fatalismus darzustellen. „Shakespeare und Calderon," fährt er fort, „haben den abergläubigen Wahn finsterer Zeiten mit ungleich größerer Kühnheit zu poetischen Zwecken benutzt, als es in der „Ahnfrau" geschehen, ohne daß man sie deshalb verketzert hätte. Das Schicksal spielt in der „Andacht zum Kreuz" und in dem „Fegefeuer des heiligen Patrik" (beide von dem angeblich christlichsten aller Dichter) eine mehr heidnische Rolle, als in dem gegenwärtigen Stücke, worin eine Sünderin ihre geheime Unthat durch den quälenden Anblick der Schuld und der Leiden abbüßt, die sie zum Theil selbst über ihre Nachkommen brachte; eine Vorstellungsart, welche dem jüdischen und christlichen Lehrbegriffe eben nicht widerspricht. Der verstärkte Antrieb zum Bösen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moralische Zurechnung nicht auf. Die Sophisterei der Leidenschaft, welche der Verfasser seinen tragischen Personen in den Mund legt, ist nicht sein Glaubensbekenntniß; so wenig als die zufällige Wahl eines märchenhaften Stoffes einen Beweis gegen die Orthodoxie seiner Kunstansichten abgiebt. Der Verfasser kennt die Schule nicht, zu der man ihn zu zählen beliebt, und er weiß nicht, mit welchem Rechte man einen Schriftsteller, der ohne Anmaßung und ohne Zusammenhang mit irgend einer Partei zum ersten Male im Publikum auftritt, Ungereimtheiten zur Last legt, die von Anderen, sei es auch zu seinem Lobe, gesagt werden mögen." Diese Verwahrung Grillparzer's zeigt deutlich, daß die Zuthaten auf Schreyvogels Geheiß von ihm nicht vollständig erfaßt und erkannt worden waren; sie blieben ihm etwas Fremdes, das er bei der Betrachtung seines Werkes nicht beachtete. Das Publikum ließ seine Einsprache völlig unberücksichtigt; es hatte die Tragödie mit rauschendem Beifalle aufgenommen, weil es sie für eine ganz echte und rechte Schicksalstragödie gehalten, und sah sie auch nach wie vor für eine solche an, die ja ganz so, wie es gewünscht wurde, mit Grausen und Entsetzen erfüllte und der Zeitstimmung entsprach.

Mit den Beifallsstürmen der „Ahnfrau“ feierte jedoch die Schicksalstragödie ihre letzten Feste. Die Dramen eines Houwald, die nun noch zu erwähnen sind, erheben sich nicht über eine weinerliche Sentimentalität und erfuhren auch bald, nach kurzer Beachtung, eine allgemeine Abweisung. Das erste Stück, mit dem Freiherr **Christian Ernst von Houwald** (1778—1845) 1821 hervortrat, das Trauerspiel „Das Bild“, darf noch als das relativ Beste bezeichnet werden, was er verfaßt hat, wenn auch hier schon Zufall und Willkür in ganz unerlaubter Weise die Handlung leiten und der Zuschauer von Anfang bis zu Ende, wie Börne treffend bemerkt, „den Duft des süßen Lavendelwassers der zierlichen Melpomene“ athmen muß. Dem „Bilde“ folgte noch „Der Leuchtthurm“, in dem der Wahnsinn die Rolle des Schicksals übernimmt, „Fluch und Segen“, ein Gegenstück zum „Leuchtthurm“, und „Die Heimkehr“, bei der, nach Börne's sehr bezeichnendem Ausspruche, der Dichter alle Wände einschlug, um dem königlichen Fatum Gemächlichkeit zu verschaffen.

Ein solches Gebahren mußte endlich den Einsichtsvolleren, die sich nicht so ganz und gar von der Muth- und Trostlosigkeit hatten erfassen, vom Stoicismus hatten umstricken lassen, die Erkenntniß aufdrängen, daß das gesammte Volk auf einen Abweg gerathen war, der in die ödesten Steppen führen und die größten Gefahren mit sich bringen mußte. In allen Theilen Deutschlands erhoben daher Kritiker, in Norddeutschland Ludwig Tieck, in Westdeutschland Ludwig Börne, in Süddeutschland Wolfgang Menzel, ihre warnende Stimme und legten die Geschmacksverirrung eingehend dar. Mit am klarsten sprach sich Menzel in seinem Buche „Ueber die deutsche Literatur“ (Stuttgart 1828) aus. „Der Mensch erscheint in diesen Schicksalstragödien“, sagt er dort, „als ein Spielzeug, als eine Puppe der höheren Macht, und diese ist wiederum nur der deus ex machina. Diese Poesie verfehlt ihre Wirkung und wird lächerlich, weil sie allzu grob täuscht und dem Unglauben alle Waffen des Spottes in die Hände giebt. . . . . Müllner bildete nach dem Vorgange Werner's die Schicksalstragödie zu jener furchtbaren Carricatur aus, in welcher sie gegenwärtig auf allen Bühnen herumpoltert. Werner's Februar gab den ersten Anstoß; Müllner's Schuld erreichte den Gipfel. . . . . Die Helden der neuen Schicksalstragödie sind willenlos, ohne Würde. Sie sind von der Geburt an in der Gewalt der dunkeln Macht. Sie begehen ihre schauderhaften Unthaten nicht aus freiem Willen, sondern aus Vorherbestimmung. Ein Fluch treibt sie, von einer Ahnfrau ihnen angeboren, oder von einer Zigeunerin angehext, und ihre Sünde, wie ihre Strafe, ist durch die Sterne selbst mit einer unabwendbaren Stunde ihres Lebens unzertrennlich verbunden. Der arme Sünder muß freveln, weil heute gerade der 24. oder 29. Februar ist. Nicht aus Lust, nicht aus eigenem Willen sündigt er; ist eine Lust in ihm, so ist sie ihm eben nur angehext, angeflucht. Ja, der Teufel nimmt sich nicht einmal die Mühe, ihn zu verführen, er muß ja sündigen, wenn die Mitternachtsglocke schlägt, und der Dolch ist der Uhrzeiger, und das Herz, das er durchbohren soll, ist die verhängnißvolle Zahl; der Zeiger rückt und das Schreckliche geschieht. Die Ansicht der Hexenprocesse wird geistreich, wenn man

sie mit dieser fatalistischen Ansicht vergleicht. Dort hat doch der Mensch noch eine freie Wahl, und die dunkle Macht muß sich um ihn bewerben. Es giebt einen heldenmüthigen Kampf, wie die Sintram's gegen seine Gefährten, oder ein ehrliches Pactum, wie zwischen Faust und Mephistopheles. Hier aber hat der Held weder eine Wahl, noch einen Genuß dabei, und die dunkle Macht selbst hat nicht das Vergnügen, den starken Geist im Menschen, seine Heldenkraft, oder seine Weisheit zu bekämpfen, und nicht den Triumph des Sieges, sondern nur ein geistloses Spiel mit Puppen. Dem Teufel selbst müßte dieses Spiel, wobei er nichts zu verführen, nichts zu überlisten hat, sehr langweilig vorkommen. Das Schicksal selbst erscheint demzufolge hier eben so verändert, als der Held. Es ist nicht mehr erhaben, wie bei den Griechen, sondern kleinlich, weil es nur mit Puppen spielt. Da es selbst aber allein handelt, und zwar nach einem willkürlichen Plane, den es in irgend einem Fluche aussäet, der Held aber nicht mehr handelt, sondern sich passiv verhält und mit sich machen läßt, was das Schicksal will, so ist eigentlich das Schicksal selbst der Held geworden. Wir interessiren uns nur noch für die Thaten des Schicksals, für dessen schlaue, listige, grausame Posse, die es mit den Menschen spielt. Der Dichter muß daher den Effect seiner Tragödie nicht durch den Charakter des Helden, sondern durch den Charakter des Schicksals zu bewirken suchen. Der Effect, der nicht mehr in der Würde des Helden zu erreichen ist, muß in dem künstlichen Plane, in der Sonderbarkeit und Grausamkeit des Schicksals erreicht werden. Das Schicksal hat nichts mehr zu thun, als wie die Katze mit der gefangenen Maus zu spielen und ihr zuletzt den Fang zu geben. Dieß muß nun, wenn es gefällig sein soll, auf eine recht umständliche und möglichst grausame Weise geschehen. Je tückischer sie mit ihr spielt, je länger sie dem armen Mäuschen die tödtliche Tatze verbirgt, je künstlicher die Sprünge angelegt sind, bis endlich die Unglückliche den salto mortale in den aufgesperrten Rachen macht, desto mehr macht das Spiel Effect. Die Dichter wetteifern daher nicht, den tragischen Helden größer und würdiger zu behandeln, sondern nur die Hinrichtung desselben künstlicher und martervoller zu verlängern. Sie wählen daher auch ihre Helden nicht aus dem Plutarch, sondern aus den Criminalgeschichten."

Solche vernichtende Kritiken, denen auch noch Verspottungen, Satiren und Sarkasmen, wie Platen's „Verhängnißvolle Gabel" und Castelli's „Schicksalsstrumpf", folgten, setzten das Ansehen der Schicksalstragödie bald tief herab; ob sie dieselbe aber wirklich von der Bühne vertrieben haben würden, ist zu bezweifeln. Eine allgemeine Zeitstimmung kann bei der großen Masse nicht durch Räsonnements beseitigt werden, sie schwindet nur, wenn eine Aenderung der politischen Verhältnisse eintritt. Dies geschah nun aber unerwartet im Jahre 1830. In den denkwürdigen Julitagen dieses Jahres kam plötzlich ein frischer Luftzug über den Rhein, der in ganz Deutschland wie mit einem Zauberschlage alle Pulse wieder rascher schlagen machte, der eine frohe Hoffnung wieder in aller Herzen weckte — und wie ein Schatten verschwand der Geschmack an der Schicksalstragödie.





Die Zeit der Enttäuschung.

Durch die Schicksalstragödie sind wir bereits in die Stimmung der traurigen Zeit der Enttäuschung, welche auf die hoffnungsfrohe Begeisterung der Befreiungskriege folgte, eingeführt worden; wir haben sie jedoch nur erst zum Theil kennen gelernt, da die Schicksalstragödie bekanntlich noch in der klassischen Periode wurzelt und mithin das Denken und Fühlen der Nation während des zweiten und dritten Jahrzehntes in ihr nur zum Theil zum Ausdruck kam. Die Schicksalstragödie entsprach nur dem Geschmacke der Stoiker; neben der Trostlosigkeit des Stoicismus machte sich aber auch, als Enttäuschung auf Enttäuschung folgte, als die Machthaber in unglückseliger Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit alle Mittel ergriffen, den Nationalsinn, der erst mit hingebendstem Eifer von patriotischen Männern geweckt worden, und durch den alles Große erreicht worden war, wieder zu dämpfen und wohl gar zu ersticken, ein sehr gefährlicher Epikurismus geltend. Man wandte sich mißmuthig ab vom politischen Leben und suchte sich durch angenehme, leichte und selbst lascive Unterhaltungsleetüre über den Jammer und Kummer der Zeit hinwegzuhelfen. Ein Hang zur Genußsucht und Sinnlichkeit ergriff alle Gesellschaftskreise: und dieser ist es denn auch, der das Hauptcharakteristicum für die Zeit von 1815—1830 bildet. Daß es nach so mächtigem Aufflammen des nationalen Geistes so schnell wieder zu einer so tiefen Herabstimmung kommen konnte, muß heutzutage allerdings Wunder nehmen, wenn man jedoch bedenkt, daß das Volk von damals bei weitem noch nicht genügend politisch gebildet und gewandt war, um mit allem Ernste und Nachdruck die versprochenen staatlichen Einrichtungen zu verlangen, und wenn man sieht, mit welcher Verschmitztheit und Frechheit die Diplomatie dem vertrauensseligen und noch von den schweren Kämpfen erschöpften Volke seine Rechte wieder entriß und vernichtete, so wird man diese Wandelung sehr begreiflich finden.

Schon als die Heere noch in Frankreich standen, begann die Unterdrückung des aufstrebenden Volksthumes. Erschrocken über die „Gährung der Gemüther",

die nach solcher gewaltigen Anspannung sich noch allenthalben kund gab, und in der Meinung, „den Fortschritten des erwachten Geistes die nothwendigen Schranken setzen zu müssen", stifteten die Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland den heiligen Bund oder die heilige Allianz, in der die Reaction ihren ersten Triumph feierte. Denn diese Verbindung war gegen Niemand anders gerichtet, als gegen das Volk, das nun vielleicht Ansprüche auf Rechte und Freiheiten machen könnte, die zu gewähren die Monarchen nicht gesonnen sein dürften. Das fühlte der größere Theil des Volkes auch sofort heraus und von allen Seiten wurden Klagen laut. Mit Recht hoben einsichtige Männer hervor, daß selbst die tugendhaftesten und weisesten Monarchen nicht der Gefahr des Irrthums entrückt seien und daß ein einziger Irrthum, für welchen zwei Millionen Gewaffnete streiten, das Grab für alle Hoffnungen der Menschheit werden könnte. Gegen eine Achtserklärung, die ein so gewaltiger Bund ausspräche, vermöchte keine andere menschliche Kraft, weder physische noch moralische, kein Wunsch, kein Bedürfniß der Völker, keine Idee, kein Licht und kein Recht aufzukommen.

Diese Vorstellungen fanden jedoch an geeigneter Stelle nicht die geringste Beachtung, vielmehr schritt man ruhig auf dem einmal eingeschlagenen Wege weiter fort. Man hatte bei der Gründung des deutschen Bundes der Nation eine zeitgemäße Verfassung versprochen und auch in die deutschen Bundesacte den Artikel dreizehn, der die verhängnißvollen neun Worte „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung statt finden" enthielt, aufgenommen; dabei ließ man es nun sein Bewenden haben. Nur der Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl August, der Freund Goethe's, löste sein gegebenes Wort aus freiem Antriebe ein und eröffnete am 7. April 1816 feierlich den ersten constituirenden Landtag. In den übrigen Staaten in Nord und Süd geschah zunächst so viel wie nichts, und erst nach wiederholtem Drängen, unter den mannigfachsten Kämpfen und Unruhen gelangten noch 1818 Bayern und Nassau, 1819 Württemberg und Baden und 1820 das Großherzogthum Hessen in den Besitz von mehr oder weniger zweckentsprechenden Verfassungen. In Sachsen und Hannover kam man, trotz alles Ringens und aller Klagen der Gedrückten über eine armselige Schattenrepräsentation nicht hinaus und in Preußen und Oesterreich wurde alles Streben nach einer Verfassung gewaltsam unterdrückt.

In Preußen war die Bewegung der Geister während des großen Befreiungswerkes am gewaltigsten gewesen, hier äußerte sich daher auch der Wunsch nach einer freisinnigen Verfassung am lebhaftesten. Und in der That schien es auch, als sollte diesem Wunsche entsprochen werden, denn König Friedrich Wilhelm III. erließ im Mai 1815 eine Verordnung, in welcher er unter genauen Angaben seinem Volke eine Verfassung versprach. Dieses Versprechen wurde jedoch niemals eingelöst, da die Verordnung unerwartet eine außerordentliche Gährung im ganzen Lande hervorrief. Die aristokratische Partei, die ehemals viele Begünstigungen genossen, begann einen hartnäckigen Kampf gegen das aufstrebende Bürgerthum, wollte keines ihrer alten Privilegien preisgeben, wollte keine Verfassung und stellte sogar in Abrede, daß vornehmlich das Volk es gewesen, welches die Fesseln der

Fremdherrschaft gebrochen. Sie behauptete im Gegentheil, das Volk habe sich nicht die geringsten Verdienste in den Kriegen gegen Napoleon erworben, für die es nun etwa belohnt werden müsse, und ließ durch den berüchtigten Theodor Schmalz, den sie dang, in Flugschriften ausführen, in den Befreiungskriegen habe sich gar keine Begeisterung, sondern überall nur ruhiges und desto kräftigeres Pflichtgefühl wahrnehmen lassen; Alles sei zu den Waffen geeilt gerade so, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst bei Feuerlärm eile. Ja, sie wagte sogar, einen patriotischen Verein, den Tugendbund, der in der Zeit der Noth gegründet worden, und dem Männer wie York, Gneisenau, Arndt, Schleiermacher, Humboldt, Niebuhr u. A. angehörten, zu verdächtigen und anzuklagen. In Folge dessen entspann sich ein heftiger Streit, der schließlich solche Dimensionen annahm und dermaßen unerquicklich wurde, daß der König sich in's Mittel legte, durch Cabinetsordre ewiges Stillschweigen über diese Angelegenheit gebot und den Tugendbund auflöste. Damit war aber die allgemeine Aufregung noch keineswegs beseitigt, vielmehr züngelte bald hier, bald dort ein Flämmchen des unter die Oberfläche hinabgepreßten Feuers hervor und Schmalz und seine Geistesverwandten, von Cölln, Schwarnberger, Janke &c., verfehlten dann nicht, mit Fingern darauf hinzuweisen.

Diese stete Unruhe und Unzufriedenheit, welche noch durch allerlei böswillig hervorgerufene Gerüchte, schlechten Geschäftsgang, Mißernten &c., verstärkt wurde, befestigte schließlich in dem ängstlichen Friedrich Wilhelm den Glauben, der preußische Staat stehe am Rande des Abgrundes, eine große Revolution nach Art der entsetzlichen französischen der neunziger Jahre drohe auszubrechen, und es hieße nur die Gefahr vermehren, gäbe er dem Lande jetzt die versprochene Verfassung. Er wies daher alle Bitten, die Constitutions-Angelegenheiten zu beschleunigen, ab. Dagegen machte er es sich zur Aufgabe, Handel und Verkehr zu heben, die Schulen zu verbessern und die Religiosität zu fördern, und als die dritte Jahrhundertfeier der kirchlichen Reformation nahte, beschloß er, das Fest im ganzen Lande mit aller Würde begehen zu lassen. So geschah es auch allerwärts, und ohne jeden Zwischenfall, nur auf einem Punkte Deutschlands „schäumten die Fluthen der Begeisterung über das Maß hinaus“, auf der alt-ehrwürdigen Wartburg. Zu dieser waren über 500 Studenten von allen Universitäten Deutschlands hinaufgezogen, um dort nicht nur den Reformationstag zu feiern, sondern auch einen allgemeinen Bund der deutschen Studenten zu gründen, eine allgemeine deutsche Burschenschaft, welche besonders den Zweck haben sollte, den rohen „Comment der Landsmannschaften“ von den Universitäten zu verdrängen, eine sittlich-wissenschaftliche Ausbildung anzustreben und den patriotischen Sinn zu pflegen. Das Fest verlief auch in würdigster Weise, die Gründung des Bundes ging feierlich vor sich, allein am Abend erfolgte noch ein Nachspiel, das dann für ganz Deutschland die unseligsten Folgen haben sollte. Studenten und Landsturm unternahmen einen Fackelzug nach dem der Wartburg gegenüberliegenden Wartenberg, zündeten hier ein Freudenfeuer an und kamen dabei in jugendlichem Uebermuthe auf den Einfall, zugleich ein patriotisches Auto-da-fé abzuhalten

und alle dem Wohle des Vaterlandes nachtheilige Bücher den Flammen zu überliefern. Der Vorschlag fand rauschenden Beifall und unter lautem Jubelgeschrei, Verwünschungen und wohl auch manchem unbesonnenen Worte flogen — meist nur in ihren Titeln — Cölln's vertraute Briefe, Dabelow, der 13. Artikel der deutschen Bundesacte, v. Kamptz, Codex der Gensdarmerie, Janke, der neuen Freiheitsprediger Constitutionsgeschrei 2c. 2c. in das prasselnde Feuer. Der ganze Vorgang war aber weiter nichts, als ein „Geniestreich einer in muthwilliger Freude ausgelassenen Jugend" und hätte aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die geringste Nachwirkung gehabt, wären nicht verschiedene von jenen Verfassern, deren Bücher verbrannt worden waren, in laute Anklagen über den „namenlosen Frevel" ausgebrochen. Dadurch wurde die Diplomatie, besonders in Berlin und Wien, auf die Vorgänge aufmerksam, es kam zu eingehenden Untersuchungen, ängstlich, wie man war, witterte man überall Gefahren, und schließlich erblickte man in dem Feste, bei dem sogar die Acten des Wiener Congresses und der heiligen Allianz in die Flammen geschleudert sein sollten, den „Anfang eines tief durchdachten Attentates gegen die Würde der deutschen Regierungen und ein verbrecherisches Complot gegen ihre mühsam errichteten Werke zu Wien und Frankfurt." Die Burschenschaft wurde polizeilich aufgelöst, eine strenge Censur, eine scharfe Ueberwachung des gesammten gesellschaftlichen Lebens eingeführt und unter des Ministers Fürsten Wittgenstein, eines nach Steins Ausspruche in heimlichen Wegen und verdächtigen Diensten eingeschulten Intriguanten, Oberaufsicht ein Feldzug gegen die „unruhigen Köpfe" und „staatsgefährlichen Demagogen" eröffnet, wie er schmachvoller und nichtswürdiger kaum gedacht werden kann. Hunderte von jungen Männern wurden nach und nach verhaftet, oft nur in Folge einer unbedachten Aeußerung, und in die Gefängnisse geworfen, dort Jahre lang wieder und wieder verhört und in schändlichster Weise gepeinigt. Man wollte absolut Enthüllungen über Verschwörungen, geplante Aufstände, einen höchst gefährlichen „Männerbund" und wußte darüber in der „Staats-Zeitung" sogar die abenteuerlichsten Geschichten zu erzählen. Aber trotz allen Nachspürens ließ sich nirgends ein Anhalt finden, und selbst die unheilvolle That eines schwärmerischen Jünglings, Karl Ludwig Sand's, der am 23. März 1819 zu Mannheim Kotzebue erstach, weil er ihn für einen Verräther des Vaterlandes hielt, konnte auf keine geheime, revolutionäre Gesellschaft zurückgeführt werden; sie war nur aus Sand's eigenem Entschlusse hervorgegangen. Dennoch blieb Friedrich Wilhelm III., durch die Einflüsterungen Wittgenstein's und seiner Creaturen in steter banger Sorge erhalten, bei der festen Ueberzeugung, der preußische Staat schwebe fortwährend in Gefahr, von den Demagogen zertrümmert zu werden, und dieses große nationale Unglück könne man nur durch die strengste polizeiliche Ueberwachung verhüten.

In Oesterreich gestalteten sich die Verhältnisse ganz ähnlich wie in Preußen, nur fühlte man dort den Druck des Despotismus nicht so schwer, weil sich vordem das politische Leben noch nicht so weit entwickelt hatte, wie in Norddeutschland, und auch von vorn herein viel weniger Hoffnungen auf Einführung einer Verfassung gemacht worden waren. Kaiser Franz war so fest von der Unantastbarkeit

seines göttlichen Herrscherrechtes und von der alleinseligmachenden Kraft des Absolutismus überzeugt, daß ihn schon die bloße Erwähnung repräsentativer Einrichtungen aufbringen konnte. Seinen italienischen Unterthanen erklärte er denn auch rund heraus, daß sie auf keine Verfassung hoffen sollten, da er keine geben könne in einer Ausdehnung, die zu etwas führe, und einer Abordnung des Pester Comitates gegenüber brach er erregt in die Worte aus: „Die ganze Welt ist verrückt geworden in ihrem thörichten Streben nach Verfassung!" Englische Beobachter haben bemerkt, wie die Manie des Verfassungshasses, die alle constitutionellen Neuerungen wie rebellische Eingriffe und als das Verderben der Welt ansah, von dem Kaiser auf alle Kreise des Hofes, selbst bis auf die Frauen übergegangen war. Dem Kaiser zur Seite stand der Staatskanzler Fürst Metternich, ein gemüthloser, schlauer Genußmensch, dessen Politik einzig und allein darin bestand, unter allen Umständen den Frieden zu erhalten, damit er in seinem frivolen Leben und Treiben nicht gestört werde. Er sowohl, wie der Kaiser, wachte daher fortwährend mit Argusaugen über dem Volke und erstickte sofort jede freie Regung, wo sie sich auch zeigte. Mit wahrhaft bewundernswerthem Spürsinn witterten diese beiden Männer Alles aus, was dem neuernden politischen Geiste Vorschub leistete und übten dadurch einen solchen Druck auf das gesammte geistige Leben des Volkes aus, daß jede freie Schule, jede religiöse Aufklärung, alle Philosophie und Geschichte, alle ersprießliche Schriftstellerei und besonders ein unbeeinflußtes Zeitungswesen rein unmöglich waren.

Aber nicht nur in Preußen und Oesterreich, sagte man sich an den Höfen von Berlin und Wien, sondern auch im übrigen Deutschland müsse der revolutionäre Geist mit aller Strenge gebannt werden, und in Folge dessen trat im Sommer 1819 zu Karlsbad ein neuer Congreß zusammen, welcher die Acte des Wiener Congresses hinsichtlich der noch nothwendigen inneren organischen Einrichtungen des deutschen Bundes vervollständigen sollte und auf dem nun die sogenannten Karlsbader Beschlüsse gefaßt wurden, die Deutschland auf viele Jahre in die drückendsten Fesseln schlugen. Alles politische Leben wurde erstickt, die Idee der Nationaleinheit, einst während des „heiligen Krieges" von den Fürsten selbst angeregt und gepflegt, durfte nirgends mehr erörtert werden, die Preßfreiheit ward auf ein Minimum beschränkt und zu alledem in Mainz eine Centralbehörde zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe niedergesetzt. Bereits am 8. November 1819 hielt diese unheilvolle Inquisitionsbehörde ihre erste Sitzung.

Die letzte Hoffnung auf eine gedeihliche, freiheitliche Entwicklung unseres Staatslebens entschwand damit; stolz emporgehobenen Hauptes und triumphirenden Blicks schritten die Mitglieder der aristokratischen Partei, die Männer des Absolutismus einher, hatten sie doch weit mehr erreicht, als nur die „Zersetzung der Verfassungsgelüste" — und kummerbelasteten Herzens saßen die Patrioten theils fern ab vom öffentlichen Leben in einsamer Zurückgezogenheit, theils in qualvollen Gefängnissen, und konnten es nicht fassen, daß der herrliche Völkerfrühling ein solches Ende hatte nehmen müssen.

In dieser tief traurigen Zeit, der schmachvollsten, die das deutsche Volk im

neunzehnten Jahrhunderte zu überwinden hatte, kann natürlich von einer gedeihlichen Entwickelung der deutschen Literatur nicht die Rede sein. Die Dichter durften es nicht wagen, sich für die heiligsten Güter der Menschheit zu begeistern, und schrieben sie dennoch einmal eine Zeile, in der ein freier Gedanke vermuthet werden konnte, so strich sie der Censor unbarmherzig weg. Sie sanken in Folge dessen zum größten Theile zu farb- und kraftlosen, dem Zeitgeschmacke fröhnenden Unterhaltungsschriftstellern herab, oder sie zogen sich grollend in ihr einsames Studirzimmer zurück und verschlossen was sie schrieben, so daß erst weit später bekannt wurde, was sie geschaffen.

Nur auf den Universitäten, unter den Mitgliedern der Burschenschaft, besonders in Jena, erhielt sich noch einige Jahre ein frisches Leben, ein Nachklang von jener Begeisterung, die in der Zeit der Befreiungskriege Alle beseelt hatte, und kam in Burschenschaftsliedern zum Ausdruck. Viele von diesen besitzen Schwung und Feuer, jedoch nur wenige sind wirklich originell. Wir nennen von diesen jugendlichen Dichtern hier nur die Brüder Follen, **August Adolf Ludwig Follen** (1794—1855), von dem „Vaterlandssöhne, traute Genossen!“, **Karl Follen** (1795—1839), von dem das sogenannte „große“ Lied der Burschenschaft „Horcht auf, ihr Fürsten! Du Volk, horch auf!“ verfaßt wurde, **August von Binzer** (1793—1868), der das fröhliche „Stoßt an! Jena soll leben!“ und das tief wehmüthige bei der Auflösung der Burschenschaft 1819 gesungene Lied „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“ dichtete, **Johann Ferdinand Maßmann** (1797—1874), von dem das sehr sangbare „Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand,“ und **Karl Hinkel**, von dem das feierliche „Wo Kraft und Muth in deutscher Seele flammen“ herrührt. Alle diese Lieder blieben aber nur in den akademischen Kreisen, und da sie auch dort bald nicht mehr gesungen werden durften, so geriethen sie rasch in Vergessenheit; jedoch in neuerer Zeit hat man sich ihrer wieder erinnert und singt sie in Studenten- und Turnerkreisen mit Vorliebe. Einen besonderen Einfluß auf die Entwickelung unserer Literatur haben sie nicht ausgeübt, dieser ist vielmehr in der breiten Fluth der Unterhaltungslectüre zu suchen, in der sich der ganze Charakter der Zeit am offensten widerspiegelt.

Gleichsam das Schlagwort für die ganze große Gruppe der Lieblingsschriftsteller jener Zeit bildet der Name Clauren; mit ihm steigt ein ganzes Heer von Schriftstellern und Schriftstellerinnen aus dem Dunkel der Vergessenheit empor. Wir begnügen uns jedoch, hier nur die meistgelesenen und für die Zeit charakteristischsten zu nennen. Der Geschickteste von Allen war, wie schon angedeutet, **H. Clauren**, oder, wie er mit seinem wirklichen Namen hieß, Karl Gottlieb Samuel Heun, nach Gutzkow ein Genie der Gemeinheit. Er wurde 1771 zu Dobrilugk in der Niederlausitz geboren, studirte die Rechte, war eine Zeit lang Privatsekretär des Ministers v. Haugwitz, arbeitete dann im Bureau des Staatskanzlers v. Hardenberg, wohnte in amtlicher Eigenschaft dem Wiener Congresse an und wurde sogar von 1820—1823, geziert mit dem Titel eines Geheimen Hofraths, mit der Redaktion der „Preußischen Staatszeitung“ betraut. Als

1823 der Staat die Zeitung in Pacht gab, erhielt er eine Stelle beim Generalpostamte. Er starb erst 1854, nachdem sein Stern bereits vollständig erblichen war. Clauren wußte wie kein Anderer, der Zeitstimmung zu entsprechen; dem niedergeschlagenen Publikum zauberte er, gleich einem gewandten Taschenspieler, in den verschiedensten Variationen die ergötzlichsten Ueberraschungen vor; seine Helden und Heldinnen geriethen stets unter dem größten Elend und Jammer bis an den Rand des Abgrundes und wurden dann immer im entscheidenden Augenblicke durch eine wunderbare Laune des Glücks aus aller Noth befreit. Das war süßer Trost für die Muthlosen und Kleinmüthigen, die sich nun der Hoffnung hingaben, auch bei ihnen könne sich ja einmal über Nacht durch einen glücklichen Zufall wieder Alles zum Besten wenden. Clauren bot aber noch mehr; er verstand auch dem Hange zur Genußsucht und Frivolität Rechnung zu tragen und durch sentimentale und raffinirt lüsterne Scenen die Lesewelt der Art zu packen und zu kitzeln, daß sie mit wahrer Gier nach jedem neuen Buche von ihm griff. Dabei muß hervorgehoben werden, daß nicht nur das niedere, sondern das gesammte Publikum sich an ihm ergötzte. Der Literarhistoriker Heinrich Kurz versichert, Clauren's sämmtliche Werke, die unter dem Titel „Ernst und Scherz" zu Dresden 1820—28 in 40 Bänden erschienen, bei Geistlichen beider Confessionen angetroffen zu haben. Am höchsten in der allgemeinen Gunst stand sein Roman „Mimili," der zuerst 1816 zu Dresden erschien. Von 1818 bis 1834 gab er auch alljährlich das Taschenbuch „Vergißmeinnicht" heraus, das nur Arbeiten von ihm enthielt und sich in den zwanziger Jahren in Aller Händen befand.

Genialer, aber auch noch frivoler als Clauren war **Julius von Voß** (1768—1832), ein preußischer Offizier, der jedoch schon früh seinen Abschied nahm und nur der Schriftstellerei lebte. Er schrieb eine ganze Bibliothek von Romanen und erfreute sich einer großen Beliebtheit. Die komischen Romane „Begebenheiten eines schönen Offiziers," „Begebenheiten einer französischen Marketenderin," „Das feindliche Liebespaar," „Julchen's Reise" erfreuten sich einer besonderen Gunst des Publikums. Aehnliche Erfolge hatte auch **August Langbein** (1757—1835) aufzuweisen, ein Advokat, der aber schon früh die Praxis aufgab, aus seiner sächsischen Heimath nach Berlin übersiedelte und dort, von Friedrich Wilhelm III. mit einem Jahrgehalte von 300 Thalern unterstützt, sich nur literarischen Arbeiten widmete. Er besaß zwar nur ein geringes Talent, aber viel Geschick, komische Scenen gefällig darzustellen und in fließende Verse zu bringen; sein Humor hält sich jedoch immer nur auf der Oberfläche und sinkt sehr oft zur Gemeinheit herab; seine lüsternen und frivolen Erzählungen sind zum großen Theile Bearbeitungen italienischer und französischer Stoffe. Aus der großen Menge seiner Erzeugnisse hat Julius Tittmann noch einmal das Beste ausgewählt und unter dem Titel „Humoristische Gedichte" 1874 zu Halle herausgegeben. Noch weniger begabt waren **August Blumenhagen** (1781—1839) und Karl Ludwig Häberlin (1784—1858), von denen der erstere eine große Menge historischer Novellen und auch eine „Wanderung durch den Harz," die mehrmals aufgelegt wurde, und der letztere unter dem Pseudonym **H. E. R. Belani** eine Reihe von „roman-

tischen" Erzählungen und Romanen schrieb, in denen sich jedoch viel Weltkenntniß documentirt. Erwähnen wir nun noch den zwar talentvollen, aber viel überschätzten, oberflächlichen und gesinnungslosen **Moritz Gottlieb Saphir** (1795 — 1858), der sich immer nur in Wortwitzen und Wortspielereien bewegt, und den erbärmlichen **Friedrich Wilhelm Bruckbräu** (1792—1874), der heute ein „Festgedicht zur Verherrlichung der königlichen Familie von Bayern," oder einen Abschnitt für ein Gebetbuch und morgen ein Kapitel zu seinen berüchtigten „Mittheilungen aus den geheimen Memoiren einer Sängerin" ꝛc. schrieb, so haben wir die Lieblinge des großen Lesepublikums jener traurigen Zeit der Enttäuschung genannt.

Glücklicher Weise ist aber mit diesen Männern die Reihe der Romanschriftsteller und Novellisten noch nicht abgeschlossen und es kann zur Ehre der Nation gesagt werden, daß es neben diesen Beherrschern des literarischen Marktes doch auch noch Dichter und Dichterinnen gab, die es verschmähten, sich mit dem Mimili-Röckchen den Beifall der Menge zu erwerben, die noch Achtung vor Zucht und Sitte hatten und auch noch höhere Ziele verfolgten, als nur die, den Lesern auf angenehme Weise die Zeit zu vertreiben. Ganz besonders ließ es sich ein Kreis von Frauen angelegen sein, dem schlechten Geschmacke durch gemüthvolle Schriften entgegenzutreten, während eine Anzahl begabter Männer den Blick aus der begeisterungslosen Heimath nach England richtete, wo in Walter Scott ein Genie erstanden war, das den historischen Roman in ganz neue Bahnen lenkte.

Die Frauen besitzen sämmtlich kein hervorragendes Talent, aber viel Wärme und Innigkeit, und mit dieser schildern sie besonders das stille Familienglück mit großer Anschaulichkeit und Anmuth. Am rührigsten waren die Schlesierin **Henriette Hanke** (1785—1862) und die Wienerin **Karoline Pichler** (1769—1843). Die erstere blieb mit ihren vielen Novellen und Romanen, von denen wir nur die „Bilder des Herzens und der Welt," „Die Freundinnen" und „Die Perlen" nennen, meist in den bürgerlichen Kreisen, die letztere wagte sich auch auf das Gebiet der Geschichte und schrieb eine Reihe historischer Romane, die meist in ihrer Heimath spielen, so z. B. „Die Belagerung Wiens im Jahre 1683", in denen sie jedoch den Stoff nicht beherrschte. Werthvoll sind ihre von Ferd. Wolf herausgegebenen „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben," 4 Bde., Wien, 1844, die viele Nachrichten über die Literaturverhältnisse jener Zeit enthalten. Nicht minder fruchtbar waren die beiden Norddeutschen **Fanny Tarnow** (1783—1862) und **Amalie Schoppe** (1791—1858), die in ihren vielen Erzählungen aber fast nur die Conflikte des Herzens und in diesen besonders die unglückliche Liebe behandeln. Die letztere verfaßte auch eine Reihe anmuthiger Jugendschriften, mit denen sie einem allgemeinen Bedürfnisse entgegen kam. Eine ganz abgesonderte Stellung nimmt **Therese Huber** (1764—1829), die Tochter des berühmten Philologen Heyne, ein, die sich durch strenge Energie so emporarbeitete, daß sie, obgleich sie in ihrer Jugend eine äußerst mangelhafte Schulbildung genossen hatte, 1814 doch im Stande war, die Redaction des damals sehr einflußreichen Cotta'schen „Morgenblattes" zu übernehmen. Sie hat viel Schmerzliches in ihrem Leben erfahren, viel Trauriges gesehen, und in Folge dessen waltet bei ihr ein herber Ernst vor,

der, sich in ihren späteren Lebensjahren sogar bis zur Bitterkeit steigert. In fast allen ihren Schriften redet sie der Ehelosigkeit das Wort und in der Erzählung „Drei Abschnitte aus dem Leben eines guten Weibes" (Erzählungen, herausgegeben von ihrem Sohne Victor Aimé Huber, Leipzig 1830—33, Band 4) würdigt sie die Ehe zum nüchternen Contracte herab, der nur der Versorgung wegen geschlossen wird. Mit Recht sagt daher auch Gutzkow in seinen Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur (Stuttgart, 1839), „sie hat hier Alles aufgeboten, was den Zauber des bräutlichen und den wahrhaften Werth des ehelichen Lebens nur vernichten kann." Die Novellen müssen daher abstoßen, aber man wird sie trotzdem nicht verurtheilen, denn man hat zu bedenken, daß sie in einer Zeit geschrieben wurden, in der bei der Männerwelt die laxesten Ansichten über Moral und Sitte herrschten, in einer Zeit, in der in Preußen der Wollüstling Staatskanzler Fürst Hardenberg und in Oesterreich der »aimable Roué« Staatskanzler Fürst Metternich an der Spitze der Regierung standen. Die Novellen sind daher, da ihre Verfasserin mit scharfem Blick in die Wunden der Zeit schaute, werthvolle Beiträge zur Sittengeschichte des zweiten und dritten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts.

Die Männer, welche der allgemeinen Geschmacksverwilderung durch bessere Lectüre zu steuern suchten, sind fast alle geistig weit bedeutender, als die eben besprochenen Frauen, und da sie sich zudem auch noch an dem großen Muster Walter Scott bildeten, der mit genialer Hand „der stummen Vergangenheit das Zungenband gelöst hatte," so schufen sie eine Reihe von allerdings sehr verschiedenwerthigen historischen Romanen, die dann selbst noch auf die geistige Entwickelung der dreißiger und vierziger Jahre von Einfluß waren. Ueber die reichsten geistigen Mittel verfügte **Karl Spindler**; er war eine wahrhaft geniale Dichternatur, ein Poet, der die Fähigkeit zu erfinden, durch Contraste zu überraschen, durch lebenswahre Schilderungen zu fesseln, in erstaunlichem Maße besaß. Leider ging ihm eine tiefere Bildung ab und in Folge dessen vermochte er den Geist der verschiedenen Kulturperioden, in die er seine Handlungen verlegte, nie so vollständig zu erfassen, wie dies der hochgebildete und kenntnißreiche Walter Scott im Stande war; auch mangelte ihm aus demselben Grunde das feinere Formen- und Schönheitsgefühl und der Sinn für künstlerische Mäßigung. Darum steht auch der mit kritischem Auge sichtende und ordnende und durch reiches Wissen unterstützte Schotte weit höher, als der immer aus seinem Herzen heraus schreibende, die große Menge seiner Ideen stets sorg- und zwanglos hervorsprudeln lassende Deutsche, obgleich die ursprünglichen Talente sich wohl kaum um Haaresbreite von einander unterscheiden. Spindler wurde am 16. Oct. 1796 zu Breslau geboren, verlebte aber seine Jugendzeit in Straßburg im Elsaß, wo sein Vater als Cantor am Münster angestellt war, und begann auch dort die Rechtswissenschaft zu studiren. In Folge eines nie ganz aufgeklärten Conflictes brach er jedoch seine Studien ab, kehrte nach Deutschland zurück und führte zehn Jahre lang zum Theil als Schauspieler ein ruheloses Wanderleben, bis er endlich sein wirkliches Talent erkannte und seinen ersten größeren Roman „Der Bastard" schrieb, der ihn sofort der drückendsten Sorgen überhob. Seinen Ruf begründete jedoch erst sein zweites Werk „Der

Jude. Deutsches Sittengemälde aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts," Stuttgart 1827, das auch sein bestes geblieben ist. Die Charakteristik der Personen, die vielverschlungene Handlung, das architektonische Beiwerk, Alles ist mit Meisterschaft behandelt und dabei liegt über dem Ganzen ein poetischer Duft von großem Reize. Später bemächtigte sich Spindlers eine unheilvolle Hast, er schrieb unablässig Band auf Band und da mußte denn nothwendig eine Verflachung eintreten. Wir nennen daher auch nur noch „Der Jesuit", ein farbenreiches Bild aus dem 1. Viertel des 18. Jahrhunderts, „Der Invalid," eine Reihe zum Theil äußerst lebendiger Bilder aus der napoleonischen Zeit, „Die Nonne von Gnadenzell," ein Sittengemälde aus dem 15. Jahrhundert und „Der Vogelhändler von Imst," eine frische Schilderung von Land und Leuten in Tirol. Seine sämmtlichen Werke erschienen zuerst 1831—54 zu Stuttgart in 52 Bänden. Er starb, nachdem er eine Reihe von Jahren in angenehmen Verhältnissen in Baden-Baden gelebt, am 12. Juli 1855 im Bade Freiersbach in Baden. Spindler war den Clauren und Genossen mit seinen Romanen nur indirect entgegengetreten, ganz direct wendete sich **Wilhelm Hauff** gegen sie. Dieser begabte, am 29. Nov. 1802 zu Stuttgart geborene Poet hatte sich bereits in seiner Jugend durch gewählte Lectüre einen guten Geschmack gebildet und trat daher auch schon früh gegen den Verfasser der Mimili und deren Verehrer in die Arena, zuerst noch bei niedergelassenem Visir mit der kecken Persiflage „Der Mann im Mond" (Stuttgart 1826), die er sogar unter Claurens Namen herausgab und in der er die süßliche Manier des Herrn Geheimen Hofraths mit Erfolg lächerlich machte, sodann aber unter seinem eigenen Namen mit der „Controverspredigt", in der er eine schneidige Kritik der Romane des entnervten Schriftstellers lieferte und dessen Ansehen tief erschütterte. Zugleich erprobte er aber auch sein schönes, frisches Talent an echt poetischen Schöpfungen, schrieb anmuthvolle Märchen, von denen wir nur „Die Geschichte vom Kalif Storch" erwähnen, die mit genialer Ironie ausgestatteten „Memoiren des Satans" (2 Bände, Stuttgart 1826—27) und den großen historischen Roman „Lichtenstein" (3 Bände, Stuttgart 1826), in dem er zwar sichtbar sich an Scott anlehnte, aber trotzdem originell blieb. Die Zeit Ulrichs von Württemberg, die er zum Hintergrund nahm, ist mit vieler Treue geschildert, wenn sich auch der Dichter manche Abweichung von der historischen Wahrheit erlaubte; ganz besonders anziehend aber sind die nur zuweilen etwas zu breit gemalten Bilder aus dem schwäbischen Volksleben, die einen überaus liebenswürdigen Humor athmen. Leider war es Hauff nur noch vergönnt, die von köstlicher Laune belebte „Phantasie im bremer Rathskeller" (Stuttgart 1827) zu schaffen, worauf ihn am 18. November 1827 ein Nervenfieber vorzeitig dahinraffte. Hauff's „Sämmtliche Schriften" erschienen zuerst, geordnet und mit einem Vorworte von Gustav Schwab versehen, in 36 Bändchen zu Stuttgatt 1830—31. Gehaltreicher als der jugendliche Hauff ist der fein gebildete und welterfahrene **Ph. J. von Rehfues** (1779 —1832), der den seiner Zeit viel bewunderten historischen Roman „Scipio Cicala" schrieb. Die Kritiker der zwanziger und dreißiger Jahre stellten das geistvolle, witzige Werk sogar noch über die Romane Scotts, trotzdem ist es bald

wieder vergessen worden, weil es besonders der Sprache an Leichtigkeit fehlt. Weit länger hielten sich dagegen die mit viel weniger Aufwand von Geist verfaßten Romane von Karl August Friedrich von Witzleben (1773—1839), die unter dem Pseudonym **A. von Tromlitz** erschienen. Sie sind weit leichter verständlich, werden immer von einer lebhaften Handlung getragen und haben auch meist Personen zu Helden, die schon an und für sich interessiren. Am beliebtesten waren „Die Pappenheimer" und „Der Page des Herzogs von Friedland," doch wohnt auch ihnen kein besonderer Werth inne. Ganz und gar werthlos sind die vielen historischen Romane **Karl Franz von der Velde** (1779—1824), dem es vollständig an schöpferischer Kraft gebrach.

Dieser Unterhaltungslectüre des zweiten und dritten Jahrzehntes steht eine dramatische Literatur gegenüber, die im Großen und Ganzen zwar nicht viel Besseres, aber doch bei weitem nicht so viel Schlechtes und Verwerfliches bietet. Zwar versuchten sich auch Clauren und Julius von Voß in Schwänken und Lustspielen, sie brachten es aber niemals zu einem durchschlagenden Erfolge, da sie weder eine scharfe Charakteristik, noch eine lebhafte Handlung zu bieten vermochten und mit ihrer Frivolität nicht so vor Aller Augen in das helle Licht der Lampen treten durften. Sie mußten daher die Bühne Anderen überlassen, die geschickter und witziger waren: in Norddeutschland Raupach, Töpfer, Angely, Wolff, Beer, Blum, Gubitz, in Süddeutschland Auffenberg, Schenck, Deinhardstein, Frau von Weißenthurn, Raimund, Nestroy, Bäuerle, Castelli.

Von den norddeutschen Dramatikern war **Ernst Benjamin Salomon Raupach***) der Begabteste und auch, nachdem das Interesse für die Schicksalstragödien mehr und mehr in den Hintergrund getreten war, der Liebling des gesammten norddeutschen Publicums. Er wurde am 21. Mai 1784 zu Straupitz bei Liegnitz als der Sohn eines evangelischen Pfarrers geboren, wuchs aber, da sein Vater bald starb, in dürftigen Verhältnissen auf und konnte auch nur durch die Unterstützung wohlwollender Menschen in Halle Theologie studiren. Nach vollendeten Studien war er erst in Schlesien, dann in Rußland Hauslehrer, wurde 1816 Professor der Geschichte und Literatur an der Hauptbildungsanstalt für Pädagogen zu St. Petersburg (aus der dann 1819 die Universität hervorging), hatte aber von der altrussischen Partei manche Angriffe zu erdulden und verließ daher 1822 Rußland wieder, verlebte einige Zeit auf Reisen und ließ sich dann 1824 dauernd in Berlin nieder, wo er auch am 18. März 1852 starb. Raupach war ganz der Mann, dessen die Reaction für das Theater bedurfte; er besaß ein bedeutendes Talent, aber es fehlte ihm die letzte Weihe des Dichters; er vermochte mit erstaunlicher Leichtigkeit zu produciren, jedoch ohne jede tiefere Begeisterung für die höchsten Ziele der Menschheit, und eben darum war er der regierenden Partei vollständig nach Wunsch. Ein Dramatiker, der mit der Macht seiner Rede für die freiheitliche Entwickelung des Staatslebens, für eine unbeengte Bewegung im Reiche der Gedanken eingetreten wäre, hätte die „unruhigen Köpfe"

*) Vergl. Pauline Raupach, Raupach. Eine biogr. Skizze. Berlin 1863.

ja leicht „erhitzen“ und dem herrschenden Systeme gefährlich werden können. Von alle dem hielt sich Raupach vollständig fern. Mit seinem kühlen Verstande hatte er genau erkannt, was von oben herab gewünscht wurde und was er der hungrigen Generation in Folge dessen vorsetzen durfte; er ließ daher auch keinen seiner Helden für eine Idee, sondern immer für persönliche Interessen kämpfen. Im übrigen zimmerte er sich stets eine wohl gefugte Handlung zurecht, ließ es in jeder Scene so bunt wie möglich zugehen, verstand aber jedesmal die Conflicte wieder geschickt zu lösen und verfehlte schließlich niemals, ähnlich wie Kotzebue, auch der Rührung zum Wort zu verhelfen. Damit genügte er Augen und Herz und der Verstand blieb unbehelligt. In den dreißig Jahren seiner literarischen Thätigkeit lieferte er über siebzig Stücke, Trauerspiele, Possen, Schauspiele, Schwänke und Lustspiele und lehnte sich dabei an alle hervorragenden Dramatiker, mit Vorliebe aber an Shakespeare an, weßhalb ihn denn auch Adolf Stahr den „Shakespeare der Trivialität“ nannte. Am anspruchsvollsten tritt sein großer Cyklus von historischen Dramen „Die Hohenstaufen“ auf, in welchen in nicht weniger denn 16 Stücken sämmtliche Schicksale dieses Kaiserhauses zur Darstellung kommen; da aber der große, weltbewegende Gedanke, der alle Hohenstaufen beseelte und der hier hätte zur treibenden Kraft werden müssen, nirgends in die Erscheinung tritt, auch von dem Geiste jener großen Zeit kein Hauch zu spüren ist, so muß die Dramatisirung als eine des gewaltigen Stoffes völlig unwürdige bezeichnet werden. Die große Trilogie „Cromwell“ krankt an demselben Mangel. In den bürgerlichen Trauerspielen und in den Lustspielen ist der enge Gesichtskreis weniger auffällig und verletzend, Dramen wie „Die Leibeigenen oder Isidor und Olga“, „Vor hundert Jahren“, „Der Schleichhändler“ 2c. dürfen daher als die besseren Erzeugnisse Raupachs genannt werden. Die Tragödie „Die Leibeigenen“ ist reich an Effecten und zeichnet sich auch durch eine schwungvolle Sprache aus; in dem Lustspiele „Vor hundert Jahren“ hat der Verfasser eine Anekdote aus dem Leben des alten Dessauers, einen Conflict zwischen dem resoluten schnauzbärtigen Exercirmeister und den pedantischen hallischen Professoren, mit vielem Geschick und Humor benutzt, und in dem „Schleichhändler“ macht er in recht ergötzlicher Weise die Walter-Scott-Enthusiasten lächerlich. Aber auch diese Stücke vermochten sich nicht lange über die Zeit der Reaction hinaus auf der Bühne zu erhalten; als das geistige Leben Deutschlands wieder reger wurde, als man wieder nach höheren Zielen zu blicken wagte, als man wieder einen weiteren Horizont verlangte, da konnte die enge Raupach'sche Welt nicht mehr genügen, und so geschah es, daß der fruchtbare und einst von seinen Verehrern mit dem Lorbeer der Unsterblichkeit gezierte Dichter noch seinen Ruhm überlebte. Seine „Dramatischen Werke komischer Gattung“ gab er in 4 Bänden in Hamburg 1829—35 und seine „Dramatischen Werke ernster Gattung“ in 16 Bänden ebendaselbst 1835—43 heraus.

Die übrigen norddeutschen Dramatiker des zweiten und dritten Jahrzehntes sind im Vergleich mit Raupach nur sehr wenig productiv gewesen, und da die meisten auch ein weit geringeres Talent besaßen, so konnten sie sich mit dem

gefeierten Autor der „Leibeigenen" nicht messen. Trotzdem haben sich verschiedene Stücke von ihnen, in denen sie ohne Prätension, harmlos, liebenswürdig und anmuthig auftreten, länger als die Raupach'schen, ja zum Theil bis heute auf der Bühne erhalten. Am öftesten werden noch die Stücke von Töpfer, Angely und Wolff gegeben, seltener erscheinen die Dramen von Beer und Blum auf dem Repertoire. Ganz vergessen ist Gubitz. **Karl Töpfer** (1792—1871) besaß, da er Schauspieler von Beruf war, eine große Bühnenkenntniß und in Folge dessen sind seine Lustspiele sehr geschickt aufgebaut und durch eine gewandte Conversation belebt; ein tieferer Gedanke liegt ihnen jedoch nie zu Grunde. Wir nennen als seine besten Arbeiten „Die Einfalt vom Lande", „Der beste Ton" und „Rosenmüller und Finke". **Louis Angely** (1786—1835) will in seinen Lustspielen und Vaudevilles fast nur auf die Lachlust des Publicums wirken, aber er benimmt sich dabei mit so viel liebenswürdiger Laune und Bescheidenheit, daß man ihm nicht zürnen kann. Am frischesten sprudelt sein Humor in „Die sieben Mädchen in Uniform", „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten", „Das Fest der Handwerker" und „Von Sieben die Häßlichste". **Pius Alexander Wolff** (1784—1828) ist besonders durch sein volksthümliches Singspiel „Preciosa", zu dem C. M. v. Weber die anmuthige Musik componirte, allgemein bekannt geworden, doch hat er auch noch Lustspiele („Cäsario", „Der Mann vor fünfzig Jahren" und „Der Hund des Aubry" rc.) geschrieben, die erwähnt zu werden verdienen. Michael Beer (1800—1833), der Bruder des Componisten Meyerbeer, erregte schon in jugendlichem Alter durch seine Tragödie „Klytemnestra" die besten Hoffnungen, die jedoch ein früher Tod wieder vernichtete. Wir besitzen daher von ihm nur ein einziges völlig ausgereiftes großes Werk, das in glänzender Sprache geschriebene fünfactige Trauerspiel „Struensee", welches das Schicksal des bekannten dänischen Ministers Struensee und der Königin Caroline Mathilde behandelt und für ein freisinniges Staatsleben eintritt. Karl Ludwig Blum (1786—1844) zeichnet sich durch eine immer lebhaft sich entwickelnde Handlung aus, aber alle seine besseren Stücke („Der Ball zu Ellerbrunn", „Der Vicomte von Letorières", „Ich bleibe ledig" rc.) sind nur Bearbeitungen französischer Stoffe, was er jedoch selten anzugeben für nöthig hält. In der Geschichte des Drama's hat er sich noch dadurch einen Platz erworben, daß er das Vaudeville nach Deutschland verpflanzte. Friedrich Wilhelm Gubitz (1786—1870) endlich ist als der Verfasser von einer ganzen Reihe von einactigen Lustspielen und Schwänken zu nennen, die zwar manchen hübschen Einfall enthalten, aber ohne jede Originalität sind und daher bald wieder verweht wurden.

In Süddeutschland lag während der Zeit der Enttäuschung die Pflege des ernsten Drama's — da man Franz Grillparzer, von dem erst weiter unten die Rede sein wird, in den Schmollwinkel zurückgedrängt hatte — gänzlich darnieder. Weder der Badenser **Joseph von Auffenberg** (1798—1857), dessen Stücke sämmtlich an mangelhafter Composition kranken, noch der Münchener **Eduard von Schenck** (1788—1841), der sich zwar die Schiller'sche Sprache anzueignen, nicht aber das Schiller'sche Genie zu geben vermochte, noch der Wiener **Johann**

Ludwig Deinhardstein (1794—1859), dessen sogenannte Künstlerdramen zwar gewandt geschrieben, aber aller Poesie bar sind, können als Förderer des Drama's bezeichnet werden. Auch die Lustspielliteratur erfuhr keine Bereicherung, da die Wiener Schauspielerin Frau **Johanna Franul von Weißenthurn** (1773—1847), die zwar ein scharfes Auge für das Komische und Lächerliche im gesellschaftlichen Leben und viel Geschick für den regelrechten Aufbau eines Stückes besaß, wie „Das letzte Mittel", „Liebe und Entsagung", „Ein Mann hilft dem andern" 2c., beweisen, und daher wohl fähig gewesen wäre, Gutes zu schaffen, viel zu flüchtig arbeitete, um dabei noch künstlerische Ziele verfolgen zu können. Dagegen gelangte die Wiener Volksposse ganz unerwartet in ein neues Stadium und zwar durch den genialen Raimund, der dieses verachtete und verkannte Aschenbrödel aus seiner Niedrigkeit erlöste und zu Glanz und Ruhm emporhob.

Ferdinand Raimund wurde am 1. Juni 1790 zu Wien als der Sohn eines wenig bemittelten Drechslermeisters geboren, genoß aber trotzdem einen recht guten Unterricht und kam sodann 1805 in die Lehre, um Conditor zu werden. Sein lebhaftes Interesse für das Theater litt ihn aber nicht lange bei dem ihm wenig zusagenden Handwerke, 1808 entfernte er sich heimlich aus dem Hause seines Meisters und fand zunächst bei einer Wandertruppe in Preßburg ein Unterkommen. Allein das Glück war ihm wenig hold, trotz alles Fleißes konnte er es dem Publicum nicht recht machen, und so begann für ihn eine trübe Zeit schweren Ringens, aus der er aber schließlich doch, Dank seiner unwandelbaren Begeisterung für die Kunst und seiner ganz außerordentlichen Willenskraft, als Sieger hervorging. Bereits 1813 hatte er sich soweit emporgearbeitet, daß er einen Ruf an das Theater der Josephstadt in Wien erhielt, wo er nun bis 1817 mit wachsendem Erfolge thätig war. 1817 ging er zum Leopoldstädter Theater über und trat damit in seine Glanzperiode. Von jeher hatte es ihn mit Unwillen erfüllt, daß die geistige Speise, welche in den Volkstheatern dem Publicum vorgesetzt wurde, eine äußerst dürftige und magere war; er unternahm es daher jetzt, für eine gesundere Kost zu sorgen und schrieb eine Reihe von volksthümlichen Possen, die das Beste sind, was wir bis jetzt von dieser Art besitzen. Er flüchtete sich dabei aus der unerquicklichen Gegenwart in die Märchenwelt, wußte dieselbe aber in allen Stücken doch so geschickt mit seiner Zeit in Verbindung zu bringen, daß sie niemals fremd, oder gar unheimlich erscheint. Vielmehr fühlen wir uns in allen Raimund'schen Stücken sofort ganz vollständig heimisch und von der Herzlichkeit und Innigkeit seiner Personen auf's Angenehmste und Wohlthuendste berührt. Selbst die allegorischen Figuren, die Jugend, das Alter, die Hoffnung 2c., die in jeder Posse handelnd auftreten und uns wohl am ehesten kühl lassen könnten, gewinnen uns durch ihre Anmuth und die poetische Verklärung, in der sie uns der Dichter vorzuführen weiß. Auch die Handlung ist immer lebendig und fesselnd und die Grundidee stets geeignet, das Interesse des gesammten Publicums zu erwecken. Der Humor bewegt sich ganz im Volkstone, ist frisch und gemüthvoll, artet sogar hie und da in eine tolle Lustigkeit aus, ist aber niemals sarkastisch, streift auch niemals an Frivolität. Trotz dieser

Ursprünglichkeit und Frische, die sich in jeder einzelnen Scene kundgiebt, ist der Gesammteindruck eines jeden Stückes ein wehmüthiger — auch auf diesen schlichten Menschen, die sich weder um Constitutionsgelüste, noch um demagogische Umtriebe kümmern, lastet die Melancholie der Zeit. Die Hauptwerke Raimund's sind „Das Mädchen aus der Feenwelt, oder der Bauer als Millionär", aus dem wir unten zwei Scenen mittheilen, „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" und „Der Verschwender". Die Zeichnung der Charaktere ist hier immer meisterhaft und jede Scene mit bewunderswerthem Geschick aufgebaut. Die Stücke werden daher noch heute in ganz Deutschland gegeben. In Wien machten sie bei ihrem ersten Erscheinen das größte Aufsehen und hatten auch noch dadurch einen besonderen Reiz, daß Raimund in allen die Hauptrollen gab. Leider sollte der Dichter die Früchte seines angestrengten Schaffens nicht genießen, es bemächtigte sich seiner nach und nach eine drückende Schwermuth, deren er sich auch nicht erwehren konnte, als er sich ganz von der Bühne zurückzog und auf seinem schönen Landgute Gutenstein ein sorgenfreies Leben zu führen versuchte. Sein Trübsinn steigerte sich dort sogar noch weit mehr, und als er nun noch unglücklicher Weise im Sommer 1836 von einem Hunde in die Hand gebissen wurde, den er für toll hielt, so bemächtigte sich seiner eine namenlose Angst. Er reiste sofort nach Wien ab, um einen Arzt zu consultiren, wurde aber unterwegs von einem starken Gewitter überrascht und gezwungen, in Pottenstein zu übernachten. Hier packten ihn aber die Dämonen der Hypochondrie der Art, daß er sich in seiner Verzweiflung mit einem Terzerol in den Mund schoß und an der erhaltenen Wunde nach acht qualvollen Tagen am 6. September 1836 starb. Die Literatur erlitt durch diesen frühen Tod Raimund's einen schweren Verlust; die Kraft des Dichters war bei seinem Hinscheiden bei weitem noch nicht aufgebraucht, bei längerem Leben und geistiger Gesundheit würde derselbe vielmehr ohne Zweifel noch eine ganze Reihe von Volksstücken geliefert und in Folge dessen ein neues Stadium in der Entwickelung der Volksbühne herbeigeführt haben; die drei bisher gelieferten Stücke waren noch nicht im Stande, diesen reformatorischen Einfluß auszuüben. Raimund's „Sämmtliche Werke" erschienen zuerst, herausgegeben von Joh. Nep. Vogel, zu Wien 1837 in 4 Bänden, sodann noch einmal 1855 in 9 Bändchen, von denen das erste eine Biographie des Dichters enthält.

Aus „Der Bauer als Millionär".

Zweiter Aufzug, vierte Scene.

Eleganter Saal.

Der Bauer und Millionär Wurzel. Afterling. Musensohn. Schmeichelfeld. Habakuk.

Alle (übermüthig schreiend): Der Hausherr soll leben! (Ein Paar werfen die Gläser an die Wand.)

Wurzel: Schlagt's nicht so viel Gläser zusammen; ich bin ja kein Glasfabrikant.

Musensohn: Aber jetzt ist es aus, meine Herren! Es ist fünf Uhr, und ich muß heute Abend noch geschwinde den letzten Act von meinem Trauerspiel schreiben.

Schmeichelfeld: Was Trauerspiel! — Lustig wollen wir von unserm Herrn von Wurzel scheiden, dem aimabelsten Mann in der ganzen Stadt. Singen wollen wir, und dazu machen Sie uns Verse, wenn Sie Dichter sein wollen.

M.: Schön, wir wollen die Freundschaft besingen.

Afterling (der einen starken Rausch hat): Ja, singen! Schön singen wollen wir, und hernach kerzeng'rad nach Haus. (Er taumelt, alle lachen.)

W.: Der hat ihn heut'.

A.: Lachen? Ihr Spitzbuben seid nichts nutz — Alle seid nichts nutz. Herr von Wurzel, Alle, bis auf den — (auf den Dichter zeigend) und der ist auch nichts nutz. — Aber Sie, Herr von Wurzel, sind ein großer Mann. Aber sind Sie aufrichtig, Herr von Wurzel! (Beschwörend) Herr von Wurzel! Sein Sie auch aufrichtig! — Haben Sie — keinen Punsch mehr? —

W.: Nun, so gebt ihm noch ein Glas, so fallt er gar untern Tisch.

A.: Herr von Wurzel! (Fällt ihm um den Hals) Sie sind unser Vater, und wie Sie sich heute auf mich stützen können, so können Sie sich auf uns Alle stützen. — Punsch her! Punsch! — Der Herr von Wurzel soll leben! (Taumelt gegen die Thür und fällt vor Rausch in einen Stuhl.)

W.: Nun der hat's überstanden. (Zu Habakuk) Führ' ihn hinüber in das rauschige Zimmer und legt's ihn in das Bett, was ich hab' herrichten lassen, wenn einem guten Freunde übel wird.

H.: Es liegen ja schon drei drinnen und Einer vor der Thür, man kann gar nimmer hinein.

W.: So legt ihn in das blaue Zimmer, wo der große Spiegel ist und das Porzellain. Aber bindet ihn an, sonst schlagt er uns Alles zusammen.

H. (Afterling mit zwei Bedienten forttragend): Nun, das sind schöne Herrschaften!

M. (hat bei einem Tisch mit Bleistift geschrieben und springt auf): Fertig sind die Verse. Jetzt, meine Herren, stimmen Sie sich.

Alle: Bravo! Bravo!

M.: Die Phantasie hat mich begeistert; Herr von Wurzel, (schlägt ihn auf die Achsel) wollen Sie ihre Stimme hören?

W.: Lassen Sie sie los!

Trinklied.

Musensohn (singt vor).

Freunde, hört die weise Lehre,
Die zu euch Erfahrung spricht,
Schickt die Freude ihre Heere,
Oeffnet alle Thore nicht;
Mann für Mann laßt nur herein,
Wollt ihr lang ihr Feldherr sein.

Chor.

Mann für Mann laßt nur herein,
Wollt ihr lang ihr Feldherr sein.

Musensohn.

Wenn des Lebens Bajadere
Hält den goldnen Wagen still,
Und für ihres Glücks Chimäre
Euren Frieden täuschen will:
Jagt die feile Dirne fort,
Denn Fortuna hält nicht Wort!

Chor.

Jagt die feile Dirne fort,
Denn Fortuna hält nicht Wort!

Musensohn.

Doch, wenn voll der Becher blinket,
Bacchus' Geist den Saal durchrauscht,
Euch die Freundschaft zu sich winket,
Und Gefühle mit euch tauscht;
Drückt sie Beide an die Brust,
Sie gewähren Götterlust.

Chor.

Drückt sie beide an die Brust,
Sie gewähren Götterlust.

(Alle ab.)

Wurzel. Lorenz.

(Habakuk und Bediente räumen die Tische ab.)

W.: Das war ein prächtiges Mittagsmahl heut'. Ich bin so gut aufgelegt — heut' Nacht leg' ich mich wieder nicht schlafen. Habakuk, bring' einen Champagner herauf.

L.: Hallo! Das ist ein Leben! Juche!

W.: Stoß an, Lorenz! Alle Rauschigen sollen leben!

L: Hoch! (Die Glocke schlägt 12 Uhr.)

W.: Was ist denn das? — Zwölfe? — Hat denn die Uhr einen Rausch? Es ist ja erst sechs Uhr, und der schönste Abend. (Alle sehen auf die Uhren.) Schaut's auf euere Uhren.

L.: Was ist denn das? Es geht ja keine. Bei mir ist es zwölf Uhr.

Alle Bediente: Bei uns auch.

W.: Ich glaube gar, ihr macht euch einen Spaß mit mir? Redet! (Man hört an der Thür stark pochen.) Was ist denn das? Schau hinaus. (Es pocht stärker.) Mir scheint, der schickt die Grobheit voraus, daß sie statt

ihm anklopfen soll. Jetzt weiß ich nit, bin ich im Narrenthurm oder zu Haus.

L. (kommt zurück): Euer Gnaden, ein junger Herr ist gefahren kommen in einem goldenen Wagen, der voller Blumen ist, und zwei Rappen vorn, die er kaum erhalten kann, und hinterm Wagen tanzen lauter Pagen und rosafarbene Kammerjungfern. Er will mit Ihnen reden.

W.: Wie heißt er denn?

L.: Das weiß ich nicht. Er sagt, er ist die Jugend.

W.: Ah, ein Jugendfreund wird er gesagt haben. Gleich laßt ihn herein. Das ist eine prächtige Visite! — Champagner tragt auf, ihr verdammten Kerls! Ich bin doch ein glücklicher Mann, die schönsten Leute kommen zu mir.

(Lorenz öffnet die Thür.)

Die Jugend und Wurzel.

(Sechs Pagen und sechs Mädchen, weiß gekleidet mit rosenrothen Leibchen, welche sammt den Hüten mit blühenden Rosen verziert sind, tanzen herein und gruppiren sich auf beiden Seiten der Thür. Dann hüpft die Jugend herein, ein weiß kaschemirnes kurzes Beinkleid, weiß atlasne Weste mit silbernen Knöpfchen, am Kragen mit Rosen garnirt, rosenrothes Fräckchen, weiß atlasnen runden Hut mit einem Rosenband. Das Beinkleid am Knie mit silbernen Knöpfchen und rosenrothen Bändern gebunden. Sie spricht in hochdeutschem Dialekte, mit einem Anklang des preußischen.)

Jugend: Grüß' dich der Himmel, Brüderchen! Du nimmst es doch nicht übel, daß ich dir meine persönliche Aufwartung mache?

W.: Das ist ein prächtiger Mensch! Hundsjung und geißnärrisch. Hat mich noch nie gesehen und gleich Brüderl.

J.: Ja, Bruder, ich komme in einer sonderbaren Angelegenheit!

W.: Nun, Bruder, mit was kann ich dienen? (Für sich.) Der braucht gewiß ein Geld.

J.: Ja, nimm es nicht übel, Brüderchen, aber mit uns ist es aus! Ich bin hier, um dir meine Freundschaft aufzukündigen.

W.: Nun, das wär' nicht übel, Bruder; jetzt lernen wir uns erst kennen, Bruder, und sollen schon wieder böse auf einander sein; Bruder, das wär' g'fehlt.

J.: Haha! Was fällt dir ein, Brüderchen! Fehlgeschossen! Das endigt ja eben unsere Freundschaft, weil wir schon gar zu lange mit einander bekannt sind. Wir sind ja schon zusammen auf die Welt gekommen, weißt du denn das nicht mehr?

W.: Ja, ja! Ich erinnere mich schon. Nachmittag war's und geregnet hat's auch.

J.: Wir sind auch mit einander in die Schule gegangen. Weißt du denn das auch nicht, wir sind ja auf einer Bank gesessen.

W.: Ist richtig! Auf der Schandbank sind wir gesessen. (Für sich.) Ich kenn' ihn gar nicht.

J.: Ja freilich! Sie haben uns ja dadurch zwingen wollen, daß wir etwas lernen sollen.

W.: Nun ja, was das für Sachen waren; aber wir haben nichts dergleichen gethan. O, wir waren ein Paar feine Kerls! (Für sich.) Ich habe ihn mein Leben nicht gesehen noch.

J.: Und wie wir Beide zwanzig Jahre alt waren, haben wir die ganze Gemeinde geprügelt. O, das war ja prächtig, Brüderchen!

W.: O, das war ein Hauptjux! (Für sich.) Ich weiß kein Wort davon.

J.: Und getrunken haben wir, Bruder, das war mörderisch.

W.: O, das war schändlich, Bruder!

J.: Ja, und was wir Alles getrunken haben!

W.: Nun, einmal haben wir, glaub' ich, gar einen Wein getrunken — das Verbrechen!

J.: Ja, und was für einen!

W.: Einen Luttenberger.

J.: Und einen Grinzinger.

W. (Für sich.): Ist Alles nicht wahr.

J.: Du hast mich ja in alle Wirthshäuser herumgeschleppt, wir waren ja alle Tage sternhagelvoll besoffen, kurz, wir waren ein Paar wahre Lumpen.

W. (bei Seite.): Er muß doch eine Spur von mir haben, er kennt mich doch. (Laut.) Bruder, wir wollen's noch sein. Schlag' ein, Bruderherz!

J.: Bruder, nein! Jetzt ist es gar. Du mußt jetzt solid werden; du mußt dich um sieben Uhr zu Bett legen; du darfst dir keinen Rausch mehr trinken, kurz, was du zu thun hast, das wirst du von einem Andern hören, der dir Alles pünktlich auseinander setzen wird.

W.: Bruder, was wär' denn das? — Ich keinen Rausch — und das ist das Edelste

an mir. Ich bin so gesund, daß ich mit einer Armee raufen könnt'.

J.: Ja, Brüderchen, jetzt, so lange ich noch bei dir bin. (Stark.) Doch bei dem ersten Schritte, den ich aus diesem Saal mache, wird dich die Lust verlassen, auf eine so unedle Weise dein Schicksal ferner zu versuchen.

W.: Ich fange mich völlig zu fürchten an. Auf die Letzt kann mich der Kerl verhexen! Das wäre eine hantige Bruderschaft.

J.: Also Adieu, lieber Bruder. Verzeihe mir, was ich dir Leides gethan habe, du lieber, guter Kerl du! Ich bin gewiß ein fideler Junge, habe es lange genug mit dir ausgehalten, du warst mein intimster Freund, aber du bist gar ein liederliches Tuch, darum lebe wohl, Brüderchen, sei nicht böse auf mich, und sage mir nichts Schlechtes nach.

Duett.

J.: Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt mir ja nicht böse sein!
Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn:
Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt nicht böse sein!

Darauf bittet Wurzel die Jugend wiederholt, — wir müssen wegen Raummangels hier kurz erzählen — bei ihm zu bleiben, es ist aber Alles vergebens, es muß geschieden sein. Schließlich singen Beide:

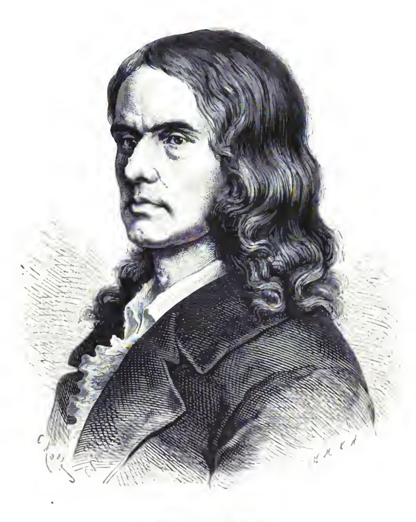
Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Ich schlag' zum Abschied ein!

Nun umarmen sie sich und die Jugend tanzt ab, ihr Gefolge auch. Wurzel geht nach einer Flasche Wein, will trinken, stellt sie aber mißmuthig zurück und setzt sich in einen Stuhl.

Nach Raimund's Auftreten fehlte es zwar nicht an Versuchen, die Wiener Volksposse noch weiter zu pflegen, allein keinem Einzigen der verschiedenen Nachstrebenden gelang es, auch nur annähernd die Muster zu erreichen; besonders fehlte es Allen an der Gemüthstiefe, an der warmen Herzlichkeit, die bei Raimund stets so angenehm berührt, dagegen verfügen sie meist über einen lustig sprudelnden leichten Humor. Wir nennen hier nur Johann Nepomuk Nestroy (1802—1862), der die Possen „Der böse Geist Lumpacivagabundus," „Einen Jux will er sich machen" 2c. verfaßte, Adolf Bäuerle (1786—1859), der eine ganze Reihe meist derb komischer Schwänke und auch den eine Episode aus dem Leben Raimund's behandelnden Roman „Therese Krones" schrieb, und Ignaz Franz Castelli (1781—1862), der sich besonders durch seine dramatischen und lyrischen Dichtungen in niederösterreichischer Mundart einen Namen machte.

Wir hätten damit unsere Rundschau über die Literatur des zweiten und dritten Jahrzehnts vollendet und alle Dichter genannt, die das Publicum jener Zeit bewegten, unterhielten und ergötzten, trotzdem können wir von diesem Zeitabschnitte noch nicht scheiden. Wir hielten uns bisher immer nur auf dem lauten Markte, besprachen nur die literarischen Erscheinungen, die dem Geschmacke der großen Menge huldigten, oder bestimmt waren, die Zeitgenossen den Jammer der politischen Verhältnisse vergessen zu machen; aber es standen auch Dichter in jener Zeit, die es verschmähten, der Tagesstimmung zu dienen und darum einsam und lange unbeachtet blieben: es waren dies Chamisso, Grabbe und Grillparzer und die schwäbischen Dichter Uhland, Kerner, Mörike mit ihren Verwandten. Die ersteren mögen den Schlußstein dieses Kapitels bilden; mit den schwäbischen Dichtern wollen wir uns im nächsten Kapitel beschäftigen.

In **Adalbert von Chamisso**, oder, wie er eigentlich hieß, Louis Charles Adelaide Chamisso de Boncourt, tritt uns einer der liebenswürdigsten Poeten entgegen und zugleich der einzige Ausländer, der in der deutschen Dichtkunst Hervorragendes leistete. Er wurde am 27. Januar 1781 auf dem Stammschlosse Boncourt in der Champagne geboren, verlebte eine unruhvolle Kindheit, da er in Folge der Revolution mit seinen Eltern aus Frankreich fliehen mußte, hielt sich vorübergehend in Lüttich, Würzburg, Bayreuth auf, bis es 1796 gelang, ihm eine Stelle als Page bei der Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm II. in Berlin auszuwirken. Als solcher erhielt er auch einigen Unterricht im französischen Gymnasium zu Berlin, bis er 1798 als Fähnrich in die Armee eintrat und nun verschiedene preußische Feldzüge mitmachte. Der Kriegsdienst sagte ihm jedoch keineswegs zu; schon jetzt fühlte er sich weit mehr zu wissenschaftlichen Studien und zur Poesie hingezogen, als zum Soldatenleben; auch widerstrebte es ihm, gegen seine eigenen Landsleute die Waffen zu führen. Er nahm daher 1806 seinen Abschied. Ein neuer Wirkungskreis wollte sich aber, so sehr er sich auch darum bemühte, nicht finden, immer war es der Mangel an classischer Bildung, der sich ihm hindernd in den Weg legte. Er kehrte daher nach wiederholtem Aufenthalte in Frankreich und einem mehrmonatlichen Besuche in dem gastlichen Coppet bei Frau von Staël 1812 nach Berlin zurück, holte mit allem Eifer das in der Jugend Versäumte nach und widmete sich sodann dem Studium der Naturwissenschaften. Daneben wagte er auch manchen dichterischen Versuch, doch gelang es ihm noch nicht, alle Schwierigkeiten, die sich dem Ausländer boten, zu überwinden. Dagegen brachten ihn seine Bestrebungen in einen angenehmen und lebhaften literarischen Verkehr mit Varnhagen von Ense, Ludwig Robert, E. Hitzig u. A. Die Befreiungskriege unterbrachen seine Studien wieder und riefen manchen Zwiespalt des Herzens in ihm wach, weil er sich nicht entschließen konnte, gegen Frankreich zu kämpfen. Er zog sich daher auf das Landgut seines Freundes Hitzig zurück, und hier in stiller Landeinsamkeit schuf er, theils um sich zu zerstreuen, theils zur Belustigung der Kinder seines Freundes, sein erstes eigenartiges poetisches Werk, das Märchen „Peter Schlemihls wunderbare Geschichte," das sodann de la Motte Fouqué 1814 zu Nürnberg herausgab. Der Dichter schildert darin in zum Theil überaus drolliger Weise, wie ein armer Bursch dem Bösen gegen einen unerschöpflichen Geldbeutel seinen Schatten verkauft, in Folge dessen trotz seines Reichthums unglücklich wird, da den Schattenlosen alle Menschen verspotten und meiden, und erst wieder Ruhe gewinnt, nachdem er den Beutel von sich geworfen, also die Verbindung mit dem Bösen abgebrochen und glücklicher Weise die Siebenmeilenstiefel gefunden hat, mit denen er nun die Welt durchwandert, sich an der Herrlichkeit derselben erquickend und erfreuend. Das Märchen ist vielfach gedeutet worden; unseres Erachtens hat der Dichter damit sagen wollen, daß der, welcher nicht ganz so ist wie alle Anderen, dem besonders etwas Auffälliges fehlt, und sei es auch nur etwas Nichtiges, mißachtet, ja verhöhnt wird, selbst wenn er im Stande ist, für das Mangelnde doppelt und dreifach Besseres zu geben. Er thut daher am Wohlsten, wenn er



Adalbert von Chamisso.

hinauswandert in die Welt und in der Anschauung der Natur sich über das kleinliche Treiben der Menschen erhebt. Die Dichtung war offenbar aus tiefstem Herzen hervorgequollen und Peter Schlemihl Niemand anders, als Chamisso selbst. Auch Chamisso erfuhr ja, da er ein Ausländer war, die verschiedensten Zurücksetzungen, mußte in der damaligen Zeit als Franzose hinter Vielen zurückstehen, die weit weniger Fähigkeiten besaßen, als er, und zog daher auch alsbald, ganz wie Peter Schlemihl, hinaus in die Welt: er betheiligte sich von 1815 bis 1818 als Naturforscher an der von dem russischen Reichskanzler Romanzoff veranstalteten Entdeckungsexpedition nach dem Nordpol. Nach seiner Rückkehr nach Berlin erhielt er eine kleine Anstellung als Custos der botanischen Sammlungen und lebte fortan ausschließlich botanischen Studien und der Poesie. Die lange Weltreise, obgleich sie für ihn nichts weniger als angenehm gewesen war, hatte außerordentlich günstig auf die Entwicklung seines Talentes gewirkt; er war weitsichtiger, gedankenreicher geworden, und da es ihm auch durch angestrengtesten Fleiß gelungen war, sich eine vollständige Herrschaft über die deutsche Sprache zu erwerben, so vermochte er sich jetzt zu freier Selbstständigkeit emporzuringen. Alle seine wirklich werthvollen poetischen Schöpfungen sind daher auch erst in dieser späteren Periode seines Lebens entstanden. Es fehlt ihnen in Folge dessen zwar das jugendliche Feuer, die Gluth der Leidenschaft, dagegen sind sie durchdrungen von einer überaus wohlthuenden Wärme und Innigkeit und von anmuthigster Formenschönheit. Es gilt dies besonders von seinen lyrischen Gedichten, den feinsinnigen „Lebens-Liedern und Bildern" und dem so außerordentlich reizvollen Lieder-Cyklus „Frauen-Liebe und Leben", aus dem wir unten Nro. IV. mittheilen. In seinen erzählenden Gedichten zeigt er auch bisweilen eine Vorliebe für das Abenteuerliche und Schauerliche, wie in dem Terzinen-Cyklus „Salas y Gomez" in „Don Juanito", dem „Crucifix," ja selbst für kecken Humor und kaustische Ironie, wie in „Der rechte Barbier", „'s war Einer, dem's zu Herzen ging", doch stehen diese Balladen und Humoresken — nur „Salas y Gomez" ausgenommen, das reich an poetischen Schönheiten ist — erheblich hinter jenen mildfreundlichen Bildern und Scenen zurück, in denen der Dichter ganz unmittelbar und ohne jeden romantischen Ausputz an uns herantritt, wie in den schlicht-wehmüthigen und tief gemüthvollen Gedichten „Die alte Waschfrau," „Schloß Boncourt" ꝛc., die daher auch das Vollendetste sind, was er geschaffen hat. Wir bringen unten „Schloß Boncourt" zum Abdruck, weil dieses auch zugleich ein schönes Zeugniß von der edeln Gesinnung Chamisso's ablegt. Die französische Revolution hatte ihn mit rauher Hand aus glänzenden Lebensverhältnissen mittellos über die Grenze geschleudert, dennoch grollte er ihr nicht, sondern erkannte ohne jede egoistische Einschränkung den gewaltigen segensreichen Umschwung an den sie hervorgebracht. Er war daher auch naturgemäß ein Gegner der Adelspartei der zwanziger Jahre und erhob wiederholt rückhaltlos seine warnende Stimme gegen das unheilvolle Gebahren derselben, wie z. B. in dem unten mitgetheilten Sonett „Ihr wollt zurück!"; als dann aber nach der Julirevolution das geschah, „was an der Zeit war," als die allgemeine Bewegung der Geister

die er prophezeit und so sehnlich herbeigewünscht, eintrat, da war es ihm nicht vergönnt, werkthätig mit einzugreifen, denn ein schweres Brustleiden warf ihn aufs Siechbett und führte nach langen, leidensvollen Jahren am 21. August 1838 seinen Tod herbei. Seine „Gedichte“ erschienen zuerst gesammelt 1831, seine „Werke“ kamen zuerst, versehen mit einer von J. Ed. Hitzig verfaßten Biographie, 1836—39 in sechs Bänden zu Leipzig heraus. An einem ausführlichen Lebensbilde Chamisso's arbeitet zur Zeit Carl Fulda, der Biograph von Charlotte von Schiller.

Frauenliebe und Leben. IV.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Ich hatt' ihn ausgeträumet,
Der Kindheit friedlichen Traum,
Ich fand allein mich, verloren
Im öden, unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
Du hast mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Werth.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Ich schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theuerer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

Ihr wollt zurück!

Ihr wollt zurück uns führen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit?
Ihr hängt umsonst an der Vergangenheit,
Ihr werdet nicht die Zukunft unterschlagen.

Es ist ein eitel, ein vergeblich Wagen,
Zu greifen in's bewegte Rad der Zeit.
Der Morgen graut, verscheucht die Dunkelheit,
Und leuchtend stürzt hervor der Sonnenwagen.

Die, blind und taub, ihr Augen habt und Ohren,
Nicht Stimmen hören wollt, nicht Zeichen sehen,
Ich zittre nun für euch, ihr blöden Thoren!
Denn Gottes Rathschluß wird dennoch bestehen,
Die Frucht der Zeit zu ihrer Zeit geboren
Und das, was an der Zeit ist, doch geschehen.

Chamisso's Talent konnte sich noch zu so freundlicher Blüthe entwickeln, weil es von keinem großen Umfange war; ganz anders mußte sich das Schicksal Grabbe's gestalten. Grabbe war ein Genie, das die Kraft in sich fühlte, Gewaltiges zu schaffen und das sich daher in die Enge seiner Vaterstadt, in die Enge der deutschen Verhältnisse der zwanziger Jahre nicht zu fügen vermochte. Voll Feuer und Leidenschaft, mit hochfliegenden Plänen trat der junge Dichter auf den Plan; mit gewuchtigen Hieben wollte er alle Schranken niederreißen, mit denen der kurzsichtige Despotismus die Entwickelung unseres geistigen Lebens zu hemmen gedachte; mit Donnerstimme wollte er hineinrufen in die deutschen Lande und das in Frivolität versunkene deutsche Volk wieder für Großes und Gewaltiges begeistern. Aber so bald er sich nur bewegte, stieß er sich, so bald er nur einen Ruf versuchte, benahm ihm die drückende Schwüle den Athem. Das brachte ihn auf; er stemmte sich trotzig, er wollte lauter schreien — Alles vergeblich! Da gerieth er in wilde Wuth, in Verzweiflung, und mit titanenhaftem Hohn verspottete er seine eigenen Ideale, zertrümmerte er sich selbst. Und der ehrsame deutsche Bürger schüttelte über den tollen Rabulisten den Kopf und die löbliche Polizei schrieb in ihr Personalregister: Er war ein Trunkenbold. Damit war das Drama abgethan und das Publicum bemühte sich, den Helden mit seinen vielen unsympathischen Scenen so bald als möglich wieder zu vergessen; nur die Literaturgeschichte hat ihn treu im Gedächtniß behalten und wird sich auch seiner erinnern, so lange sie der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts gedenkt.

Christian Dietrich Grabbe wurde am 11. December 1801 zu Detmold in ärmlichen Verhältnissen geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von 1819 bis 1822 in Leipzig und Berlin die Rechtswissenschaft. Schon als Schüler erregte er durch seine Genialität die Verwunderung der Lehrer, als Student, erst einundzwanzigjährig, versetzte er bereits die ganze literarische Welt Deutschlands in Erstaunen durch sein Erstlingswerk, den „Herzog von Gothland“. Das Drama ist nichts weniger als ein Kunstwerk; die Handlung ist wüst und zum Theil widerwärtig und die Personen sind Caricaturen, aber keine wirklichen Menschen. Die beiden Helden, der Herzog Theodor von Gothland und der Mohr Berdoa, der mit einem Heere heidnischer Finnen in Schweden einfällt, überbieten sich in den schaudervollsten Greuelthaten. Der Mohr, ein Scheusal sonder Gleichen, hetzt

den Herzog Theodor gegen dessen Bruder Friedrich, es kommt zu den geschmacklosesten Rache- und Kampfscenen, und schließlich endet Alles in einem Ekel und Schauder erregenden Massenmorde. Trotzdem legt das Stück beredtes Zeugniß von der eminenten Begabung des Dichters ab; überall äußert sich die ursprüngliche Kraft des Genie's; in allen Scenen offenbart sich eine großartige Kühnheit der Gedanken, entwickelt sich eine hinreißende Gewalt der Sprache, wie sie nur einem echten Dramatiker zu Gebote steht. Leider ist auch schon in diesem Erstlingswerke die Begeisterung des Dichters vom finstersten Skepticismus angefressen. Die Zeitstimmung, der schwere Druck auf das gesammte geistige Leben hatten bereits so nachtheilig auf Grabbe gewirkt, daß er schon jetzt tief verstimmt in die Zukunft und auf sein dichterisches Streben blickte. Bald sollte er noch eindringlicher davon überzeugt werden, in welch ungünstiger Zeit er erschienen war. Denn als er nun mit seiner Schöpfung hinaustreten wollte vor das Volk, da fand er überall verschlossene Thüren. Man hatte wohl eine Bühne für einen Müllner und Raupach, nicht aber für einen Grabbe. Es wurde nicht einmal ein Versuch mit einer Bearbeitung des Drama's gemacht, für die sich doch wohl leicht eine bühnenkundige Hand gefunden haben würde. Ludwig Tieck ließ es bei einigen Lobsprüchen sein Bewenden haben und August Klingemann fand den jungen Dichter mit einem als Honorar maskirten Almosen ab. Mit Recht sagt daher auch Dingelstedt („Die Externsteine", N. Fr. Presse, April 1876): „Hätte Schiller mit seinen ‚Räubern' in Mannheim nicht mehr gefunden, als Grabbe in Berlin, Dresden und Braunschweig, so besäßen wir heute weder den ‚Wallenstein', noch den ‚Tell'". Grabbe ging bitter enttäuscht in seine Heimath zurück, widmete sich wieder mit aller Energie den Rechtsstudien und wurde nach abgelegtem Examen in seiner Vaterstadt Advocat und Militäraudititor. Seine äußeren Verhältnisse gestalteten sich in Folge dessen bald leidlich günstig; er verheirathete sich daher auch und würde nun gewiß ein behagliches Leben geführt haben, wenn er eben nicht Grabbe gewesen wäre. Bei ihm, dem Giganten, ließ sich aber der Trieb, dichterisch zu schaffen, nicht zurückdrängen; immer wieder brach er mächtig hervor, und da der Dichter dann auch immer wieder fühlen mußte, daß es ihm unmöglich war, sich über die beschränkten Verhältnisse zu erheben, so zerfiel er schließlich mit sich und der Welt und ergab sich dem Trunke. Alle Dichtungen, die er in dieser qualvollen Zeit schrieb, oder zu schreiben begann, sind daher mehr Ausbrüche wilder Verzweiflung als poetische Schöpfungen, unförmige Schlacken, die er aus dem Gluthmeere seines Innern mit vulkanischer Kraft emporschleudert. Wir nennen hier von seinen Dramen auch nur „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", „Don Juan und Faust", „Kaiser Friedrich Barbarossa", „Kaiser Heinrich der Sechste", „Napoleon oder die hundert Tage" und „Die Herrmannsschlacht." Das erstgenannte Stück ist eines der barockesten, die jemals geschrieben worden sind. Die Hauptrolle darin spielt kein Geringerer, als der Teufel, der sich, da in der Hölle gescheuert wird, auf die Erde geflüchtet hat und nun in grotesken Sprüngen die wunderlichsten Conflicte herbeiführt. Gleich am Anfang geräth er mit vier Professoren zusammen, die ihn ob seiner abschreckenden

Häßlichkeit für eine deutsche Schriftstellerin halten, weiterhin treibt er als Canonicus — ursprünglich als Generalsuperintendent — sein Unwesen und schließlich läßt er sich in einen großen Käfig locken, in den als Köder Casanova's Memoiren gelegt worden sind. Die „tiefere Bedeutung" des Stücks ist bis jetzt ein Geheimniß geblieben, doch kann von derselben auch füglich abgesehen werden; schon wenn wir die Dichtung nur einfach als eine originelle Burleske nehmen, ist sie für die Beurtheilung Grabbe's von Werth, denn sie liefert den Beweis, daß dem Dichter auch der ursprüngliche Humor für einen großen Dramatiker nicht fehlte. Weitaus bedeutender als dieses „teufelhafte Lustspiel" ist die Tragödie „Don Juan und Faust". Sie wird von einem genialen Grundgedanken getragen und ist durchweg großartig. Grabbe hat in einer Selbstrecension die Idee des Stückes klar und scharf dargelegt; er wollte die beiden Sagen von Don Juan und Faust miteinander verschmelzen und in den beiden Hauptpersonen die Extreme der Menschheit versinnbildlichen. Das ist ihm auch zum Theil gelungen; der stolze Titan Faust, der es zum Uebermenschlichen gebracht und der sich das Geisterreich unterworfen hat, ist mit kühnen Strichen gezeichnet, nicht minder der lebensfroh genießende jugendschöne Don Juan, aber es fehlt der Dichtung vor allem die Ruhe, es kommt wohl, wie Joseph Hillebrand bezeichnend bemerkt, zu mächtigen Schlägen und Blitzen hinüber und herüber, aber zu keiner rechten Beleuchtung, und dann mangelt es an einem der Idee des Drama's entsprechenden Endresultate. Aehnlich verhält es sich mit den Hohenstaufentragödien „Kaiser Friedrich Barbarossa" und „Kaiser Heinrich der Sechste". Auch hier einzelne Scenen von imposanter Schönheit, belebt durch mächtig fortreißende Leidenschaft und einen an Shakespeare erinnernden Witz, aber auch hier keine harmonisch sich entwickelnde Handlung und kein befriedigender, sich naturgemäß ergebender Schluß. Trotzdem sind diese Dramen noch die am besten gebauten und gefügten des Dichters. In „Napoleon oder die hundert Tage" hat sich Grabbe bereits vollständig von der Bühne abgewandt; er denkt gar nicht mehr daran, ein darstellbares Stück zu schreiben, sondern entwirft nur noch dramatische Bilder, die er dann aneinander reiht. Doch was für Bilder sind das! Riesenhafte Frescogemälde, in denen das gewaltige Ringen des Giganten Napoleon mit Meisterhand dargestellt ist. Johannes Scherr nennt daher auch das Drama „die weitaus bedeutendste dichterische Transfiguration des Napoleonismus". Nach dem Abschluß dieses Drama's litt es den Dichter nicht mehr in seiner Heimath, er verließ Detmold und seine Frau, ging nach Frankfurt a. M. und dann nach Düsseldorf, war aber bereits so tief gesunken, daß er sich auch an Immermann's Hand nicht mehr zu erheben vermochte. In Noth und Elend verbrachte er noch einige Jahre in Düsseldorf, schleppte sich dann nach Detmold zurück, raffte hier noch einmal die sinkenden Kräfte zu dem Drama „Die Herrmannsschlacht" zusammen und starb hierauf in den Armen seiner Mutter am 12. September 1836.*) Er fiel als ein Opfer der Kleinstädterei und Kleinstaaterei der zwanziger Jahre und

*) Vergl. Karl Ziegler, Grabbe's Leben und Charakter. Hamburg 1855.

der Indolenz und Exclusivität des zeitgenössischen Theaters. Er verkam, wie auch Dingelstedt in dem bereits oben angezogenen Essai betont, weil der dramatische Dichter nun einmal nicht in der Studirstube auf- und auswachsen kann, weil er, um zu lernen, um zu leben, des Theaters, der Schauspieler, eines wirklichen Publikums bedarf, wie der Fisch des Wassers. Die Dramen Grabbe's erschienen in Einzelausgaben zu Frankfurt a. M. und Düsseldorf von 1827 bis 1835, dann gab noch 1838 die Wittwe „Die Herrmannsschlacht" mit einer Biographie des Dichters von Duller zu Düsseldorf heraus; die erste Gesammtausgabe besorgte Rudolf Gottschall (2 Bände, Leipzig 1870) und die erste kritische Gesammtausgabe, eine sehr fleißige Arbeit, lieferte Oskar Blumenthal (4 Bände, Detmold 1874).

Dasselbe tragische Geschick, unter welchem Grabbe zusammenbrach, ließ auch Grillparzer nicht zu seiner vollen Entwickelung gelangen; doch kam es bei dem österreichischen Dichter nicht zu einer so grellen Katastrophe, wie bei dem trotzigen norddeutschen, weil er eine weiche, zarte Natur und ein streng sittlicher Mensch war. Er lehnte sich nicht in titanenhafter Wuth gegen das Metternich'sche System auf, das ihn beharrlich niederdrückte, er suchte auch nicht im Genuß seinen tiefen Groll zu beschwichtigen, sondern er wich scheu und ohne Kampf aus dem öffentlichen Leben zurück. Damit löste er aber auch sein Verhältniß zur Bühne und zum Publicum, und die Folge davon war, daß er in seiner Einsamkeit seine Dramen nur schuf, „weil die Fülle von Gedanken, die sich in seinem Geiste drängte, verarbeitet sein wollte, weil die in seiner Phantasie auftauchenden Bilder ihn nicht ruhen ließen, bis er sie zu lebenathmenden Gestalten verkörpert hatte." *) Er ist daher ein tief gemüthvoller und geistreicher Dichter, dem auch der Sinn für die charakteristische Mannigfaltigkeit der Erscheinung, die Breite und Fülle der Welt nicht fehlt, der aber doch die höchste Stufe der Entfaltung nicht erreichte, weil er sich aus seiner engen Studirstube heraus nicht zu der höchsten Freiheit des weltüberschauenden Blickes emporzuschwingen vermochte.

Franz Grillparzer wurde am 15. Januar 1791 zu Wien geboren und wuchs in einem großen, öden und lichtlosen Hause unter der strengen Zucht eines ernsten Vaters, eines Advocaten, auf, der in leiblichem Wohlstande lebte. Die Stille des Vaterhauses und der Umstand, daß er erst spät in eine öffentliche Schule geschickt wurde, machte den Knaben schon früh in sich gekehrt und verschlossen. Aus der Schule brachte er stets nur sehr ungleiche Zeugnisse heim, eine nicht seltene Erscheinung bei phantasiebegabten Kindern, später wurde er einer der fleißigsten und kenntnißreichsten Menschen, der fließend französisch, englisch, italienisch und spanisch sprach, noch im hohen Alter die schwersten griechischen und lateinischen Dichter las und bis an sein Lebensende unermüdlich sich fortbildete. Nach Absolvirung der Schule studirte er die Rechtswissenschaft und trat auch bei Ausbruch des französischen Krieges in die Studenten-Legion; weiter hat er jedoch an dem Kriegsleben nicht Theil genommen, da der schmachvolle Friede

*) Vergl. Betty Paoli, Grillparzer und seine Werke. Stuttgart 1875.



Franz Grillparzer.

von Presburg 1809 seinem Vater das Herz brach und es ihm nun oblag, für den Unterhalt seiner Mutter und seiner drei jüngeren Brüder zu sorgen. Er nahm daher zunächst eine Hauslehrerstelle an und erlangte dann auf Grund seiner juristischen Studien 1813 eine kleine Anstellung im Staatsdienste. In diesem stieg er darauf, ohne die geringste Gunst oder Förderung zu erfahren, ja sogar wiederholt wegen seiner dichterischen Thätigkeit, die man nicht gern sah, beeinträchtigt, nur sehr langsam bis zur Stellung eines Archivdirectors, aus welcher er 1856 in den Ruhestand trat.*) Die Einförmigkeit seines Beamtenlebens unterbrach er nur einige wenige Male, und zwar durch Reisen nach Italien, Griechenland, Paris und London. Dem politischen Parteigetriebe ist er zu allen Zeiten fern geblieben, obgleich er sowohl das Metternich'sche System, als auch die Person Metternich's aus tiefster Seele haßte. Nur in dem Sturmjahre 1848 erhob auch er einmal laut seine Stimme, als sich die Führer der Revolution daranmachen wollten, das Kaiserreich Oesterreich in seine Völkerbestandtheile aufzulösen. Eine solche Auflösung war ihm gleichbedeutend mit einer Zerstörung seines geliebten Oesterreich, und er warf, obgleich er Anfangs wohl mehr als mancher Andere den Sturz des alten Systems freudig begrüßt hatte, sein viel berufenes Gedicht an Radetzky:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich,
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer!
In Deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind einzelne Trümmer —“

unter die Menge. „Dies Gedicht führte links und rechts über ihn irre,“ sagt Heinrich Laube in der Einleitung zu Grillparzer's ‚Sämmtlichen Werken.‘ „Links meinte man einen Aufruf zum bloßen Säbelregimente zu vernehmen, rechts meinte man einen Feldruf des alten Systems zu hören. Keines von Beiden lag in der Seele des Dichters. In dieser Seele lag das Bedürfniß, die Auflösung eines historisch erwachsenen Reiches, welches sein Vaterland war, aufzuhalten, und weil Krieg war, mußte sich dies Bedürfniß als Schlachtruf geltend machen. Er hat denn auch eine Wirkung gehabt, und zwar eine große Wirkung. Was er ihm an Lob und Auszeichnung eingebracht, das gehörte nicht zu seinem Bedürfnisse, und es findet sich in seinen nachgelassenen Blättern die Klage, daß die von ihm gepriesenen Führer seine Mahnung gar äußerlich aufgefaßt hätten. — Auch in der neuesten Zeit,“ fährt Laube fort, „hat man sich über seine politischen Gedanken vielfach getäuscht, seit ein neues deutsches Reich entstanden ist, zu welchem Oesterreich nicht gehört, und seit ein jüngeres Geschlecht eine Einverleibung Deutschösterreichs in's deutsche Reich anstrebt, auch wenn diese Einverleibung das Ausscheiden der nicht rein deutschen Provinzen des österreichischen Kaiserthums mit sich brächte. Zu diesem jüngeren Geschlechte gehörte er allerdings nicht. Sein Oesterreicherthum wurzelte in den Grundsätzen Maria Theresia's und Josephs des Zweiten: organische Germanisirung ringsum und in den Osten

*) Vergl. G. Wolf, Grillparzer als Archivdirektor. Wien 1874, und Emil Kuh, Zwei Dichter Oesterreichs: Franz Grillparzer — Adalbert Stifter. Pest 1872.

hinab, organische, nicht gewaltsame ..... Das war ihm ein Grundgedanke des österreichischen Staates, dessen breite geschichtliche Vorarbeit nicht weggeworfen sein sollte." Verheirathet ist Grillparzer nicht gewesen, obgleich ein geliebtes Weib, eine Familie zu besitzen, sein Lebenswunsch war, weil die äußeren Mittel für die Gründung eines Hausstandes nicht ausreichten und er ein halbes Zureichen durchaus vermeiden wollte. Aber er hegte sein ganzes langes Leben hindurch eine tiefe Liebesneigung zu Katharina Fröhlich, welche er in „Ottokar" als Wiener Bürgerkind eingeführt hat, und seine „Kathi" hat ihn denn auch in seinem Alter gepflegt und ihm, als am 21. Januar 1872 leise der Tod zu ihm trat, die Augen zugedrückt. — Die literarische Fruchtbarkeit Grillparzer's ist, trotz seines langen Lebens, keine sehr große gewesen: er hat elf Dramen, einen Band Gedichte und zwei Erzählungen hinterlassen. Die beiden Erzählungen sind das Unbedeutendste, was er geschrieben hat, und auch die Gedichte können nicht sehr hoch gestellt werden. „Er betrachtete die Lyrik nur als ein Mittel", sagt Betty Paoli, „den Sturm seiner Gefühle zu beschwören, sich mit den Gedanken, die ihn bedrängten, abzufinden, sich von dem Grimm, den die Verkehrtheiten und die Frevel der Zeit in ihm erweckten, auf poetischem Wege zu befreien." Sie sind daher gedankenreich, witzig, aber meist kunstlos, ohne rhythmischen Wohllaut, ja selbst mangelhaft in der Form. Der Schwerpunkt liegt bei Grillparzer durchaus in den Dramen; in diesen zeigt er überall, daß er jeder Zoll ein Dichter ist. Bei seinem vielberufenen Erstlingswerke, der wildromantischen „Ahnfrau", offenbarte sich sein großes edles Talent zwar noch nicht in seiner ganzen Schöne, weßhalb denn auch die kurzsichtigen Zeitgenossen, wie wir bereits Seite 120 sahen, das Stück einfach unter die polternden Schicksalstragödien rubricirten, aber schon in seiner zweiten Schöpfung, dem fünfactigen Trauerspiele „Sappho", strahlt es uns hellleuchtend entgegen. Grillparzer bringt in dem Drama „des Dichters glänzend trauriges Geschick" zur Anschauung; in ergreifender Weise zeigt er, daß das Talent, indem es den Menschen erhebt, zugleich auch zur Einsamkeit und Entbehrung verdammt, und daß es unerbittlich Denjenigen in's Verderben stürzt, der aus der Gesellschaft der Götter wieder hinab in den Kreis der gewöhnlichen Sterblichen steigen will. Sappho, die lorbeergekrönte Dichterin, steht im Zenith ihres Ruhm's, ganz Griechenland hat ihr bei ihrem letzten Auftreten in Olympia gehuldigt; ihres Werthes sich bewußt, kehrt sie in ihre Heimath zurück. Hier jedoch läßt sie sich an den ihr zu Theil gewordenen Ehren nicht genügen, neben dem Ruhme verlangt sie auch nach dem Glücke des Weibes und schenkt darum dem Jünglinge Phaon ihr Herz. Dieser vermeint auch, sie zu lieben, in Wahrheit blickt er jedoch nur voll scheuer Ehrfurcht und Bewunderung zu ihr empor; wirkliche Liebe erwacht nach und nach in ihm zu der holden Melitta, der Dienerin Sappho's. Nach qualvollen Zweifeln überzeugt sich Sappho davon und gibt sich nun, da sie es nicht ertragen kann, sich verschmäht zu sehen, durch einen Sturz in's Meer den Tod. Dieser tragische Ausgang wird vom Dichter gleich vom Beginn des Stückes an mit großer Kunst und Sorgfalt vorbereitet; schon im ersten Acte fühlt man

heraus, daß Phaon die leidenschaftliche Liebe Sappho's nicht zu erwidern vermag und daß er von dem unnatürlichen Verhältnisse, in welchem der Mann zum Weibe und nicht das Weib zum Manne emporblicken muß, mehr und mehr niedergedrückt wird. Der Conflict wächst daher auch ganz naturgemäß aus den Seelenstimmungen Phaon's und Sappho's heraus und führt in Folge dessen auch mit voller Nothwendigkeit zu der tief erschütternden Katastrophe. In der Entwicklung derselben entfaltet der Dichter seine ganze Meisterschaft; in edelster Sprache und mit bewundernswerther Seelenkenntniß schildert er die Herzenskämpfe Sappho's, die Qualen ihrer Eifersucht, und in ihrer Entsagung erhebt er sie wieder zu ihrer früheren Hoheit. Grillparzer schrieb das Stück im Herbste 1817 innerhalb dreier Wochen nieder, und am 21. April 1818 ging es zum ersten Male, mit der berühmten Sophie Schröder in der Titelrolle, auf dem Hofburgtheater in Scene. Der Erfolg war ein durchschlagender; von allen Seiten beglückwünschte man den jungen Dichter, und dieser blickte nun voll Hoffnung, von Ehre und Ruhm träumend, in die Zukunft. Von den verschiedenen Entwürfen, die ihn bereits wieder beschäftigten, wählte er daher auch zur nächsten Ausarbeitung den umfangreichsten, den Plan zu der Trilogie „Das goldene Vließ". Mehrere Zwischenfälle unterbrachen jedoch wiederholt die Arbeit des Dichters, so daß das Werk erst 1822 vollendet werden konnte. Die Composition dieser Trilogie ist von imposanter Großartigkeit. Es gelingt dem Dichter zwar nicht, das Ganze so vollständig harmonisch aufzubauen, wie in dem Drama „Sappho", dennoch verliert er niemals den Ueberblick und weiß schließlich in einer gewaltig ergreifenden Katastrophe zu culminiren. Die beiden ersten Abtheilungen, welche in Kolchis spielen, führen die Kämpfe Jason's um das berühmte goldene Vließ vor, und die letzte Abtheilung (auch unter dem Separattitel „Medea" erschienen) bringt die Rückkehr der Argonauten nach Griechenland zur Darstellung. Die Fäden der Handlung liegen in allen drei Stücken in der Hand der kolchischen Königstochter Medea; in den ersten beiden verschafft dieses titanenhafte Weib durch seine Zauberkünste Jason das begehrte Vließ und im letzten stürzt es, nachdem es sich schändlich verrathen sieht, mit wilder Barbarenwuth den Gatten und dessen ganzes Haus in's Verderben. Die Kolcherin ist daher auch von vornherein vom Dichter mit aller dämonischen Macht ausgestattet; selbst in ihrem kurzen Liebesleben mit Jason ist sie düster und herb, und als in der letzten Abtheilung die Rache sie alle Bande zerreißen heißt, da wächst sie zu einer rasenden Riesin empor, die nun mit blutigen Händen Trümmer auf Trümmer häuft. Grillparzer hatte an dem Werke mit angestrengtestem Fleiße gearbeitet und versprach sich eine große Wirkung, allein seine Hoffnungen erfüllten sich nicht; die Dichtung fagte nur sehr wenig zu, ja sie wurde sogar von vielen Seiten scharf getadelt. Der Druck des Metternich'schen Systems zeigte bereits seine verderblichen Folgen und Grillparzer durfte mit Recht klagen, das Publikum sei zwar „voll Reiz zum Genuß, doch ohne Sinn dafür, voll Gedanken, doch ohne Wollen", und Befriedigung gewähre ihm eigentlich nichts mehr; es werfe sich einem Irrthum nach dem andern in die Arme;

schließlich werde es gänzlich in die rein praktischen materialistischen Interessen hinabsinken. Trotzdem ließ sich der Dichter noch nicht entmuthigen, sondern ging schon bald nach der Vollendung der Trilogie an ein neues Werk, ja er unternahm es sogar, in diesem nach dem Höchsten zu ringen und ein Drama von nationaler Bedeutung zu schaffen. Die erste Anregung dazu empfing er durch die Nachricht, daß der gestürzte Usurpator Napoleon auf der Insel St. Helena gestorben sei, und bald erwuchs aus den Betrachtungen über den so schnell wieder erloschenen Glanz des Titanen der Plan, die Idee dramatisch zu verarbeiten, daß Usurpatoren, wie mächtig und weltbewegend auch ihr Auftreten, sich dennoch nicht behaupten könnten. Als Typus dieses Usurpatorenthums wählte er Ottokar von Böhmen, und seiner Tragödie gab er sodann den Titel „König Ottokar's Glück und Ende." Das Stück ist eine Dichtung von gewaltiger Kraft und tiefpulsendem dramatischen Leben; auch der Aufbau des Ganzen ist kunstreich und harmonisch. Der Held tritt auf angethan mit allen Eigenschaften eines gewaltigen Herrschers, dennoch geht er zu Grunde, „weil er die Gebote seiner Willkür zum allgemeinen Gesetze erheben will, weil die tief in der Weltordnung begründeten sittlichen Mächte stärker sind, als alle Genialität des Individuums," und Rudolf von Habsburg, obgleich von der Natur bei weitem nicht so glänzend ausgestattet als Ottokar, steigt als Sieger empor, „weil Gerechtigkeit sein Schwert, weise Mäßigung sein Schild ist." Allein trotz dieser geistvollen und geschickten Durchführung der Grundidee erreichte der Dichter sein höchstes Ziel nicht, weil er sich nicht über den Gesichtskreis seiner engeren Heimath erheben konnte. Man vermißt daher den weiteren Blick, die freiere Weltanschauung, den großen Zug. Die Personen stehen immer nur auf der Localbühne und nie, wie z. B. die in Schiller's „Wallenstein", zugleich auch auf dem Welttheater. Daß dem so ist, liegt aber nicht etwa an Grillparzer's unzureichendem Talente, sondern an den Scheidewänden, welche die Metternich'sche Politik um Oesterreich aufgestellt hatte. Auch das Schicksal des Stücks gestaltete sich diesen politischen Verhältnissen entsprechend. Man beeilte sich nicht etwa, diese Oesterreich und sein Kaiserhaus verherrlichende Dichtung so bald als möglich zur Aufführung zu bringen, sondern ließ das Manuscript zwei volle Jahre lang auf der Censur liegen, weil man nicht wagte, ein, wenn auch schon vor 500 Jahren verstorbenes, Mitglied der Dynastie auf die Bühne zu bringen, ja, man konnte es nicht einmal wiederfinden, als es der Verfasser dringend zurück erbat. Erst als eines Tages die Kaiserin, etwas unwohl und gelangweilt, nach irgend einem neuen Stück zum Lesen verlangte und von ihrem Vorleser Collin erfuhr, daß ein neues Drama von dem Verfasser der „Sappho" auf der Censur liege, und nun Befehl gab, es herbei zu schaffen, kam es wieder zum Vorschein. Es hatte darauf das Glück, von der hohen Frau beifällig aufgenommen zu werden und fand nun auch den Weg zum Hofburgtheater; aber obgleich es dort einen großen Erfolg errang, wurde es doch bald wieder vom Repertoire abgesetzt, weil es der Regierung unbequem war. Denn es trat, indem es in Rudolf von Habsburg den Gründer eines fest in sich geschlossenen Staates feierte, für die Staats-

einheit ein, während die Regierung bei ihrer Concordatspolitik glaubte, andere politische Grundsätze verfolgen zu müssen. — Die übrigen Dramen des Dichters stehen den bis jetzt von uns besprochenen an Werth erheblich nach. „Ein treuer Diener seines Herrn" ist eine Darstellung jener Dienertreue, die über das Maß des Erlaubten hinausgeht; sonderbarer Weise wurde das Stück nach der ersten Aufführung auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Franz verboten. „Was den Monarchen zu dieser Maßregel gegen ein die reinste Loyalität athmendes Stück bewog", sagt Betty Paoli, „gehört zu den unerforschlichen Dingen." „Ein Bruderzwist in Habsburg" schildert die politischen Zustände Oesterreichs kurz vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges und bietet besonders ein lebenswahres Bild von dem düstern Kaiser Rudolf II. „Des Meeres und der Liebe Wellen" ist eine Bearbeitung der Geschichte von Hero und Leander und „Der Traum ein Leben" ein phantastisch-orientalisches Märchendrama. Die Trauerspiele „Die Jüdin von Toledo" und „Libussa" und das Lustspiel „Weh dem, der lügt!" sind die schwächsten dramatischen Arbeiten Grillparzer's. Bekannt wurde von diesen Stücken zu Lebzeiten des Dichters nur sehr wenig, und da auch die Meisterwerke im großen Publikum sehr bald wieder in Vergessenheit geriethen, so kam es, daß bereits in den dreißiger Jahren nur noch Einzelne Grillparzer zu schätzen verstanden; selbst in Wien wußte die große Menge bald nichts weiter von ihm, als daß er der Verfasser mehrerer Stücke war, die einst großes Aufsehen gemacht, und lebte der Ansicht, daß er jetzt zu Jenen zu zählen sei, „die ihren Lohn dahin haben." Der Dichter empfand diese Mißachtung tief, eine schmerzliche Erbitterung bemächtigte sich seiner, aber er that nicht das Geringste, um sich wieder Beachtung, geschweige denn Anerkennung zu verschaffen. Da brach mit dem Jahre 1848 eine neue Zeit herein; Metternich wurde gestürzt, die drückenden Fesseln wurden gesprengt und das befreite Volk athmete wieder auf und begeisterte sich wieder für hohe Ziele. In Folge dessen erhielt auch das Theater eine neue Physiognomie; man verlangte auch hier nach gehaltvollerer Speise, und so war es denn ganz natürlich, daß der neue Director des Hofburgtheaters, Heinrich Laube, bei der Umgestaltung des Repertoires auch auf die Grillparzer'schen Dramen zurückgriff. Der Erfolg war sofort ein großartiger, ein weit bedeutenderer, als bei den ersten Aufführungen. „Die Wirkung war namentlich tiefer gehend", berichtet Betty Paoli als Augenzeugin, „denn eine ernste Zeit hatte ein ernstes Geschlecht erzeugt. Die allgemeine Bildung war vorgeschritten, der Sinn für mächtige Geschichtsbilder war reger geworden, seitdem man selbst ein Stück Geschichte erlebt hatte; dem Dichter kam jetzt ein richtigeres Verständniß, eine gereiftere Einsicht entgegen, die der Begeisterung, mit der man seine, der jüngeren Generation neuen, Dramen aufnahm, erst den rechten Kern verliehen. Erstaunt, ja beschämt, fragte man sich, wie es denn möglich war, eine dichterische Größe dieses Ranges durch Jahrzehnte zu ignoriren, und mit der Warmherzigkeit, die der schönste Vorzug des österreichischen Stammes ist, beeiferte man sich, die alte Schuld abzutragen." Der Dichter war aber bereits zu alt, als daß ihm diese späten Triumphe noch hätten eine sonder-

liche Genugthuung gewähren können; auch die vielen Beweise allgemeiner Verehrung, welche ihm an seinem 80. Geburtstage aus allen Kreisen dargebracht wurden, verscheuchten seine tiefe Verstimmung nur auf wenige Stunden. Nach wie vor lebte er in einsiedlerischer Abgeschlossenheit und war auch nicht dazu zu bewegen, seine Werke in einer Gesammtausgabe herauszugeben. Eine solche erschien erst nach seinem Tode, veranstaltet von Heinrich Laube und Joseph Weilen (10 Bände, Stuttgart 1872). Sie brachte neben den Gedichten, Erzählungen und Dramen auch eine Selbstbiographie und stellte somit nicht nur das Urtheil über den Dichter, sondern auch über den Menschen Grillparzer endgiltig fest. Wir haben beide bereits zu geben versucht; sollen wir hier noch eine Gesammtcharakteristik hinzufügen, so wollen wir es mit Grillparzer's eigenen Worten thun, mit jenen aus seiner Grabrede auf Beethoven, in denen er ebensowohl den großen Componisten, wie sich selbst charakterisirt, wenn er sagt: „Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, im höchsten Sinne. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht. Die feinsten Spitzen sind es, die am leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen. Das Uebermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereiche seines liebenden Gemüthes keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen Alles gegeben und Nichts dafür empfangen hatte. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinigen, Gut und Blut der ganzen Welt. So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten."

Aus „Sappho".

Dritter Aufzug.

Freie Gegend, im Hintergrunde das Meer.

Erster Auftritt.

Phaon liegt schlummernd auf einer Rasenbank, Sappho kommt aus einer Grotte.

Sappho. Es ist umsonst! Weit schwärmen die Gedanken
Und kehren ohne Ladung mir zurück.
Was ich auch thue, was ich auch beginne,
Doch steht mir jenes tiefverhaßte Bild,
Dem ich entfliehen möchte, wär' es auch
Weit über dieser Erde dunkle Gränzen,
Mit frischen Farben vor der heißen Stirn.
Wie er sie hielt! Wie sie sein Arm umschlang!
Und nun, dem Drange weichend, hingegeben,
Auf seinen Mund sie — fort! ich will's nicht denken!
Schon der Gedanke tödtet tausendfach! —

Doch bin ich denn nicht thöricht, mich zu quälen
Und zu beklagen, was wohl gar nicht ist?
Wer weiß, welch leichtverwischter, flücht'ger Eindruck,
Welch launenvolles Nichts ihn an sie zog,
Das, schnell entschwunden so wie schnell geboren,
Der Vorwurf wie der Vorsatz nicht erreicht?
Wer heißt den Maßstab denn für sein Gefühl
In dieser tiefbewegten Brust mich suchen?

Nach Frauengluth mißt Männerliebe nicht,
Wer Liebe kennt und Leben, Mann und Frau.
Gar wechselnd ist des Mannes rascher Sinn,
Dem Leben unterthan, dem wechselnden.
Frei tritt er in des Dasein's offne Bahn,
Vom Morgenroth der Hoffnung rings umflossen,
Mit Muth und Stärke, wie mit Schild und Schwert,
Zum ruhmbekränzten Kampfe ausgerüstet.
Zu eng dünkt ihm des Innern stille Welt,
Nach außen geht sein rastlos wildes Streben;

Und findet er die Lieb', bückt er sich wohl,
Das holde Blümchen von dem Grund zu lesen,
Besieht es, freut sich sein und steckt's dann kalt
Zu andern Siegeszeichen auf den Helm.
Er kennet nicht die stille, mächt'ge Gluth,
Die Liebe weckt in eines Weibes Busen;
Wie all ihr Sein, ihr Denken und Begehren
Um diesen einz'gen Punkt sich einzig dreht,
Wie alle Wünsche, jungen Vögeln gleich,
Die angstvoll ihrer Mutter Nest umflattern,
Die Liebe, ihre Wiege und ihr Grab,
Mit furchtsamer Beklemmung ängstlich hüten;
Das ganze Leben als ein Edelstein
Am Halse hängt der neugebornen Liebe!
Er liebt; allein in seinem weiten Busen
Ist noch für Andres Raum, als blos für Liebe,
Und Manches, was dem Weibe Frevel dünkt,
Erlaubt er sich als Scherz und freie Lust.
Ein Kuß, wo er ihm immer auch begegnet,
Stets glaubt er sich berechtigt, ihn zu nehmen;
Wohl schlimm, daß es so ist, doch ist es so!
(Sich umwendend und Phaon erblickend)
Ha sieh, dort in des Rosenbusches Schatten —
Er ist es, ja, der liebliche Verräther!
Er schläft, und Ruh und stille Heiterkeit
Hat weich auf seine Stirne sich gelagert.
So athmet nur der Unschuld frommer Schlummer,
So hebt sich nur die unbeladne Brust.
Ja, Theurer, deinem Schlummer will ich glauben,
Was auch dein Wachen Schlimmes mir erzählt.
Verzeihe, wenn im ersten Augenblicke,
Geliebter! mit Verdacht ich dich gekränkt,
Wenn ich geglaubt, es könne niedre Falschheit
Den Eingang finden in so reinen Tempel!
Er lächelt — seine Lippen öffnen sich —
Ein Name scheint in ihrem Hauch zu schweben.
Wach auf und nenne wachend deine Sappho,
Die dich umschlingt. Wach auf!
(Sie küßt ihn auf die Stirne.)
Phaon (erwacht, öffnet die Arme und spricht mit halbgeschlossenen Augen) Melitta!
Sappho (zurückstürzend) Ha!
Ph. Ah! wer hat mich geweckt? Wer scheuchte neidisch
Des süßen Traumes Bilder von der Stirn? —
Du, Sappho? Sei gegrüßt! Ich wußt es wohl,
Daß Holdes mir zur Seite stand, darum
War auch so hold des Traumes Angesicht.
Du bist so trüb! Was fehlt dir? Ich bin froh!
Was mir den Busen ängstigend belastet,
Fast wunderähnlich ist's von mir gesunken,
Ich athme wieder unbeklemmt und frei;
Und gleich dem Armen, den ein jäher Sturz
Ins dunkle Reich der See hinabgeschleudert,
Wo Grausen herrscht und ängstlich dumpfes Bangen,
Wenn ihn empor nun hebt der Wellen Arm
Und jetzt das heitre goldne Sonnenlicht,
Der Kuß der Luft, des Klanges freud'ge Stimme
Mit einem Mal um seine Sinne spielen:
So steh ich freudetrunken, glücklich, selig
Und wünsche mir, erliegend all der Wonne,
Mehr Sinne, oder weniger Genuß.
S. (vor sich hin) Melitta!
Ph. Fröhlich, Liebe, sei und heiter!
Es ist so schön hier, o, so himmlisch schön!
Mit weichen Flügeln senkt der Sommerabend
Sich hold ermattet auf die stille Flur;
Die See steigt liebedürstend auf und nieder,
Den Herrn des Tages bräutlich zu empfangen,
Der schon dem Westen zu die Rosse lenkt;
Ein leiser Hauch spielt in den schlanken Pappeln,
Die, kosend mit den jungfräulichen Säulen,
Der Liebe leisen Gruß herüber lispeln,
Zu sagen scheinen: Seht, wir lieben! Ahmt uns nach!
S. (für sich.) Fast will's von Neuem mir die Brust beschleichen,
Doch nein! zu tief hab' ich sein Herz erkannt!
Ph. Der Fiebertaumel ist mit Eins verschwunden,
Der mich ergriffen seit so langer Zeit,
Und, glaube mir, ich war dir nie so gut,
So wahrhaft, Sappho, gut, als eben jetzt.
Komm, laß uns froh sein, Sappho, froh und heiter! —
Doch sprich, was hältst du wohl von Träumen, Sappho?
S. Sie lügen, und ich hasse Lügner!
Ph. Sieh,
Da hatt' ich eben, als ich vorhin schlief,
Gar einen seltsam wunderlichen Traum.
Ich fand mich nach Olympia versetzt,
Gerade so wie damals, als ich dich
Zuerst beim frohen Kampfspiel dort gesehen.
Ich stand im Kreis des fröhlich lauten Volks,
Um mich der Wagen und des Kampfs Getöse.
Da klingt ein Saitenspiel, und Alles schweigt;
Du warst's, du sangst der goldnen Liebe Freuden,

Und tief im Innersten ward ich bewegt.
Ich stürze auf dich zu, da — denke doch!
Da kenn' ich dich mit einem Mal nicht mehr;
Noch stand sie da, die vorige Gestalt,
Der Purpur floß um ihre runden Schultern,
Die Leier klang noch in der weißen Hand,
Allein das Antlitz wechselt, schnell verfließend,
Wie Nebel, die die blauen Höhn umziehn;
Der Lorbeerkranz, er war mit Eins verschwunden,
Der Ernst verschwunden von der hohen Stirn,
Die Lippen, die erst Götterlieder tönten,
Sie lächelten mit irdisch holdem Lächeln,
Das Antlitz, einer Pallas abgestohlen,
Verkehrt sich in ein Kindesangesicht,
Und kurz, du bist's und bist es nicht, es scheint
Mir Sappho bald zu sein, und bald —
S. (schreiend.) Melitta!
Ph. Fast hast du mich erschreckt! — Wer sagte dir,
Daß sie es war? — Ich wußt' es selber kaum! —
— Du bist bewegt, und ich —
S. (winkt ihm mit der Hand Entfernung zu.)
Ph. Wie, gehen soll ich?
Nur Eines laß mich, Sappho, dir noch sagen —
S. (winkt noch einmal.)
Ph. Du willst nicht hören? Ich soll gehn? —
Ich gehe! (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Sappho allein.

S. (nach einer Pause.) Der Bogen klang,
(die Hände über der Brust zusammenschlagend)
es sitzt der Pfeil! —
Wer zweifelt länger noch? Klar ist es, klar!
Sie lebt in seinem schwurvergess'nen Herzen,
Sie schwebt vor seiner schamentblößten Stirn,
In ihre Hülle kleiden sich die Träume,
Die schmeichelnd sich des Falschen Lager nahn.
Sappho verschmäht, um ihrer Sklavin willen?
Verschmähet! Wer? Beim Himmel! und von wem?
Bin ich dieselbe Sappho denn nicht mehr,
Die Könige zu ihren Füßen sah
Und, spielend mit der dargebotnen Krone,
Die Stolzen sah und hörte, und — entließ;
Dieselbe Sappho, die ganz Griechenland
Mit lautem Jubel als sein Kleinod grüßte?
O Thörin! Warum stieg ich von den Höhn,
Die Lorbeer krönt, wo Aganippe rauscht,
Mit Sternenklang sich Musenchöre gatten,
Hernieder in das engbegrenzte Thal,
Wo Armuth herrscht und Treubruch und Verbrechen?
Dort oben war mein Platz, dort an den Wolken,
Hier ist kein Ort für mich, als nur das Grab.
Wen Götter sich zum Eigenthum erlesen,
Geselle sich zu Erdenbürgern nicht;
Der Menschen und der Ueberird'schen Loos,
Es mischt sich nimmer in demselben Becher.
Von beiden Welten Eine mußt du wählen,
Hast du gewählt, dann ist kein Rücktritt mehr;
Ein Biß nur in des Ruhmes goldne Frucht,
Proserpinens Granatenkernen gleich,
Reiht dich auf ewig zu den stillen Schatten,
Und den Lebendigen gehörst du nimmer an!
Mag auch das Leben noch so lieblich blinken,
Mit holden Schmeichellauten zu dir tönen,
Als Freundschaft und als Liebe an dich locken.
Halt ein, Unsel'ger! Rosen willst du brechen
Und drückst dafür dir Dornen in die Brust! —

Ich will sie sehn, die wundervolle Schönheit,
Die solchen Siegs sich über Sappho freut.
Was soll ich glauben? Lügt denn mein Gedächtniß,
Das, wenn ich's frage, mir ein albern Kind
Mit blöden Mienen vor die Seele bringt?
Mit Augen, die den Boden ewig suchen,
Mit Lippen, die von Kinderpossen tönen,
Und leer der Busen, dessen arme Wellen
Nur Lust zu spielen noch und Furcht vor Strafe
Aus ihrer dumpfen Ruhe manchmal weckt.
Wie? oder meinem Aug entging wohl jener Reiz,
Der ihn so mächtig zieht in ihre Nähe? —
Melitta! — Ja, ich will sie sehn! — Melitta! —

Wir scheiden nun von dieser großen Gruppe von Dichtern und Dichterinnen, doch leider nur mit schmerzlichen Gefühlen, denn die Ueberzeugung hat sich uns aufgedrängt, daß der Niedergang des geistigen Lebens nach der classischen Periode nicht ein naturgemäßer, sondern ein durch die äußeren Umstände herbeigeführter war. Nach den tumultuarischen napoleonischen Kriegen regten sich sehr bald wieder in Nord und Süd Talente von Bedeutung, um die große nationale Arbeit der Classiker fortzusetzen und mit ernstem Fleiße die Kluft zwischen unserem gei-

stigen und unserem staatlichen Leben auszugleichen; und das gesammte Volk, noch tief ergriffen von der Begeisterung der Befreiungskriege, gab sich mit ganzem Herzen der nationalen Sache hin. Allein bald wurden diese Regungen wieder erstickt. Die Machthaber mit ihren Berathern — vollständig unfähig, das Streben der Nation zu verstehen und von beklagenswerther Selbstsucht beherrscht — staueten mit aller Gewalt den Bildungsstrom und suchten das Volk wieder zu seiner Unmündigkeit herabzudrücken. Wenn unter diesen Umständen trotzdem nationale Poesie und der nationale Gedanke nicht vollständig schwand, so ist dies wenigstens noch ein trostreicher Beweis, daß die Entwickelung eines im Aufwärtssteigen begriffenen Volkes wohl gehemmt, niemals aber wieder ganz vollständig zum Stillstand gebracht werden kann. Diese Ueberzeugung befestigt uns auch noch diejenige Dichtergruppe, der wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen: die schwäbische Dichterschule. Wir widmen ihr ein besonderes Capitel, weil sie nicht nur in der Zeit der Enttäuschung, sondern auch noch in weiteren Jahrzehnten eine hervorragende Stelle behauptete.



Die schwäbische Dichterschule.



Aus der weiten dürren Ebene des zweiten und dritten Jahrzehntes hebt sich die schwäbische Dichterschule wie eine blüthenreiche Oase empor, auf der es üppig grünt und prangt. Es ist daher auch eine Herzerquickung, nach der langen mühsamen Wanderung in drückender Schwüle durch Sumpf und Gestrüpp in das würzig duftende kleine Waldland einzutreten und die lauschigen Laubgänge zu durchwandern.

Die Mitglieder der schwäbischen Dichterschule imponiren nicht durch Großartigkeit, aber sie gewinnen durch Wahrheit, Schlichtheit und tiefe Innigkeit; sie besitzen einen offenen Sinn für das Natürliche und halten sich alle Zeit fern von der unklaren Phantasterei der Romantiker. Sämmtlich sind sie von einer warmen Liebe zu ihrer Heimath erfüllt, und den Bergen und Burgen, den Wäldern und Fluren, den Helden ihrer Vorzeit, den Mädchen und Burschen ihrer Städte gelten daher auch die meisten ihrer Lieder. Ihre Wanderlust führt sie in Folge dessen nur selten über die schwäbische Alb und den Schwarzwald hinaus, und immer kehren sie mit derselben treuen Anhänglichkeit in die heimathlichen Thäler zurück. So singt Uhland:

„Nie erschöpf ich diese Wege,
Nie ergründ' ich dieses Thal,
Und die alt betret'nen Stege
Rühren neu mich jedesmal:

Oefters, wenn ich selbst mir sage,
Wie der Pfad doch einsam sei,
Streifen hier am lichten Tage
Theure Schatten mir vorbei.“

Dieses Sichgenügenlassen an den Reizen der Heimath, diese zufriedene Beschaulichkeit brachte aber auch den schweren Nachtheil mit sich, daß die Dichter

über einen kleinen Gesichtskreis nicht hinaus kamen und sich daher auch niemals für bedeutende Stoffe begeisterten. Nur Uhland wendete bisweilen einmal den Blick auf das gesammte Deutschland, nahm auch wiederholt Anläufe zu größeren Gestaltungen, aber auch bei ihm liegt, wie bei allen seinen Genossen, der Schwerpunkt in der in die heimathlichen Farben getauchten Lyrik. Hier, im Liede, in der Idylle, in der Ballade und Romanze, sind sämmtliche Mitglieder der schwäbischen Dichterschule Meister; besonders ihre Lieder gehören zu den besten, die wir besitzen. Sie sind nicht nur gemüthvoll, edel und anmuthig, sondern auch künstlerisch vollendet, da sämmtliche Dichter sich an den Classikern, besonders an Goethe und ihrem Landsmanne Schiller bildeten. Dieses Allen gemeinsame Streben nach künstlerischer Durchbildung verhütete es auch, daß sie zu Tagesschriftstellern herabsanken; sie blieben zeitlebens was sie waren, echte Poeten.

Das Haupt der Schule und auch zugleich das populärste Mitglied derselben ist **Ludwig Uhland**, eine Ehrfurcht gebietende Gestalt, ein Dichter von reichem Talente. Uhland ging zwar von den Romantikern aus, war aber doch nur sehr kurze Zeit von der Welt dieser verhängnißvollen Zauberer erfüllt; sehr bald schon wußte er das Wahre von dem Falschen zu trennen und sich zu voller Selbstständigkeit herauszubilden. Bereits in der ersten Hälfte seiner zwanziger Jahre war er ein durchweg eigenartiger Lyriker, der sein selbstgewähltes, bestimmtes Ziel fest im Auge hatte. „Mein Streben", schrieb er zu Anfang des Jahres 1812 an Otto Graf von der Löben, „geht dahin, mich immer tiefer in ursprünglich deutsche Art und Kunst einzuwurzeln, der wir leider so lange entfremdet waren." Um dies zu erreichen, nahm er sich die ältere Poesie und unter dieser wieder die wahrhaft deutsche zum Vorbilde: das Nibelungenlied, das „Heldenbuch" und das Volkslied. Er verfuhr aber nicht wie die Romantiker, die ja auch zum Volksliede zurückgriffen, dabei aber ihre Lehre von der sogenannten Universalpoesie zur Anwendung brachten und jenen Mischmasch von Wissenschaft, Religion und Poesie zu Tage förderten, der niemals volksthümlich werden konnte, sondern er hielt sich ganz frei von jeder philosophischen Klügelei und stellte sich ganz unmittelbar der Natur gegenüber. „Die Eigenthümlichkeit seiner dichterischen Anschauung", sagt Otto Jahn, „beruht wesentlich in seinem lebendigen Sinn für die Natur. Diese wurde ihm zum Symbol der sittlichen Natur, er verlieh ihr das Leben seines eigenen Gemüths und machte die Landschaft, dem echten Maler gleich, zum Spiegel seiner dichterischen Stimmung. Wie aber die beseelte Landschaft die Merkzeichen menschlicher Existenz und die menschliche Gestalt als nothwendige Ergänzung fordert, so belebt und individualisirt auch Uhland das Bild der Natur durch den Ausdruck menschlichen Seins und Handelns. Und hier macht sich nun seine Vorliebe für die Erinnerungen deutscher Vorzeit geltend; vorzugsweise sind es die Gestalten des deutschen Mittelalters, welche seine Landschaften bevölkern. Die Empfindungen, welche ausgesprochen werden, die Situationen, die Charaktere gehören nicht der Vergangenheit an, sie haben die ewige jugendfrische Wahrheit aller echten Poesie,

aber der Dichter sucht mit Recht diese einfachen Gestalten von allgemeiner Geltung dem gewöhnlichen Kreise der täglichen Erfahrung zu entheben, und um ihnen diesen täuschenden Farbenton zu geben, hüllt er sie in den Duft mittelalterlicher Reminiscenzen. Seine Kunst, die verschiedenen Elemente der gemüthlichen Stimmung, des landschaftlichen Bildes und der mittelalterlichen Staffage zum Ganzen einer künstlerischen Composition im knappsten Rahmen mit den einfachsten Mitteln zusammenzuschließen, ist bewunderungswürdig, und auf ihr beruht wesentlich der Reiz seiner vollendetsten und beliebtesten Gedichte." Aus dem innigen Zusammenleben mit der Natur und dem Volke entsprang auch sein Nationalgefühl, so daß auch seine politischen Gedichte eben so schlicht und treuherzig, so ursprünglich und gerade sind, wie seine Lieder und Balladen. Nur seinen dramatischen Dichtungen konnte diese stille, schlichte Lebensführung nicht günstig sein, sie brachte ihm weder Anregung noch Lebensfülle genug für eine Tragödie; seinen Dramen mangelt es in Folge dessen auch an Leben und Bewegung. — Johann Ludwig Uhland*) wurde am 26. April 1787 als der Sohn des Universitätssekretärs Johann Friedrich Uhland zu Tübingen geboren und wuchs in geordneten sittlichen Familienverhältnissen auf. Der Vater hielt streng auf die Würde des Hauses, und dieser Charakterzug ging auch auf den Sohn über. Der Knabe besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und der Jüngling von 1805 bis 1808 die Universität derselben, um die Rechte zu studiren. Nach bestandener Prüfung wurde er Advocat und erwarb sich auch die Würde eines Doctors beider Rechte. Sein dichterisches Talent regte sich schon früh und reifte schnell; bereits in seinem zwanzigsten Lebensjahre schuf er Vollendetes. In Folge dessen bildete sich bald ein Kreis von Freunden und Verehrern um ihn, die ihn zu ihrem Vorbilde erhoben, das er auch dann zeitlebens geblieben ist. Bei seinem Streben, „sich immer tiefer in ursprüngliche deutsche Art und Kunst einzuwurzeln", empfand er bereits in seinen Studienjahren „einen auffallenden Mangel an vaterländischer Mythologie." „Der deutsche Dichter", schrieb er im November 1806 an Leo von Seckendorf, „findet so wenig alte Kunden seiner Nation, die sich der bildenden Kunst ohne Sträuben hingeben und doch auf der andern Seite das tiefste Leben der Seele zur objectiven Erscheinung förderten. Die Geschichte kann diesen Mangel nicht ersetzen." Doch er hoffte noch manche Quelle aufzufinden, alte Chroniken und Volksromane, besonders in den Bibliotheken von Paris, wo bereits Savigny, Jacob Grimm und Friedrich Schlegel reiche Schätze entdeckt hatten, und unternahm daher im Mai 1810 eine Reise nach der französischen Hauptstadt, von der er erst im Januar 1811 wieder zurückkehrte. Der Ertrag war zwar nicht der, den er erwartet hatte, aber doch immerhin ein reicher, so daß er den Plan faßte, ein größeres poetisches Werk

*) Vergl. Leben Ludwig Uhland's. Aus dessen Nachlasse und aus eig. Erinnerungen zusammengest. v. s. Wittwe. Stuttg. 1874; Karl Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgen. 2 Bde. Stuttg. 1867; Fr. Notter, Ludwig Uhland, sein Leben u. s. Dichtungen. Stuttg. 1863; Otto Jahn, Ludwig Uhland. Bonn 1863; Adelb. v. Keller, Uhland als Dramatiker, mit Benütz. s. handschriftl. Nachlasses dargest. Stuttg. 1877.

unter dem Titel „das Märchenbuch des Königs von Frankreich“ zu schreiben. Es blieb jedoch bei dem Plan, da er sich nach seiner Rückkehr als Advocat zunächst in Tübingen und dann in Stuttgart niederließ und nun neben seinen Berufsgeschäften, denen er sich mit Gewissenhaftigkeit und Fleiß widmete, nicht Stimmung für eine poetische Arbeit von diesem Umfange finden konnte. Dagegen entstanden in jener Zeit seine besten Balladen und Romanzen und die meisten seiner kleinen Gedichte, jene Perlen der deutschen Lyrik, die heute köstliches Eigenthum aller Deutschen sind. Wir nennen nur „Die Kapelle“, „Schäfers Sonntagslied“, „Des Knaben Berglied“, „Seliger Tod“, „Frühlingsglaube“, „Frühlingsruhe“, „Freie Kunst“ (Singe, wem Gesang gegeben), „Abreise“ (So hab' ich denn die Stadt verlassen), „Der Wirthin Töchterlein“, „Der gute Kamerad“, „Roland Schildträger“, „Des Sängers Fluch“, „Die verlorene Kirche“. Als sie jedoch im Oktober 1814 zum ersten Male in einem Bändchen zu Stuttgart erschienen, machten sie auch nicht den geringsten Eindruck. „An das volltönende Pathos der Schiller'schen Schule gewöhnt“, schreibt Julian Schmidt, „konnte man sich in diese knappe, schlichte Art nicht finden . . . . . Es dauerte siebzehn Jahre, bis sie durchdrangen, bis man empfand, welch tiefer Schatz des Gemüths in diesen einfachen Rhythmen verborgen lag. Es war ja die alte ursprüngliche deutsche Weise, die von Walter von der Vogelweide durch Simon Dach, Christian Günther und das Wunderhorn bis zur Schwabenschule leitete. Aber damals klang sie ungewohnt, gerade weil sie nicht mehr, wie bei den Hellenisten und Romantikern, mit unklarer Sehnsucht in die Ferne drängte, sondern das liebe Heimathgefühl zu erregen suchte: sie führte in den Gottesfrieden des Hauses und der Familie ein.“ Vorwiegend sind diese Gedichte Bilder, die der Verfasser mit großer Feinheit und Sauberkeit zeichnet, ohne jedoch das Einzelne genauer auszuführen, und über die er dann eine eigene Beleuchtung sich ergießen läßt, welche dem Bilde die Stimmung verleiht. „Droben stehet die Kapelle,“ singt er (siehe unten) und malt nun aus, wie sie still ins Thal, auf die Wiese, die Quelle, den frohen Hirtenknaben hinabschaut, deutet mit leichten Strichen an, daß oben auf dem Friedhofe der Kapelle ein Bewohner des Thales unter Grabgesang zur ewigen Ruhe bestattet wird und wirft dann ein elegisches Licht über das ganze Bild mit den Schlußworten „Hirtenknabe, Hirtenknabe, dir auch singt man dort einmal!“ In den Wanderliedern schildert er im siebenten („So hab' ich denn die Stadt verlassen“ 2c., siehe unten) seine Abreise, führt aus, daß ihm Niemand das Geleit gebe, daß er keinerlei Zeichen eines bewegten Abschieds an sich trage — das Bild, das er von sich entwirft, ist fast nüchtern und reizlos, aber mit der letzten Zeile bekommt der schlichte Wandersmann plötzlich eine ganz andere Beleuchtung, in der er unser wärmstes Interesse gewinnt; auf den leichten Trost „Sie konnten's halten nach Belieben,“ quillt aus tiefstem Herzen die Klage hervor: „Von einer aber thut mir's weh!“ Ja selbst wenn der Dichter von bitterem Schmerze bewegt ist, wie in dem Nachrufe 5 (siehe unten), schlägt er kein anderes Verfahren ein. „Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt“ hebt er an, und dann schildert er dieses Kind des Frühlings, diesen Raub des Herbstes. Es ist aber nichts Außergewöhn-

liches an ihm; solche Blätter fallen in jedem Herbste herab und das in Rede stehende würde uns sehr gleichgiltig lassen, wüßte der Dichter nicht einen besonderen Rembrandt'schen Lichtstreifen darauf zu lenken: „Doch hat das Laub, das niederbebt, mir so viel Liebes überlebt!“ schließt er, und dem Nachfühlenden ist es, als sehe er, wie dem tief Bekümmerten die Thränen über die Wangen rinnen. Auch seine Balladen und Romanzen tragen diesen bildartigen Charakter, nur bietet hier meist schon jeder einzelne Vers ein Bild und aus den aneinandergereihten Bildern, d. h. Versen, ergibt sich dann die Handlung (siehe unten „Der Wirthin Töchterlein“). Die Beleuchtung ist bei Uhland immer klar und bestimmt, ohne jedes zitternde Zwielicht oder gar mystische Halbdunkel, das bei den Romantikern so beliebt war, und diese Klarheit ist es denn auch vornehmlich, welche ihn von den Romantikern unterscheidet. — Die Befreiungskriege fanden den Dichter zwar nicht in den Reihen der Kämpfenden, wohl aber unter den Patrioten, die unterdessen die Entwickelung eines freien deutschen Staatslebens anstrebten; bekanntlich zeigte es sich aber bald, daß alle Mühe vergebens war, und nun ließ Uhland furchtlos seine laute Stimme zornig erschallen. Wir können uns nicht versagen, unten die bekannte bitterernste Mahnung „Am 18. Oktober 1816“ zum Abdruck zu bringen, weil sie ein glänzendes Zeugniß von Uhland's mannhafter, echt patriotischer Gesinnung ist. Sodann widmete er sich, da Deutschland in mehr denn dreißig kleine Staaten zerbröckelt worden war, den Interessen seines engeren Vaterlandes. Dort hatte der König Friedrich I. seinem Volke eine Verfassung gegeben, die demselben nichts weniger als annehmbar erschien; es entwickelte sich daher ein langer Verfassungskampf, in dem die Volkspartei ihr „altes gutes Recht“ wieder zu erringen suchte. Uhland war einer der vornehmsten Streiter dieser Partei und wohl derjenige, der den höchsten Gesichtspunkt einnahm. „Die altwürttembergische Verfassung wird mit Recht darum gerühmt,“ sagt er, „daß sich in ihr das Vertragsverhältniß zwischen Regenten und Volk so klar ausgesprochen darlege. In ihr ist keine bourbonische Legitimität, sie ist ein Gesellschaftsverhältniß freier vernünftiger Wesen, sie giebt dem Regenten den Standpunkt, von dem ihn die Aufklärung der Zeit nicht verdrängen wird, sie giebt dem Volke die Stellung, in der auch ein über Menschenrecht aufgeklärtes Volk sich gefallen darf. Eben in diesem Reinmenschlichen unserer alten Verfassung löst sich das Räthsel, daß ein dreihundertjähriger Rechtszustand noch jetzt vollkommen zeitgemäß erscheinen kann, und gerade jetzt, wo das Gefühl der Freiheit und der Menschenwürde neu erwacht ist.“ Ganz besonders war er gegen eine Adelskammer. „Sollen wir dazu schweigen,“ fragt er entrüstet, „wenn man zwischen Adel und übrigem Volk ein Verhältniß herbeiführen will, das einen rein menschlichen Verband durch Mysticismus und Vorurtheile beflecken würde?“ Wie ernst es ihm mit seiner politischen Gesinnung und um den Verfassungskampf war, geht auch aus dem Umstande hervor, daß er es im Dezember 1817 ablehnte, sich um eine Professur für deutsche Literatur in Tübingen zu bewerben, weil er sich unter den herrschenden Rechtsmißständen nicht würde haben entschließen können, dem Könige den Eid der Treue zu leisten. In dieser Zeit tiefer Mißstimmung war es auch, in der

er sich von der Lyrik ab und dem Drama zuwandte. Bei seinen Lebzeiten wurden nur zwei dramatische Dichtungen von Bedeutung bekannt, das Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben“ (Heidelb. 1818) und das Schauspiel „Ludwig der Baier“ (Berlin 1819), ersteres 1816, letzteres 1818 geschrieben, ferner die kleineren dramatischen Arbeiten „Der Bär“ oder „Die Bärenritter“, „Das Ständchen“, „Schildeis“, „Normännischer Brauch“ und das Fragment „Konradin“. Nach des Dichters Tode hat uns Adelbert von Keller noch mit siebzehn weiteren dramatischen Plänen bekannt gemacht, von denen wir nur die Lustspielentwürfe „Karl der Große in Jerusalem“ und „Die Weiber von Weinsberg“ und die Trauerspielentwürfe „Siegfrieds Tod“, „Chriemhildens Rache“, „Francesca da Rimino“ und „Bernardo del Carpio“ nennen. Man sieht, daß der Dichter bei diesen Arbeiten auch den Blick über die Heimath hinaus nach dem Oriente, nach Italien und Spanien richtete, dennoch erfährt das Urtheil über seine Leistungen als Dramatiker dadurch keine Abänderung. Hier wie dort zeigt es sich, daß Uhland vor allem die Leidenschaft, das Pathos zu einem Dramatiker fehlt. Er vermag wohl durch einen geist- und gemüthvollen Dialog und bei den vaterländischen Stücken durch eine warm-patriotische Gesinnung, besonders bei der Lektüre, zu gewinnen, nicht aber durch eine lebhafte Handlung zu packen und fortzureißen. Bereits im Jahre 1820 hat er denn auch alle Versuche, wirksame Dramen zu schaffen, aufgegeben. Der Verfassungskampf war mittlerweile zum Abschluß gekommen und Uhland trat nun am 15. Januar 1820 als Abgeordneter für Tübingen in die Stände ein, um sodann viele Jahre hindurch mit aller Energie für die Rechte des Volkes zu wirken. In der nichtparlamentarischen Zeit widmete er sich fleißig sprachlichen und literarhistorischen Studien, gab selbst aber nur „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter“ (Stuttg. und Tüb. 1821), „Sagenforschungen, Band I.: Der Mythus vom Thôr nach nordischen Quellen“ (Stuttg. 1836) und „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, mit Abhandlungen und Anmerkungen“ (Stuttg. 1844—45) heraus; nach seinem Tode erschienen dann noch 8 Bände „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“ (Stuttg. 1865—72), die sehr viel Werthvolles enthalten und ein beredtes Zeugniß davon ablegen, wie tief Uhland in den Geist der alten deutschen Dichtung eingedrungen war. Im Jahre 1830 wurde ihm die außerordentliche Professur der deutschen Sprache und Literatur an der Universität nochmals angetragen und er nahm nun an, verwaltete das Amt aber nur kurze Zeit, denn als er 1832 abermals zum Abgeordneten gewählt wurde, verweigerte ihm die Regierung den Urlaub zur Theilnahme an den Sitzungen der Ständeversammlung, worauf Uhland, dem die Pflichten für das Vaterland allen anderen vorgingen, seinen Abschied erbat, den der König auch „sehr gern zu ertheilen geruhte.“ Das Jahr 1848 führte ihn in die deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt, wo er am 6. Oktober, als über das Erbkaiserthum berathen wurde, seine berühmte Rede zu Gunsten eines Wahlkönigthums hielt, in der er viel Treffliches und Beherzigenswerthes sagte, bei der er aber nur das Eine vergaß, daß ein solcher Mann „von Fleisch und Bein,“ wie er ihn zum deutschen Könige wünschte, eine solche „kernhafte Gestalt mit leuchtenden Augen, thatkräftig

im Guten und Schlimmen," selten oder nie durch eine Wahl gefunden werden kann. Nach dem jämmerlichen Ende des Frankfurter Parlamentes ging er noch mit dem Rumpfparlamente nach Stuttgart, von wo aus er dann 1850 wieder nach Tübingen zurückkehrte, um sich in stiller Zurückgezogenheit nur noch seinen wissenschaftlichen Studien zu widmen. Nach einem freundlichen Alter verschied er hier am 13. November 1862. Tübingen betrauerte in ihm seinen geachtetsten und berühmtesten Bürger, Württemberg einen seiner wackersten Kämpfer für Recht und Freiheit und die gesammte deutsche Nation einen ihrer edelsten Dichter.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal.

Wanderlieder 7.

So hab' ich nun die Stadt verlassen,
Wo ich gelebet lange Zeit!
Ich ziehe rüstig meiner Straßen,
Es giebt mir niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerrissen
(Es wär' auch schade für das Kleid),
Noch in die Wange mich gebissen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch keinem hats den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiterge h':
Sie konntens halten nach Belieben,
Von einer aber thut mirs weh.

Nachruf 5.

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens satt:
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein:

„Frau Wirthin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie Ihr schönes Töchterlein?"

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar.
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr."

Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der erste der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

„Ach, lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit."

Der zweite deckte den Schleier zu
Und wandte sich ab und weinte dazu:

„Ach, daß du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr."

Der Dritte hub ihn wieder sogleich
Und küßte sie an den Mund so bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut
Und werde dich lieben in Ewigkeit."

Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heilgen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein, himmelskräftig, donnergleich:

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer;
Doch, was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heilgem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.

„Ihr Fürsten seid zuerst befraget!
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ists an euch, nicht zu vertröften,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

„Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommts, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

„Ihr Weisen, muß man euch berichten,
Die ihr doch alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluthen
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geschäftig unterstreut?

„Ihr Fürstenräth' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heutgen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

„Was ich gesollt, hab' ich gesungen
Und wieder schwing' ich mich empor:
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem selgen Chor:
„„Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz.""

Um die hehre Gestalt Ludwig Uhland's bildeten die übrigen Mitglieder der schwäbischen Dichterschule schon sehr bald einen dichten und reichen Kranz. Die verschiedenartigsten Talente reichten sich dabei die Hand, aber jedes bewahrte sich trotzdem seine Eigenartigkeit. Den Strömungen gegenüber, welche aus dem übrigen Deutschland, besonders vom Norden her, in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren zu ihnen heranflutheten, verhielten sie sich sämmtlich abgeneigt, und in Folge dessen behielten ihre Poesieen bis in die Gegenwart hinein jene schlichte Anmuth und Natürlichkeit, die den übrigen Dichtern jener unruhvollen Zeit über all dem Ringen, Wetten und Wagen zum großen Theil verloren ging.

Uhland am nächsten stehen Justinus Kerner, Carl Mayer und Gustav Schwab; den weiteren Kreis bilden Eduard Mörike, Gustav Pfizer, Johann Georg Fischer, Wilhelm Waiblinger, Ludwig Bauer, Alexander von Württemberg, Wil-

helm Zimmermann, Hermann Kurz, Ludwig Seeger, Ludwig Pfau, Karl Schönhardt, Wilhelm Hertz, Eduard Paulus u. A., sowie die religiösen Dichter Albert Knapp, Karl Grüneisen, Karl Gerok und Julius Krais.

Justinus Kerner könnte man den Romantiker der schwäbischen Dichterschule nennen; wie diese, ist auch er Zeit seines Lebens von einer wehmüthigen Sehnsucht nach dem Ewigen, Unendlichen, Ueberirdischen, und von geheimnißvollen Ahnungen erfüllt. Das irdische Leben ist ihm eine schwere Zeit der Schmerzen, er sehnt sich daher nach dem Tode, der Erlösung bringt. Trost sucht er in der Natur, die er mit der ganzen Innigkeit seines tiefen Gemüthes liebt. Seine Lieder sind daher fast alle trüb, ja düster (siehe unten „Zuruf"); die meisten behandeln die Todesahnung, die Todessehnsucht, das Todesgrauen. Selbst seine Balladen und Romanzen stehen zum großen Theile in irgend welcher Beziehung zum Tode und sind in Folge dessen fast sämmtlich ernst (siehe unten „Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe"). Doch ist es dem Dichter auch einige Male gelungen, die Schwermuth abzustreifen, und er hat dann frische, fröhliche Klänge in die Welt hineingesungen, wie jenen herrlichen Wandersang „Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein," den wir unten mittheilen. Trotz der Berührungspunkte mit den Romantikern darf er aber keineswegs zu diesen gerechnet werden, denn er huldigt keinem einzigen ihrer Hauptgrundsätze, bleibt vielmehr in allen seinen Gedichten klar, bestimmt, schlicht und bescheiden, wie alle Mitglieder der schwäbischen Dichterschule. Am besten trifft er den Ton des Volksliedes, dem er den Klang so getreulich abgelauscht hat, daß Arnim und Brentano sogar eines seiner Lieder für ein wirkliches Volkslied hielten und in ihre Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" aufnahmen. Bei diesem Sichversenken in das Sehnen und Bangen des Herzens war es natürlich, daß er nach und nach den Sinn für das breitere Leben verlor und auch die Wünsche der Nation, die in der großen Bewegung von 1848 zum Ausdruck kamen und denen Uhland begeistert zustimmte, nicht verstand, sie vielmehr in verschiedenen Gedichten verurtheilte. – Kerner*) wurde am 18. September 1786 zu Ludwigsburg geboren, wo sein Vater Oberamtmann war. Er genoß jedoch hier sowohl, wie auch in Maulbronn, wohin 1795 sein Vater versetzt wurde, nur mangelhaften Unterricht. 1799 starb sein Vater bereits, und da die Mutter, welche wieder nach Ludwigsburg zog, alsbald in bedrängte Verhältnisse gerieth, so sollte der Knabe ein Handwerk lernen, und da er dazu nicht die geringste Neigung besaß, Kaufmann werden. Doch auch zu diesem Berufe verspürte Kerner nicht die geringste Lust, er wandte sich daher an den ihm bekannten Professor Ph. Conz zu Tübingen, und dieser ermöglichte es, daß Kerner sich zum Besuche der Universität vorbereiten und von 1804–1808 zu Tübingen Medicin studiren konnte. Er schloß dabei mit seinem weitläuftigen Vetter Uhland, Carl Mayer, Gustav Schwab u. A. sehr bald die innigste Freundschaft. Nach abgelegtem Examen unternahm er eine große Wanderung durch Nord- und Süd-

*) Vergl. Aimé Reinhard, Justinus Kerner u. d. Kernerhaus zu Weinsberg. Tüb. 1862; Marie Niethammer, geb. Kerner, Justinus Kerner's Jugendliebe und mein Vaterhaus. Stuttg. 1877.

deutschland, wobei er die ihm sympathischen Dichter, so in Berlin Fouqué und Chamisso, besuchte, und ließ sich sodann als praktischer Arzt zunächst in dem Städtchen Dürrmenz, bald darauf in Wildbad im Schwarzwalde nieder. Hier verfaßte er auch sein erstes poetisches Werk „Reiseschatten. Von dem Schattenspieler Luchs“ (Heidelberg 1811), das von frischem Humor belebt ist, und gab den „Poetischen Almanach“ heraus, der zum ersten Male die schwäbischen Dichter gesammelt vorführte. 1815 wurde er zum Oberamtsarzt in Gaildorf befördert und 1818 in gleicher Eigenschaft nach Weinsberg versetzt, wo er bis zu seinem in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1862 erfolgten Tode in glücklichen Familienverhältnissen, in den letzten Jahren jedoch fast ganz erblindet, lebte. Sein Haus zu Weinsberg, am Fuße der alten Burg Weibertreu mitten in lauschigem Grün gelegen, war wohl das gastlichste in ganz Schwaben; alle Dichter und Freunde der Dichtkunst, die nach Württemberg kamen, besuchten es und einige, wie z. B. Lenau, nahmen sogar auf längere Zeit Quartier darin. Doch nicht nur Dichter, auch noch ganz andere Gäste, Zauberer, Magnetiseure, Geisterseher und Geisterbeschwörer, stiegen in diesem Hause zu Weinsberg ab, denn Kerner widmete sich auch viele Jahrzehnte hindurch, bis an sein Lebensende, eingehenden Forschungen über den thierischen Magnetismus, das innere Leben des Menschen und das „Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.“ Ueber seine Beobachtungen und Experimente veröffentlichte er eine Reihe von Schriften („Geschichte zweier Somnambülen“, „Die Seherin von Prevorst“, „Geschichten Besessener neuerer Zeit“, „Magikon, Archiv f. Geisterkunde“ ꝛc.), die seiner Zeit viel von sich reden machten. Erfolge haben diese Studien nicht gehabt, auch ist Kerner dabei wohl sehr oft getäuscht worden; von ihm darf man aber wohl annehmen, daß er stets in ehrlichem Glauben experimentirt und berichtet hat. Seine Gedichte erschienen zuerst gesammelt 1826 zu Stuttgart; eine „neue vollständige Ausgabe“ seiner Dichtungen in einem Bande, die auch die „Reiseschatten“ enthält, kam zuerst 1834 zu Stuttgart heraus. Die lyrischen Gedichte allein sind ebenfalls in einem Bande zu Stuttgart erschienen und haben bis jetzt 5 Auflagen erlebt. Schließlich gab er noch „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, Erinnerungen a. d. Jahren 1786 bis 1804“ (Braunschw. 1849), anmuthvolle Schilderungen seiner Kinderjahre und der Rococostadt Ludwigsburg, „Der letzte Blüthenstrauß“ (Stuttg. 1852) und „Winterblüthen“ (Stuttg. 1859) heraus. — Sein Sohn Theobald Kerner hat sich ebenfalls durch Gedichte bekannt gemacht, die aber denen des Vaters wenig verwandt sind.

Zuruf.

Jedweder trägt in sich den Tod,
Ist außen noch so lust'ger Schein,
Heut wandelst du im Morgenroth
Und morgen in der Schatten Pein.

Was klammerst du dich also fest,
O Mensch! an diese Welt, den Traum?
Laß ab! laß ab! eh' sie dich läßt;
Oft fällt die Frucht unreif vom Baum

Ruf' auf, ruf' auf den Geist, der tief,
Als wie in eines Kerkers Nacht,
Schon längst in deinem Innern schlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht!

Aus hartem Kieselsteine ist
Zu locken ird'schen Feuers Glut:
O Mensch! wenn noch so hart du bist,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Schlag an! schlag an! wenn's weh auch thut
Dem Fleische, drin der Funke ist;
Noch weher thut der Hölle Glut,
Mensch! wenn du nicht zu wecken bist.

Wanderlied.

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimathlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimath hieher;
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimath
Das fernste Land.

Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark an Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: Ihr guten Meister,
Auf und sagt mir ohne Zagen,
Wenn aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?

Und die Meister sprechen: Herr
Wohl noch heut erscheint die Stunde.
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
Meister! Dank für diese Kunde!

Auf nach Speyer, auf nach Speyer!
Ruft er, als das Spiel geendet,
Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet.

Blast die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!
Zaudernd stehn die Diener all,
Doch er ruft: Folgt ohne Zagen!

Und das Schlachtroß wird gebracht.
Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden.
Spricht er, trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den Lebensmüden.

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, bald Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Linde
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt' er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frauen
Weinend ihm entgegenwallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten,
Sitzend dort auf gold'nem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

Reichet mir den heil'gen Leib,
Spricht er dann mit bleichem Munde
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheines
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels,
Der empfieng des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels!

Eine ganz andere Stimmung, als bei Justinus Kerner, waltet bei **Carl Mayer.** Dieser Dichter und intime Freund Uhlands schaut die Welt immer mit frohen Augen an, und beschleicht ihn je einmal leise die Melancholie und sucht er den Waldesfrieden, das Waldes-Dickicht auf, um einmal auszuruhen von den Mühsalen des Tages, so bleibt er doch nicht gar lange trübsinnig. Selbst wenn er von seinem liebeskranken Herzen singt, will uns das nicht sonderlich traurig bedünken und wir verlieren nie die Hoffnung, es werde bald wieder gesunden und dann nur um so kräftiger schlagen. Die größte Meisterschaft entfaltet Mayer im kleinen Liede und namentlich im stimmungsvollen Naturbilde. Selbst die einfachsten Naturerscheinungen genügen ihm zu einem Vorwurfe, und es ist erstaunlich, wie weniger Farben er bedarf, um uns das anziehendste, lieblichste Bild vorzuzaubern. Die beiden unten mitgetheilten Proben „Mondschein" und „Der Sonne Dank" mögen unser Urtheil bestätigen. Neben dieser Meisterschaft im Stimmungsbildchen entwickelt er aber auch eine große Virtuosität im heiteren Genrebildchen. Er ist dabei von köstlichstem Humor, weiß immer ohne Umschweif mit wenigen Strichen zu charakterisiren und zuletzt mit einer hübschen Pointe zu schließen. So ist z. B. der nichtsnutzige, unverschämte und zudem auch noch selbstbewußte Spatz nie drolliger gezeichnet worden, als in dem unten mitgetheilten „Spatz und Spätzin." Karl Mayer wurde am 22. März 1786 zu Neckar-Bischofsheim in Württemberg geboren, studirte von 1803 ab in Tübingen die Rechte und befreundete sich bald mit Uhland, Kerner und Schwab. Im Jahre 1807 ließ er sich als Advokat in Heilbronn nieder, trat sodann 1818 in den württembergischen Staatsdienst, wurde 1824 mit dem Titel eines Oberjustizrathes zum Oberamtsrichter in Waiblingen befördert und 1843 zum Civilsenat des Gerichtshofs für den Schwarzwaldkreis nach Tübingen versetzt, welche Stellung ihn jedoch nicht abhielt, als Vertreter des Bezirkes Weinsberg in der Kammer mit Uhland zur liberalen Opposition zu stehen. Erst 1857 trat er in den wohlverdienten Ruhe-

stand und erst am 25. Februar 1870 schied er aus dem Leben. Seine Poesieen erschienen zuerst 1833 zu Stuttgart unter dem Titel „Lieder", doch bereits bei ihrer 2. Auflage 1840 erhielten sie die Bezeichnung „Gedichte". Neben der bereits an anderer Stelle erwähnten Biographie Uhland's gab er auch noch „Lenau's Briefe an einen Freund, mit Erinnerungen an den Verstorbenen" (Stuttg. 1853) heraus, die das literarische und gesellige Leben seiner Zeit und seiner Kreise sehr anschaulich schildern.

Mondschein.

Es ruht der goldne Mondenschein
Ob diesem Dorf und Thale,
Als ob ein Mutterwunsch herein
In Kindeswiegen strahle.

Der Sonne Dank.

Auf grüner Bergwand steht ein Haus,
Sieht nach der Sonne treu hinaus;
Drum gibt sie, eh' sie scheiden muß,
Ihm dankbar ihren letzten Kuß.

Spatz und Spätzin.

Auf dem Dache saß der Spatz
Und die Spätzin saß daneben,
Und er sprach zu seinem Schatz:
„Küsse mich, mein süßes Leben!

„Bald nun wird der Kirschbaum blüh'n,
„Frühlingszeit ist so vergnüglich;
„Ach, wie lieb' ich junges Grün
„Und die Erbsen ganz vorzüglich!"

Spricht die Spätzin: „Theurer Mann,
„Denken wir der neuen Pflichten,
„Fangen wir noch heute an,
„Uns ein Nestchen einzurichten!"

Spricht der Spatz: „Das Nesterbau'n,
„Eierbrüten, Junge füttern
„Und dem Mann den Kopf zu krau'n —
„Liegt den Weibern ob und Müttern!"

Spricht die Spätzin: „O, Barbar!
„Soll ich bei der Arbeit schwitzen?
„Und du willst nur immerdar
„Zwitschern und herumstipitzen?"

Spricht der Spatz: „Ich will dich hier
„Mit zwei Worten kurz berichten,
„Für den Spatz — ist das Plaisir,
„Für die Spätzin — sind die Pflichten!"

In **Gustav Schwab** besaß der schwäbische Dichterkreis sein rührigstes Mitglied, das durch seine vielen Freundschaftsdienste gleichsam, wie Karl Gödeke sehr bezeichnend sagt, zum literarischen Agenten der Schule wurde. Unermüdlich war Schwab für seine Genossen, besonders für die jüngeren, thätig, ermunterte, förderte, sammelte, gab heraus und sorgte durch geselligen Verkehr und einen regen Briefwechsel, damit sich das freundschaftliche Band des Kreises niemals lockere. Sein eigenes dichterisches Schaffen mußte darunter allerdings nothwendig leiden; er ist nur selten zu voller Sammlung gekommen und in Folge dessen oft in Breite und Weitschweifigkeit verfallen. Doch sind ihm auch einige herzliche Lieder, verschiedene vortreffliche volksthümliche Balladen und Romanzen und mehrere tief gemüthvolle und stimmungsreiche Lebensbilder gelungen. Sein Vorbild war dabei immer Uhland, dessen „ältesten Schüler" er sich mit Vorliebe nannte, den er aber weder in Bezug auf Gedankentiefe, noch auf Formschönheit erreicht hat. Wir theilen unten das wehmüthig-heitere „Lied eines abziehenden Burschen", das Eigenthum aller Studentenkreise geworden, und die äußerst anschauliche Ballade „Der Reiter über den Bodensee" mit. Sein berühmtestes Gedicht, „Das Gewitter" („Urahne, Großmutter, Mutter und Kind" ꝛc.), erwähnen wir nur, da es wohl allen Lesern

bekannt ist. Schwab*) wurde am 19. Juni 1792 zu Stuttgart geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von 1809—1814 zu Tübingen Theologie und Philosophie. Der Umgang mit Uhland und Kerner förderte die Entwickelung seines Talentes sehr; bereits im „Poetischen Musenalmanach für 1812" finden sich Proben desselben. Nach abgeschlossenen Studien unternahm er eine Reise nach Norddeutschland, wo er Goethe, Fouqué, Chamisso u. A. persönlich kennen lernte, und nach seiner Rückkehr in die Heimath wurde er zunächst Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen und bald darauf Professor der altklassischen Literatur am Obergymnasium zu Stuttgart, „der geliebten Bildungsschule seiner Jugend." In die literarische Welt führte er sich durch „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Württemberg" (Stuttg. 1819) ein, denen dann rasch nach einander eine bunte Reihe weiterer Werke folgte. Wir nennen nur die zwei Bände „Gedichte" (Stuttg. 1828—29), „Gedichte. Neue Auswahl" (Stuttg. 1838, 4. Aufl. ebendas. 1851), „Die Neckarseite der schwäbischen Alb" (Stuttg. 1823), „Der Bodensee nebst dem Rheinthal" (Stuttg. 1827), „Wanderungen durch Schwaben" (Leipz. 1837—38), „Die Dichter des alten Griechenland's und Rom's", 2 Bände (Stuttg. 1835), „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von A. von Haller bis auf die neueste Zeit. Eine Mustersammlung" (Leipz. 1835, 5. Aufl., besorgt von M. Bernays, Leipz. 1871), „Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage. Eine Mustersammlung", 2 Bände (Stuttg. 1842, 2. Aufl. Gütersloh 1860), „Die deutschen Volksbücher, für Jung und Alt wieder erzählt" (Stuttg. 1836—37, 7. Aufl. Gütersloh 1872), und „Schillers Leben" (Stuttg. 1840), ein Buch, das seiner eigenthümlichen religiösen Richtung wegen viel angegriffen wurde. Daneben besorgte er noch von 1827 bis 1837 die Redaktion des Cotta'schen „Morgenblattes", das er einer großen Anzahl junger Talente, wie Platen, Lenau, Freiligrath u. A. erschloß, stellte von 1833 bis 1838 mit Chamisso den „Deutschen Musenalmanach" zusammen, arbeitete für die bekannte „Sammlung von Uebersetzungen griechischer und römischer Classiker", gab „Wilh. Hauff's sämmtliche Schriften", „Wilhelm Müller's vermischte Schriften", „Niclas Müller's Gedichte" heraus und fand dabei auch noch Zeit für Reisen nach der Schweiz, nach Paris, Schweden und Dänemark &c. Im Jahre 1837 vertauschte er zwar dieses anstrengende Leben mit dem stillen, beschaulichen eines Landpfarrers, indem er sich nach Gomaringen bei Tübingen versetzen ließ, allein bald zog es ihn wieder nach seinem lieben Stuttgart, wo er 1842 die ihm angetragene Pfarrei zu St. Leonhard annahm, nach und nach bis zum Oberconsistorialrath und Oberstudienrath emporstieg und dort auch plötzlich am 4. Nov. 1850 in Folge eines Schlaganfalls verschied.

Lied eines abziehenden Burschen.

Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisters Haus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein.

Fahrt wohl, ihr Straßen grad' und krumm
Ich zieh nicht mehr in euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Gesang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang.

*) Vergl. K. Klüpfel, Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken. Leipz. 1858.

Was wollt ihr Kneipen all' von mir?
Mein Bleiben ist nicht mehr allhier,
Winkt nicht mit eurem langen Arm,
Macht mir mein durstig Herz nicht warm.

Ei grüß' euch Gott, Collegia!
Wie steht ihr in Parade da.
Ihr dumpfen Säle groß und klein,
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr herein.

Auch du von deinem Giebeldach
Siehst mir umsonst, o Carcer, nach.
Für schlechte Herberg, Tag und Nacht,
Sei dir ein Pereat gebracht!

Du aber blüh und schalle noch,
Leb', alter Waffenboden, hoch!
Es stärkt den Geist die Wissenschaft,
So stärke du des Armes Kraft.

Da komm' ich, ach, an Liebchens Haus:
O Kind, schau' noch einmal heraus!
Heraus mit deinen Aeuglein klar,
Mit deinem dunkeln Lockenhaar!

Und hast du mich vergessen schon,
So wünsch' ich dir nicht bösen Lohn:
Such' dir nur einen Buhlen neu,
Doch sei er flott gleich mir und treu!

Und weiter, weiter geht der Lauf,
Thut euch, ihr alten Thore, auf!
Leicht ist mein Sinn und frei mein Pfad,
Gehab' dich wohl, du Musenstadt.

Ihr Freunde, drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht schwer,
Auf frischem Roß mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang.

Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von Einem Wein. —
Und nun denn, Brüder, sei's, weil's muß!
Das letzte Glas, den letzten Kuß!

Der Reiter über den Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabt im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee,
Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus in's ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus.
So fliegt er hin eine Meil', und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
Fort geht's wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee:
Wann rauscht das Wasser? wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
Und deckt ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."
Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebene, die ritt ich her."
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See?
An den Schlund, an die Tiefe, bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr,
Es stellen die Knaben sich um ihn her:

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!"
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Von den jüngeren Mitgliedern der Schule ist unstreitig **Eduard Mörike** der vornehmste; er ist ein Dichter von tiefer Innigkeit, großer Anmuth und zartester Feinfühligkeit, aber eine lange Kränklichkeit und eine wahrscheinlich daraus entstandene Lässigkeit und Bequemlichkeit ließ ihn nie zu anhaltendem, ernstem Fleiße kommen. Wie er selten einen Reisewagen bestieg, ohne allerlei Polster und Betten mitzuführen, so griff er auch zur Feder nur, wenn er sich ganz vollständig wohlig und behaglich zum Schreiben angeregt fühlte. Die energischen Worte „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" hat er nie seiner Muse zugerufen, und da die Götter vor den Ruhm den Schweiß setzten, so ist er nicht berühmt geworden, sondern hat blos eine kleine Gemeinde hinterlassen. Diese wird ihm aber treu bleiben und sich auch immer wieder ergänzen. Mörike wurde am 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg geboren und studirte, nachdem er seine Vorbildung in dem niederen theologischen Seminar zu Urach erhalten, von 1822–26 zu Tübingen Theologie. Schon hier führte er ein seltsames Leben, schuf sich mit seinem Freunde Ludwig Bauer eine eigene Mythologie, las an Nachmittagen in dem künstlich verdunkelten geheimnißvollen „Brunnenstübchen," einem Gartenhause, bei Kerzenschein mit einigen Auserwählten im Shakespeare, und was dergleichen Absonderlichkeiten mehr waren. Von 1826 ab verbrachte er acht Jahre theils als Pfarrgehilfe, theils in freier Muße, seinen Neigungen und dichterischen Arbeiten lebend. Zu den ersteren gehörte auch der Hang, komische Charaktere darzustellen, und dieser verleitete ihn in jener Zeit sogar einmal, einen höchst gefährlichen genialen Streich auszuführen, von dem das gestrenge Consistorium zu Stuttgart glücklicher Weise nichts erfuhr. Eine umherziehende Schauspielertruppe erregte in ihm dermaßen die Lust, auch einmal ein größeres Publikum zum Zeugen seiner mimischen Fähigkeiten zu haben, daß er sich derselben unter einem falschen Theaternamen auf einige Wochen anschloß und mit ihr in einer Reihe von Stücken, u. a. als Hofmarschall Kalb in Schiller's „Kabale und Liebe", auftrat. Von seinen poetischen Schöpfungen entstand in jener Zeit als Hauptwerk die Künstlernovelle „Maler Nolten" (2 Bände, Stuttg. 1832, 2. überarb. Aufl. ebendas. 1877), die viel Aufsehen und große Hoffnungen erregte, welche der Dichter aber, wohl hauptsächlich in Folge seiner Vorliebe für behagliche Beschaulichkeit, nur zum Theil erfüllte. Eine Idee liegt dem „Maler Nolten" nicht zu Grunde, auch die Composition ist sehr mangelhaft; die Verwicklungen schlingen sich nicht natürlich ineinander, sondern sind zum Theil erzwungen, und der Totaleindruck des Schlusses, der in dem Untergange des Malers Nolten und des liebreizenden Landmädchens Agnes gipfelt, wird in seiner erschütternden Wirkung erheblich durch verschiedene spukhafte Episoden und das un-

heimliche Eingreifen einer Zigeunerin beeinträchtigt. Trotzdem zieht die Novelle in hohem Grade an, denn sie enthält eine Menge Scenen von größter Anschaulichkeit und Lebendigkeit, viele reizvolle und stimmungsvolle Detailschilderungen und eine Fülle von gleichsam spielend hingeworfenen geistreichen Bemerkungen. In den letzten Jahren seines Lebens unternahm der Dichter noch einmal eine Umarbeitung des Werkes, ohne jedoch die Hauptmängel beseitigen zu können. Im Jahre 1834 erhielt Mörike die Pfarrstelle zu Kleversulzbach bei Weinsberg, und hier im freundschaftlichen, anregenden Umgange mit Justinus Kerner, Ludwig Bauer, Vischer, Hartlaub u. A. entstand rasch eine Reihe von Gedichten, die er sodann mit älteren 1838 in einem schmalen Bändchen herausgab. Die „Gedichte" enthalten bereits so ziemlich Alles, was wir an Mörike lieben, die süß-melancholischen Liebeslieder, von denen besonders diejenigen, welche das Gefühl der Verlassenheit, der erfahrenen Untreue mit Meisterschaft zum Ausdruck bringen, wie „Das verlassene Mägdlein" (siehe unten), „Agnes", „Nächtliche Fahrt", „Ein Stündlein wohl vor Tage" u. s. w., hervorgehoben werden müssen, ferner die von schalkhaftem Humor belebte Elegie „Lose Waare" (siehe unten) und die wohligstes Behagen athmende Idylle „Der alte Thurmhahn", die wir leider ihrer Länge wegen hier nicht mittheilen können. Die Balladen und Romanzen Mörike's leiden größtentheils an Dunkelheiten und Härten des Ausdrucks, wir nennen daher nur die anmuthige Romanze „Schön Rohtraut", die wir auch unten wiedergeben. 1843 trat der Dichter, in Folge andauernder Kränklichkeit, bereits in den Ruhestand, privatisirte mehrere Jahre in dem Badeorte Mergentheim, wandte sich dann nach Stuttgart, wo man ihm eine ihn wöchentlich nur zu einer einzigen Lehrstunde verpflichtende Professur übertrug, legte jedoch auch dieses Amt 1866 nieder und lebte von da ab bis zu seinem am 4. Juni 1875 erfolgten Tode, wiederholt durch ehrende Auszeichnungen erfreut, in tiefster Zurückgezogenheit.*) In der ganzen Zeit von 1838—1875 brachte er nur noch wenig hervor, die „Idylle am Bodensee", das Märchen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein" und die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag". Die in Hexametern geschriebene „Idylle am Bodensee" (Stuttgart 1846) entbehrt zwar der künstlerischen Steigerung, ist aber mit so viel köstlichem Humor durchsetzt und schildert den schwäbischen Volksstamm am „schwäbischen Meere" mit solcher Anschaulichkeit und Liebenswürdigkeit, daß sie trotz der mangelnden Harmonie großen Genuß gewährt. In dem „Stuttgarter Hutzelmännlein" (Stuttgart 1853) erzählt der Dichter in ergötzlichster Weise die Streiche eines zauberkundigen Gnomen, und in der Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" (Stuttgart 1856) entwirft er ein überaus anmuthiges und geistreiches Bild des genialen Componisten des „Don Juan". — Alle Werke Mörike's bekunden also, wie wir gesehen haben, ein reiches Talent, ein tiefes Gemüth, einen feinen Sinn für Anmuth und Schönheit, einen liebenswürdigen Humor, und es ist daher nur zu bedauern, daß der Dichter so wenig von seinem Golde ausmünzte.

*) Vergl. Julius Klaiber, Eduard Mörike. Zwei Vorträge. Stuttg. 1876; Fr. Notter, Ed. Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch u. Dichter. Stuttg. 1876.

Das verlassene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken:
Ich schau so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder!
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Lose Waare.

„Tinte! Tinte kauft ab! Schöne schwarze Tinte verkauf' ich!
Rief ein Büblein gar hell Straßen hinauf und hinab.
Lachend traf sein feuriger Blick mich oben im Fenster,
Eh' ich mich's versah, huscht er in's Zimmer herein.
Knabe, dich rief Niemand! — „Herr, meine Waare versucht nur!"
Und sein Fäßchen behend schwang er vom Rücken herum.
Da verschob sich das halb zerrissene Jäckchen ein wenig
An den Schultern und hell schimmert ein Flügel hervor.
Ei, laß sehen mein Sohn, du führst auch Federn im Handel?
Amor, verkleideter Schelm! soll ich dich rupfen sogleich?
Und er lächelt, entlarvt, und legt auf die Lippen den Finger:
„Stille! sie sind nicht verzollt — stört die Geschäfte mir nicht!
Gebt das Gefäß, ich füll' es umsonst, und bleiben wir Freunde!"
Dieß gesagt und gethan, schlüpft er zur Thüre hinaus. —
Angeführt hat er mich doch: denn will ich was Nützliches schreiben,
Gleich wird ein Liebesbrief, gleich ein Erotikon draus.

Schön-Rohtraut.

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was thut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
Thut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fischen und jagen freute mich sehr.
— Schweig' stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab' auf Ringang's Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königssohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich so sehr.
— Schweig' stille, mein Herze!

Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!
Ach! erschrack der Knabe.
Doch denkt er: mir ist's vergunnt,
Und küßte Schön-Rohtraut auf den Mund.
— Schweig' stille, mein Herze!

Drauf sie ritten schweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut;
Es jauchzt der Knab' in seinem Sinn:
Und würd'st du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken:
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' Schön-Rohtraut's Mund geküßt!
— Schweig' stille, mein Herze!

Unmittelbar neben Mörike muß **Gustav Pfizer** genannt werden, den man sogar als eine Ergänzung zu jenem betrachten könnte. Denn während Mörike wohl alle tiefen Herzenstöne für das volksthümliche Lied anzuschlagen wußte, aber über die schlichte Einfachheit nicht hinausgehen konnte, vermochte Pfizer in der Ballade eine an Schiller erinnernde rhetorische Pracht zu entfalten, ohne jedoch im Liede auch nur im Entferntesten die warme Innigkeit Mörike's zu erreichen. Pfizer war sich auch sehr bald über sein Können sowohl, wie über den Mangel seines Talentes klar und hat diese Ueberzeugung sogar offen in der neuen Sammlung seiner Gedichte Seite 52 ausgesprochen. Die meiste Pflege widmete er naturgemäß der Ballade und schuf hier Gedichte, die zu den prächtigsten ihrer Gattung zu zählen sind. Den Mangel an Wärme suchte er durch interessante Vorwürfe (wobei er oft über den bisherigen Ideenkreis der Schule hinausging), durch geistreiche Charakteristik und durch Glanz der Sprache auszugleichen, was ihm auch oft annähernd gelang. So ist z. B. der unten mitgetheilte „Gesang der Korybanten" ein mit großer Kenntniß des antiken Geistes und mit blendenden Farben ausgeführtes Bild aus dem Alterthum. Nicht minder glanzvoll und farbensatt ist die ebenfalls unten wiedergegebene Ballade „El Sospiro del Moro". Dennoch erreichte keine einzige seiner Balladen die höchste Vollendung, da uns zwar jede interessirt und fesselt, aber keine wahrhaft erschüttert. Will der Dichter die ihm gesteckten Grenzen überschreiten, Gefühle schildern, die er nicht hat, so wird er sentimental, breit und schwerfällig, wie in dem größeren Gedichte „Der Wälsche und der Deutsche" (Stuttg. 1848). In seinen politischen Gedichten, Griechenliedern und Polenliedern documentirt sich eine edle, freimüthige Gesinnung. Erwähnt sei noch, daß Pfizer auch als Uebersetzer Tüchtiges leistete; besonders hervorgehoben zu werden verdient seine Uebertragung von Byron's „Dichtungen" (Stuttgart 1835—39). Pfizer wurde am 29. Juli 1807 zu Stuttgart geboren, widmete sich von 1825 bis 1830 zu Tübingen theologischen und philosophischen Studien, unternahm 1834 eine Reise nach Italien, war von 1836 bis 1847 als Redakteur an Cotta'schen Zeitschriften thätig und erhielt im letztgenannten Jahre die Stelle eines Professors der Literatur am Obergymnasium zu Stuttgart, die er erst vor einigen Jahren niederlegte. Seine „Gedichte" erschienen zu Stuttgart 1831, die „Gedichte. Neue Sammlung" ebendaselbst 1835, ein Band „Dichtungen epischer und lyrisch-epischer Gattung" ebendaselbst 1840. — Sein Bruder **Paul Achatius Pfizer** (1801—1867) gab mit dem später besonders durch seine Dante-Forschungen in weiteren Kreisen bekannt gewordenen **Friedrich Notter** (geb. 1801) den geistvollen, von mannhafter Gesinnung zeugenden „Briefwechsel zweier Deutschen" (Stuttgart 1831) heraus, dem auch eine Anzahl warm empfundener politischer Gedichte von P. A. Pfizer angehängt ist.

Gesang der Korybanten.

Lasset das glühende Leben verbluten,
Eh es erstarrt in Alter und Frost,
Ueber die zischenden Aschengluthen
Strömet den rothen, brausenden Most!

Hauet sie ab, die nervigen Hände,
Daß nicht gemeine That sie mehr schände!
Glieder, berührt von ambrosischem Hauche.
Dürfen nicht fröhnen mehr ird'schem Gebrauche

Löst mit dem Dolche des Lebens Bäche,
Stürzet zusammen den sterblichen Bau!
Auf die zerstampften Gründe breche
Leben entzündend der purpurne Thau.
Steigt nicht vom Boden, dem blutessatten,
Reizend das Bild des tödtlichen Weibs?
Und ihren Priestern, den todesmatten,
Löset ihr Kuß die Fessel des Leibs.
Daß sie die glänzenden Flügel sich wasche,
Keck die Phaläne zur Fackel sich drängt;
Aber der silberne Leib wird zur Asche,
Wenn ihr die Lohe die Schwingen versengt.

So ist's gesungen den Korybanten;
Wenn beim Feste die Herzen entbrannten,
Dürfen sie nicht mehr mit prüfendem Willen
Geistes-Verlangen kühlen und stillen;
Griffst Du hinein in der Urne Schoos,
Holst Du heraus der Nothwendigkeit Loos!
Aber wir halten der Göttin die Treue!
Jauchzen des Todes erstickt die Reue;
Wer in dem Wahnsinn der Lust verscheidet,
Wird von dem Felsen der Wildniß beneidet!
Nimmer, so jubeln die sterbenden Seelen,
Wird es an Priestern der Königin fehlen!

El Sospiro del Moro.

Edle Reiter kommen gezogen,
Aufwärts den Berg in buntem Zug;
Und Kameele, von Lasten gebogen,
Starke Rosse mit triefendem Bug.

Aber sie ziehen so öd und stille,
Ohne der hellen Trompeten Tusch,
Nicht von des Turban's farbiger Fülle
Wehet der freudige Reiherbusch.

Tief in den Boden die Rosse hauen,
Nach dem Gipfel gerichtet den Blick;
Aber die Männer und die Frauen
Sehen voll Gram in's Thal zurück.

Unter der Last verhalt'ner Klagen
Quält sich des vordersten Reiters Herz;
Kann das mächtige Roß ertragen
König Boabdil und seinen Schmerz?

Ach, die süße Heimat verloren!
Wo der Himmel so mild und klar!
Aus dem Lande, das sie geboren
Scheidet der trüben Verbannten Schaar.

Allah segnet des Feindes Fahnen;
Segnende Blitze sind sein Geschoß,
Und des verhaßten Kreuzes Fahnen
Wehen von des Alhambra Schloß.

Angelangt auf dem Gipfel wenden
Alle zum Thale den finstern Blick;
Und die Frau'n mit gekreuzten Händen
Klagen um das verlorene Glück.

Jeder gedenkt, was er besessen
In des fröhlichen Xenils Au'n;
Was er geliebt, er soll es vergessen,
Und seine neue Heimath erbau'n.

Aber Boabdil, in Gram verloren,
Denket an Krone und Macht und Reich,
Ach! im Purpur war er geboren,
Sterben wird er dem Bettler gleich.

Wandeln soll er auf dornigem Pfade,
Der geruht im seidenen Zelt;
Missen das schöne Recht der Gnade,
Welches üben die Herrscher der Welt.

Daß er noch einmal sein Herz erquicke,
Schaue noch einmal der Väter Haus,
Sendet er dürstend heiße Blicke
Ueber die sonnige Landschaft aus.

Aber er sättiget seine Seele
Mit dem schmerzlichen Abschied nicht;
Daß er die fließende Thräne verhehle,
Hüllt in's Gewand er sein Angesicht.

Und die Ritter und die Frauen
Denken nicht mehr der eigenen Weh'n,
Wenn sie den klagenden Fürsten schauen
An seines Reiches Marken stehn.

Granada lag in goldenem Schimmer
Und der Alhambra in sonnigem Brand —
Da entfloh der König und nimmer
Sah er sein schönes Vaterland.

Flüchtig verhallt der Sterblichen Klage,
Wie der Wind geht über die Flur;
Und das malmende Rad der Tage
Löschet ebnend des Kummers Spur.

Doch nicht vergaß das seltene Trauren
Eines Königs der heilige Ort;
Und der letzte Seufzer des Mauren
Tönt auf dem Berge noch immer fort.

Vollständig harmonisch begabt und entwickelt ist **Johann Georg Fischer**; dieser gebietet sowohl über die zarte Stimme der Liebe, wie über das schwungvolle Pathos hehrer Begeisterung. Sein Blick reicht weit über Schwaben hinaus und ist meist auf die heiligsten Güter der Menschheit gerichtet; dennoch hat er auch der Heimath eine innige Liebe bewahrt und kann selbst Freude über das Einfachste und Schlichteste empfinden, wenn er in ihm einen Zusammenhang mit dem Allgemeinen gewahrt. Der Natur hat er eine lange Reihe äußerst anmuthiger Lieder gewidmet, aber er zeigt sich in denselben nicht als ein vergnüglich einherschlendernder, gedankenlos jauchzender Sommerfrischler, sondern als ein mit klugem Auge finnend dahinschreitender Naturfreund, der im sprießenden Blatt, wie im geschäftig über den Weg kriechenden Käfer das unsichtbare Wirken einer gewaltigen Schöpferkraft spürt und im Baum wie im Menschen den großen Kreislauf des Lebens sieht. Wir theilen von diesen Gedichten unten „An's Ziel" und „Deines Odems einen Hauch" mit. Der Liebe gilt eine zweite Kategorie seiner Lieder, und hier stehen wir nicht an zu behaupten, daß selbst Uhland keinen innigeren, keinen herzlicheren Ton angeschlagen hat. Dabei ist Fischer immer gedankenreich, immer formschön, niemals sentimental. Ein beredtes Meisterstück ist uns das unten wiedergegebene „Geweihte Stätte", das wohl zu den keuschesten und reizvollsten lyrischen Gedichten zählt, die wir überhaupt besitzen. In gleicher Weise hervorgehoben zu werden verdienen das rührende „Mein Liebster nur ist mein Gebet", das warmherzige „In der Kirschenblüt'" und das schalkhaft-humoristische „Feuer und Flamme". Ein dritter Kranz von Gedichten behandelt das Leben, die Kunst und das Vaterland. Für das Leben und Treiben auf Markt und Straßen, für die Sorgen und Leiden der Mühseligen und Beladenen hat Fischer ein klares Auge und ein warmes Mitgefühl, für die Gebilde der Kunst ein reifes Urtheil und für das Wohl und Wehe des Vaterlandes, nicht nur Schwabens, sondern auch des gesammten Deutschlands, ein kräftig schlagendes Herz. Schon als es noch gefährlich war, von einem einigen, großen deutschen Reiche zu sprechen, trat Fischer unerschrocken für dasselbe ein und hat auch dann fort und fort mit der ganzen Macht seiner Poesie für den Einheitsstaat gewirkt. Den Ereignissen von 1870 ist er dabei gleichsam wie ein Prophet vorangeschritten. Man vergleiche sein unten wiedergegebenes schwungvolles „Lied der Zukunft" und das inbrünstige Gebet „Nur einen Mann aus Millionen!". Trotz ihres hohen Werthes, ihrer großen Schönheiten, sind Fischer's Gedichte noch nicht in weitere Kreise gedrungen, wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie in nicht weniger denn sechs Bändchen verstreut sind („Gedichte" Stuttg. 1854, 2. Aufl. 1858; „Neue Gedichte". Ebend. 1865; „Den deutschen Frauen, Gedichte. N. F." Ebd. 1869; „Aus frischer Luft." Ebd. 1872; „Neue Lieder". Ebd. 1876 und „Merlin. Gedichte". Ebd. 1877); lägen sie in einem einzigen Bande vor, wie die Poesieen unserer meisten übrigen Lyriker, so würden sie sich gewiß leichter Eingang beim großen Publikum verschaffen. Fast gänzlich unbekannt sind Fischer's Dramen, wohl nicht zum geringsten Theile deßhalb, weil Fischer dem Geschmacke des Publikums nicht schmeichelt und außerdem Grundansichten vertritt, die man wenigstens auf Hofbühnen noch

immer nicht aussprechen lassen will. Denn der Dichter wendet sich sowohl in seinem Erstlingswerke „Saul“ (Stuttgart 1862), wie in seinen weiteren Dramen „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen“ (Stuttgart 1863), „Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkriege“ (Stuttgart 1866) und „Kaiser Maximilian von Mexico“ (Stuttgart 1868) schonungslos und mit der überzeugenden Macht eines echten Poeten gegen das zünftige Priesterthum, das von den frühesten Zeiten bis in die heutigen Tage die Religion nur dazu benützte, die Menschen sich zu knechten zu machen und sie auszubeuten. Am glänzendsten hat er dies an Kaiser Maximilian nachgewiesen, der sein Land von der Priesterschaft befreien wollte, dann aber in der Noth, von seinem Bundesgenossen Napoleon III. schmachvoll verlassen, die dargereichte Hand der jesuitischen Geistlichkeit ergriff und nun von dieser in den Abgrund gestoßen wurde. — Das Leben Fischer's ist sehr schlicht verlaufen; er wurde am 25. Oktbr. 1816 zu Groß-Süßen, einem sehr anmuthig im Filsthale zwischen der schwäbischen Alb und dem Unterlande gelegenen Dorfe geboren, bildete sich zunächst auf einem Seminar zum Schullehrer aus, war auch einige Jahre als solcher thätig, eignete sich dann aber unter vielen Entbehrungen mit großer Energie eine höhere Bildung an, bezog noch 1841 die Universität Tübingen, wo er sich hauptsächlich naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, literarischen und historischen Studien widmete, und erhielt 1860 eine Stelle als Professor an der Oberrealschule zu Stuttgart, die er noch jetzt bekleidet.

An's Ziel.

Gestern ein Rieseln
Im weichen Eise,
Heute ein Bach
Auf der Frühlingsreise;
Gestern ein Kind
Mit Schleif' und Band,
Heute Jungfrau

Im Festgewand —
Wohin? Wer weiß?
Und wem der Preis?
Frage die Biene,
Wohin sie fliegt,
Frage die Hoffnung,
Wo Eden liegt.

Deines Odems einen Hauch.

Und so hüllest du mich wieder,
Treuer Wald, in deine Nacht,
Leib und Seele leg ich nieder
In die Arme deiner Macht.

Hab ich niemals doch vergebens
Mich versenkt in deine Haft;
Schon durch's tiefste Herz des Lebens
Rinnt mir deines Odems Kraft,

Daß ich morgen in der schwülen
Abgeschiedenheit von dir
Noch die Strömung werde fühlen
Eines Lebenshauchs von ihr.

Geweihte Stätte.

Wo Zweie sich küssen zum ersten Mal,
Bleibt nach auf Erden ein Duft und Strahl;
Es leuchtet der Platz, es wärmt der Weg,
Von seligem Zittern bebt der Steg;

Und der Baum geht früher in Blüth und Blatt,
Wenn ein Sonnenregen geregnet hat.
Die Erde wimmelt von Klang und Licht,
Wie Feiertag ist's, und ist doch nicht.

Wär' auch die Sonne am Untergeh'n,
Auf Erden ist's eben wie Auferstch'n.
Denn Alles ist Seele und Sonnenstrahl,
Wo Zwei sich küßten zum ersten Mal.

Das Lied der Zukunft.

„Wirf deine Harfe an den Stein!
Zerreiß die Saiten deiner Leyer!
Die Welt von heute ist gemein,
Unwürdig einer Liedesfeier;
Vom Himmel riß man längst den Gott,
Den sonst verherrlichte der Glaube,
Und Treu und Liebe sind ein Spott,
Ein Spott der Kranz von Eichenlaube.

„Denkst du des Lebens Dürftigkeit,
Die längstbeklagte, zu beklagen,
Und bei den Götzen dieser Zeit
Nach feilem Dienste umzufragen?
Willst du der Vorzeit Sinn und Art
Erneu'n im Zauber des Gesanges,
Und an der schnöden Gegenwart
Dich rächen mit der Macht des Klanges?"

So spricht die Welt, für die du sangst,
Getreues Lied, in deinem Glauben,
So spricht die hoffnungslose Angst,
Und will dir Muth und Zukunft rauben
Und gräbt sich selber ihre Gruft:
Auf, wappne dich, du Macht der Lieder,
Schwing deine Harfe in die Luft,
Und Muth und Glaube leben wieder.

Wohl sind's der Klagelieder g'nug,
Genug der Poesie'n des Zornes,
Doch einen neuen vollen Zug
Wag' aus dem Quell des Liederbornes:
Dem trägen Heute laß den Lauf,
Und laß sie ruhn, die gestern starben,
Schon glühn am Morgenhimmel auf
Der Zukunft lebensfrische Farben.

Dort klingt's wie Frühlingswellenschlag,
Dem starren Winterschlaf zu Leide,
Dort weben Geister Nacht und Tag
Der Zeit an einem neuen Kleide:
Es rauschet, wie ein kühn Gedicht,
Das frische Kleid von frischem Leben,
Auf, Liederlust, und säume nicht,
Auch deine Blüthen drein zu weben.

Und Freiheit heißt das neue Kleid,
Und Recht und Liebe seine Säume:
Die ihr verzagt und traurig seid,
Seht's wallen durch des Himmels Räume,
Und glaubt, es kommt ein Tag heran,
Da sich ein Mann, ein Held, bereitet,
Der, mit dem Kleide angethan,
Erlösend durch die Lande schreitet,

Der eilt im Sturm dem Siege zu,
Zu dem wird jedes Herz sich neigen,
Und hat die Erde Fried und Ruh,
Wird er herab zum Volke steigen:
Der sei's, ihr Lieder, den ihr preist,
Dem laßt der Hoffnung Chöre schallen,
Und vor dem Gott, der ihn verheißt,
Die Menschheit gläubig niederfallen.

O hoher Preis und Ruhmesglanz,
Den ihr in solchem Dienst ersungen,
O unverwelklich schöner Kranz,
Den ihr um solch ein Haupt geschlungen!
Der Sänger stirbt, das Lied verschwebt,
Und rasch verklingen die Gedichte:
Doch ein unsterblich Leben lebt
Ihr Geist im Strome der Geschichte!

Unzweifelhaft das bedeutendste Talent unter den jüngeren Dichtern besaß **Wilhelm Waiblinger** (1804—1831), wie aus seiner Jugenddichtung „Phaëton", seinen Novellen und seiner wenn auch verfehlten Tragödie „Anna Bullen" überzeugend hervorgeht; allein ein zügelloses Leben vernichtete gar bald die Hoffnungen, zu denen er berechtigt hatte. Ebenfalls zu früh verstarb der liebenswürdige **Ludwig Bauer** (1804—1846), von dessen Dichtungen wir nur die durch geistreiche Charakterisirung des Haupthelden sich auszeichnende Trilogie „Alexander der Große" nennen. David Friedrich Strauß setzte dem Freunde in seinen „Kleinen Schriften" ein ehrendes Denkmal. Bescheidener waren **Alexander Graf von**

Württemberg (1801—1844), ein Sohn des Herzogs Wilhelm von Württemberg, **Wilhelm Zimmermann** (1807—1878) und **Hermann Kurz** (1813—1873) veranlagt, doch hat der erstere in seinen „Gedichten" und „Liedern des Sturms" mehrere frische und farbenreiche Schilderungen aus dem Jägerleben im Schwarzwalde geliefert. Zimmermann machte sich hauptsächlich durch seine populären, in freisinnigem Geiste geschriebenen Geschichtswerke, vornehmlich durch seine mit warmer Theilnahme für das arme unterdrückte Volk geschriebene „Geschichte des Bauernkrieges" einen Namen, es gelang ihm aber auch mancher frohe, kräftige Sang im Tone Uhlands. Hermann Kurz wurde in weiteren Kreisen durch seinen vortrefflichen Roman „Schillers Heimathjahre" (3 Bände, Stuttg. 1843, 2. Aufl. in 2 Bänden 1857) bekannt, in dem er mit vieler Liebe und Sorgfalt ein treues Kultur- und Sittenbild von jenem Württemberg entwirft, in welchem Schiller aufwuchs und sich entwickelte. Der frei erfundene Held des Romans, Professor Roller, der Herzog Karl Eugen und Schiller selbst sind mit vieler Anschaulichkeit geschildert und die Verhältnisse, welche die Entwickelung des Dichters hemmten und förderten, mit großer Umsicht äußerst klar dargelegt. Auch sonst hat Kurz noch manches Tüchtige geleistet; seine schwäbische Volksgeschichte „Der Sonnenwirth" ist ein mit kräftigen Strichen entworfenes Seelengemälde und seine Shakespeareforschungen lieferten werthvolle Beiträge zur Kenntniß des großen Briten. Seine gesammelten Werke gab Paul Heyse mit einer Biographie 1874 zu Stuttgart in 10 Bänden heraus. Die Bedeutung von **Ludwig Seeger** (1810—1864) und **Ludwig Pfau** (geb. 1821) ist mehr auf anderen Gebieten, denn auf dem der Poesie zu suchen; Seeger ist besonders als gewandter Uebersetzer Shakespeare'scher Dramen und als namhafter Politiker zu nennen und Pfau als geistvoller Kunstschriftsteller, wiewohl der letztere auch in seinen Gedichten einen feinen Geschmack und warme Innigkeit zeigt. Von dem jüngsten Nachwuchse der Schule endlich heben wir Karl Schönhardt (geb. 1833) mit seinen warm empfundenen „Gedichten" (Stuttg. 1860), Wilhelm Hertz (geb. 1835) mit seinen von heißer sinnlicher Gluth durchwehten epischen Dichtungen „Lanzelot und Ginevra" (Hamburg 1860) und „Hugdietrich's Brautfahrt" (Stuttg. 1863, Prachtausg. 1872) und Eduard Paulus (geb. 1837) mit seinen humorvollen „Liedern" (Stuttg. 1877) hervor.

Zu diesen schwäbischen Poeten stellten sich auch noch einige Dichter, die nicht Landsleute, sondern nur Sinnesgenossen, theils sogar nur Nachahmer waren. Wir nennen den vom Niederrhein stammenden, in seinen Balladen und Romanzen sich meist an Uhland anlehnenden Joseph Matzerath (1815—1876), den wegen seiner freisinnigen Heldengedichte, mehr noch durch seine ansprechenden Fabeln besonders in der Schweiz beliebten Abraham Emanuel Fröhlich (1796 bis 1865), den ebenfalls aus der Schweiz gebürtigen Rudolf Tanner (1794—1849), der stimmungsvolle „Heimathliche Lieder und Bilder" herausgab, und den Oesterreicher Karl Egon Ebert (geb. 1801), der sich mit seinen Epen, Balladen, Romanzen und Idyllen ebenfalls Uhland mehr oder weniger zum Muster nahm.

Der religiöse Ton ist in der schwäbischen Dichterschule verhältnißmäßig wenig angeschlagen worden, obwohl fast sämmtliche Mitglieder der Schule von

tief-religiösem Gefühle durchdrungen waren. Die meisten Dichter pflegten das geistliche Lied nicht, weil sie sich bei ihrer freisinnigen Denkweise und ihrem Streben nach Selbstständigkeit an die hergebrachten Formen und Anschauungen nicht binden wollten. Es sind daher auch nur Wenige, die wir als ausgesprochen religiöse Dichter der Schule zu nennen haben. Der älteste ist **Albert Knapp.** Dieser bemühte sich, die schlichte Einfachheit des alten Kirchengesanges nachzuahmen, was ihm auch in verschiedenen seiner Lieder in schöner Weise gelungen ist, bei vielen stört jedoch eine engherzige pietistische Weltanschauung. Knapp wurde am 25. Juli 1798 zu Tübingen geboren, wirkte viele Jahrzehnte als Prediger, zuletzt als Stadtpfarrer an der St. Leonhardskirche zu Stuttgart, und starb am 18. Juni 1864. Seine „Christlichen Gedichte" erschienen zuerst zu Basel 1829, in einer Auswahl kamen seine „Geistlichen Lieder" 1864 und seine „Gedichte" 1854, in 2. Auflage 1868 zu Stuttgart heraus. Aehnliche Ziele verfolgte auch **Karl Grüneisen** (1802—1879), der sich außerdem noch einen Namen als Kunstschriftsteller machte. Seine „Lieder" erschienen 1824 zu Stuttgart. Weit bedeutender als Knapp und Grüneisen ist **Karl Gerok,** ein Poet von großem Gedankenreichthume. Gerok hat sich sehr glücklich von aller fromm-mystischen Verdüsterung fern gehalten und, obgleich streng religiös, sich doch einen freien Blick bewahrt. Darum sieht er auch die Welt mit ihrem Treiben keineswegs mit der Miene eines Bußpredigers an, sondern mischt sich freundlich unter die Menge, und in bewegter Zeit tritt er sogar, wie wir später bei Besprechung der Kriegslyrik von 1870/71 sehen werden, mit warmen, tief empfundenen Liedern mitten unter die patriotischen Dichter. Den meisten Beifall haben seine „Palmblätter" gefunden, die zuerst 1857 zu Stuttgart erschienen und jetzt schon 28 Auflagen erlebt haben. Er bietet in denselben theils poetische Bearbeitungen biblischer Geschichten, theils Betrachtungen über einzelne Stellen der heiligen Schrift in poetischer Form und baut auf diesen dann mit schwunghafter Beredtsamkeit ein hohes Gebäude glänzender Gedanken auf. Bisweilen läßt er sich allerdings auch durch sein Talent verleiten, Unbedeutendes weit auszuspinnen, doch gehören solche Weitschweifigkeiten zu den Seltenheiten. Seine weiteren Gedichtsammlungen, die dieselben Vorzüge aufweisen, betitelte er „Pfingstrosen" (Stuttg. 1864, 5. Aufl. Gütersloh 1873), „Blumen und Sterne" (Stuttgart 1868, 7. Aufl. 1879), „Palmblätter, Neue Folge" (Stuttgart 1877, 5. Aufl. 1879); seine Zeitgedichte faßte er unter dem Titel „Deutsche Ostern" zusammen. In der wissenschaftlichen Welt machte er sich besonders durch die homiletische Bearbeitung der Apostelgeschichte für Lange's Bibelwerk bekannt, in der er den kirchlich-konservativen Standpunkt einnimmt. Gerok wurde am 30. Januar 1815 zu Vaihingen a. d. Enz geboren, studirte 1832—1836 in Tübingen Theologie, wirkte von 1844 ab an verschiedenen Kirchen als Prediger und bekleidet seit 1868 die Stelle eines Oberhofpredigers zu Stuttgart. Seine Knaben- und Jünglingsjahre hat er selbst sehr anschaulich in seinen „Jugenderinnerungen" (Bielefeld 1876) geschildert. Mit geringerem Erfolge hat sich **Julius Krais** (geb. 1807) auf dem Gebiete der religiösen Lyrik versucht, seine „Gedichte" (Heilbronn 1839), „Christlichen Gedichte" (Reutlingen 1859) rc. sind nicht über kleine Kreise hinausgedrungen.

Mit diesen geistlichen Liedersängern schließt sich der weite Kreis der schwäbischen Dichterschule, wir wenden uns aber noch nicht zu dem neuen Gedankenstrom des nächsten Kapitels, weil wir noch zu einem Dichter treten müssen, der seitwärts von Uhland steht, auch oft mit diesem verglichen worden ist, allein weder dessen Bedeutung, noch dessen Popularität erreichte: zu **Friedrich Rückert.** Die Muse hatte Rückert nicht minder innig, wie Uhland geküßt, aber bald nach den Befreiungskriegen gingen die Wege beider Dichter weit auseinander; Rückert kehrte in mißmuthiger Resignation dem Vaterlande den Rücken und wanderte nach dem Orient, nach den Rosengärten von Schiras, zu den Palmenhainen des Ganges und selbst nach China, während Uhland, dem Vaterlande treu, zu den versunkenen Schätzen der heidnischen Poesie hinabstieg und sich immer tiefer in altdeutsche Kunst und Art versenkte. Die Dichtungen Rückert's erhielten dadurch einen orientalischen Charakter; sie dufteten nach Balsam und Myrrhen, schillern und prangen in allen Farben, blinken und blitzen von kostbarem Geschmeide und reichen Perlenschnüren, erfreuen uns durch ihre Pracht, aber erquicken uns nicht; nur ein einziges Mal, da der Dichter in der Heimath kurze Rast hielt und einen beglückenden Liebesfrühling genoß, kam ihm auch die innige deutsche Sangesweise wieder. Uhland's Lieder, Balladen und Romanzen dagegen erhielten sich, wie wir gesehen haben, nach wie vor den echten deutschen Sinn, die strenge Hoheit, den klaren Freimuth und wurden in Folge dessen Gemeingut und ein Trost aller deutschen Herzen; er selbst ward ein Held der Nation. Rückert ist über bestimmte Kreise nicht hinausgedrungen, was ihn tief verletzt hat, und mußte sich außerdem noch am Ende seiner Laufbahn zu der schmerzlichen Ueberzeugung bekennen, daß er wohl hinausgeschweift war in alle Länder des Orients, dort aus allen Gärten Blumen gebrochen, aber des eigenen Gartens daheim nicht gepflegt, mit allen Sängern Persiens und Indiens Wettgesänge angestimmt, aber bei all' seiner Fruchtbarkeit nicht ein einziges größeres Meisterwerk geschaffen hatte. Er sagt daher auch selbst von sich:

„Geist genug und Gefühl in hundert einzelnen Liedern
Streu ich, wie Duft im Wind, oder wie Perlen im Gras.
Hätt' ich in einem Gebild es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zersplitterter nur."

Friedrich Rückert*), am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt geboren, war ursprünglich von seinem Vater, einem bayrischen Rentamtmann, für das Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, ließ sich auch, nachdem er auf dem Gymnasium zu Schweinfurt die nöthige Vorbildung erlangt hatte, auf der Universität Jena als Student der Jurisprudenz immatriculiren, wandte aber gar bald sein ganzes Interesse philologischen Studien zu. 1811 habilitirte er sich an der genannten Universität als Privatdocent, gab aber die Laufbahn, da sie ihn nicht befriedigte, bald wieder auf, ebenso eine Stelle als Gymnasiallehrer, die er in Hanau ange-

*) Vergl. C. Fortlage, Friedrich Rückert u. s. Werke, Frankf. 1867: C. Beyer, Friedrich Rückert. Ein biogr. Denkmal. Frankf. 1868.

nommen hatte, und ließ sich, ganz seinen Privatstudien und dichterischen Neigungen lebend, in Würzburg nieder. Beim Ausbruch der Befreiungskriege war es ihm leider, seiner durch zu vieles Studiren all zu sehr geschwächten Gesundheit wegen, nicht vergönnt, in die Reihen der Kämpfenden zu treten, dagegen suchte er, wie wir bereits Seite 100 gesehen haben, durch seine „Geharnischten Sonette" und den „Kranz der Zeit" die Sache des Volkes zu fördern. Nach der Beendigung des Krieges ging er nach Stuttgart, wo er auf Verwendung des Freiherrn von Wangenheim die Redaktion des Cotta'schen „Morgenblattes" erhielt und auch in den württembergischen Verfassungskampf eintrat. Doch stellte er sich dabei nicht auf den Standpunkt der sogenannten Alt-Württemberger, den Uhland vertrat, und brach in Folge dessen mit diesem für die ganze Zeit seines Lebens. Bereits zu Anfang des Jahres 1817 legte er die Redaktion des „Morgenblattes" wieder nieder und wanderte über die Schweiz nach Italien, um dort ein großes Epos, welches die Thaten der Hohenstaufen behandeln sollte, zu schaffen. Es kam jedoch nicht dazu, vielmehr widmete er sich in Rom und Aricia, wo er ein ganzes Jahr lang weilte, dem Studium der italienischen Poesie, versuchte sich in einer Reihe kleiner Dichtungen in italienischen Versmaßen und wandte sich dann über Oesterreich wieder der Heimath zu. Auf dieser Rückreise machte er in Wien die Bekanntschaft des Orientalisten Josef von Hammer, und dieser erweckte in ihm ein solches Interesse für die orientalische Literatur, daß er sich ihr sofort mit größtem Eifer zuwendete. Er lebte dabei theils bei seinen Eltern, die jetzt in Ebern in Franken wohnten, theils in Nürnberg und andern Städten, bis er 1821 zu Koburg die Liebe der anmuthigen und geistvollen Luise Wiethaus-Fischer gewann, sich mit ihr vermählte und nun für mehrere Jahre in der freundlichen kleinen thüringischen Residenz sich niederließ. Die Lieder, in denen er im Sommer 1821 seine Braut besang, sind, wie wir schon oben bemerkten, die reizvollsten, die er überhaupt hervorgebracht hat; da er sie jedoch erst später herausgab, so werden wir sie auch erst weiter unten besprechen. Zunächst drängte es ihn, Zeugniß von seinen orientalischen Studien abzulegen, und er veröffentlichte daher 1822 zu Leipzig die „Oestlichen Rosen", geistvolle und formschöne Gedichte, die zumeist den Wein und die Liebe feiern und schon ganz den orientalischen Geist athmen. Auch erscheint in ihnen bereits das Gasel, eine Dichtungsform, die Rückert zuerst in Deutschland einführte und in der er es bald zu großer Meisterschaft brachte. Wir theilen unten das Gasel „Rein gehalten dein Gewand" mit. Im Jahre 1826 siedelte er, zum außerordentlichen Professor der orientalischen Sprachen ernannt, nach Erlangen über und war hier hauptsächlich mit der poetischen Nachbildung orientalischer Dichterwerke beschäftigt. Rasch nach einander erschienen „Die Verwandlungen des Ebu Seid von Serug, oder: Die Makámen des Hariri in freier Nachbildung" (Stuttg. 1826, 5. Aufl. 1875), „Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte, bearbeitet" (Frankf. 1828, 5. Aufl. 1874), „Hebräische Propheten, übers. und erläutert" (Leipz. 1831) und „Schi-King. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet" (Altona 1833), denen später noch „Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte" (Erlangen 1838),



Friedrich Rückert.

„Brahmanische Erzählungen" (Leipz. 1839), „Amrilkais, der Dichter und König. Aus dem Arabischen übertragen" (Stutig. 1843) und „Hamâsa, oder: Die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmâm, übers. u. erläutert" (Stuttg. 1846) folgten. Rückert eröffnete damit einen bisher in Deutschland völlig unbekannten Ideenkreis; er erwies uns durch sie, daß zu jener Zeit, als Hellas und Rom blühten, und dann wieder in den Jahrhunderten, als wir unsere mittelalterliche Kunst und Dichtung vollendeten, auch „Asien's Herz eine tönende Harfe der Poesie" gewesen ist. Zudem brachte er uns mit ihnen eine reiche Fülle von neuen Vorstellungen und Bildern. Die Verdeutschung sowohl, wie die Bearbeitung, ist bei allen Dichtungen meisterhaft; Rückert erwies sich hier als ein vollendeter Sprachkünstler, als ein Uebersetzer, der über einen erstaunlich großen Wortreichthum verfügt, der alle Formen mit der größten Leichtigkeit handhabt und da, wo er die gewünschte Bildsamkeit und Schmiegsamkeit nicht findet, selbstständig im Geiste der Sprache formt und schafft. Er hat in Folge dessen die deutsche Sprache durch manche neue Wortbildung und Zusammensetzung bereichert, die heute allgemein im Gebrauche ist, doch hat er sich auch bisweilen durch seine Lust am Umbilden zu Verrenkungen verleiten lassen, die als gewaltsam und geschmacklos bezeichnet werden mußten und darum nicht in unsern Sprachschatz aufgenommen wurden. Von 1834 ab trat Rückert mit seinen „Gesammelten Gedichten" (Erlangen 1834—38) hervor, die nicht weniger als sechs Bände füllten und ein sprechendes Zeugniß von seiner großen Fruchtbarkeit ablegten. Es lief dabei freilich auch manches Unbedeutende mit unter, mancher Vers, der nur die Bezeichnung gewandte, ja selbst nur holprig gereimte Prosa verdient, doch erschien auch eine Reihe echter Perlen, vorab im ersten Bande der schon wiederholt genannte „Liebesfrühling von 1821." Die Lieder des berühmten Cyklus sind weder schwärmerische, noch von berauschender Gluth durchströmte. Er charakterisirt sie selbst in den Versen:

„Liebste! Nein, nicht lustberauscht,
Sondern ruhig nüchtern
Hat sich Herz um Herz getauscht,
Innig stark und schüchtern.

Wie mein Dichten von Natur,
Liebste, so mein Lieben:
Niemals trunken hab' ich nur
Auch ein Wort geschrieben."

Aber es pulst in ihnen allen frisches, frohes Leben, denn sie sind alle Gelegenheitsgedichte im Goethe'schen Sinne. „Keine seltsamen Abenteuer, keine drohenden Schwankungen bezeichnet die hier gefeierte Liebe," sagt Gustav Pfizer in seiner Studie „Uhland und Rückert" (Stuttg. 1837), „nur ein inniges, unverkümmertes, reines, glückliches, mit der Zeit immer mehr erstarkendes Gefühl ist es, was sich hier in hunderten von Liedern ausspricht ..... Der eine Lichtstrahl des Liebesglücks bricht sich in hunderttausend Farben; der eine Grundton klingt in unzähligen Accorden ..... Alle Reiche der Natur plündert der Dichter, und mit der köstlichen, reichen Beute schmückt er seine Geliebte ..... Gedanken, Bilder, Ton, Form — Alles wechselt auf's Anmuthigste durcheinander, und wenn einmal die Phantasie matter zu werden scheint, so schwingt

sie sich plötzlich wieder mit neuer Frische in eine ganz neue Sphäre. Das kleinste Ereigniß, jedes leichte Wort wird der fruchtbare Keim eines Liedes, und wo alle äußere Veranlassung fehlt, da gestaltet die freie Phantasie des Dichters jede Empfindung, jeden Gedanken zum Gedichte, und troß dieser Menge wird doch keines karg ausgestattet; in jedem einzelnen wieder drängen sich die Gedanken und Bilder. Bald schmeichelnd, bald ernst, bald innig, bald witzig, jetzt sehnsüchtig, jetzt glühend, bleibt doch Rückert immer derselbe — immer phantasie- und geistreich und mild-gemüthlich." Der „Liebesfrühling" kam später auch in einer Separatausgabe zu Frankfurt heraus, die bis jetzt 10 Auflagen erlebt hat. Wir bringen unten „Ich hab' in mich gesogen", „Du meine Seele, du mein Herz" und „Der Liebsten Herz ist aufgewacht" zum Abdruck. Im zweiten Band der „Gesammelten Gedichte" bot Rückert den Ertrag der italienischen Reise, „italienische Gedichte", Octaven, Sicilianen, Ritornelle &c., im dritten Bande Jugendlieder und Zeitgedichte, aus denen wir das bekannte „Der alte Barbarossa" hervorheben, im vierten vermischte Gedichte, Erinnerungen, Lieder und Sprüche der Minnesänger &c., und im fünften und sechsten Bande Haus- und Jahreslieder. Wir nennen von diesen vielen Schöpfungen nur „Aus der Jugendzeit", „Lüfteleben", „Abendlied" (Ich stand auf Berges Halde &c.), „Mitternacht" und die reizenden Kindergedichte vom „Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt" und vom „Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen". Aus allen diesen Gedichten gewinnen wir die Ueberzeugung, daß Rückert bei seinem Schaffen in erster Linie die Phantasie walten ließ und daß dann das Gefühl erst das zweite Wort sprach. Der Gedanke gab ihm immer den Impuls zum Dichten. Darum sind auch alle seine Lieder klar und bestimmt, nach allen Seiten hin so scharf ausgeschliffen, daß keine einzige dunkle Stelle bleibt. Sie sind in Folge dessen auch wenig musikalisch, eignen sich nicht zum Componiren, denn sie bedürfen keiner musikalischen Ergänzung. Sehr oft dominirt der Gedanke derart, daß die Empfindung gänzlich zurückweicht, und der Dichter gelangt dann zur Beschauung und Reflexion. Das ist aber vorwiegend erst bei seinen späteren Werken der Fall, dem Lehrgedichte „Die Weisheit des Brahmanen" (6 Bände, Leipz. 1836—39, 9. Aufl. 1875) und dem „Erbaulichen und Beschaulichen aus dem Morgenlande" (2 Bände, Berlin 1837—38). Hier ist Rückert ganz zum didaktisch reflectirenden Dichter, zum speculativen Denker, zum Philosophen geworden. Er entwickelt seine Weltanschauung, die man wohl als einen mystischen Pantheismus bezeichnen kann, lehrt, daß Gott fortwährend in der gesammten Natur allgegenwärtig, daß das höchste Gefühl der Glückseligkeit das Eins sich wissen mit Gott sei, und führt dann diese Grundanschauung nach allen Seiten hin weiter aus, besonders geistreich in der „Weisheit des Brahmanen." Dieses Lehrgedicht birgt den reichsten Schatz von Lebensweisheit, den bis jetzt ein deutscher Dichter in einem Werke niederlegte, doch verabreicht der Verfasser seine kostbare Speise in so concentrirter, meist epigrammatischer Form, daß der Leser davon immer nur sehr kleine Dosen auf einmal zu sich nehmen kann. Wir fügen unten eine kleine Probe bei. Nach der Thronbesteigung Friedrich

Wilhelm IV. von Preußen erhielt Rückert einen Ruf als Professor der orientalischen Sprachen an die Universität Berlin und leistete demselben mit vielen Hoffnungen Folge, sah sich aber alsbald in seinen Erwartungen getäuscht und zog sich nun, da ihn auch die Mißerfolge einer Reihe von dramatischen, allerdings auch ganz verfehlten Versuchen tief verstimmt hatten, 1848, kurz vor Ausbruch der Revolution, nach dem anmuthigen Landgute Neuseß bei Koburg, einem Besitzthume seiner Frau, zurück, wo er in behaglicher Beschaulichkeit bis zu seinem am 31. Januar 1866 erfolgten Hinscheiden lebte. Nach seinem Tode wurden aus seinem Nachlasse noch „Lieder und Sprüche" (Frankf. 1866) und „Kindertodtenlieder" (Frankf. 1872) herausgegeben, von denen besonders die letzteren als warm empfundene Dichtungen hervorgehoben werden müssen. Seine „Gesammelten poetischen Werke" kamen 1867—69 in 12 Bänden zu Frankfurt heraus. — Sein Sohn Heinrich Rückert (1823—1875) machte sich als germanistischer Philolog und Historiker einen sehr geachteten Namen.

Rein gehalten dein Gewand.

Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand.
Rein das Kleid von Erdenputz,
Rein von Erdenschmutz die Hand.
Rein von Erdentrutz das Herz,
Und von Gier der Lippe Rand
Außen sei die Schwelle rein,
Innen rein des Hauses Wand;
Daß einsprechen könn' im Haus
Reiner Gast aus Himmelsland.
Reiner Schmaus und reiner Kelch,
Rein von Rauch des Herdes Brand.
Sohn! die äußre Reinigkeit
Ist der innern Unterpfand.
Rein gehalten Hand und Mund!
Rein gehalten dein Gewand.

Ich hab' in mich gesogen.

Ich hab' in mich gesogen
Den Frühling treu und lieb,
Daß er, der Welt entflogen,
Hier in der Brust mir blieb.

Hier sind die blauen Lüfte,
Hier sind die grünen Au'n,
Die Blumen hier, die Düfte,
Der blüh'nde Rosenzaun.

Und hier am Busen lehnet
Mit süßem Liedesach
Die Liebste, die sich sehnet
Den Frühlingswonnen nach.

Sie lehnt sich an zu lauschen,
Und hört in stiller Lust
Die Frühlingsströme rauschen
In ihres Dichters Brust.

Da quellen auf die Lieder
Und strömen über sie
Den vollen Frühling nieder,
Den mir der Gott verlieh.

Und wie sie davon trunken
Umblicket rings im Raum,
Blüht auch von ihren Funken
Die Welt, ein Frühlingstraum.

Du meine Seele, du mein Herz.

Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonn', o du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darein ich schwebe,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab!
Du bist die Ruhe, du bist der Frieden,
Du bist vom Himmel mir beschieden.
Daß du mich liebst, macht mich mir werth,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein beßres Ich!

Der Liebsten Herz ist aufgewacht.

Der Liebsten Herz ist aufgewacht
Aus einer Nacht voll Sorgen;
Ich hab' ihm einen Gruß gebracht
Zu neuem Freudenmorgen.

Der Liebsten Herz ist aufgewacht
Als wie aus tiefem Traume,
Es sieht erstaunt die Frühlingspracht
Um sich im Weltenraume.

Der Liebsten Herz ist aufgewacht
Zu einem neuen Leben,
Ein Himmel hat es angelacht,
Darein es will verschweben.

Der Liebsten Herz ist aufgewacht
Als wie die Ros' am Strauche:
Die Liebe hat es angefacht
Mit einem frischen Hauche.

Der Liebsten Herz ist aufgewacht,
Es ringt und springt in Freuden
Und will nun seine reiche Macht
Der Lust an mich vergeuden.

Der Liebsten Herz ist aufgewacht,
Ich hab' es aufgewecket,
Und wache, daß es keine Nacht
Des Grames wieder decket.

Aus der „Weisheit des Brahmanen".

Fünfte Stufe.

Die Poesie ist Gold; ein weniges vom holden
Metall, mit Kunst gedreht, reicht, Welten zu vergolden.

Wer unberedet wünscht zu bleiben, der muß schweigen,
Und wer schief angesehn nicht sein will, nicht zeigen.

Wenn du vom Freunde seinen Stand nicht abzuziehn
Vermagst, so ist kein Freund dir auf der Welt verliehn.

Gar vieles lernt man, um es wieder zu vergessen;
Um an dem Ziel zu stehn, muß man die Bahn durchmessen.

In einer Stunde streckt man einen Baum zur Erden,
Der hundert Jahre hat gebraucht, um groß zu werden.

Die Nüsse gibt dir Gott, dazu die Zähn' im Backen;
Die Nüsse knackt er dir nicht auf, du mußt sie knacken.

Wer seinen Sohn versäumt zum Freunde zu erziehn,
Hat, wo er aufhört, Kind zu sein, verloren ihn.

Aus einem Feinde wird niemals ein Freund, ein treuer,
Das Wasser, auch gewärmt vom Feuer, löscht das Feuer.

Lobt ihr das Schwert, wenn ihr's nennt schärfer als den Stecken?
Ihr setzt den Mann herab, den ihr vergleicht mit Gecken.

Das Bethaus steht noch nicht gebaut mit seinen Pfosten,
Und schon zum Betteln nahm ein Lahmer dort den Posten.

Aus bittern Meeren zieht die Sonne süßes Wasser,
So zieh' auch Liebe du aus Herzen deiner Hasser.

Das ist des Habichts Amt, und der Beruf der Eule,
Daß er am Tage krächz', und in der Nacht sie heule.

Gieb Worte deinem Schmerz, so ist er dir benommen;
Gieb Worte deiner Lust, so ist sie dir entkommen.

Lern' von der Erde, die du bauest, die Geduld:
Der Pflug zerreißt ihr Herz, und sie vergilt's mit Huld.

Zur Weggenossenschaft gehören beide Gaben,
Nicht blos ein gleiches Ziel, auch gleichen Schritt zu haben.

Des Menschen Bös und Guts liegt nicht an Stand und Lage,
Kommt nicht dadurch zu Stand, doch kommt's dadurch zu Tage.

Der Berg, der sich im Licht ewig zu sonnen glaubt,
Die Schatten nahen doch ihm Abends über's Haupt.

Der Bahn Rückert's folgten alsbald noch verschiedene Dichter, theils von der fremden Pracht, theils von der behaglichen Beschaulichkeit des Orients angezogen; wir müssen uns jedoch damit begnügen, hier nur Schefer, Daumer, Bodenstedt, Stieglitz und Hammer anzuführen.

Leopold Schefer wurde am 30. Juli 1784 zu Muskau in der Oberlausitz geboren, eignete sich reiche Kenntnisse in der Mathematik, der Philosophie, den classischen und orientalischen Sprachen und der Musik an und wurde 1813, als der Graf (spätere Fürst) von Pückler-Muskau an dem Kriege gegen Frankreich Theil nahm, Generalverwalter der Güter desselben. Später machte er, zum Theil als Begleiter des Fürsten, der ihm freundschaftlich zugethan war, große Reisen durch Frankreich, England, Italien, Griechenland, die Türkei und Kleinasien, ohne jedoch sein Amt dabei zu vernachlässigen; er verwaltete dasselbe vielmehr eine lange Reihe von Jahren in der umsichtigsten und uneigennützigsten Weise, zur größten Zufriedenheit des Fürsten. Leider erinnerte man sich trotzdem seiner nicht, als die Standesherrschaft Muskau verkauft wurde, und nun gerieth der Greis, der im Vertrauen auf den Fürsten nie an sich gedacht hatte, noch in drückende Verhältnisse, bis ihn der Tod am 16. Februar 1862 aller Sorgen enthob. Schefer machte sich zuerst durch Novellen bekannt, in denen er sich theils an die Romantiker, theils an Jean Paul anlehnte und farbenreiche Schilderungen von fremden Ländern und Völkern bot, seinen Ruf begründete er jedoch erst durch sein „Laienbrevier" (Berlin 1834, 17. Aufl. 1877), das sogar noch größeren Erfolg als Rückert's „Weisheit des Brahmanen" hatte. Das Werk ist wie ein Brevier eingerichtet; jedem einzelnen Tage des Jahres ist eine Betrachtung gewidmet, doch hat sich der Dichter dabei nicht an die Jahreszeiten gebunden. Der Hauptgedanke in allen Betrachtungen ist der, daß man in allen Lagen des Lebens zunächst darauf bedacht sein müsse, Mensch zu bleiben, und daß der Mensch seine höchste und innigste Freude nur im Genusse der Natur suchen dürfe. Zur Begründung dieser orientalisch-pantheistischen Glaubensansicht entfaltet der Dichter einen großen Gedanken- und Bilderreichthum und nicht selten einen bezaubernden Glanz der Sprache, bisweilen wird er jedoch auch redselig und unklar, woran das bequeme Versmaß (reimlose Jamben) gewiß nicht zum geringsten schuld ist. Dem „Laienbrevier" ließ der Dichter noch die „Vigilien" (Guben 1843), den „Weltpriester" (Nürnberg 1846) und die „Hausreden" (Dessau 1854) folgen, fügte damit aber seinem Lorbeerkranze kein neues Blatt hinzu, denn alle drei Werke sind nur breite und salbungsvolle Wiederholungen der Naturandachten des erstgenannten. Im späten Alter gab Schefer noch zwei Bände anakreontischer Dichtungen, „Hafis in Hellas" (Hamburg 1853) und „Koran der Liebe" (Hamburg 1855), und den ersten Theil einer größeren epischen Dichtung „Homer's Apotheose" (Lahr 1858) heraus. In der Liebespoesie feiert der Dichter die

Tugenden und Schönheiten des Weibes im Sinne seiner pantheistischen Weltanschauung, bleibt dabei aber nicht immer in den Grenzen des Schönen, und in der Verherrlichung Homer's, die er zu einem großen Bilde des ganzen Menschenlebens zu erweitern gedachte, verliert er sich, einige originelle humoristische Einzelheiten abgerechnet, in's Bizarre. Seine „Ausgewählten Werke“ erschienen in 12 Bänden zu Leipzig 1846, Classiker-Ausgabe 1857.

Schefer richtete sich bei seinen Betrachtungen immer nur an den schlichten, von jedem Fanatismus freien Naturfreund, den Laien, und trübte sich daher nie seine frohe, friedliche Stimmung; anders **Georg Friedrich Daumer**, der mit dämonischem Eifer stets das gesammte Menschengeschlecht für seine Weltanschauung gewinnen wollte und darum alle Zeit ein streitbarer Dichter war. Bis zur Schwelle des Greisenalters huldigte er dem orientalischen Pantheismus und war dabei unablässig bemüht, besonders in philosophisch-theologischen Schriften, die ihm hinderliche christliche Religion „über den Haufen zu werfen.“ Später wurde ihm durch den französischen Philosophen Rodiers ein neuer Ideenkreis erschlossen, in welchem er seine Grundanschauungen über Gott, Welt und Mensch der Art umgestaltete, daß er aus einem Feinde nunmehr ein Freund des Christenthums wurde und sogar 1858 zur katholischen Kirche übertrat. In beiden Perioden seines Lebens machte er seine Poesie seinen Glaubensansichten dienstbar, doch kommen für die Literaturgeschichte nur diejenigen Schöpfungen in Betracht, in denen er den orientalisch-pantheistischen Standpunkt vertritt: sein Erstlingswerk „Bettina. Gedichte aus Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ (Nürnberg 1837), „Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte“ (Hamburg 1848), „Frauenbilder und Huldigungen“ (3 Bände, Leipz. 1853) und „Polydora. Ein weltpoetisches Liederbuch“ (Frankfurt 1855), die wir hier aber blos ihren Titeln nach aufführen können, sowie sein originalstes Werk, die beiden Sammlungen Hafisischer Lieder. Die erste, „Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte“, erschien 1846 zu Hamburg, die zweite, „Hafis. Neue Sammlung“, 1852 zu Nürnberg. Daumer hat sich in diesen Liedern an den persischen Dichter Mohammed Schemseddin, genannt Hafis, nur angelehnt und die Form der Art selbstständig geschaffen, daß die Dichtungen als sein vollständiges Eigenthum betrachtet werden müssen. Ueber den Geist, der in diesen Bildern zum Ausdruck kommt, hat er sich selbst sehr klar ausgesprochen. „Die ascetische und ethische Abstraction des Ueberſinnlichen und Himmlischen ist es hauptsächlich,“ sagt er, „was Hafis, wenigstens in dem größten Theile seiner Lieder und Aeußerungen, entschieden verneint. Eine gewisse Mystik ist zwar allerdings auch hier zu erkennen, aber eine ganz andere, als jene mönchisch-düstere, frömmlerische. Wenn er nämlich die Nüchternheit verdammt und die Trunkenheit preist, so versteht er unter jener die Zurückziehung der menschlichen Ichheit vom natürlich Realen und Objectiven in sich, ein abstractes, subjectives Verhalten, das mit Recht als böse bestimmt und als der Quell aller Uebel bezeichnet wird; unter dieser aber kein eigentliches gemeines Berauschtsein durch Wein, sondern die begeisterte Versenkung der Seele in Natur und Wirklichkeit, eine Trunkenheit, die sehr wohl ohne allen

Weingenuß denkbar ist ..... Um den persischen Dichter nicht schief zu fassen, dazu gehört erstlich, daß man Scherz verstehe und nicht alles, wozu eine fröhliche neckische Laune in poetischer Darstellung fortzugehen reizt, für trockenen, prosaischen Ernst nehme; dann aber, daß man den gleichwohl vorhandenen, selbst hinter den tollsten Muthwillen versteckten seineren Ernst bemerke, um dessen willen man sagen kann, daß Hafis, trotz aller Verachtung, Verhöhnung und Zermalmung der Theologie, Speculation und Moral, ein Theolog, Philosoph und Moralist in seiner Art ist." Eine größere Verbreitung haben die Lieder nicht gefunden, obgleich sie fast alle außerordentlich formschön sind. Es mag dies einestheils daher kommen, daß sie an die Feinsinnigkeit des Lesers zu große Anforderungen stellen, und dann wohl auch nicht zum geringsten Theile daher, daß der Name Daumer viele Jahrzehnte in Folge der polemischen theologischen Schriften des Dichters beim größten Theile des deutschen Volkes ein tief verhaßter war. Das äußere Leben Daumer's verlief außerordentlich einfach; er wurde am 5. März 1800 zu Nürnberg geboren, wollte anfangs zu Erlangen Theologie studiren, wurde aber von dem damals dort dominirenden Pietismus abgestoßen, wandte sich darauf der Philologie und Philosophie zu, war von 1822—1830 als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt thätig, ließ sich dann aber, andauernder Kränklichkeit wegen, pensioniren und lebte nun in tiefster Zurückgezogenheit meist in Würzburg, wo er auch in der Nacht vom 13. auf den 14. Dezember 1875 starb.

Weit glücklicher als Daumer war in jeder Beziehung **Friedrich Martin Bodenstedt**, der sich nicht in die Gedankentiefen des Nürnberger Philosophen verirrte und darum sofort in allen Kreisen verstanden wurde, außerdem jede scharfe Polemik vermied, die immer einem großen Theil der Leser unbehaglich ist, und endlich auch im Stande war, die Hafisischen Töne noch reiner und voller anzuschlagen, da es ihm vergönnt gewesen, ihnen in ihrer Heimath, im Oriente selbst, zu lauschen. Bodenstedt wurde am 22. April 1819 zu Peine in Hannover geboren, war Anfangs zum Kaufmann bestimmt, folgte aber bald seinem heißen Wunsche, sich wissenschaftlichen Studien zu widmen, studirte in Göttingen, München und Berlin besonders neuere Sprachen und nahm 1840 im Hause des Fürsten Galitzin in Moskau eine Stelle als Erzieher an, die er drei Jahre lang versah. Er machte sich dabei mit Sitte und Sprache Rußlands bekannt, übersetzte die Dichter Kaslow, Puschkin und Lermontow und folgte 1844 einer Einladung des Generals Neithard, Statthalters der kaukasischen Provinz, nach Tiflis, wo er Anfangs die Leitung eines pädagogischen Instituts, später den Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache am dortigen Gymnasium übernahm. Bereits 1845 gab er aber sein Amt schon wieder auf, da er nicht russischer Unterthan werden wollte, und kehrte, nachdem er noch eine Sammlung kleinrussischer Volkslieder unter dem Titel „Die poetische Ukraine" (Stuttg. 1845) zusammengestellt hatte, in einer langen genußreichen Reise durch Kleinasien, die Türkei und die Jonischen Inseln 1847 in die Heimath zurück, wo er alsbald die Resultate seiner Beobachtungen und Studien in zwei größeren Werken, „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen" (Frankf. 1848)

und „Tausend und Ein Tag im Orient“ (Berlin 1849), niederlegte. Beide erregten Aufsehen wegen ihrer lebendigen und sachkundigen Schilderungen, ganz besonderen Beifall errang aber noch das letztere durch seine vielen eingestreuten Lieder, die der Verfasser daher schon bald in einem selbstständigen Bändchen unter dem Titel „Die Lieder des Mirza-Schaffy“ (Berlin 1851, 78. Aufl. 1879) herausgab, und durch das er sodann schnell berühmt wurde. Denn diese Lieder sind von solcher Frische, Anmuth und Grazie, spiegeln das orientalische Leben mit solcher Treue wider, daß wir sie dem Besten zuzählen müssen, was im Tone des Hafis gesungen worden ist. Neues bieten sie dagegen nicht; ganz wie die Lieder des persischen Dichters, feiern sie die Natur, fordern zu einem fröhlichen Naturgenusse auf und besingen die schönen Weiber, den funkelnden Wein und die edeln Pferde. Selbst die Weisheitssprüche sind nicht besonders tiefsinnig, aber meist von schalkhaftem Humor. Sehr lange ließ Bodenstedt das Publikum im Unklaren darüber, ob es in diesen Liedern Uebersetzungen von persischen Gedichten eines gewissen, bisher in Deutschland noch unbekannt gewesenen Schaffy, oder Originaldichtungen vor sich habe; in seinem 1874 zu Berlin erschienenen Buche „Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's“ hat er jedoch den Schleier endlich gelüftet; dort erklärt er, daß die Lieder des Mirza-Schaffy — ein einziges ausgenommen (das dem Tatarischen nachgebildete „Mullach, rein ist der Wein“) — keine Uebersetzungen sind, sondern ihm allein ihr Dasein verdanken, daß aber nichtsdestoweniger vor Jahren ein Mann Namens Mirza-Schaffy in Tiflis gelebt habe, der längere Zeit sein Lehrer im Tatarischen und Persischen gewesen und als solcher nicht ohne Einfluß auf die Entstehung jener Lieder geblieben sei. Die Gedichtsammlung „Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's“ ist eine Art Nachlese, die aber bei weitem nicht an die erste Sammlung hinanreicht. Besonders lassen die Liebeslieder die Grazie und sinnliche Frische der ersten Lieder vermissen. Die Lieder zum Preise des Weins schlagen jedoch wieder den alten vollen Ton an, und die Abschnitte „Cypressen und Rosen“ und „Morgenländische Gestalten und Geschichten“ enthalten verschiedene von echt orientalischem Geiste durchhauchte, überaus reizvolle Dichtungen. Wir nennen nur „Die Cypresse“, ein Naturbild von edelster Kunst. Besonders reich ist der Band an Sprüchen der Weisheit. Bald nach dem Erscheinen der Lieder des Mirza-Schaffy suchte Bodenstedt seine Studien im Kaukasus auch zu einem großen epischen Gedichte, „Ada, die Lesghierin“ (Berlin 1853) zu verwerthen, in welchem er den großen Vernichtungskrieg der Russen gegen die Tscherkessen zum Vorwurfe nahm, und lieferte sehr farbenreiche Schilderungen der gewaltigen Kämpfe, entwarf besonders ein lebensvolles Bild von dem großen Schamyl, verstand es aber nicht, eine fesselnde Handlung künstlerisch aufzubauen; das Werk ging daher wirkungslos vorüber. Neuerdings hat Bodenstedt auch noch eine Uebersetzung der Lieder des Hafis unter dem Titel „Der Sänger von Schiras“ (Berlin 1877) herausgegeben, die das Muster einer treuen und formschönen Verdeutschung ist. Als Occidentale veröffentlichte er „Gedichte“ (2 Bände, Berlin 1852—59) und „Einkehr und Umschau. Neueste Dichtungen“ (Jena 1877), in denen er zwar ebenfalls begeistert

und schwungvoll das Lob der Liebe und des Weins singt, und die Thorheiten der Welt geißelt — doch will es uns bedünken, als stünde dem Dichter das faltenreiche morgenländische Gewand weit besser zu Gesichte, als das nüchterne abendländische Kleid, und als sähen wir ihn weit lieber elastischen Schrittes durch den sonnenbeglänzten bunten Basar von Tiflis wandeln, als durch die düstern Gassen der deutschen Städte. Daß Bodenstedt seine Schöpferkraft auch an Romanen („Das Herrenhaus im Eschenwalde" ꝛc.) und Dramen („Demetrius", „Alexander in Korinth", „Kaiser Paul", „Wandelungen" ꝛc.) erprobte, erwähnen wir nur der Vollständigkeit wegen, seinen Dichterruhm hat es nicht erhöht; dagegen haben ihm seine Werke über Shakespeare, „Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke" (3 Bände, Berlin 1860), „Shakespeare's Frauencharaktere" (Berlin 1875), sowie seine mustergiltige Uebersetzung von Shakespeare's „König Lear" (Berlin 1865) und Shakespeare's „Sonette" (Berlin 1862) einen ehrenvollen Platz unter den Shakespeare-Forschern und -Uebersetzern erworben. Das Leben Bodenstedt's nach seiner Rückkehr von Tiflis war ziemlich wechselvoll; den Winter 1847 verbrachte er in Italien, darauf war er in verschiedenen Zeitungsredactionen thätig, bis ihn 1854 der König von Bayern nach München berief und ihn zum Mitgliede seiner literarischen Tafelrunde erhob. Von 1867 ab bekleidete er eine Zeit lang in Meiningen die Stelle eines Hoftheaterintendanten, wobei er auch in den Adelsstand erhoben wurde, 1873 lebte er vorübergehend bei seinem Schwiegersohne auf Schloß Dornau bei Altona, sodann siedelte er nach Wiesbaden über und im Herbst 1879 unternahm er eine Reise nach Amerika, auf der er sich zur Zeit noch befindet. Eine Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" erschien 1865—69 zu Berlin in 12 Bänden.

Ein ebenfalls recht frisches Talent war Heinrich Stieglitz (1803—1849), dessen „Bilder des Orients" (Leipzig 1831) schöne Hoffnungen erweckten, die der Dichter aber nicht erfüllte. Von nur geringer Bedeutung ist Julius Hammer (1810—1862), der in seinen Gedichtsammlungen „Schau' in dich und schau' um dich" (Leipzig 1851, 24. Aufl. 1877), „Zu allen guten Stunden" (Leipzig 1854), „Fester Grund" (Leipzig 1857), „Auf stillen Wegen" (Leipzig 1859) und „Unter dem Halbmond" (Leipzig 1862) die lehrhafte Beschaulichkeit Rückert's nachahmte, ohne jedoch jemals zur Selbstständigkeit zu gelangen. Dennoch erwarb er sich, da er immer leichtverständlich blieb, einen großen Leserkreis.

Wir kehren nun in das offene breite Leben zurück, erfrischt durch den Besuch in Schwaben und wohlig angeregt durch den Abstecher in den Orient. Hier wie dort wurden wir freundlich berührt, denn im Uhland'schen, wie im Rückert'schen Kreise bewahrte man sich den Sinn für die Natur und das Natürliche, behielt man also das breite Fundament unter sich, auf dem der wirkliche Dichter nur einzig und allein stehen kann. So leichten Kaufes hatten jedoch die beiden Dichterkreise ihren Standpunkt nicht erringen können, der eine hatte vom übrigen Deutschland sich abschließen und der andere sogar der deutschen Heimath ganz entsagen müssen. Daraus waren einzelne Mißstände erwachsen, die auch bald ihre Kritiker fanden, aber leider nur solche, die weit über das Ziel hinausschossen

und namentlich die Bestrebungen und Leistungen der schwäbischen Dichterschule vollständig verkannten. Ganz abgesehen von den Schmähungen Heine's, hat besonders Goethe sehr unfreundlich über den schwäbischen Kreis geurtheilt, ja er hat sogar das harte Wort gesprochen, daß aus der Region, worin Uhland walte, niemals etwas Anregendes, Tüchtiges und das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen könne und daß diese Genossenschaft weiter nichts verstehe, als einen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel geschickt um die Schultern zu schlagen. Er hat damit Uhland und den Seinen bitter Unrecht gethan. Es mag sein, daß fast sämmtliche Genossen des Kreises einen gewissen philiströsen Zug haben, daß ihr Humor, selbst der Uhland's, nicht selten an kleinbürgerliche hemdsärmlige Vergnüglichkeit erinnert, ja wir gestehen es sogar zu, daß trotz aller scheinbaren Mannigfaltigkeit eine gewisse Monotonie in den Liedern dieser schwäbischen Dichter herrscht, bei der man nur selten über das „Natur- und Vorzeitsheimweh" hinweg kommt: aber was will das alles bedeuten gegenüber der tiefen echt dichterischen Innigkeit und mannhaften vaterländischen Gesinnung, von der Alle durchdrungen sind und wodurch ihre Genossenschaft zu einem Hort der deutschen Poesie und des deutschen Patriotismus wurde.





Heinrich Heine.

Das Ende der romantischen Schule.

Das vollständige Fiasco der romantischen Schule machte sich bereits, wie wir gesehen haben, beim Beginn der Befreiungskriege geltend, und bald darauf gaben auch die Schlegel, Tieck, Brentano und Arnim alle Hoffnung auf, eine neue Poesie in's Leben rufen zu können; nicht so die vielen kleinen Geister, die sich den Stimmführern angeschlossen und schnell in allen Ecken und Winkeln des weitläuftigen Gebäudes unserer Literatur eingenistet hatten. Dort hockten sie nun und murmelten und summten, führten ihre Schattenspiele auf und machten ihre Purzelbäume, unbekümmert um die Müllner und Raupach, die breitspurig an ihnen vorüberstolzirten, und selbst nicht gestört durch die Clauren und Voß, die frech sich mitten in den Sälen niederließen und dort laut und schamlos ein großes Publikum mit ihren frivolen Späßen unterhielten. Sie wußten, daß ihnen trotz alledem noch immer eine gläubige Schaar von Zuhörern und Zuschauern blieb, die ihren Spukgeschichten lauschte und ihrem geheimnißvollen Zauberspiel mit Flitter und Flämmchen aufmerksam folgte, ja die sogar treuer zu ihnen hielt, als der große Troß zu ihren Concurrenten. Dennoch sollten auch sie dem Schicksale nicht entgehen, dem ihre Herren und Meister bereits zum Opfer gefallen. Leise, fast unmerklich, kam gegen Ende der zwanziger Jahre eine neue Zeit dahergeschritten, ein frischer Hauch zog ihr voran und machte die Herzen der Menschen lauter klopfen, und plötzlich traten drei Männer auf, drei kecke Herolde, der neuen Herrscherin den Weg zu bahnen und das Haus zu ihrem Hofhalt herzurichten. Sie erregten allgemeine Verwunderung, Erstaunen, Entsetzen, und als sie an's Werk gingen, fanden sie lauten Widerspruch. Aber sie ließen sich dadurch nicht beirren; verwegen sprang der eine zum Thurme hinauf, von dem herab noch immer die Fahne der Romantik wehte, riß das Tuch in Fetzen und ließ die bunten Stücke in alle Winde flattern, und die beiden andern wandten sich in die langen Flügel rechts und links und begannen aufzuräumen und zu säubern. Sie warfen schonungslos die alten

Götzenbilder hinaus, brachen die morschen, staubigen Altäre ab, und als dann die neue Gebieterin des Hauses erschien, da war Alles zu ihrem Empfange bereit.

Diese Vorläufer der neuen Zeit hießen Heine, Platen und Immermann.

Es ist heutzutage leicht, über diese Dichter des Ueberganges geringschätzig zu urtheilen, da die Bedeutung ihrer Werke nicht mehr so klar vor Aller Augen liegt, während die vielen unsympathischen Seiten, besonders Heine's, jetzt wohl noch tiefer verletzen als ehedem; um so mehr ist es unsere Pflicht, ausführlich darzulegen, welch' wichtigen Einfluß sie auf die Entwickelung unserer Literatur ausübten. Es wird dabei vornehmlich zu betonen sein, daß Heine zum ersten Male dem großen Publikum den wesenlosen Dunst der Romantiker auseinanderblies, darauf Platen nach der Willkürherrschaft der Romantiker für die Lyrik wieder mustergiltige Formen schuf, Rhythmus und Reim wieder herstellte, während Immermann wieder eine klare, gedankenreiche Prosa ausbildete, mit der er den Ton für alle künftigen Prosaisten angab.

Das Auftreten **Heinrich Heine's** war im höchsten Grade eigenartig und frappirend, so daß sich das Publikum schon bald nach dem Erscheinen seiner Gedichte in zwei Parteien spaltete, von denen die eine ihn vergötterte, ihm mit Entzücken lauschte, während die andere ihn verurtheilte und mit Abscheu sich von ihm wandte. Heinrich, ursprünglich Harry, Heine*) wurde am 13. Dez. 1799 zu Düsseldorf geboren, nicht am 1. Januar 1800, wie er selbst oft angegeben hat, um den Witz machen zu können, er sei einer der ersten Männer des Jahrhunderts. Sein Vater war der jüdische Handelsmann Samson Heine, seine Mutter eine geborene von Geldern. Ueber die Jugend des Dichters ist wenig Zuverlässiges bekannt geworden, nur so viel scheint fest zu stehen, daß er streng rechtgläubig erzogen wurde und von seinem 10. Lebensjahre ab das Düsseldorfer Lyceum besuchte. Während seiner Kinderzeit war Düsseldorf die Hauptstadt des von Napoleon I. geschaffenen Großherzogthums Cleve-Berg und nahm in Folge dessen sehr bald einen französischen Charakter an, was auf die Entwickelung des Knaben nicht ohne tieferen Einfluß blieb. „Es unterliegt keinem Zweifel," sagt Strodtmann, „daß vor Allem der frühzeitig innige Verkehr mit den kecken und beweglichen Elementen der französischen Nationalität ihm selbst jene bewegliche Kühnheit und Sicherheit, vielleicht auch ein gut Theil jener Grazie verlieh, womit er das Schwert wider die alte Gesellschaft erhob. Andererseits freilich wurden durch diesen Verkehr nicht minder in der jungen Seele des Knaben die ersten Keime zu jener schillernden Leichtfertigkeit des Charakters gelegt, welche den Ernst seiner Ueberzeugung späterhin oftmals in zweifelhaftem Lichte erscheinen ließ." 1815 kam er zu einem Banquier in Frankfurt am Main in die Lehre und zwei Jahre später ging er nach Hamburg, wo ihm sein Onkel, der reiche Banquier Salomon Heine, ein Commissionsgeschäft unter der Firma „Harry Heine & Co."

*) Vergl. Ad. Strodtmann, Heinrich Heine's Leben und Werke. 2 Bde. Stuttg. 1867–69; Maximilian Heine, Erinnerungen an Heinrich Heine u. s. Fam. Berl. 1868 (wenig zuverlässig): Alfr. Meißner, Heinrich Heine. Erinnerungen. Hamb. 1856.

einrichtete. Allein bereits im Frühjahre 1819 mußte das Geschäft seine Zahlungen einstellen und Heine faßte nun, da er auch nicht die geringste Lust zur kaufmännischen Carrière hatte, den Entschluß, die Rechte zu studiren. Da seine Eltern jedoch die Mittel dazu nicht besaßen, so bewog er seinen Onkel, ihm dieselben zu gewähren, und bezog nun, nach kurzen mangelhaften Vorstudien in Düsseldorf, im Herbst 1819 die Universität Bonn. Die Jurisprudenz flößte ihm aber kein tieferes Interesse ein, er beschäftigte sich daher nur oberflächlich mit ihr und wandte sich hauptsächlich allgemeinen literarischen Studien zu, bei denen ihn besonders die Vorlesungen August Wilhelm von Schlegel's anzogen. Im Herbst 1820 verließ er Bonn wieder und ging nach Göttingen, wo er sich aber wenig wohl fühlte, auch bald in eine Duellangelegenheit verwickelt wurde und darauf wegen Uebertretung des Duellgesetzes das consilium abeundi erhielt. Er wandte sich nun nach Berlin und gerieth hier alsbald in zwei ganz verschiedene Kreise, in den Salon der geistreichen Rahel, der Gattin Varnhagen von Ense's, und in die genial-lüderliche Gesellschaft von Grabbe, Köchy, Gustorff u. A., die aber beide gleich großen Einfluß auf ihn ausübten. Bei Rahel eignete er sich die elegante Nonchalance und den spielenden Witz des Schöngeistes, und bei Grabbe und Genossen die zersetzende Ironie, den beißenden Spott an; was aber noch wichtiger war, als beides zusammengenommen: hier wie dort wurde ihm die Ursache des allgemeinen Mißbehagens klar, von dem alle Gesellschaftsklassen erfüllt waren, hier wie dort erkannte er, daß an dem allgemeinen Unbehagen, nächst den unseligen politischen Verhältnissen, ganz besonders die ziellose, verschwommene, kraft- und saftlose Poesie der Romantiker schuld sei — und schnell schwang er sich zu dem empor, der er werden mußte, sollte er seine Mission erfüllen. In kurzer Zeit bildete sich in ihm jener schlagende, vernichtende Witz heraus, mit dem er nun die romantische Schule mit sammt ihrem großen Anhange lächerlich machte und für immer ihres Nimbus beraubte. Da er seinen Vernichtungskampf aber nicht als Aesthetiker, sondern als Poet führte, so wandte er auch nur poetische Mittel dabei an, frische, farbenreiche und gluthvolle Lieder, Lieder von berückender Schönheit und packender Leidenschaft, die sodann besonders die nach Befreiung ringende Jugend wie ein dämonischer Zauber ergriff. Zunächst freilich konnte er eine solche Macht noch nicht entfalten, in seinen „Gedichten", die 1822 in Berlin erschienen, probirte er erst seine Waffen und lehnte sich dabei noch zum großen Theil an Goethe, Brentano, Tieck, Uhland und Rückert an. Doch konnten Scharfsichtigere auch hier schon den ganzen Charakter des Dichters erkennen und Immermann sagt daher ganz richtig, aus allen diesen Liedern spreche der Unmuth, der sich oft bis zur Wuth und Verzweiflung steigere. Bleibe man bei den Worten stehen, so sei diese trübe Stimmung durch ein gestörtes Liebesverhältniß erzeugt, dringe man etwas tiefer, so scheine ein Herberes als jener Liebesverdruß die Brust des Dichters bewegt zu haben und das arme Mädchen, welches so bitter gescholten werde, müsse für die Unbill Anderer büßen. Ihn scheine jener bittere Grimm über die nüchterne unempfängliche Gegenwart, jene tiefe Feindschaft gegen die Zeit ganz besonders stark zu bewegen. Mit dem, worüber er unmittelbar

sich beklage, würde er leichter und harmonischer fertig geworden sein, wenn nicht das Bewußtsein eines tieferen Zwiespaltes zwischen Poesie und Wirklichkeit in seiner Seele läge. In nächster Zeit sollte Immermann jedoch den vollgiltigen Beweis für die Richtigkeit seines Urtheils noch nicht erhalten. Nachdem Heine noch zwei für die Literaturgeschichte ganz bedeutungslose Tragödien „Ratcliff" und „Almansor" (Berlin 1823) herausgegeben, drängte es ihn, zunächst seine juristischen Studien zu einem gewissen Abschlusse zu bringen; er verließ daher im Mai 1823 Berlin, das ihn allzusehr zerstreute, verlebte aber den Sommer und Herbst noch, da er an nervösem Kopfschmerz litt, in Lüneburg, Hamburg und Curhaven, wo er Seebäder gebrauchte, und ließ sich erst im Januar 1824 in Göttingen wieder immatriculiren. Allein auch jetzt verwendete er auf sein Fachstudium nur sehr geringen Fleiß, schon im April machte er wieder einen Abstecher nach Berlin, im Laufe des Sommers beschäftigte er sich mit einer historischen Novelle „Der Rabbi von Bacharach", in der er die mittelalterlichen Judenverfolgungen schildern wollte, und im Herbst unternahm er eine Wanderung über den Harz, die er sodann im Winter beschrieb und im „Gesellschafter" in Berlin veröffentlichte. Dennoch wagte er am 3. Mai 1825 sein juristisches Examen, das er auch glücklich bestand, und promovirte nun auch noch am 20. Juli als Doctor der Rechte, nachdem er vorher, am 28. Juni, um sich möglicherweise die diplomatische Carrière zu erschließen, zu Heiligenstadt zum lutherischen Bekenntnisse übergetreten war. Er kehrte nun nach Hamburg zurück, jedoch nicht nur als fertiger Jurist, sondern auch als gefeierter Schriftsteller, denn seine „Harzreise" war mittlerweile in allen Kreisen mit großem Beifall aufgenommen worden. Man war entzückt von dieser frischen, kecken Lebenspoesie, die so gar nichts von der zimperlichen Clauren'schen Sentimentalität an sich hatte, genoß mit vollen Zügen den köstlichen Humor, der weit entfernt war von der künstlichen Lustigkeit der Romantiker, und versenkte sich mit Enthusiasmus in die reizvollen Naturbilder, die sich bald in lachendem Sonnenschein, bald in süß-melancholischer Mondbeleuchtung zeigten, dabei aber weder an den romantischen Fouqué, noch an den weinerlichen Mathisson erinnerten. Und in der That hatte Heine mit diesen fragmentarischen Schilderungen seine erste große That gethan: er hatte mit seinem gesunden Humor, seinem burschikosen Witz die krankhafte romantische Naturempfindelei auf Nimmerwiedersehen hinweggefegt und damit dem frischen, frohen Naturgenusse wieder zu seinem Rechte verholfen. Der bedeutende Erfolg veranlaßte Heine, noch weitere solche Skizzen zu schreiben, wozu sich ihm der Stoff 1825 und 1826 bei seinem Aufenthalte im Seebade Norderney, 1827 auf einer Reise nach England, im Herbst desselben Jahres in München, wo er kurze Zeit die „Neuen politischen Annalen" redigirte, und im Sommer 1828 auf einer italienischen Reise bot. Diese neuen Plaudereien stehen der „Harzreise" jedoch bereits nach. Der heitere Spott verwandelt sich hier schon oft in verletzenden Hohn, der kecke Witz in häßliche Cynismen und die studentische Ungenirtheit sogar nicht selten in widerliche Frechheit. Trotzdem enthalten aber auch sie noch viele hochpoetische Schönheiten und eine Fülle von geistreicher Verurtheilung der unwahren Gefühlsschwärmerei; es ist z. B. ein

vernichtender Keulenschlag für die romantische Sentimentalität, wenn er das Fräulein, das am Meeresstrande der untergehenden Sonne nachseufzt, mit den Worten tröstet: „Mein Fräulein, sei'n Sie munter, das ist ein altes Stück! Hier vorne geht sie unter, dort hinten kommt sie zurück!" In Buchform erschienen diese „Reisebilder" mit der „Harzreise", von 1826 bis 1830 zu Hamburg in drei Bänden. Sie begründeten den Ruhm des Dichters, aber erst das „Buch der Lieder", das er 1827 ebendaselbst herausgab, verschaffte ihm seinen Weltruf, denn hier entwickelte er nun die ganze Kraft und Macht, den ganzen Glanz seiner Poesie. Was an diesen Gedichten zunächst überraschte, war die tiefe, reiche lyrische Grundstimmung, die heiße Gluth der Leidenschaft, ferner die bezaubernde Melodik des Verses und die an die besten Volkslieder erinnernde Klarheit und Knappheit (siehe unten „Du bist wie eine Blume" und „Das Meer erglänzte weit hinaus"). Was aber mehr noch als dieses das zeitgenössische Publicum anzog, war der jetzt vollständig in diesen Liedern zu Tage getretene Bruch mit der Romantik. Der Dichter verlor sich nicht mehr in sentimentale Liebesseufzer, wie in seinen ersten Gedichten, obgleich er hier wie dort seine unglückliche Jugendliebe besang, krankte nicht mehr in bleicher Sehnsucht dahin, wie die schmachtenden Ritter Fouqué's, sondern schwang sich, nachdem er seinem Schmerze, allerdings noch in vollständig romantischer Sangesweise, Ausdruck gegeben, über die trübe Stimmung empor und blickte dann mit ironischem Spott auf sie herab. In Folge dessen kam es bei allen hierhergehörigen Gedichten, und das sind die meisten des „Buches der Lieder", in den letzten Versen zu grellen Dissonanzen, durch die er die Stimmung wieder zerstörte, die er in den ersten Versen geschaffen. Indem er aber seinen Liebesschmerz verhöhnte, machte er sich auch naturgemäß über sich selbst lustig und verletzte damit die Hoheit des gottbegnadeten Poeten (siehe unten „Ich steh' auf Berges Spitze" und „Seegespenst"). Die Fähigkeit, das romantische Empfinden mit seiner modernen Stimmung zusammenzuschmelzen und daraus eine neue harmonisch gestimmte Glocke der Poesie zu schaffen, besaß er nicht. Ist sie ihm aber dennoch eigen gewesen, was auch von Kritikern behauptet wird, so hat er es unterlassen, diesen mühevollen Ineinanderschweißungs- und Läuterungsprozeß vorzunehmen, weil gerade diese Dissonanzen, die Schlußpointen seiner Gedichte, der großen Masse den meisten Spaß machten und er nun, ein in hohem Grade erfolgbedürftiger Mensch, dem Geschmacke des Tages fröhnte. Mit dem „Buche der Lieder" erreichte er seinen Culminationspunkt. Alle seine weiteren Gedichte zeigen keinen Fortschritt, dagegen viele Rückschritte. Seine Ironie sinkt zur gefälligen Selbstbespiegelung herab, und aus der Sucht, seine Gedichte stets mit glänzenden Pointen zu schließen, entsteht ein Haschen nach Schlagworten und Knalleffekten. Um ein Beispiel zu geben, drucken wir unten „Anno 1829" ab, das er offenbar nur schrieb, um sich den Hamburgern gegenüber ein Relief zu geben, überhaupt das eitle Ich von dem dunkeln Hintergrunde glänzend abzuheben. Die Bitte, ihm ein edles weites Feld zu geben, war eine vollständig überflüssige, denn er stand mitten in demselben und brauchte nur Hand anzulegen. Diese Mühe, den ernsten Fleiß, scheute er aber. Schließlich

betheiligte er sich noch, nachdem er 1831 nach Paris übergesiedelt war, an den Tagesfragen, den Tagesscandalen und der Tagespolitik, gewann aber niemals einen Einfluß, verlor dagegen in Folge seiner vielen boshaften Ausfälle, frivolen Schmähungen und verletzenden Cynismen immer mehr an Ansehen. Wir nennen von diesen zum großen Theile auch sehr oberflächlichen Erzeugnissen nur „Französische Zustände" (Hamburg 1833), „Salon" (1834—37), die berüchtigte Schmähschrift „Ueber Ludwig Börne" (Hamburg 1840), die „Neuen Gedichte" (Hamburg 1844), die aber auch mehrere kostbare Perlen echter Poesie enthalten, wie das Frühlingslied „Leise zieht durch mein Gemüth" 2c., „Deutschland, ein Wintermärchen" (Hamburg 1844), in dem er eine Reise nach Deutschland schilderte, jedoch nur eine boshafte, frech-cynische, wenn auch oft überaus witzige Zeitsatire lieferte (siehe unten eine Probe des Tons), „Atta Troll" (Hamburg 1847), eine Verspottung der neuen dichterischen Bestrebungen Deutschlands, die er nicht verstand, und endlich den „Romancero" (Hamburg 1852), in dem er sich über die höchsten Fragen der Menschheit, über Gott und Unsterblichkeit, aussprechen wollte, wozu er jedoch weder den nöthigen Ernst, noch die tiefere philosophische Bildung besaß. Im letzten Jahrzehnte seines Lebens litt er an einer schweren Rückenmarkskrankheit, die außerordentlich schmerzhaft war und ihn nach und nach vollständig lähmte; trotzdem verlor er seine geistige Frische nicht und bewahrte sich einen Humor bis zu seinem am 17. Februar 1856 erfolgten Tode. Noch wenige Tage vor seinem Hinscheiden rief er dem genialen Componisten Berlioz, der den Vereinsamten einmal zu besuchen kam, scherzend entgegen: „Sie kommen mich zu besuchen? Das muß man sagen, lieber Berlioz, Sie sind doch immer originell!" Und als er im Sterben lag und ein Bekannter ihn fragte, wie er mit Gott stehe, versetzte er lächelnd: „Seien Sie ruhig, Gott wird mir vergeben, das ist sein Geschäft!" — Seine „Sämmtlichen Werke" erschienen zu Hamburg in 21 Bänden 1861 bis 67, seine „Poetischen Werke" ebendaselbst in 4 Bänden 1869.

Du bist wie eine Blume.

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Das Meer erglänzte weit hinaus.

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine;
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
Die Möve flog hin und wieder;
Aus deinen Augen, liebevoll,
Fielen die Thränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand,
Und bin auf's Knie gesunken;
Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen! —
Mich hat das unglücksel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

Ich steh' auf des Berges Spitze.

Ich steh' auf des Berges Spitze
Und werde sentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!“
Seufz' ich viel tausendmal.

Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und baute mir mein Nestchen,
Wo deine Fenster sind.

Wenn ich eine Nachtigall wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und sänge dir Nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind'.

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz;
Du bist ja hold den Gimpeln
Und heilest Gimpelschmerz.

Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und schaute träumenden Auges
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Thürme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländisch,
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz,
Nach dem treppenhohen Rathhaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unfern, vor langen Häuser-Reih'n
Mit spiegelblanken Fenstern,
Stehn pyramidisch beschnittene Linden,
Und wandeln seidenrauschende Jungfrau'n,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolziren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollenen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelnden Schritts
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.
Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnißvoller Schauer;
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz;
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt
Und thäten wieder bluten,
Heiße rothe Tropfen,
Die lang und langsam niederfall'n
Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes vergessenes Kind —
Und ich kenne dich, armes vergessenes Kind!
So tief, so tief also
Verstecktest du dich vor mir,
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr herauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Jahrhunderte lang,
Derweilen ich die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte,
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene, —
Ich hab dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen,
Stürz' ich hinab an dein Herz —
Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Capitän,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief ärgerlich lachend:
Doctor, sind Sie des Teufels?

Anno 1829.

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt.

Sie essen gut, sie trinken gut,
Erfreu'n sich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmuth ist so groß
Als wie das Loch der Armenbüchs'.

Cigarren tragen sie im Maul
Und in der Hosentasch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft ist gut, —
Wer sie nur selbst verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Spezerei'n
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man stets
Den faulen Schellfischseelenduft.

O, daß ich große Laster säh',
Verbrechen, blutig, kolossal,
Nur diese satte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort,
Nach Lappland oder Afrika,
Und sei's nach Pommern — fort, nur fort!

O, nehmt mich mit — sie hören nicht —
Die Wolken droben sind so klug!
Vorüberreisend dieser Stadt
Aengstlich beschleun'gen sie den Flug.

Aus „Deutschland. Ein Wintermärchen."

Caput III.

Zu Aachen, im alten Dome, liegt
Carolus Magnus begraben.
(Man muß ihn nicht verwechseln mit
Carl Mayer, der lebt in Schwaben.)

Ich möchte nicht todt und begraben sein
Als Kaiser zu Aachen im Dome;
Weit lieber lebt' ich als kleinster Poet
Zu Stukkert am Neckarstrome.

Zu Aachen langweilen sich auf der Straß'
Die Hunde, sie fleh'n unterthänig:
Gieb uns einen Fußtritt, o Fremdling, das wird
Vielleicht uns zerstreuen ein wenig.

Ich bin in diesem langweiligen Nest
Ein Stündchen herumgeschlendert.
Sah wieder preußisches Militair,
Hat sich nicht sehr verändert.

Es sind die grauen Mäntel noch,
Mit dem hohen, rothen Kragen —
(Das Roth bedeutet Franzosenblut,
Sang Körner in früheren Tagen.)

Noch immer das hölzern pedantische Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie stelzen noch immer so steif herum,
So kerzengerade geschniegelt,
Als hätten sie verschluckt den Stock,
Womit man sie einst geprügelt.

Ja, ganz verschwand die Fuchtel nie,
Sie tragen sie jetzt im Innern;
Das trauliche Du wird immer noch
An das alte Er erinnern.

Der lange Schnurrbart ist eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phase:
Der Zopf, der ehemals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase.

Nicht übel gefiel mir das neue Costum
Der Reuter, das muß ich loben,
Besonders die Pickelhaube, den Helm,
Mit der stählernen Spitze nach oben.

Das ist so ritterthümlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik.
An die Jungfrau Johanna von Montfaucon,
An den Freyherrn Fouqué, Uhland, Tieck.

Das mahnt an das Mittelalter so schön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in dem Herzen getragen die Treu'
Und auf dem Hintern ein Wappen.

Das mahnt an Kreuzzug und Turney,
An Minne und frommes Dienen,
An die ungedruckte Glaubenszeit,
Wo noch keine Zeitung erschienen.

Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
Vom allerhöchsten Witze!
Ein königlicher Einfall war's!
Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!

Nur fürcht' ich, wenn ein Gewitter entsteht,
Zieht leicht so eine Spitze
Herab auf Euer romantisches Haupt
Des Himmels modernste Blitze!

Der Einfluß, welchen Heine auf seine Zeitgenossen ausübte, war ein sehr großer, doch besteht sein Verdienst hauptsächlich nur darin, daß er Altes, das seit lange gehemmt und gehindert hatte, niederriß und beseitigte; schöpferisch im Sinne eines Reformators ist er dagegen nicht gewesen, dazu besaß er weder den tieferen Ernst, noch die nöthige Charakterfestigkeit. Höheren Zielen hat er überhaupt nie zugestrebt, wie er es denn auch bei seinen fragmentarischen Produktionen zu keinem einzigen größeren Kunstwerke brachte. Das Positive bei ihm besteht nur darin, daß er wieder die klare Darstellung zur Geltung brachte und einen großen Wohllaut in seinen Versen herausbildete. Er ist daher auch ohne jeden direkten Nachfolger geblieben, nur ein großes Heer von Nachahmern hat sich an seine Fersen gehängt und sich an seine Aeußerlichkeiten, seine Manier geklammert, und Derjenige, welcher nach ihm erschien, um die deutsche Dichtung zu weiterer Entwickelung zu führen, mußte auf den vorgefundenen Trümmern ganz selbstständig neu zu bauen beginnen; glücklicher Weise brachte er das Können dazu mit, denn er hieß Platen.

Kaum irgend ein anderer deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts hat wohl so schwer zu ringen gehabt, um endlich sein Ziel klar vor sich zu sehen, wie **Platen**, denn er mußte einen Bildungsgang durchmachen, der für seine dichterische Entwickelung und die Herausbildung seines literarischen Urtheils nicht im geringsten förderlich war, und erhielt außerdem vom Schicksal die schwerste Aufgabe in dieser verhängnißvollen Zeit des Ueberganges zuertheilt. August Graf von Platen-Hallermünde*) entstammt einer alten hannover'schen Adelsfamilie, wurde jedoch am 24. Oktober 1796 zu Ansbach geboren, wo sein Vater am dortigen Hofe Oberhofmeister war. Seine erste Erziehung wurde von seiner wohlwollenden Mutter geleitet, leider nur für kurze Zeit, denn schon 1806 kam er nach München in eine Cadettenanstalt, wo er in die militärische Zwangsjacke gesteckt wurde, die ihm für seine Entwickelung nur hinderlich war. Er konnte in Folge dessen dem Soldatenleben nicht den geringsten Geschmack abgewinnen, zeigte das auch offen seinen Vorgesetzten; da diese jedoch sowohl, wie seine Eltern, die militärische Laufbahn als die für einen hohen Adlichen geeignetste hielten, so mußte er in der Anstalt verbleiben. Im September 1810 hatte er den Cursus absolvirt und wurde nun unter die königlichen Pagen aufgenommen, wodurch sich seine Lage etwas besserte; er durfte ungezwungener leben,

*) Vergl. „Platen's Tagebuch 1796—1825.“ Stuttg. und Augsb. 1860, das jedoch nur eine ungenügende Bearbeitung von Platen's hinterlassenen Memoiren ist, und Joh. Minckwitz, Graf Platen als Mensch und Dichter. Leipzig 1838. Eine erschöpfende Biographie des Dichters fehlt noch immer.

konnte klassische Werke und fremde Sprachen studiren und sich sogar, wenn auch nur in beschränktem Maße, seinen dichterischen Neigungen widmen. Trotzdem war seine Situation noch immer eine seinem Charakter sowohl, wie seinen Anlagen vollständig unsympathische und befriedigte ihn auch nicht, als er am 21. März 1814 zum Lieutenant im Leibregimente des Königs ernannt wurde. Mehr und mehr bemächtigte sich seiner eine tiefe Melancholie, die auch ein Zug nach Frankreich nicht verscheuchte, den sein Regiment 1815 beim Wiederausbruch des Krieges unternahm, um die Gegend von Vitry auf einige Monate zu besetzen. Schließlich verzweifelte er ganz an sich selbst, meinte weder Talent für die Dichtkunst, noch überhaupt für irgend einen Beruf, zu besitzen und wäre wahrscheinlich in vollständigen Trübsinn versunken, hätte ihn nicht ein Stipendium, das an ehemalige Pagen, die sich dem Studium widmen wollten, vergeben wurde, und um das er sich beworben hatte, plötzlich in eine andere Atmosphäre versetzt. Er ging zunächst im April 1818 nach Würzburg und im Herbst 1819 nach Erlangen, wo er die Bekanntschaft Schellings machte, der ihm neue Gesichtspunkte für die Dichtkunst eröffnete und Muth und Selbstvertrauen einflößte. Mit großem Eifer warf er sich auf das Studium der Sprachen, machte sich alle modernen, die alten classischen und selbst das Arabische und Persische zu eigen und studirte sodann die hervorragendsten Werke der fremden Dichter in der Ursprache. Dabei war er aber auch noch poetisch thätig und gab schnell nach einander „Gaselen“ (Erlang. 1821), „Lyrische Blätter“ (Leipz. 1821), „Vermischte Schriften“ (Erlang. 1822), „Schauspiele“ (1. Bd. Erlang. 1824, 2. Bd. Stuttg. 1828), „Neue Gaselen“ (Erlang. 1824) und „Sonette aus Venedig“ (Erlang. 1825) heraus. Diese Dichtungen fußen noch sämmtlich auf den Hauptgrundsätzen der Romantiker, dennoch lassen sie bereits die künftige Stellung Platen's ahnen. Schon die Gaselen deuten darauf hin, daß der Dichter nach Klarheit strebt und den Gedanken zu concentriren sucht, während die Romantiker ihn bekanntlich zu zerfasern trachteten; besonders leuchtet das in den 1824 erschienenen hervor, die sich nicht mehr in dem orientalischen, sondern im modernen Gedankenkreise bewegen und sich auch bereits durch große Formschönheit auszeichnen. Im großen Publikum gingen diese fremdartigen Gedichte ganz unbeachtet vorüber, wohl aber wurden sie von Kennern wie Goethe und Rückert bemerkt, die sodann in freundschaftliche Beziehungen zum Dichter traten. Die „lyrischen Blätter“ und die „vermischten Schriften“ boten nichts von Bedeutung, dagegen zeigten die dramatischen Dichtungen Platen von einer neuen Seite. Zwar lehnte er sich auch hier, im „Gläsernen Pantoffel“, im „Schatz des Rhampsinit“ und im „Thurm mit sieben Pforten“ an die Romantiker, besonders an Tieck, an, aber schon wußte er eine klare Handlung aufzubauen, ein Fortschritt, der noch mehr bei seinem Schauspiele „Treue um Treue“, das er im Anfange des Jahres 1825 schrieb, hervortritt. Leider fehlt dem Stücke die Wärme, die tiefere Herzlichkeit, welche hauptsächlich den Zuschauer packt; der Dichter ist noch zu sehr besorgt, daß alle Scenen sich glatt und nach den Regeln der Kunst abwickeln; niemals läßt er der Leidenschaft die Zügel schießen. Trotzdem ist das Stück besser als alle Müllner'schen und Houwald'schen und die meisten Raupach'schen, und die

deutschen Bühnen hätten wohl die Pflicht gehabt, es zur Aufführung zu bringen und dadurch den Autor zu neuen Schöpfungen zu ermuthigen. Allein alle größeren Theater sandten es gleichgültig zurück und Platen sah in Folge dessen davon ab, das dramatische Feld, wenigstens vorläufig, weiter zu bebauen. Ob er im anderen Falle wirklich Hervorragendes auf dem Gebiete des Drama's geleistet haben würde, kann zwar nicht mit Bestimmtheit behauptet werden, jedenfalls darf man aber wohl annehmen, daß er dem deutschen Drama früher und sicherer die neue Bahn eröffnet haben würde, als diejenigen Dramatiker, die nach ihm dies schwere Werk unternommen haben. Wahrhaft glänzend offenbarte sich sein Talent in den „Venetianischen Sonetten“, die die Frucht eines Ausfluges nach der Lagunenstadt waren. Hier ist er bereits der unübertreffliche Meister der Sprache, der allen Wohllaut, allen Schmelz, den sie nur besitzt, ihr zu entlocken weiß, und auch der geistreiche Poet, der in die wenigen Zeilen des Gedichtes immer einen großen Kreis von Gedanken zu bannen vermag. Die Grundstimmung in allen Sonetten ist eine elegische, der Dichter trauert über die untergegangene Pracht und Herrlichkeit, aber er behält dabei auch ein Auge für die Gegenwart und schildert auch das Leben und Treiben in dem Venedig von heute auf das Anschaulichste (siehe unten). Die Sonette waren der letzte Tribut, den der Dichter der romantischen Schule zahlte; er erkannte jetzt mehr und mehr, daß die Grundsätze der Schlegel, Tieck und Brentano falsche waren, daß die deutsche Poesie aus ihrer traurigen Lage nur erlöst werden könne, wenn die deutschen Dichter wieder jene Bahnen verfolgten, welche die von den Romantikern so viel verspotteten Heroen unserer classischen Dichtung gewandelt seien. Um aber wieder bei Goethe und Schiller anknüpfen zu können, sei es vor allem nöthig, erst wieder neue mustergültige Formen zu schaffen. Er legte daher von jetzt ab bei allen seinen Dichtungen das Hauptgewicht auf die Reinheit und Vollendung der Form, und ging, um sowohl seinen Schönheitssinn weiter auszubilden, als auch um bei seinem Schaffen sich nicht durch die unerquicklichen literarischen und politischen Verhältnisse noch mehr verstimmen zu lassen, im Herbst 1826, von dem Könige von Bayern und von Cotta unterstützt, nach dem gelobten Lande des guten Geschmackes, nach Italien, das er sodann, einen kurzen Besuch, den er 1832 der Heimath machte, abgerechnet, nicht wieder verlassen hat. Bevor er jedoch von Deutschland schied, schickte er der Romantik noch einen Abschiedsbrief in seinem fünfactigen aristophanischen Lustspiele „Die verhängnißvolle Gabel“ (Stuttgart 1826), in der er in erster Linie die Schicksalspoeten, dann aber auch den ganzen romantischen Zauberkram lächerlich machte und der ganzen Schule den schwersten Schlag versetzte. „Mit diesem Gedichte,“ sagt daher auch Karl Goedeke, „ist die romantische Schule aus der Literatur gestrichen und die Schule der Poesie wieder hergestellt, die das Erzeugniß des Dichters nach dem Werthe seines menschlichen Charakters mißt, ohne den die bloße Kunstform nichtig erscheint. Fortan war es gleichgültig, welcher Form sich der Dichter bediente, der plansten und leichtesten, oder fremdesten und schwersten; seine Geltung wurde nicht mehr davon bedingt; das künstliche Spiel der Formen war nicht mehr Selbstzweck, fast weniger als Neben-

sache; jede ergriffene Form mußte vollendet, aber in jeder auch ein vollendeter oder mit vollem Ernste nach Vollendung strebender Mensch erscheinen. Die Poesie war in Scherz und Ernst wieder der erhebende Ausdruck eines gehobenen Menschenlebens. Die Mystik und die Ironie der Romantiker, beide nur entgegengesetzte Ausflüsse derselben Quelle, der menschlichen Richtigkeit, waren abgethan, der Classicismus, die künstlerische Gestaltung des Ideals, waren wieder eingesetzt." Drei Jahre später verfaßte er noch ein zweites satirisch-literarisches Lustspiel „Der romantische Oedipus" (Stuttgart 1829), in dem er zwar ebenfalls mit genialer Hand die Geißel schwang, doch nicht nur um die Entwickelung der Poesie zu fördern, sondern auch aus persönlichen Gründen. Es war in dem Stücke besonders auf Heine, der sich in seinen „Reisebildern" über ihn lustig gemacht, und auf Immermann abgesehen, dessen damals noch sehr mangelhafte Productionen Platen heftigen Widerwillen einflößten. Immermann blieb darauf die Entgegnung nicht schuldig, antwortete mit der Streitschrift „Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier", und es entspann sich nun ein häßlicher persönlich-literarischer Conflict, der beiden Theilen schädlich war. Im übrigen vermied es Platen soviel wie möglich, nach Deutschland zu blicken, wanderte, entzückt über all' das Schöne, was sich ihm darbot, von Stadt zu Stadt und lebte dann hauptsächlich in Neapel, wo er mit dem Dichter und Maler August Kopisch, dem Entdecker der blauen Grotte auf Capri, enge Freundschaft schloß. Seine literarische Thätigkeit war dabei die vielseitigste, die sich denken läßt; er arbeitete einen großen Theil seiner älteren Gedichte um, schuf viele neue und gab sie 1828 zusammen in einem Bande bei Cotta in Stuttgart heraus; sodann schrieb er das Drama „Die Liga von Cambrai" (Frankf. a. M. 1833), die „Geschichte des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443" (Frankf. 1833), das heitere, überaus anmuthige kleine Märchenepos „Die Abbassiden" (Stuttg. 1833), zu dem er den Stoff aus „Tausend und Eine Nacht" nahm, und eine Reihe von „Polenliedern", in denen er seinem Zorn über die barbarische Niederwerfung der unglücklichen Polen durch die Russen beredten Ausdruck gab. Den meisten Beifall fanden nach und nach mit Recht die Gedichte, besonders nachdem sie 1834 in starkvermehrter zweiter Auflage erschienen waren. Man war überrascht von diesen glänzenden Balladen (siehe unten „Harmosan"), entzückt von den reizvollen Idyllen, über denen der blaue Himmel Italiens prächtig ausgespannt war, und staunte über die herrlichen Oden (siehe unten „Florenz") und „Festgesänge", die eine Pracht der Sprache entfalteten, die man bisher gar nicht für möglich gehalten. Bei dem nun rasch wachsenden Ruhme Platen's fanden sich natürlich auch bald Tadler ein, die über die „Marmorglätte" klagten, bei deren Herstellung dem Dichter die tiefere Empfindung verloren gegangen sei, und die geringschätzig die Achseln zuckten, weil der Verfasser die poetische Form für die poetische Sprache genommen habe und darum auch gar kein echter Poet sei. Diese Aburtheilung ist aber im höchsten Grade ungerecht. Platen vermied es, die weicheren Gefühlssaiten anzuschlagen, weil er sich in seiner Kampfstellung vor allem von jeder Gefühlsschwelgerei der Romantiker frei erhalten wollte und mußte; trotzdem be-

wahrte er sich sein tiefes Dichtergemüth und ließ es auch, wo es ihm nicht nachtheilig erschien, wie z. B. in den Polenliedern, klar zu Tage treten. Nur in seinen letzten Jahren hat er sich bisweilen durch seine große Fertigkeit im Versificiren auch zu Kunststücken verleiten lassen und die Sprache in griechische Metren gepreßt, die sich niemals für das Deutsche eignen werden — aber das kann gar nicht in Frage kommen gegenüber dem vielen Vortrefflichen und Hoheitsvollen, das er geschaffen, und dem überaus segensreichen Einflusse, den er auf die Entwickelung der deutschen Poesie ausgeübt hat. Denn ihm allein gebührt das Verdienst, unsere Lyrik wieder aus der Lüderlichkeit der Romantik befreit und die echte Kunst wieder zu uns zurückgeführt zu haben, und mit Recht sagt daher auch Dingelstedt von ihm, daß er es gewesen, der die neue Generation wieder dichten gelehrt habe. Leider sollte er seinen Ruhm nicht mehr erleben; als die Cholera ihren ersten schrecklichen Zug durch Europa hielt und dabei auch Neapel heimsuchte, floh er nach Sicilien, erkrankte in der Villa Landolina bei Syrakus an einem hitzigen Fieber und erlag demselben, hauptsächlich weil er es irrthümlich mit Choleraarzenei bekämpfen wollte, am 5. December 1835. Im Garten der Villa wurde er bestattet. Seine „Gesammelten Werke“ erschienen zuerst, herausgegeben von seinem Freunde Friedrich Grafen von Fugger-Hoheneck und mit einer biographischen Skizze von Karl Goedeke, in einem Bande 1839 zu Stuttgart, 1843 ebendaselbst in einer fünfbändigen Ausgabe und wurden dann wiederholt aufgelegt. Den „poetischen und literarischen Nachlaß“ gab Joh. Minckwitz in 2 Bänden zu Leipzig 1852 heraus.

Aus den „Venetianischen Sonetten“.

4.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Kerkers Räume.

Die eh'rnen Hengste, die durch salz'ge Schäume
Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach, sie tragen
Des korsikan'schen Ueberwinders Zäume.

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

6.

Ich fühle Woch' auf Woche mir verstreichen,
Und kann mich nicht von dir, Venedig, trennen!
Hör' ich Fusina, hör' ich Mestre nennen,
So scheint ein Frost mir durch die Brust zu schleichen.

Stets mehr empfind' ich dich als ohne Gleichen,
Seit mir's gelingt dich mehr und mehr zu kennen:
Im Tiefsten fühl' ich meine Seele brennen,
Die Großes sieht und Großes will erreichen.

Welch eine Fülle wohnt von Kraft und Milde
Sogar im Marmor hier, im spröden, kalten,
Und in so manchem tiefgefühlten Bilde!

Doch um noch mehr zu fesseln mich, zu halten,
So mischt sich unter jene Kunstgebilde
Die schönste Blüthe lebender Gestalten.

Harmosan.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon;
Schon langt am Oxus Omar an nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosru's Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan,
Der letzte, der im Hochgebirg' dem kühnen Feind sich widersetzt':
Doch ach, die sonst so tapf're Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?
Und Harmosan erwidert ihm: In deinen Händen ist die Macht,
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und mein's:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Wein's!
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit,
Doch Harmosan befürchtet Gift und zaudert eine kleine Zeit.

Was zagst du, ruft der Saracen, nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dies getrunken hast!
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein, mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan:
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht sodann: Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.

Florenz.

Dich hat, Florenz, dein altes Etruskervolk
Mit wahrem Fug dich blühende Stadt genannt,
Nicht weil der Arno nagt an Hügeln,
Deren der kahlste von Wein und Oel trieft:

Nicht weil die Saat aus wucherndem Boden keimt,
Nicht weil des Lustparks hohe Cypressen und
Steineichen, sammt Oliv' und Lorbeer,
Neben der Pinie nie verwelken:

Nicht weil Gewerbfleiß oder Verkehr dir blüht,
Den andre Städte missen, indeß du stolz
Freiheit genießest, Ruhm genießest
Unter der milden Gesetze Weisheit:

Nicht weil im Prunksaal Schätze der Kunst du häufst,
Vor denen jetzt stummgaffende Britten stehn;
Wie manches Denkmal ist, Florenz, dir
Fremder geworden als selbst dem Fremdling!

Nie wieder tritt die Sonne der Medicis,
Was auch geschehn mag, über den Horizont,
Längst schläft Da Vinci, Buonaroti,
Machiavell und der alte Dante.

Allein du blühst durch deine Gestalt fort,
Und jener Kunst Vorbilder, sie wandeln am
Lungarno heut wie sonst, sie füllen
Deine Theater noch an, wie vormals.

Kaum hat der Blick, vor zögerndem Unbestand
Sich scheuend, freudvoll eine Gestalt erwählt,
Als höchste Schönheit kaum gefeiert:
Wandelt die schönere schon vorüber!

Und hat das florentinische Mädchen nicht
Von frühster Jugend liebend emporgestaunt
Zur Venus Tizians, und tausend
Reize der Reizenden weggelauschet?

Und deiner Söhne Mutter, o sprich, Florenz!
Ob nie die sehnsuchtsvolleren Blicke sie
Gesenkt vor Benvenuto's Perseus,
Oder dem himmlischen Apollino?

Wohl mag der Neid euch zeihen der Ueppigkeit,
Frei spricht die Lieb' euch. Liebt und genießt und stets
An seiner Göttin Busen kühle,
Kühle die leuchtende Stirn, Adonis!

Hier tändle Glück und Jugend, den Dichter nur,
Zum strengen Ernst anfeuert die Zeit nur ihn,
Und ihm zerbricht sein früh'res Leben
Unter den Händen, wie Knabenspielzeug.

Er rafft sich auf, dem reifere Stunden grau'n,
Ihm naht der Wahrheit wehender Flügelschlag,
Und mehr und mehr Zukunft im Herzen,
Lernt er entsagen der kalten Mitwelt.

Du aber blühe, glückliche Stadt, hinfort
In solcher Schönheit, solchem Gefühl der Kraft,
Wie auf dem Springquell hier der Meergott
Jenes unsterblichen Gian Bologna!

Platen war es, nachdem er endlich den so lange gesuchten neuen Weg gefunden, noch volle zehn Jahre hindurch vergönnt, auf demselben rüstig dahinzuschreiten und damit auf dem Gebiete der Lyrik die bestimmte Richtung für alle Nachstrebenden anzugeben; nicht so günstig gestaltete sich das Schicksal **Immermann's**, der, als er sich nach langem Ringen schließlich von den Banden der Romantik frei gemacht hatte und nun tief aufathmend daran ging, mit kräftiger Hand das unter der Herrschaft der Schlegel, Tieck und Genossen so arg verwilderte weite Feld der Epik, besonders des Romans, neu zu bebauen, plötzlich, nachdem er nur erst Weniges von eingreifender Bedeutung vollendet, vom Tode mitten aus seinem Schaffen herausgerissen wurde. Sein Einfluß konnte daher bei weitem nicht so mächtig sein, wie der Platen's, aber er war dennoch kräftig genug, um ihn zum Pfadfinder für alle Prosaisten zu machen, die nach ihm in den dreißiger Jahren auftraten. Karl Lebrecht Immermann *) wurde am 24. April 1796 zu Magdeburg geboren, wo sein Vater Kriegs- und Domänenrath war, und erhielt eine strenge, ernste Erziehung, deren Nachwirkung sich dann Zeit seines Lebens nicht verlor. Nach dem Besuche des Gymnasiums seiner Vaterstadt ging er 1813 nach Halle, um die Rechte zu studiren, bald jedoch brachen die Befreiungskriege aus und riefen ihn zu den Waffen. Allein ein schweres Nervenfieber hielt ihn zu seinem großen Schmerze von der Theilnahme an dem allgemeinen Kampfe ab, und da er auch gleichzeitig seinen Vater durch den Tod verlor, so versank er in tiefe Melancholie, aus der ihn erst wieder die Nachricht von der Flucht Napoleon's von Elba riß. Er trat nun sofort als Freiwilliger in das Heer ein, nahm an der Schlacht bei Ligny und Waterloo Theil, zog mit dem Blücher'schen Heere in Paris ein und kehrte als Offizier zu seinen Studien nach Halle zurück. Hier widerte ihn sehr bald das Gebahren vieler Studenten an,

*) Vergl. Karl Immermann. Sein Leben u. s. Werke, aus Tagebüchern u. Briefen an seine Familie zusammengestellt. (Herausgeg v. Gust. zu Putlitz.) 2 Bde. Berl. 1870; Ferd. Freiligrath, Karl Immermann. Blätter d. Erinnerung an ihn. Stuttg. 1842; Ludmilla Assing, Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Freundin Karl Immermann's. Eine Biographie nebst Briefen von Immermann 2c. Stuttg 1857.

die da meinten, durch Aeußerlichkeiten, auffallende Kleidung, aller Höflichkeit bares Benehmen, das biderbe Deutschthum zu fördern, und trat energisch gegen das Unwesen auf. Dadurch entstand eine große Aufregung, besonders die Verbindung „Teutonia“, die hauptsächlich die Deutschthümelei pflegte, fühlte sich im höchsten Grade beleidigt und benahm sich nur noch desto auffälliger, ja sie ließ sich sogar zu groben Excessen verleiten. Aber auch Immermann verfocht seine Ansicht mit aller Zähigkeit, und als der akademische Senat dem Unfuge nicht steuern wollte, richtete er mit einigen Gesinnungsgenossen ein Schreiben direkt an den König Friedrich Wilhelm III., mit der Bitte, die öffentliche Ruhe wieder herzustellen. Darauf wurden die Schuldigen bestraft und die „Teutonia“ wurde polizeilich aufgelöst. Immermann zog sich jedoch hierdurch den Ruf eines feigen Denuncianten zu, und da außerdem die Regierung nun die Gelegenheit ergriff, gegen alle studentischen Verbindungen, die patriotische Tendenzen verfolgten, vorzugehen, so waren auch die weiteren Folgen seines Schrittes sehr unheilvolle. Seine Ueberzeugung, für seinen Theil das Rechte gethan zu haben, konnte aber dadurch nicht erschüttert werden, doch zog er sich fortan von allem Verkehr zurück und wurde schroff und verschlossen. Die einzige Erholung, die er sich gönnte, suchte er im Besuche des Theaters, im Sommer in dem des nahen Bades Lauchstädt, wo die Truppe des Weimarischen Hoftheaters spielte, an deren mustergiltigen Vorstellungen er sehr bald den hohen Werth eines guten Zusammenspiels erkannte. Gegen Ende des Jahres 1817 schloß er bereits seine Studien ab und trat in den Staatsdienst, bald darauf erhielt er eine Stelle als Divisionsauditeur zu Münster in Westfalen, was für ihn von den schwerwiegendsten Folgen wurde. Denn es eröffnete sich ihm dort das Haus des ehemaligen Freischaarenführers, jetzt Brigadecommandeur's von Lützow, wo die feingebildete Gattin desselben, Elisa, geborene Gräfin von Ahlefeldt, ein geistig anregendes gesellschaftliches Leben pflegte. Zum ersten Male kam Immermann dort in einen Kreis, in dem er sich wohl fühlte, weil man sich in demselben über das Geklätsch des Tages erhob und die beste Unterhaltung in der Lektüre classischer Dichtungen suchte. Bald ward er ein stehender Gast des Hauses, der mit seiner schönen, volltönenden Stimme die Dramen von Kleist, Shakespeare, Calderon und Anderen vorlas und eines Tages auch mit einer eigenen dramatischen Dichtung überraschte, der er sodann, da er Beifall fand, schnell noch eine ganze Reihe weiterer folgen ließ. Wir nennen nur „Die Prinzen von Syrakus“, „Das Thal von Ronceval“, „Edwin“, „König Periander und sein Haus“, „Das Auge der Liebe“ und „Cardenio und Celinde“. Er steht in allen diesen Dramen noch ganz auf dem Boden der Romantiker und lehnt sich außerdem an Goethe, Shakespeare, Calderon u. A. an, bietet aber noch nichts Eigenartiges. Sämmtliche Stücke wurden daher vom großen Publikum auch kaum beachtet; nur das Lustspiel „Das Auge der Liebe“, eine Art Seitenstück zu Shakespeare's „Sommernachtstraum“, hatte sich einer etwas günstigeren Aufnahme zu erfreuen. Immermann ließ sich durch diese Mißerfolge jedoch nicht entmuthigen; er suchte sich über die Ursache derselben klar zu werden und kam zu der Ansicht, daß wohl einestheils die fremden Stoffe

dem Publikum zu wenig zugesagt haben, und daß anderentheils ihm der Verkehr mit einer Bühne gefehlt; eine Hauptursache übersah er aber, nämlich die, daß er bei seinen Schöpfungen sein Herz zu wenig hatte mitsprechen lassen, daß er fast nur mit dem kühlen Verstande operirt hatte. Das lag zum Theil in seiner herben Verschlossenheit und Schroffheit, die er seit seinem Conflicte in Halle angenommen, dann aber auch, und zwar zum größten Theile, in dem seltsamen, peinvollen Herzensverhältnisse, in das er zu Münster gerathen war. Eine leidenschaftliche Liebe zu Elisa von Lützow hatte ihn erfaßt und wurde auch erwidert, da die Ehe der geistreichen Frau mit dem derben Soldaten keine glückliche war. Aber diese Liebe konnte den Dichter nicht mit Freudigkeit und Begeisterung erfüllen, sondern mußte ihn eher niederdrücken und der Außenwelt gegenüber nur noch verschlossener machen. Doch bald erfuhr seine Situation eine große Veränderung und fast schien es eine Wendung zum Besseren; er wurde 1824 als Criminalrichter nach Magdeburg versetzt und kurze Zeit darauf ließ sich Elisa von ihrem Gemahl scheiden, nahm wieder ihren Mädchennamen an und siedelte ebenfalls nach Magdeburg über. Immermann glaubte sich nun am Ziele seiner Wünsche und bat die geliebte Frau um ihre Hand; sie aber wollte sich nach den bitteren Erfahrungen, die sie in ihrer ersten Ehe gemacht, nicht wieder binden und schlug ihm ein enges Freundschaftsbündniß vor, indem sie ihm gleichzeitig versprach, auch keine andere Ehe eingehen zu wollen und eine gleiche Versicherung von ihm verlangte. Er gab sie und fühlte sich nun zunächst weit wohler, als bisher, was auch sofort auf seine poetische Produktion von günstigstem Einflusse war, denn die Tragödie „Das Trauerspiel in Tyrol" (Hamb. 1828), welche er jetzt schuf, weist einen bedeutenden Fortschritt gegen die früheren Dramen auf. Vor allem bietet das Stück eine lebendig sich entwickelnde Handlung und eine kräftige Charakteristik, dagegen machen sich in der Motivirung noch erhebliche Mängel fühlbar, weßhalb der Dichter es noch einmal umarbeitete und dann unter dem Titel „Andreas Hofer" in seine „Schriften" aufnahm. Im Anfang des Jahres 1827 wurde Immermann als Landgerichtsrath nach Düsseldorf versetzt und im Sommer folgte ihm die Gräfin von Ahlefeldt mit ihrer Pflegetochter dorthin und bezog mit ihm ein freundliches Landhaus, in dem sich alsbald ein angenehmes, geselliges Leben entwickelte. Das sowohl, wie der bunte Weltverkehr des Rheins, wirkten sehr erfrischend und anregend auf den Dichter, so daß in kurzer Zeit das komische Heldengedicht „Tulifäntchen" (Hamb. 1830), die Tragödie „Merlin" (Düsseldorf 1832) und die große Trilogie „Alexis" (Düsseldorf 1832) entstanden, drei Werke, die Immermann den allgemeinen Beifall erwarben. Besonders gefiel das erstere, in dem der Dichter das hochtrabende Märchen- und Ritterwesen lächerlich machte. Tulifäntchen ist ein kleiner, kaum fingerlanger Wicht, der mit einem Federmesser als Schwert, einem Silberlinge als Schild und einer Nußschale als Harnisch auf Abenteuer in die Welt zieht. Er gelangt auch sehr bald in ein Land, wo sich ihm die gewünschte Gelegenheit zu kühnen Kämpfen bietet, denn ein Riese Schlagadodro hat dort die Prinzessin Balsamina geraubt und hält sie nun gefangen, doch nicht weil er sie liebt, sondern weil er

sich durch ihren Unterricht civilisiren lassen will. Tulifäntchen macht sich sofort daran, die Gefangene zu befreien und mit Hilfe einer Fee gelingt ihm auch das gewaltige Heldenstück, aber leider nicht zur Zufriedenheit der Prinzessin, die es romantischer findet, in der Burg eines Riesen gefangen zu sitzen, als an dem langweiligen Hofe daheim zu leben. Dennoch reicht sie ihrem Befreier ihre Hand, quält und verhöhnt ihn jedoch bald so viel, daß er sich vor Scham in einen Abgrund stürzen will, aber von seiner Fee, die in Liebe für ihn glüht, gerettet und nach dem Wunderlande Ginistan geführt wird. Das drollige Gedicht ist bis zum Schluß von bester Laune belebt, zeichnet sich auch durch sehr glatt fließende Verse aus, würde aber gewiß noch von größerer Wirkung sein, hätte der Dichter auch noch den Contrast zwischen der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge" und seiner Märchenwelt entsprechend ausgebeutet. Mit „Merlin" wollte Immermann die Tragödie des geistigen Titanenthums liefern, eine Art Gegenstück zur „Messiade". Merlin ist ein Sohn des Satan's und der reinen Jungfrau Candida; er hat von seinem Vater die dämonischen, von seiner Mutter die edeln Eigenschaften des Herzens geerbt und wendet sich, wider Erwarten seines Erzeugers, seinen besseren Regungen folgend, vom Bösen ab und dem Guten zu. Allein in seinem dämonischen Hochmuthe will er Gott nicht blos dienen wie jeder Andere, sondern er will noch mehr, weicht dabei aber vom rechten Wege ab und geht zu Grunde; erst im Sterben kehrt er reumüthig zu Gott zurück. Das Gedicht besitzt viele große Schönheiten, im Ganzen ist es aber verfehlt, da der Dichter wieder in die unklare Phantasterei der Romantiker verfiel und sich auch nicht zu einer gleichmäßigen, harmonischen Ausarbeitung emporschwang. Weit bedeutender ist die Trilogie „Alexis", welche in die Abtheilungen „Die Bojaren", „Das Gericht von St. Petersburg" und „Eudoxia" zerfällt. Der Dichter wollte darin, wie er selbst sagt, den Untergang der künstlichen und unnatürlichen Schöpfungen Peters des Großen zur Darstellung bringen und wußte auch in den „Bojaren" den verzweifelten Kampf gegen die Neuerungen Peter's außerordentlich dramatisch zu schildern; in den beiden andern Abtheilungen jedoch bleibt er nicht auf der Höhe, die Handlung stockt und besonders Peter wächst nicht zu der Heldengestalt empor, die er werden muß, soll er die ganze Trilogie tragen. Auch Immermann empfand diesen Mangel und meinte, daß daran seine noch immer zu geringe Kenntniß des Theaters schuld sei. Um daher dem Uebel von Grund aus abzuhelfen, trat er mit der Düsseldorfer Truppe in Verbindung und studirte ihr mehrere Dramen ein, die dann bei ihrer musterhaften Aufführung außerordentlichen Beifall fanden. Das erweckte in Immermann den Gedanken, die Leitung des Theaters ganz und gar zu übernehmen und aus ihm eine Musteranstalt zu machen. Das Project fand Anklang, Immermann erhielt einen längeren Urlaub und widmete sich nun von 1835 ab seinem neuen Berufe mit Begeisterung und Beharrlichkeit, brachte es auch sehr bald zu einem ausgezeichneten Zusammenspiel und zu vorzüglichen Darstellungen; dennoch konnte das Institut nur kurze Zeit bestehen, hauptsächlich, weil die Stadt für eine solche Muster-Bühne zu klein war, und der Dichter kehrte im Frühjahre 1837, um viele bittere Erfahrungen reicher,

aber als „bankerotter Impresario," wie er sich selbst nannte, zu seinen Acten zurück. Ja, er wandte sich jetzt überhaupt vollständig vom Drama ab und betrat nun endlich dasjenige Gebiet, auf dem er wirklich Hervorragendes leisten sollte, das des Romans. Er löste sich dabei vollständig von der Romantik los, stellte sich mitten in die Gegenwart und war besonders bemüht, charakteristische Bilder seiner Zeit zu geben. Es sind daher sowohl sein erstes Werk, „die Epigonen" (3 Bände. Düsseldorf 1836), wie sein zweites, „Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken" (4 Bände. Düsseldorf 1838—39), Schilderungen aus dem letzten Drittel der zwanziger Jahre, in dem ganz Europa, unzufrieden mit den alten Einrichtungen und Zuständen, in unklarem Drängen und Ringen neuen Verhältnissen zustrebt. In den „Epigonen" gelingt es ihm jedoch nur erst in geringem Grade, den Stoff zu bewältigen; er malt noch zu grell, stellt die Gegensätze zu schroff aneinander und lehnt sich außerdem zu sichtbar an Goethe's „Wilhelm Meister" an, aus dem er einzelne Figuren, so z. B. Mignon, geradezu copirt. Weit selbstständiger und origineller ist er dagegen im „Münchhausen", in welchem er auf der einen Seite den verkommenen Adel, auf der anderen den kräftigen Bauernstand Westfalens schildert. Leider verstand er es nicht, die Gegensätze im Laufe der Erzählung auszugleichen; wir haben also kein harmonisches Kunstwerk, sondern vom Anfang bis zum Schlusse zwei ganz verschiedene Theile, hier den Kreis des verlogenen, jämmerlichen Münchhausen, dort den des ehrenfesten Hofschulzen, die sich nur äußerlich, ohne besondere innere Nothwendigkeit, berühren. Aber beide sind sie Schöpfungen eines jetzt zu vollständiger Freiheit hindurchgedrungenen echten Dichters, der die Welt wieder mit offenen Augen ansieht, der wieder die natürliche Sprache des Herzens redet und damit wieder zu jener echten Erzählungskunst zurückkehrt, die uns zuerst Goethe in seinen Romanen und Novellen lehrte. Am wohlthätigsten zeigt sich diese Rückkehr zur ruhigen klaren Goethe'schen Prosa in der Dorfgeschichte, die dann später auch, da sie leicht von dem Uebrigen losgelöst werden konnte, unter dem Titel „Der Oberhof" in mehreren Separatausgaben herausgegeben wurde. Sie ist von bezaubernder Anmuth, Innigkeit und Frische und dabei in der Schilderung des westfälischen Bauernlebens von außerordentlicher Treue. Der knorrige, stolze Hofschulze mit seinem Schwerte Karls des Großen, die holde blonde Lisbeth und der kecke „wilde Jäger", der grollende Patriotenkaspar, der originelle Alterthumssammler, der geistvolle Diaconus, der Küster, der Schirrmeister — das alles sind Figuren, in denen uns das deutsche Denken und Fühlen, die deutsche Art und Sitte wieder ohne jede Ziererei und Schönseligkeit entgegentritt, in denen wieder der kräftige Puls eines gesunden Lebens schlägt. An dem Hofschulzen und der Lisbeth gewannen daher auch die Zeitgenossen wieder die Zuversicht, daß trotz alles Mißgeschickes, trotz alles Druckes, der Kern des deutschen Wesens noch immer gesund sei. — Nach dieser „Neugeburt seines dichterischen Menschen" drängte es Immermann, auch sein äußeres Leben in Harmonie zu bringen, das ungesunde Verhältniß zur Gräfin von Ahlefeldt war ihm mehr und mehr ein peinliches geworden; er bat sie wiederholt um ihre Hand, und da sie ihm dieselbe nach wie

vor versagte, so verlobte er sich im Sommer 1839 mit einer Nichte des bekannten hallischen Kanzlers Niemeyer, einem anmuthigen Mädchen, das er auf einer Reise kennen gelernt, und vermählte sich im Herbst mit ihr. Noch vor Ankunft des jungen Paares verließ die Gräfin von Ahlefeldt tief verletzt Düsseldorf und siedelte nach Berlin über, wo sie 1855 starb. Leider sollte aber der Dichter sein Glück nicht lange genießen; bald nachdem ihm seine Gattin ein Töchterchen geschenkt, befiel ihn ein Nervenfieber, das am 25. August 1840 seinen Tod herbeiführte. In seinem Nachlasse fand sich der erste Theil eines Epos „Tristan und Isolde", das in schwungvoller Sprache die Liebe feiert und glänzend beweist, daß Immermann die neue Bahn auch weiter beschritten haben würde, und „Memorabilien" (3 Bände. Hamb. 1840—43), biographische Mittheilungen, die viel Wichtiges auch über Zeitgenossen wie Fichte, Jahn, Grabbe u. A. enthalten. Eine mangelhafte Ausgabe von „Immermann's Schriften" kam 1835—1843 zu Düsseldorf in 14 Bänden heraus; eine zeitgemäße, von Rob. Boxberger besorgte, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehene erscheint zur Zeit in Berlin in 20 Theilen.

Die schmerzensreiche Periode des Ueberganges ist nun überwunden, die Bestrebungen der Classiker, jetzt nicht mehr durch den Zauberdunst der Romantiker verdunkelt, werden wieder klar erkannt, und auf's Neue bemächtigt sich Aller der heiße Wunsch, einen Einklang zwischen unserm geistigen und unserm staatlichen Leben herbeizuführen. Eine allgemeine Bewegung der Geister entsteht, die Aufregung steigert sich noch, da der westliche Nachbar Miene macht, die zerfahrenen politischen Zustände Deutschlands zu seinem Nutzen auszubeuten — aber tausend neue Hindernisse haben sich mittlerweile noch zu den alten gesellt und nur eine hoffnungsfreudige Jugend wagt es, die schwere Aufgabe des Jahrhunderts wieder aufzunehmen: das „junge Deutschland".

Bevor wir uns jedoch diesem zuwenden, wollen wir noch einen kurzen Blick auf die wissenschaftliche Literatur der ersten drei Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts werfen.



Die wissenschaftliche Literatur

in den ersten drei Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts.



Die romantische Universalitätsrichtung, welche die Schlegel und Tieck unserer nationalen Poesie gegeben hatten, herrschte bis zu der Wendung, die mit dem Jahre 1830 eintrat, auch auf allen Gebieten der Wissenschaft, hier lebhafter, dort weniger bemerkbar hervortretend, aber doch überall die weitere Entwickelung bestimmend. Es ist jedoch hier nicht der Ort dazu, dies erschöpfend nachzuweisen, wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, bei den einzelnen Wissenschaften nur kurz darauf hinzuweisen.

Die **Philosophie** hatte im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts durch die fundamentalen Werke Kant's eine neue breite Grundlage erhalten, die alte Schulmetaphysik war damit beseitigt und an ihre Stelle ein kritischer Idealismus gesetzt worden. Von diesem gingen sodann nacheinander der scharfsinnige Johann Gottlieb Fichte (1762—1814), der genial-geistreiche, aber mystisch angehauchte Friedrich Wilhelm Josef von Schelling (1775—1854) und schließlich der allen phantastischen Sprüngen abholde, streng methodische Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770—1831) aus. Der erstere wandelte den kritischen Idealismus des Meisters in einen subjectiven um und kam damit zu dem Satze: das Ich ist absolute Thätigkeit, Alles, was außer dem Ich wirklich ist, ist ein Product des Ich's durch Setzen, Entgegensetzen und Gleichsetzen (Beschränkung); das Ich ist Subject-Object; darauf bildete Schelling den subjectiven Idealismus zu einem objectiven heraus, war besonders bestrebt, das Leben der Natur philosophisch zu erfassen und gelangte dadurch zur Identitäts-, Natur- und später zur Offenbarungsphilosophie, vermochte aber nicht, eine innere Einheit in seine Entwickelungen zu bringen, was erst Hegel gelang, indem dieser die Lehre vom absoluten Idealismus verkündete. „Hegel verarbeitete den ganzen in der Periode der Naturphilosophie gewonnenen Ideenreichthum in ein geschlossenes und streng gegliedertes Ganzes nach dialektischer Methode, welche darin besteht, daß die Gesetze des Denkens auch zugleich für die Gesetze des Seins

erkannt und daher die Entwickelungsgesetze des Seins aus den Entwickelungsgesetzen des Denkens abgeleitet werden. Nach den beiden großen Sphären der Existenz, der objectiven und subjectiven, zerfällt dieses System in eine Philosophie der Natur und des Geistes, welche beide in der Logik als der Wissenschaft des universellen Denkprocesses ihre gemeinschaftliche Begründung finden. Mit Sorgfalt und Umsicht bestimmte Hegel in diesem encyklopädischen Grundrisse für eine jede Wissenschaft den ihr gebührenden Platz, damit seine Schule sich planmäßig in die weitere Ausarbeitung des Einzelnen theile." Die bedeutendsten philosophischen Werke Fichte's sind „Wissenschaftslehre", „Naturrecht", „System der Sittenlehre" und „Bestimmung des Menschen". Von seinen heldenmüthigen „Reden an die deutsche Nation" sprachen wir bereits S. 102 u. f. Von den Anhängern der Fichte'schen Philosophie sind zu nennen: Forberg, Niethammer, Reinhold, Schad u. A. Als die hervorragendsten Werke Schelling's gelten „Ideen zu einer Philosophie der Natur", „Von der Weltseele", „System der Naturphilosophie", „System des transscendentalen Idealismus". In die Krise der Schelling'schen Naturphilosophie traten besonders H. Steffens, L. Oken, G. H. Schubert, J. J. Wagner und J. P. Traxler. Den Ruhm Hegel's begründeten die Werke „Phänomenologie des Geistes", „Logik", „Aesthetik" und „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften". Der Hegel'schen Philosophie wandten sich seiner Zeit alle jungen aufstrebenden Geister zu, und es herrschte die allgemeine Ansicht, dieser kunstreiche Bau sei nun für alle Zeiten aufgerichtet. Allein schon sehr bald nach dem Tode des Stifters zerfiel die Hegel'sche Schule; einerseits wurde die negative Richtung des Systems bis in die äußersten Consequenzen fortgebildet, andrerseits zeigte sich in mehrfachen Versuchen das Streben, positive, reale Systeme zu gründen. Der Lehre des Meisters getreu blieben Marheineke, Daub, Gabler, von Henning, Göschel, Werder, Hinrichs, der geistvolle Karl Rosenkranz und Erdmann, welch letzterer jedoch bereits, wie auch Marheineke und Daub, die Hegel'sche Philosophie mehr mit dem Glauben auszusöhnen suchte, während Michelet und Benary mehr die freiere Richtung im Sinne des Schöpfers ihres Systems vertraten. Die Bildung einer selbstständigen und jüngeren Richtung, der sogenannten Junghegelianer, vollzog sich mit David Friedrich Strauß durch dessen „Leben Jesu"; in ähnlicher Weise wie Strauß gingen Ludwig Feuerbach und Arnold Ruge vor. Seitwärts von Fichte, Schelling und Hegel standen K. Chr. Friedr. Krause, J. Ed. Beneke, J. F. Herbart (1776—1841) und Arthur Schopenhauer (1788—1860), von denen jedoch nur die beiden letzteren von nachhaltigem Einflusse waren. Die Herbart'sche Philosophie trat dem krankenden Idealismus durch einen gesunden Realismus entgegen und hatte zu Aposteln Drobisch, Hartenstein, Strümpell, Taute, Volkmann und den selbstständigeren Hermann Lotze; der wunderliche Pessimist Schopenhauer entwickelt in seinem Werke „Die Welt als Wille und Vorstellung" in oft sehr kühnen Hypothesen, aber in höchst geistreicher Weise den Gedanken, daß der Wille das Grundprincip der Dinge und der Welt sei, daß die Welt, wie sie dem Menschen erscheint, eben nur Erscheinung, Product der Anschauungsformen des Intellects (Raum, Zeit und Causalität) sei. Er ging

dabei vom Fichte'schen Idealismus aus, wandte sich sodann zum Realismus Spinoza's und gelangte schließlich zum indischen Pantheismus. Weitere Werke von ihm sind „Ueber den Willen in der Natur", „Die beiden Grundprobleme der Ethik (Die Freiheit des menschlichen Willens und das Fundament der Moral)", „Parerga und Paralipomena" u. a. Einen Nachfolger hat er neuerdings durch Eduard von Hartmann erhalten, der mit seiner „Philosophie des Unbewußten" die Gemeinde der Pessimisten erheblich vergrößert hat.

Die Wissenschaft des Schönen suchte Fr. Bouterweck durch seine „Aesthetik" und Chr. Herm. Weisse durch sein „System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit" weiter auszubilden; eine „Metrik" gab J. Aug. Apel, ein Werk über die „Anfangsgründe der deutschen Prosodie" G. F. Grotefend heraus. Die Ansichten über das Drama und die Schauspielkunst läuterte und klärte Ludwig Tieck durch seine „Dramaturgischen Blätter". Die Rhetorik pflegten der sorgsame Stilist Franz Volkmar Reinhard, der auch als Parabelndichter bekannte F. W. Krummacher, Schleiermacher, Dräseke, Claus Harms u. A. und die katholischen Kanzelredner J. M. v. Sailer, M. v. Diepenbrok, Boos, Mutschelle, Oberthür u. A. Die Gesetze der Rhetorik legte ausführlich H. A. Schott in dem Werke „Die Theorie der Beredtsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredtsamkeit in ihrem ganzen Umfange" dar. Die literarische Kritik übten die von dem feingebildeten auf Kantischen Grundsätzen fußenden Ch. G. Schütz herausgegebene „Allgemeine Literaturzeitung", die von Goethe protegirte „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung", die „Leipziger Literatur-Zeitung", die Wiener „Jahrbücher für Literatur", die 1808 gegründeten „Heidelberger Jahrbücher" und die 1827 zu Berlin in's Leben gerufenen „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", die unter dem Einflusse der Anhänger Hegel's standen. Weniger sachwissenschaftlich, mehr für das Bedürfniß des großen Publikums waren die von Spazier 1801 gegründete und von den Romantikern beherrschte „Zeitung für die elegante Welt", der von Kotzebue und G. Merkel herausgegebene, den Romantikern feindlich gesinnte „Freimüthige", das ebenfalls von Kotzebue in's Leben gerufene „Literarische Wochenblatt", das noch heute unter dem Titel „Blätter für literarische Unterhaltung" erscheint, das von Müllner herausgegebene „Mitternachtsblatt" und das lange Zeit im Sinne der Romantiker von Wolfgang Menzel redigirte „Literaturblatt" zum Cotta'schen „Morgenblatte". Die bildende Kunst und deren Theorie erfuhr eine erfreuliche Förderung durch die „Italienischen Forschungen" des geistvollen Baron von Rumohr, die „Römischen Studien" von K. L. Fernow, die Schriften von Sulpiz Boisserée, der sich besonders um den Kölner Dom verdient machte, Joh. David Passavant, Friedr. Thiersch, K. A. Böttiger u. A., sowie die Zeitschriften „Kunst und Alterthum", herausgegeben von Goethe, und „Zeitschrift für Kunst", herausgegeben von F. G. Welker. Auf dem Gebiete der Pädagogik baute man in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts hauptsächlich die Grundsätze Pestalozzi's weiter aus. Dieser geniale Reformator des Erziehungswesens hatte zuerst darauf hingewiesen, daß nicht die Masse der Kenntnisse, sondern eine früh schon entwickelte geistige Selbstthätigkeit,

ferner wahre Herzensgüte, edle Gesinnung, das Kind für das Leben tüchtig und brauchbar mache, hatte daher Erziehung und Unterricht vereinigt, außerdem die Ausbildung eines der Wichtigkeit seines Berufes sich bewußten Lehrerstands angestrebt und endlich nachdrücklich betont, daß ein Staat seine Wohlfahrt nur dadurch begründen könne, daß er die Jugenderziehung zu einer heiligen Sache mache. Hierauf standen zunächst G. J. Schuderoff, der „Briefe über moralische Erziehung", und J. Cph. Fr. Guts Muths und H. L. Jahn auf, die neben der Ausbildung des Geistes auch die des Körpers verlangten, da nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohne. Sodann verbreitete A. H. Niemeyer in seinen „Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts" die Pestalozzi'sche Lehre in die weitesten Kreise und erhob zugleich die Pädagogik zu einer Wissenschaft. Als die eifrigsten Arbeiter im Sinne Pestalozzi's sind zu nennen K. Ph. Funke, der eine „Naturgeschichte für Kinder" schrieb, die große Verbreitung gewann, Fr. Ph. Wilmsen, der den „Deutschen Kinderfreund" herausgab, der an 200 Auflagen erlebte, G. F. Dinter, der „Die wichtigsten Regeln der Pädagogik, Methodik und Schulmeisterklugheit" und „Malvina, ein Buch für gebildete Mütter" verfaßte, der treffliche Friedrich Fröbel, der besonders den Anschauungsunterricht förderte, C. Ch. G. Zerrenner, Herbart, Fr. H. Chr. Schwarz u. A. Unterhaltungsschriften für die Jugend verfaßten Christoph von Schmid, dessen „Ostereier" eine außerordentliche Verbreitung gewannen, C. F. Lossius, dessen Robinsonade „Gumal und Lina" viele Auflagen erlebte, Ch. C. v. Houwald, Amalie Schoppe u. A. Das Schulwesen erfuhr in Folge dessen in fast allen deutschen Staaten die erfreulichste Förderung.

In der **Theologie** fand das neue Jahrhundert den Rationalismus vor, der in verschiedenen Schattirungen alle Kanzeln beherrschte. Der Rationalismus war bestrebt, den Offenbarungsglauben mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen, suchte die Wunder als natürliche Vorgänge zu erklären und löste den Begriff der Religion in den der Moral auf. Dabei theilte er sich in den Vulgärrationalismus und in den kritisch-historischen Rationalismus. Dem ersteren war das Geschichtliche der christlichen Religion sehr nebensächlich, er begnügte sich mit der Moral und erhob diese zum Mittelpunkte des Religionsunterrichtes, dem letzteren lag es an einer umsichtigen Durchforschung der Bibel, um aus den Zeit- und Kulturverhältnissen heraus das Außergewöhnliche und Wunderbare zu erklären. Die Hauptvertreter des Vulgärrationalismus waren J. Fr. Röhr (1777—1848), der „Briefe über den Rationalismus", „Grund- und Glaubenssätze der protestantischen Kirche", J. A. L. Wegscheider (1771—1848), der das Compendium »Institutiones theol. christ. dogmaticae«, K. G. Bretschneider (1776—1849), der ein „Handbuch der Dogmatik", und vor Allem der Heidelberger Professor H. E. G. Paulus (1761—1851), der einen „Commentar zum Neuen Testamente" herausgab und darin die Wunderberichte der Evangelien mit vielem Scharfsinn als bloß mißverstandene Erzählungen völlig natürlicher Ereignisse zu deuten suchte. Als die bedeutendsten Anhänger des kritisch-historischen Rationalismus sind zu nennen der hervorragende Grammatiker und Archäologe G. B. Winer

(1789—1858), der eine „Grammatik des neutestam. Sprachidioms" und ein „Biblisches Reallexikon", der tief gelehrte G. H. A. v. Ewald (1803—1875), der eine „Geschichte des Volkes Israel bis Christus", und der berühmte Orientalist F. H. W. Gesenius (1785—1842), der die bekannten hebräischen Grammatiken und Lexika verfaßte. Diesem Rationalismus trat eine Zeit lang der Supranaturalismus entgegen, der die alte Dogmatik wieder zu Ehren bringen wollte und daher die Ansicht verfocht, daß nur ein formaler Gebrauch der Vernunft der Offenbarung gegenüber möglich sei, denn die menschliche Vernunft sei absolut außer Stande, die Wahrheiten der Offenbarung wirklich zu durchdringen und den Menschen zu einem wissenschaftlichen Erfassen derselben zu führen. Tieferen Einfluß gewann diese Richtung nicht, verfolgt wurde sie von Baumgarten-Crusius, Heubner, Rosenmüller, Tschirner u. A. Eine große und mächtige Gegenpartei erstand dagegen dem Rationalismus nach und nach in der Gemeinde, die Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher (1768—1834) um sich versammelte. Dieser suchte die Religion, die unter den Rationalisten mehr und mehr zu einer äußerlichen Lehre und Form, zu einem bloßen Cultus, herabgesunken war, wieder zu einer Sache des Gemüthes zu machen. Zu diesem Zwecke veröffentlichte er zunächst seine berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" und bald darauf die „Monologen", in denen er in wahrhaft genialer Weise, wenn auch ganz im Sinne der Romantiker, für den Satz eintrat, daß das Gefühl der eigentliche Sitz der Religion sei. Später gelang es ihm, zu etwas mehr Selbstständigkeit hindurchzudringen, doch hat er den Bann der Romantiker niemals ganz brechen können. Auch seine weiteren Werke „Weihnachtsfeier", „Kurze Darstellung des theologischen Studiums", „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche" u. a. sind bei aller geistvollen Behandlung des Stoffs nicht frei von mystischer Schwärmerei. Die von Schleiermacher hervorgerufene Strömung fand sodann Förderer in dem urwüchsigen, durch seine verschiedenen Postillen bekannten Claus Harms (1778—1855), dem wegen seiner Commentare zum gesammten Neuen Testamente besonders in theologischen Kreisen geschätzten freisinnigen Lebrecht de Wette (1780—1849) und dem durch seine Frische und seine feine Bildung in hohem Grade ausgezeichneten Karl August Hase (geb. 1800). Eine Sonderstellung nahm Richard Rothe (1799—1867) ein, der eine allgemeine Reform der evangelischen Kirche verlangte, da sie in ihrer jetzigen Einrichtung der Kultur unseres Zeitalters nicht entspreche. Seine Hauptwerke sind eine „Theologische Ethik" und eine von Schenkel herausgegebene „Dogmatik". — Diesen Bewegungen in der evangelischen Kirche stellen sich ähnliche in der katholischen nicht gegenüber, da jede freie wissenschaftliche Behandlung der katholischen Theologie, die ein Sailer, Hermes, Anton Günther, Carové, Franz von Baader, Wessenberg u. A. wagten, sofort vom römischen Stuhle aus verboten und unterdrückt wurde.

Die Mythologie war in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts Gegenstand sehr lebhafter Erörterungen, weil sich zwei Hauptansichten herausgebildet hatten, deren Vertreter sich nun heftig befehdeten. An der Spitze der einen

Partei, der sogenannten Symboliker, standen der geistreiche Philologe G. F. Creuzer (1771—1858) und J. J. Görres, an der der anderen, der sogenannten Antisymboliker, der verdiente Uebersetzer des Homer, J. H. Voß (1751—1826), und Ph. K. Buttmann (1764—1829). Die Symboliker vertraten die Ansicht, daß die mythologischen Vorstellungen aller Nationen auf eine philosophirende Grundanschauung der Welt und Dinge zurückgeführt werden müssen, daß der Mythus nur das Symbol eines Philosophems und der Urquell aller Religionen an der Wiege der Menschheit, im Oriente, zu suchen sei. Es sei daher auch die griechische Mythologie aus den religiösen Ansichten des Orients hervorgegangen. Von diesem Gesichtspunkte aus schrieb Creuzer seine „Symbolik und Mythologie der alten Völker" und Görres seine „Mythengeschichte der asiatischen Welt". Die Antisymboliker verfochten die Ansicht, daß die griechische Mythologie ganz vollständig aus sich selbst heraus auf dem nationalen Boden erwachsen sei und dann mit ihrem ihr ureigenen Glanze die ganze antike Welt überstrahlt habe. Voß suchte dies in seiner „Antisymbolik", Buttmann in seinem „Mythologus" zu beweisen.

Die **Naturwissenschaften** traten beim Beginn dieses Jahrhunderts in ein ganz neues Stadium und zwar dadurch, daß man von der atomistisch-mechanischen Naturbetrachtung zur dynamischen überging, daß man sich nicht mehr mit der Beobachtung der äußerlichen Wechselbeziehung der Dinge begnügte, sondern daß man hauptsächlich den organischen Urzusammenhang derselben zu ergründen suchte. Die Erfolge waren alsbald ganz außerordentliche. Eingeleitet wurde die große Wendung durch K. Kielmeyer und Kant, von denen der erstere eine wichtige Rede „Ueber die organischen Kräfte" veröffentlichte, während der letztere eine „physikalische Geographie" herausgab. Auf diesen beiden Werken fußte nun Schelling, der in seiner Naturphilosophie zum ersten Male in geistreicher Weise die innere Einheit der Natur nachzuweisen suchte. Ihm folgten sodann Henrich Steffens (1775—1845) mit seinen „Beiträgen zur innern Naturgeschichte der Erde" und seinen „Grundzügen der philosophischen Naturwissenschaft", Leopold von Buch (1774—1853) mit seiner „Biologie oder Philosophie der lebendigen Natur", Karl Ritter (1779—1859) mit seiner „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte der Menschen", Lorenz Oken (1779—1851) mit seinem „Grundriß der Naturphilosophie", seinem „System der Natur" und seiner „Allgemeinen Naturgeschichte für alle Stände", in der es ihm hauptsächlich darauf ankam, „die Einheit und das Stufenverhältniß in dem Gesammtorganismus der Natur nachzuweisen", Ch. G. Nees von Esenbeck (1776—1858) mit seinem „Handbuche der Botanik", F. Tiedemann (1781—1861) mit seiner „Entwickelungsgeschichte der Thiere" und seiner „Physiologie des Menschen", der Phrenologe F. J. Gall (1758—1828) mit seiner Schädellehre, die er besonders durch das lebendige Wort verbreitete (seine wissenschaftlichen Werke schrieb er in französischer Sprache), und vor Allem der geniale Alexander von Humboldt (1769—1859), der die bedeutendste Erscheinung unter den neuern Naturforschern ist. Humboldt unternahm schon früh weite Reisen, machte auf diesen mit scharfem Blick eine große Menge werthvoller Beobachtungen und bildete in Folge dessen klarer als alle seine Zeit-

genossen den Grundgedanken heraus, daß das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschers darin bestehe, „in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt." Er warf sich daher auch nicht auf eine Specialität, sondern widmete sich ebensowohl dem Studium des Himmels, wie der Durchforschung der Gesteine, der Beobachtung der Sitten der Völker, wie der Ergründung der Geheimnisse der Pflanzenzelle; bei Allem aber fragte er sich zuletzt: welchen Beitrag liefert das eben Geschaute, Beobachtete oder Erforschte zur Kenntniß der inneren Einheit des Weltalls. In Folge dessen stand er stets auf der höchsten Höhe, mochte er sich nun mit dem Unbedeutendsten oder mit dem Großartigsten befassen. Freilich war dessen auch nur ein Mann von der erhabenen Universalität eines Humboldt fähig. Von seinen Werken nennen wir: „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse", „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen", „Versuch über den Zustand des Königreichs Neu-Spanien", „Reise nach den Aequinoctialgegenden des neuen Continents in den Jahren 1799—1804", „Ansichten der Natur" und endlich sein monumentales Hauptwerk „Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung." Wir können hier jedoch auf diese Werke nicht weiter eingehen und bemerken nur, daß auch die Darstellung eine künstlerische und die Sprache eine edle ist.

Auf dem Felde der Mathematik, Astronomie und Physik waren J. E. Bode (1747—1826), der scharfsinnige K. F. Gauß (1777—1855), Olbers, Littrow, Poggendorff und auf dem der Chemie L. Gmelin (1788—1853), E. Mitscherlich (1794—1863), F. Wöhler u. A. mit Erfolg thätig. Ihre heutige große Bedeutung gewann die Chemie jedoch erst seit den vierziger Jahren. Für die Arzeneiwissenschaft wirkten der wackere Ch. W. Hufeland (1762—1836) und der Gründer der homöopathischen Heilmethode, S. Ch. F. Hahnemann (1755—1843).

Das Gebiet der **Sprachwissenschaft** baute in wahrhaft staunenswerther Weise mit umfassenden Kenntnissen Wilhelm von Humboldt (1767—1835), der ältere Bruder des Naturforschers, aus. Er ist der Begründer der wissenschaftlichen Linguistik, der Erste, der dem vergleichenden Sprachstudium einen wissenschaftlichen Charakter gab. Wie klar und bewußt er vorging, ersieht man aus seinem Aufsatze „Ueber das vergleichende Sprachstudium", wo er des Weiteren darlegt, daß ihm „der Schlußstein aller Sprachkunde, ihr Vereinigungspunkt mit der Wissenschaft und Kunst" darin liege, daß die bezüglichen Untersuchungen sich „der Erreichung der Zwecke der Menschheit" angemessen erweisen. Seine Sprachkenntnisse waren ganz außerordentliche, er verstand und beherrschte nicht nur alle Sprachen Europa's, des Alterthums und Indiens, sondern sogar afrikanische, amerikanische und die der Südseeinseln. Seine wichtigsten Werke sind das „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues in ihrem Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts" und das „Ueber die Kawisprache auf der Insel Java". Die orientalischen Sprachen durchforschte sodann mit großer Gründlichkeit Joseph v. Hammer-Purgstall (1774—1856); er gab eine „Ency-

klopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients", „Fundgruben des Orients", eine „Geschichte der schönen Redekünste Persiens", eine „Literaturgeschichte der Araber", „Hafiz's Divan", sowie verschiedene Werke über persische und türkische Geschichte heraus. Für die alt-klassischen Sprachen war das Auftreten F. A. Wolf's (1759—1824) von weittragenden Folgen, späterhin leisteten G. Hermann, A. Böckh u. A. Hervorragendes. In der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft vollzog sich ein gewaltiger Reinigungs- und Klärungsprozeß durch die Gebrüder Grimm, und zwar dadurch, daß Jacob Grimm (1785—1863) gestützt auf umfangreiche Studien, eine „Deutsche Grammatik" verfaßte, in der er das große Sprachgebäude nach seiner historischen Entwickelung darstellte, während Wilhelm Grimm (1786—1859) die Schätze der altdeutschen Literatur aufdeckte, das Hildebrandslied, den Freidank, das Rolandslied, „Die deutsche Heldensage" u. a. herausgab. Auch sammelten die beiden Brüder die allgemein bekannten Kinder- und Hausmärchen und hinterließen die Vorarbeiten zu einem großen deutschen Wörterbuche, in dem der ganze neuhochdeutsche Sprachschatz von Luther bis auf Goethe dargelegt werden soll. Das Werk wird zur Zeit von R. Hildebrand, M. Heyne, K. Lucä u. A. ausgearbeitet. In die Fußtapfen der Gebrüder Grimm traten von der Hagen, der die erste genügende Ausgabe des Nibelungenliedes herstellte, K. K. F. W. Lachmann, J. Chr. A. Heyse u. A. Vom philosophischen Standpunkte aus beleuchtete K. F. Becker die deutsche Sprache; Studien über die Mundarten machte J. G. Radloff.

Die Pflege der **Geschichtsschreibung** übernahm eine Reihe sehr tüchtiger Talente, da der Sinn für Geschichte, besonders für die nationale, durch die Romantiker lebhaft geweckt worden war. Wir nennen zunächst den freisinnigen Karl von Rotteck (1775—1840), der in seiner „Allgemeinen Geschichte" die Entwickelung der Menschheit zur Freiheit und Sittlichkeit darzustellen sich bemühte, sich dabei jedoch nicht immer die nöthige Unbefangenheit bewahrte, Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861), der sich die gewohnte, unparteiische Beurtheilung zum obersten Grundsatze machte, in Folge dessen aber nicht selten, besonders in seiner „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs" und seiner „Universalhistorischen Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur" herb und hart ist, Friedrich von Raumer (1781—1873), der sich durch seine, wenn auch wenig gründliche, „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" einen Namen machte, und Leopold von Ranke (geb. 1795), der in seiner „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften des 14. und 15. Jahrhunderts", seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" und seinem bedeutendsten Werke „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" sich besonders durch geistvolle Charakteristik auszeichnet, während sein Urtheil oft zu vorsichtig und unbestimmt bleibt. Weiter sind der gediegene F. C. Dahlmann, der geistreiche B. G. Niebuhr, der eigenartige J. Ph. Fallmerayer, Freiherr von Hormayr, Heinrich Leo, Wolfgang Menzel, Ottfr. Müller, Heeren, Woltmann, Luden und der Verfasser der vortrefflichen „Biographischen Denkmale", Varnhagen von Ense, zu nennen.

Die Culturgeschichte fand ihre Bearbeiter in K. J. Weber, der ein Werk über das Ritterwesen, E. P. J. Spangenberg, der ein solches über die Minnehöfe des Mittelalters, J. A. Donndorf, der eine „Geschichte der Erfindungen" schrieb. Bedeutende Culturhistoriker erstanden jedoch erst nach 1830. Die Literaturgeschichte wurde durch J. F. L. Wachler, der ein „Handbuch der allgemeinen Geschichte der literarischen Cultur", ein „Handbuch der Geschichte der Literatur" und „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur", Fr. Bouterweck, der eine „Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts", Karl Rosenkranz, der ein „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" und eine „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" schrieb, ferner durch den zwar geistreichen, aber leider allzu einseitigen Wolfgang Menzel, F. W. V. Schmidt, Fr. H. v. d. Hagen, F. Horn, K. H. Jördens u. A. gepflanzt.

Sollen wir schließlich auch noch einen Blick in das Reich der Politik und Rechtswissenschaft werfen, so führen wir vor Allem das von echt nationalem Geiste durchwehte Werk „Oeffentliches Recht des deutschen Bundes" von Joh. Ludwig Klüber an, der „wohlmeinend mit den Fürsten, aber auch mit dem Volke nicht minder", seine Ehre darein setzte, „als Publicist in keiner Beziehung einer politischen oder kirchlichen Partei anzugehören". Leider kann dasselbe nicht von K. L. von Haller gesagt werden, der in seiner „Restauration der Staatswissenschaft" dem absoluten patrimonial-feudalen Despotismus und Aristokratismus das Wort redet. Als bedeutende Juristen sind sodann Hugo, Thibaut, v. Savigny, Mittermaier, Gans und v. Grolmann zu bezeichnen.

Der Grundzug, der durch alle wissenschaftlichen Bestrebungen bis zum Jahre 1830 geht, ist der heiße Wunsch, einen großen allgemeinen Ueberblick über das gesammte Wissen zu erhalten und überall das gemeinschaftliche Band aufzusuchen, das alle Wissenschaften mit einander verbindet; von 1830 ab tritt dann mit den neuen politischen Ideen das Bestreben auf, mit dem Errungenen hinaus in's Volk zu treten, das Erforschte, das Gefundene zum Gemeingute der Nation zu machen.



Das junge Deutschland.

Die Idee der Nationaleinheit war gegen Ende der zwanziger Jahre in der großen Menge des Volkes fast ganz wieder verschwunden, nur noch in den Herzen weniger Patrioten lebte sie fort. Der Sinn für vaterländische Angelegenheiten schien vollständig erstorben zu sein, so daß z. B. in Hannover der Druck der Landtagsprotocolle seit 1821 aus Mangel an Abnehmern eingestellt werden mußte. Vergebens zürnte der Freiherr von Stein über die „Unthätigkeit und Scheinthätigkeit" des deutschen Bundes, über die „Lähmung jedes Gesammtwillens der obersten Bundesbehörde durch eigene falsche Ansichten, oder Gleichgültigkeit, oder subjective Nullität einiger Repräsentanten ohne Einfluß, welche nichts destoweniger ihre Selbstsucht durch Verwirrung und Verschleppung der öffentlichen Angelegenheiten zu beweisen gesucht", — es blieb beim Alten; nach wie vor erfuhren die deutschen Nationalinteressen von Seiten des Bundestages auch nicht die geringste Begünstigung, ja seit 1823 wurden nicht einmal mehr die Protokolle der Bundestagssitzungen veröffentlicht, sondern nur noch von Zeit zu Zeit die Resultate der Conferenzen bekannt gegeben. Nur die Mainzer Untersuchungscommission setzte ihre Thätigkeit eifrig fort, da die Gespensterfurcht vor demagogischen Umtrieben sich eher gemehrt als gemindert hatte. 1824 erschien sogar eine aus den Acten gezogene „amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft", die das ungläubige Publicum überzeugen sollte, daß die Burschenschaft eine „wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung" im Sinne gehabt habe, daß an Stelle des aufgelösten Bundes neue „geheime, hochverrätherische Gesellschaften" getreten seien, der „Männerbund" und der „Jünglingsbund", die nun das revolutionäre Gift in ganz Deutschland verbreiten. Die Mehrzahl im deutschen Volke bezweifelte aber, wie ein aufmerksamer Beobachter jener Tage, Eduard Burckhardt, berichtet, die Wahrheit dieser Angaben, war vielmehr im höchsten Grade ungehalten über die ehrenkränkende

Verfolgungswuth, mit welcher einzelne Regierungen die geachtetsten Männer, die im Geruche der Freisinnigkeit standen, zu Demagogen und Mitgliedern revolutionärer Gesellschaften zu stempeln suchten. In Folge dessen wuchs die dumpfe Unzufriedenheit mehr und mehr, bald ergriff der Geist des Mißmuthes alle Klassen des Volkes; aber trotzdem herrschte allerwärts tiefe Stille, kein Laut der Klage drang an die Oeffentlichkeit, denn mit Argusaugen wachten die Censoren über allen Büchern und Zeitungen und strichen, oft in der widersinnigsten Weise, jede freisinnige Aeußerung, die „die Ruhe des Volkes" stören konnte. Da hob sich plötzlich der Vulcan zu Paris, warf mit lautem Getöse den Thron der Bourbonen um, sprühte weithin einen Funkenregen aus, der an den verschiedensten Orten zündete, und beleuchtete grell die Ohnmacht der heiligen Allianz.

Ein jäher Schrecken erfaßte alle Höfe Europa's; keiner wagte der allgemeinen Bewegung entgegenzutreten; ungehindert konnte sich der belgische Befreiungskrieg entwickeln; ohne daß eine benachbarte Regierung nur eine Hand rührte, jagten die Braunschweiger ihren verschwenderischen Herzog Karl aus dem Lande, ja der Bundestag sanctionirte sogar den braunschweiger Aufstand, indem er, trotz des lauten Protestes des Herzogs Karl, den von den Braunschweigern zum neuen Herzoge ausgerufenen Prinzen Wilhelm in seiner Gewalt bestätigte.

Nach all diesem war der Nimbus der heiligen Allianz schnell verflogen; in ganz Deutschland regte sich wieder politisches Leben, aller Orten wurden die Mängel der unerquicklichen Verhältnisse, die hemmenden Landes- und Gemeindeverfassungen wieder eifrig besprochen und die Mißbräuche der Administration enthüllt; lauter, immer lauter ertönte der Ruf nach Reformen. Verschiedene kleine Staaten gaben denn auch alsbald dem Drängen nach, König Wilhelm von Hannover führte in seinem Lande ein von vollständig freisinnigem Geiste getragenes neues Staatsgesetz ein, in Sachsen nahm der einsichtsvolle Minister von Lindenau mehrere zweckentsprechende Umgestaltungen vor, ebenso besserte sich in Bayern und Baden Verschiedenes, so daß sich die Hoffnung auf eine gedeihliche Weiterentwickelung der deutschen politischen Verhältnisse immer mehr befestigte. In der badischen Kammer wagte daher auch der Abgeordnete Welcker den Antrag, die Regierung möge sich beim Bundestage dahin verwenden, daß neben der Bundesversammlung auch eine deutsche Nationalrepräsentation geschaffen werde, ein Verlangen, dem gegenüber sich die Regierung zwar vollständig ablehnend verhielt, das aber dennoch ein lautes Echo in ganz Deutschland fand, und in Rheinbayern, auf dem Schlosse zu Hambach, zogen sogar am 27. Mai 1832 aus allen Theilen Süd- und Westdeutschlands unter fliegenden Fahnen und geschmückt mit schwarz-roth-goldenen Cocarden gegen 30,000 Menschen zusammen, um den „deutschen Mai" zu feiern und einen großen deutschen Bürgerverein „zur Abschüttelung innerer und äußerer Gewalt, zur Erstrebung gesetzlicher Freiheit und deutscher Nationalwürde" zu stiften.

Alle diese patriotischen Bestrebungen konnten jedoch nur erst von nachhaltigen Folgen sein, wenn man sich ihnen auch in Oesterreich und Preußen anschloß, allein dort erfuhren sie nur wenig Unterstützung, die geringste in Oesterreich.

Denn in Wien hielt nach wie vor Fürst Metternich mit starrer Hartnäckigkeit an den ererbten Grundsätzen der Legitimität und Stabilität fest und wies alle Wünsche nach Reform mit dem Bescheide ab, daß nichts gewährt werden könne, „daß die von Gott herkommende und durch die Religion und das historische Recht beschützte Majestät um jeden Preis gegen die Anmaßungen und Angriffe der Neuerer zu vertheidigen sei." Und das Volk, voll treuer Anhänglichkeit zu seinem Fürstenhause, fügte sich, nur Anastasius Grün klagte: „Ach, es will der Freiheit Blume hier zu Lande nicht gedeih'n!" In Preußen pulste zwar ein regeres politisches Leben, allein alle Bestrebungen waren mehr auf den innern Ausbau des Staates, auf das engere Verwachsen der verschiedenen Landestheile miteinander, auf Verbesserung der Rechtspflege, Hebung der Schulen, des Handels und des Verkehrs gerichtet, weniger auf die deutschen Angelegenheiten, deren Förderung man nach alter Gewohnheit noch immer glaubte Oesterreich überlassen zu müssen. Zudem vermied es die Mehrzahl des Volkes auch noch aus Rücksicht auf den „alten Herrn", den König Friedrich Wilhelm III., dem alle Neuerungen den heftigsten Widerwillen einflößten, sich der allgemeinen Bewegung anzuschließen. Man setzte dabei alle Hoffnung auf den genialen Kronprinzen, von dem man Großes erwartete. Preußen entfremdete sich dadurch zwar zunächst der deutschen Sache, aber es bildete sich auch zugleich zu einem festgefügten, kräftigen Staate aus, der mehr und mehr an allgemeinem Einflusse gewann, so daß, noch ehe die Zeitgenossen es recht gewahr wurden, leise der Schwerpunkt in Deutschland von Wien nach Berlin hinüberrückte.

Mittlerweile verflog die so rasch geweckte Begeisterung wieder; in Frankreich wandelte sich der joviale Bürgerkönig Louis Philipp sehr bald in einen verschlagenen, tyrannischen Selbstherrscher, in und um Warschau wurde ein Aufstand der Polen von den Russen in wahrhaft barbarischer Weise unterdrückt und in Deutschland folgte auf die Fluth eine tiefe Ebbe. Alle Rechte und Freiheiten, die beim ersten Schrecken gegeben und bewilligt worden waren, wurden nun wieder für nichtig erklärt, in verschiedenen Ländern ward die Preßfreiheit wieder ganz aufgehoben, in Bayern der treffliche Bürgermeister von Würzburg, der Hofrath Behr, weil er auf einem Feste zum Andenken der Constitution eine ganz loyale Rede über die Einheit Deutschlands gehalten, zur Festungsstrafe zweiten Grades auf unbestimmte Zeit, einstweilen auf fünfzehn Jahre, verurtheilt, und in Hannover hob sogar der neue König Ernst August ohne Weiteres durch Proclamation vom 11. November 1837 das freisinnige Staatsgrundgesetz von 1833 auf und stellte, trotz aller Proteste des Landes, den Rechtszustand von 1819 wieder her.

Da schloß am 7. Juni 1840 der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen für immer die Augen, und die ganze Situation in Deutschland änderte sich. Zum ersten Male machte sich bei allen deutschen Stämmen das, wenn auch noch sehr unklare, Gefühl geltend, daß fortan Preußen der tonangebende und leitende Staat in Deutschland sein, daß von Preußens Entwickelung das Wohl und Wehe Deutschlands künftig abhängen werde: und aller Augen waren auf den jungen König Friedrich Wilhelm IV. gerichtet. Wir werden bald sehen, wie wenig er der großen

Aufgabe gewachsen war. Die ersten Schritte, die er that, waren zwar verheißungsvoll, er verkündete eine Amnestie, setzte den verdienten Ernst Moritz Arndt zu Bonn wieder in seine Professur ein und nahm von dem Turnvater Jahn Bann und Polizeiaufsicht, allein bereits im September, als der preußische Landtag zu Königsberg ihm die Bitte unterbreiten ließ, „das von seinem Vater angefangene Werk, dessen Vollendung demselben nicht vorbehalten war, auszuführen und der preußischen Nation eine schriftliche Urkunde als Verfassung des preußischen Reiches und eine Landesrepräsentation zu bewilligen," zeigte es sich klar, daß er den Erwartungen nicht entsprechen werde. Er antwortete, daß er es bei der kreis- und provinzialständischen Verfassung belassen und den von seinem Vater betretenen Weg weiter verfolgen wolle. Diese Erklärung rief große Aufregung und allgemeinen Unwillen hervor; verschiedene Flugschriften erschienen, die gebieterisch nach der versprochenen Reichsverfassung verlangten und mehrere einflußreiche Zeitungen traten der Haltung des Königs schroff entgegen. Doch die Verfasser der Flugschriften wurden gefangen gesetzt, so der Dr. Johann Jacoby, der die „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen" herausgegeben, die Zeitungen, wie die „Rheinische Zeitung", die von Arnold Ruge redigirten „Hallischen Jahrbücher", die „Leipziger Allgemeine Zeitung" und andere, wurden unterdrückt und die Düsseldorfer Advocaten und Notare, welche es gewagt hatten, um Rücknahme des Verbotes der „Rheinischen Zeitung" zu bitten, kurz abgewiesen und bedeutet, „sich gereiftere Ansichten über die gesellschaftlichen Verhältnisse zu beschaffen." Und auch in anderer Weise suchte die Rückschrittspartei den modernen Geist zu fesseln; sie schloß sich den kirchlichen Dunkelmännern aller Bekenntnisse an, begünstigte die Pietisten und Absolutisten Stahl, Hengstenberg u. A., erließ die Verordnung, daß der Religionsunterricht auf den Gymnasien künftig nur „frommen" Candidaten anvertraut werden dürfe und übte den widerspänstigen Erzbischöfen von Köln, Droste von Vischering, und von Posen, Martin von Dunin, gegenüber, die sich fortan nicht mehr nach den bisher üblich gewesenen Bräuchen bei gemischten Ehen richten wollten, eine Milde, die dem Betragen der Kirchenfürsten durchaus nicht entsprechend war. Dadurch verlor der König aber mehr und mehr an Boden im Volke, und da er das fühlte, suchte er sich durch ein Bündniß mit Rußland zu stärken; allein dieser Mißgriff schädigte seine Popularität nur noch ärger, zudem beeinträchtigte er durch die Vergünstigungen, welche er Rußland einräumte, die östlichen Provinzen sehr empfindlich. In Folge dessen kam die Königsberger Kaufmannschaft ehrerbietig um Aufhebung der Cartell-Convention mit Rußland ein, wurde aber dahin beschieden, „daß zwar für ihre mercantilischen Interessen die möglichste Sorge getragen werden solle, ihre in die Politik streifenden Bemerkungen aber zurückgewiesen werden müßten, weil dergleichen Fragen über den Gesichtskreis der Unterthanen hinausgingen." Es blieb bei der Convention. Mittlerweile wurden die Rufe nach einer Reichsverfassung immer lauter und ungestümer und einsichtsvolle Männer riethen dem Könige, sich nicht ganz der Stimme des Volkes zu verschließen. Die deutschen Regierungen des 19. Jahrhunderts haben, wie bereits 1811 von Hardenberg betont worden sei, nicht nur die Pflicht, sich Gehorsam bei den Unterthanen

zu verschaffen, sondern auch Ueberzeugung bei denselben hervorzurufen. Da endlich entschloß sich der König, einen Schritt vorwärts zu thun; am 3. Februar 1847 erschien ein königliches Patent, dem zufolge die Provinzialstände zu einem vereinigten Landtage zusammenberufen wurden, doch sollte dieser Landtag nur die Rechte eines Beirathes haben und sei auch nicht etwa als eine Einlösung des Versprechens von 1815, sondern als ein „Königliches Geschenk" zu betrachten, als eine Gnade, die das Volk mit Dankbarkeit erfüllen müsse. Solche mittelalterlichen Ansichten hegte man aber im Volke seit lange nicht mehr, es entstanden sogar Zweifel, ob man dieses Geschenk überhaupt annehmen dürfe, und der Justizrath Heinrich Simon in Breslau legte dar, daß das Patent mit dem Gesetze vom 22. Mai 1815 im Widerspruche stehe und man den Rechtsboden verlasse, wenn man die Gabe des Königs acceptire. Dennoch trat dieser Landtag zusammen, der König eröffnete ihn selbst mit einer begeisterten Rede, aber statt die Contraste zu mildern, riß er die Kluft zwischen sich und dem Volke nur noch weiter auseinander; er sprach wiederholt aus, daß er niemals in eine constitutionelle Regierung willigen, nimmermehr zugeben werde, „daß sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Blatt eindränge" — und von vornherein bildete sich eine große liberale Opposition, die bei den Berathungen und Beschlüssen, die nun folgten, den Wünschen der Regierung nicht entsprach. Zugleich erstand draußen im Volke eine mächtige öffentliche Meinung, die sich der Regierung feindselig gegenüberstellte; die Conflicte mehrten, die Mißgriffe des Königs häuften sich — bald trieben Regierung und Volk unaufhaltsam der großen Katastrophe von 1848 entgegen.

Eine Zeit der Gährung ist also die Periode von 1830 bis 1848, nicht ausgezeichnet durch gewaltige Thaten, wohl aber hochwichtig durch die Wandelungen, welche sich in diesen Jahren vollzogen: eine ewig denkwürdige Zeit, in der das Protectorat über die geistigen Interessen Deutschlands von Oesterreich auf Preußen überging, in der aus den vielfach schattirten Stimmungen sich langsam eine Ueberzeugung herausbildete, aus der dann eine große, mächtige, öffentliche Meinung erwuchs.

Die Literatur dieses Zeitraums spiegelt das neue politische Leben bis in's Einzelne wider. Vorüber ist all die weichliche Sentimentalität, die lascive Süßlichkeit; allerwärts macht sich der Wunsch bemerkbar, einen ehrlichen, männlichen Ton anzuschlagen, gefällig, einnehmend, überzeugend zu sprechen. Die Ironie, noch von Heine mit besonderer Vorliebe gepflegt, weicht dem entschiedeneren Witze, die lächelnde Satire verschwindet vor der derben Kriegssprache. Freilich verfallen die eifrigsten Vertreter der neuen Lehren auch sehr bald in die Extreme, denn sie sind noch sämmtlich sehr jung und unerfahren; das Bestreben, populär zu sprechen, verleitet sie hier zu groben Ausfällen und dort zu oberflächlicher Schönrednerei, hier zu Kolbenschlägen, dort zu Malicen, aber aus Allem spricht doch der Drang, für eine große nationale Sache mit allen Kräften einzutreten. Die Gesinnung ist jetzt bei allem, was geschrieben wird, die Hauptsache, der politische Glaube des Verfassers das Wichtigste, was man über ihn zu sagen hat. Erst nachdem man

sich über den Tendenzwerth der Dichtung verständigt, kommt man auch auf den Kunstwerth derselben zu sprechen. „Man gewöhnte sich," schreibt Hermann Marggraff in seinem Buche „Deutschland's jüngste Literatur- und Culturepoche" (Lpzg. 1839, S. 268), „Allem; was man dachte, als Attribut ein politisches Sinnbild beizugeben und über den vorliegenden Fall hinaus oder seitwärts bei ihm vorbei an eine politische Beziehung zu denken ...... So gewann Alles eine tiefere Bedeutung, einen Bezug, einen Inhalt; man war wenigstens aufgeregt, und man muß zugeben, daß dieses Interesse an Dingen, welche jenseits der bloßen Häuslichkeit liegen, diese Theilnahme an Ideen und Principien, von denen man sich alles Mögliche versprach und die man gern im weitesten Umfange realisirt gesehen hätte, an sich nichts Lächerliches, Tadelnswerthes und Triviales hat. Die Zeit des Raisonnirens, Discutirens und Debattirens begann sowohl im geselligen Verkehr wie in der Literatur. Die Kritik wurde raisonnirend, selbst die Productionen waren mit Raisonnements bis zum Ersticken angefüllt. Hierzu hatte bereits Tieck, selbst Goethe in seinen Romanen und die Vielen, die Beider Fußtapfen nachgingen, den Weg gebahnt; nur daß politische Ideen und Zeittendenzen an die Stelle der bloß literarischen und sogenannten allgemein menschlichen Ideen traten. Das Publicum selbst war auch wirklich zu unruhig und zu zertheilt, um sich dem Genusse eines Kunstwerkes hinzugeben; man begehrte gar kein Kunstwerk, man wollte einen zeitgeschichtlichen Inhalt und begehrte diesen selbst von der Kritik. Die Literatur konnte gar nicht anders sein, als sie war; sie mußte die Zeit in sich aufnehmen, wenn sie es anders mit ihr aufnehmen wollte." Das war aber ihr Herzenswunsch. Sie wollte helfend und reformirend auftreten, die mißmuthige, kranke Gesellschaft zur Freiheit und Gesundheit führen. Zu diesem Zwecke untersuchten die jungen Schriftsteller zunächst, was denn eigentlich der Grund der herrschenden Mißstände sei und kamen zu der Ansicht, daß nicht nur die rein politischen, sondern auch, und sogar hauptsächlich, die socialen Verhältnisse der Gegenwart die Schuld an der allgemeinen mißlichen Lage trügen. Besserten sich diese, so würde sich auch das politische Leben günstiger gestalten. Die socialen Verhältnisse seien aber, fuhren sie sodann weiter fort, nur dadurch zu reformiren, daß bürgerliche Gesellschaft, Literatur, Staat und Kirche neu belebt werde durch ästhetische Bildung. Ludolf Wienbarg war es, der diesen Satz zuerst bestimmt aussprach, und da er in der Vorrede zu seinen „Aesthetischen Feldzügen" (Hamb. 1834), in denen er seine Grundansicht weiter darlegte, ausrief: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, nicht dem alten!" so nannte man alsbald sämmtliche junge Schriftsteller, welche der Wienbarg'schen Ansicht beistimmten, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Gustav Kühne, Theodor Mundt, Ernst Willkomm, Hermann Marggraff, Alexander Jung u. A., das junge Deutschland. Ein engerer Zusammenhang, etwa eine gesellschaftliche Verbindung, hat unter diesen ziemlich willkürlich Zusammengeworfenen nicht bestanden; nur Einige von ihnen sind sich im Laufe der Zeit persönlich näher getreten.

Das neue Project, der krankenden Gesellschaft durch eine ästhetische Bildung zu Hilfe zu kommen, ward nun schnell weiter ausgebaut. Man holte sich dabei

Raths bei den Saint-Simonisten in Frankreich, die mit sammt ihrer Zeitschrift „Le Globe“ bereits eine Macht geworden waren, studirte die socialen Romane der genialen George Sand und gelangte dadurch schließlich zu folgenden Glaubenssätzen: Das Hauptbestreben der modernen Zeit muß sein, dem Individuum vollständige Freiheit zu verschaffen, damit sich dasselbe zwanglos, ganz seiner Individualität entsprechend, entwickeln kann. Staat und Kirche sind in Folge dessen, wenigstens in den Formen, in denen sie zur Zeit existiren, der freien Entwickelung des Menschen hinderlich und müssen abgeschafft, oder wenigstens, sofern dennoch gewisse Einrichtungen festgehalten werden sollen, tiefeingreifenden Veränderungen unterworfen werden. Als einer der ersten Schritte auf dem neuen Heilswege ist die Emancipation der Frauen und die Befreiung der Juden von dem noch auf ihnen lastenden mittelalterlichen Drucke zu bezeichnen. Das freie Geschlecht der Zukunft wird sich in dieser neuen Weltordnung glücklich fühlen, wenn es durch hohe ästhetische Bildung für diesen Kulturzustand vorbereitet worden ist.

Zur Verbreitung ihrer Glaubensansichten wählten diese Apostel der neuen Glückseligkeitslehre den Roman und das Drama; wir werden im Weiteren sehen, was jeder Einzelne erreichte und zu welchem Ziele schließlich die ganze Glaubensgenossenschaft gelangte.

Als der bedeutendste Sprecher, gleichsam als der Bannerträger des jungen Deutschland, tritt uns **Karl Gutzkow** entgegen. Er ist derjenige Dichter, welcher die Gedankenfluth der dreißiger und vierziger Jahre mit ihrer ganzen Macht auf sich wirken ließ, der am vollständigsten von den Ideen seiner Zeit durchdrungen war und der das Rohmaterial von Stimmungen und Meinungen am selbstständigsten in sich verarbeitete. Seine Werke sind daher die werthvollsten jener Zeit, aber sie können auch nur mit jener Zeit ganz verstanden und richtig beurtheilt werden. Gutzkow*) wurde am 17. März 1811 zu Berlin geboren, wo sein Vater seiner Zeit erster Bereiter des Prinzen Friedrich Wilhelm Karl war, bis er eine Subalternbeamten-Stelle im Kriegsministerium erhielt. Er zeichnete sich schon sehr früh durch einen äußerst regsamen Geist aus und wurde daher, besonders auf Verwendung des Ministers von Kamptz, den der geistvolle Knabe sehr interessirte, für die Gelehrtenlaufbahn bestimmt. Er kam in Folge dessen in seinem zehnten Lebensjahre auf das Friedrichswerder'sche Gymnasium und bezog nach Absolvirung desselben die Universität Berlin, um Theologie und Philologie zu studiren. Diese Zeit des Emporwachsens und Emporstrebens hat er später in dem Buche „Aus

*) Vergl. Johannes Prölß, Karl Gutzkow. Sein Leben und seine Werke. 2 Bände. Leipzig 1880—1881 (konnte leider hier nicht mehr benutzt werden), und den geistvollen Essai über Gutzkow in den Bildern und Studien „Zur Literatur der Gegenwart“ von Adolf Stern (Leipzig 1880). — An dieser Stelle sei auch noch bemerkt, daß der Name Gutzkow aller Wahrscheinlichkeit nach von dem slavischen Adjectiv guzkowy herkommt. Dieses Adjectiv, welches, wie alle anderen dieser Art, ohne Verbindung mit einem Substantiv nach Abwerfung der Genusendung y, eine substantive Bedeutung annimmt, drückt in seiner männlichen Form die Eigenschaft eines Mannes aus, der sich mit Gänsezucht, Gänsepflege beschäftigt und Gutzkow bedeutet demnach: Gänsehüter, Gänsepfleger.



Karl Gutzkow.

der Knabenzeit" (Leipzig 1852) überaus anschaulich und freundlich geschildert. Seinem Studium widmete er sich mit allem Ernst und Fleiß, predigte auch einmal auf der Kanzel Schleiermachers in der Dreifaltigkeitskirche und errang im Sommer 1830 mit einer Abhandlung über die verhängnißvollen Götter (de diis fatalibus) einen Ehrenpreis. Mit der Verkündigung seines Sieges drang aber auch zugleich die Nachricht von der Julirevolution in Paris in die Universitätsaula und erregte ihn so tief, daß er sich sofort mit allem Eifer auf die Erörterung der Fragen und Forderungen der Zeit warf und nie wieder zu seinem Fachstudium zurückkehrte. Sein Streben ging fortan, wie ein neuerer Beurtheiler sehr klar sagt, darauf hinaus, unserer Zeit das zu werden, was Goethe der seinigen in so classischer Vollendung gewesen — ein genialer Vermittler zur dichterischen Erfassung und dadurch zur wahrhaft freien inneren Verarbeitung der uns bewegenden Ideen; dabei leitete ihn die Grundanschauung, „daß eine Umbildung oder vielmehr Belebung der zartesten Nerven des socialen Organismus von großen Dichterwerken ausgehen müsse." Zunächst versuchte er sich jedoch noch nicht an solchen, sondern sprach sich erst in einer Reihe von Zeitungsartikeln und in der Schrift „Forum der Journalliteratur" (Berlin 1831) über die Tagesfragen aus. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit Wolfgang Menzel's, des streitbaren Redacteur's des Literaturblattes zum Cotta'schen Morgenblatte, auf sich, der eben eine neue Hilfskraft suchte und ihn nun nach Stuttgart rief. Gutzkow folgte dem Rufe gern, weil er hoffte, in dem weitverbreiteten Literaturblatte seinen Ideen in kurzer Zeit Geltung verschaffen zu können, und siedelte im Winter 1831 nach der schwäbischen Hauptstadt über, lieferte auch bald eine Reihe von kritischen Aufsätzen und die geistvolle Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam", in der er in glühenden Farben die inneren Schrecken der Skepsis schilderte, konnte sich aber auf die Dauer nicht wohl fühlen, da Menzel, der wohl fürchten mochte, von dem jungen Feuergeist bald überstrahlt zu werden, hemmend und niederdrückend auf ihn wirkte. Er gab in Folge dessen 1832 seine Stelle wieder auf, kehrte nach Berlin zurück, promovirte dort zum Doktor der Philosophie und gab anonym die noch in Stuttgart geschriebenen „Briefe eines Narren an eine Närrin" (Hamb. 1832) heraus. Vieles in diesem wunderlichen Buche ist verworren und unklar, man fühlt aus jedem Satze heraus, wie der Verfasser angestrengt bemüht ist, der ringenden Zeit durch neue Ideen zu Hilfe zu kommen, und doch noch selbst so tief im eigenen Gährungsprozesse steht. Trotzdem besitzt er bereits einen scharfen Blick für die „allgemeine Verwirrung der Gegenwart." „Jetzt, da kein Gedanke mehr an der Spitze steht," sagt er, „vor dem die Völker sich in Staub würfen und anbeteten, hat jede Meinung das factische Recht ihrer Giltigkeit. Kein geheimnißvoller Spruch wird jetzt noch Tausende zu Handlungen verleiten, die sie hinterher meist bereut haben, und wenn es heilige Gräber wieder zu erobern gilt, so liegen sie in dem gelobten Lande der eigenen Brust." Nach diesen ersten Veröffentlichungen überkam Gutzkow die Wanderlust, er durchstreifte Oesterreich, Süddeutschland und Oberitalien und lebte dann abwechselnd in Berlin, Hamburg und Leipzig, hauptsächlich mit Arbeiten für das „Morgenblatt" beschäftigt, weiterhin in Frankfurt a. M., wo er sich an

dem von Eduard Duller gegründeten „Phönix" betheiligte. Gleichzeitig verfaßte er seinen ersten größeren Roman „Maha-Guru. Geschichte eines Gottes" (2 Bde. Stuttg. 1833). Gutzkow selbst hat das Werk als „ein metaphysisches Gedicht" bezeichnet, welches das wirklich Göttliche im Menschen und das schöne Menschliche in unsern Begriffen von der Gottheit schildern solle, allein es ist weit mehr eine beißende Satire auf alle jene orthodoxen Streitigkeiten, bei denen man sich an das Aeußerliche klammert und darüber das wahrhaft Göttliche vergißt. Die Charakteristik des Hali-Jong, des Götzenfabrikanten von Paro, welcher bei seinen Götzenbildern einen sehr bedenklichen Neuerungsgeist walten läßt und in Folge dessen als Ketzer gerichtet wird, sowie die Schilderung des bitter-ernsten Streites, ob bei der zu approbirenden Nachbildung des Gottes das Verhältniß der Nase zur Lippe auch wirklich echt sei, sind daher auch die glänzendsten Partieen des Buches, sie sind ganz köstliche Verspottungen unserer eigenen Zustände — allein sie wurden von den meisten Lesern nicht verstanden, auch von Menzel nicht, denn er lobte dieses tibetanische Prachtgemälde ganz ausnehmend und stellte es neben die Novellen von Tieck und Steffens. Der Dichter mußte also künftig, wollte er seinen eigentlichen Zweck erreichen, deutlicher sprechen, und ließ daher bei seinem nächsten Romane „Wally, die Zweiflerin" (Mannh. 1835, später umgearbeitet als „Vergangene Tage", Frankf. a. M. 1852), jeden verhüllenden Schleier bei Seite. Den ersten Anlaß zu dieser Dichtung gab das „Leben Jesu" von Strauß, das unter allen Gebildeten der ganzen Welt die tiefste Erregung hervorgerufen hatte. Eine drückende Unsicherheit war über Alle gekommen, ein peinliches Gefühl, als müsse durch eine weitere Anwendung der Mythen-Hypothese nicht nur Christenthum und Kirche, sondern auch Staat, Wissenschaft und Leben schwankend werden. Der Dichter glaubte zur Beruhigung der Gemüther das Seine beitragen zu müssen und bestrebte sich mit seiner Heldin Wally durch die That zu beweisen, daß Zweifel noch kein Unglück seien. Allein dem jungen Autor schlugen selbst noch die Pulse zu heftig ob der neuen Strauß'schen Lehre, als daß er die richtigen Worte zur Beruhigung hätte finden können, auch besaß er noch viel zu viel jugendlichen Uebermuth, um nicht jede Gelegenheit zu benutzen, bald den würdigen Theologen, bald den ehrsamen Philistern kräftig am Zopfe zu reißen, und so entstand der vielberufene Roman, der sofort das größte Aufsehen machte. In den frommen und reactionären Kreisen war man entrüstet über die Keckheit, mit der der Verfasser vorgegangen, und Wolfgang Menzel schrie laut Ach und Weh über den Unseligen, der mit seinem Buche die Religion geschändet, die „Emancipation des Fleisches" gepredigt habe und wahrscheinlich alle gesellschaftliche Ordnung umstürzen wolle. Er forderte die Regierung geradezu auf, hier ein Einsehen zu haben und gegen den Frevler einzuschreiten, der Alles über den Haufen zu werfen drohe. In Folge dessen wurde das Buch confiscirt und der Verfasser vom Badischen Hofgerichte zu Mannheim zu einer dreimonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Vergebens suchte sich Gutzkow zu rechtfertigen. „Ich habe nichts im Sinn, als eine Verbesserung des mißverstandenen Christenthums", rief er. „Eine jede Verbesserung ist in ihrer ersten Instanz kritischer Art. Alle meine Einwürfe

gegen das Christenthum sind kritisch ..... Ich glaube an Gott. Aber ich soll gesagt haben: es wäre gut, wenn es Niemand thäte. Das habe ich nirgends gesagt. Nur eines wagte ich, nur einen Augenblick die Möglichkeit zu denken, ob die Welt auch ohne Religion hätte existiren können. Glücklicher würde sie sein, sagte ich, wenn sie von Gott nie gewußt hätte; glücklicher, wenn keine Betrüger aufgestanden wären und die Völker an den Aberglauben geschmiedet hätten; glücklicher, wenn der Fanatismus keine Scheiterhaufen hätte anzünden können; glücklicher, wenn niemals blutige Religionskriege wären geführt worden. Aber die Menschheit sollte dieses friedliche Glück entbehren." Doch alle diese Worte waren vergeblich gesprochen, er mußte sich zur Abbüßung der Strafe bequemen, und außerdem wurden durch Bundesbeschluß seine sämmtlichen erschienenen und auch noch etwa künftig erscheinenden Schriften im ganzen Umfange des deutschen Bundes verboten. Demselben Schicksale verfielen die Schriften Heine's, Laube's, Wienbarg's und Mundt's, als der übrigen Mitglieder des „Jungen Deutschland", das der Bund für einen staatsgefährlichen „Verein" erklärte. Gutzkow wurde durch diese Strafen auf's Empfindlichste getroffen, ja man darf annehmen, daß der große reizbare Argwohn seines späteren Lebens in dem Wally-Prozesse seine Wurzel hat. „Man fürchtete sich", sagt er in den „Rückblicken auf mein Leben" bei der Schilderung jener Tage, „sich mit meiner literarischen Existenz in offenes Einvernehmen zu versetzen. Schule, Kirche, Staat, Gesellschaft — alles hatte gegen mich protestirt. Die hellen, sonnigen Tage hoben sich für mich von einem düsteren Hintergrunde ab. Meine physische Kraft drohte sich zu erschöpfen ...... Späher und Angeber drangen bis in's Innere der Familien. Nur dem Erprobten durfte man noch vertrauen. Ein Onkel meiner Gattin, Vater meiner zweiten Frau, wurde nächtlicher Weile aufgehoben und nach Darmstadt geführt. Er sollte als Buchhändler verbotene Brochüren verbreitet haben. In Gießen und Darmstadt wütheten kleine Albas ..... Der Kampf mit der Censur verleidete jede unbefangene freie Thätigkeit." Dennoch ließ er sich nicht entmuthigen, sammelte seine für Zeitungen geschriebenen Charakteristiken und Nekrologe und gab sie unter dem Titel „Oeffentliche Charaktere" (Stuttg. 1835) heraus, und schrieb im Gefängnisse das Werk „Zur Philosophie der Geschichte" (Hamb. 1836), in welchem er besonders die Oede und Kläglichkeit der Menzel'schen Schrift „Geist der Geschichte" nachzuweisen suchte. Nach seiner Freilassung wandte er sich wieder nach Frankfurt und versuchte ein politisches Tageblatt „Die Frankfurter Börsenzeitung" unter Beurmann's Redaction (ihm selbst war gleichzeitig mit dem oben erwähnten Verbote auch die Uebernahme irgend einer Redaction in den Bundesstaaten untersagt) in's Leben zu rufen, allein die Censur verhinderte die Ausführung des Projectes und ließ nur ein Beiblatt der geplanten Zeitung, den „Telegraphen für Deutschland" zu. Für diesen sowohl, wie auch für andere literarische Unternehmungen, entwickelte nun der Dichter eine außerordentlich lebhafte Thätigkeit und es entstand alsbald eine ganze Reihe freilich zum Theil auch recht flüchtiger Werke. Wir nennen die „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" (2 Bde., Stuttg. 1836), denen, trotz der mancherlei geistreichen Bemerkungen, die Tiefe des Urtheils fehlt,

„Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" (Berl. 1836), ein etwas sorgfältiger gearbeitetes Buch, in welchem der Verfasser die Theilnahmlosigkeit Goethe's gegenüber den Zeit- und Nationalbewegungen zu erklären und zu rechtfertigen suchte, „Zeitgenossen" (2 Bde., Stuttg. 1837), die er unter dem Namen Bulwer's erscheinen ließ und später unter dem Titel „Säcularbilder" in seine „gesammelten Werke" aufnahm, die Romane „Seraphine" (Hamb. 1837), eine an die Wahlverwandschaften sich anlehnende, trübe Herzensgeschichte, und „Blasedow und seine Söhne" (3 Bde., Stuttg. 1838), ein mißglückter Versuch, in der Manier Jean Paul's zu schreiben, und „Börne's Leben" (Hamb. 1840), eine warme Vertheidigung des wackern Patrioten gegen die Schmähungen Heine's. Mittlerweile (1838) war er mit dem „Telegraphen" von Frankfurt nach Hamburg übergesiedelt und trat dort, wo er sich etwas freier fühlte, bereits nach kurzer Zeit in eine neue, die wichtigste, Periode seines Lebens ein: er wandte sich dem Drama zu. Schon in Frankfurt hatte er einmal einen dramatischen Versuch mit der Tragödie „Nero" gemacht, es jedoch weder zu einer klaren Entwickelung, noch zu einer lebhaften Handlung bringen können. Jetzt war er reifer geworden, kannte sowohl die Anforderungen der Bühne wie des Publicums besser und knüpfte daher, was Immermann vergebens versucht hatte, wieder fest und in der richtigen Weise bei Schiller an. Er sagte sich, daß das deutsche Drama nur erst dann wieder Bedeutung gewinnen könne, wenn die geistigen Interessen der Nation wieder lebendig in ihm vertreten seien und so dem tiefen Herzensbedürfnisse des Volkes wieder ganz und voll entsprochen werde. Dann werde auch das Theater wieder seine Mission erfüllen und wieder zu einer Stätte der Kultur werden. Indem er nun aber darauf zusteuerte, den geistigen und socialen Bestrebungen der Zeit die Bühne zu erobern, mußte er auch naturgemäß wiederholt an die scharfen Klippen der Tendenz stoßen. Es ist daher auch mit Recht darauf hingewiesen worden, daß in verschiedenen seiner Dramen gewisse Charaktere und Situationen etwas Schielendes haben, weil mit ihnen gleichzeitig ein eingestandener und ein dahinterliegender Zweck verfolgt werde; die großartige Unbefangenheit, mit welcher Lessing den großen König in die Dialoge der „Minna von Barnhelm" hereingezogen und Schiller dem Hoftheater Karl Theodor's von Bayern „Kabale und Liebe" dargeboten habe, sei eben während der Restaurationsepoche vollständig verloren gegangen. Allein trotzdem wußte Gutzkow bei der Mehrzahl seiner Stücke sich auf der richtigen Mitte zu erhalten und bei aller Parteinahme für die Bestrebungen der Zeit der poetischen Idee doch immer die oberste Herrschaft einzuräumen. Es gelang ihm in Folge dessen, der Poesie wieder eine Heimstätte auf dem deutschen Theater zu verschaffen und auch wieder innigere Beziehungen zwischen Publicum und Bühne herzustellen. Diesen hohen Verdiensten gegenüber können die von verschiedenen Seiten oft wiederholten Vorwürfe, er habe nur auf den theatralischen Effect hingearbeitet, suche nur durch Contraste zu wirken, sei überhaupt ohne alle Wärme und Innigkeit, keine größere Beachtung erfahren. Er wußte, daß er, wollte er mit seinen Stücken in der That auf dem Theater Etwas erreichen, vor Allem auf eine wohlgebaute, energisch durchgeführte Handlung, eine

scharfe Charakteristik und einen geistig belebten Dialog halten mußte, daß er auch bestimmte Gewohnheiten der Scene nicht außer Acht lassen und selbst Handwerksvortheile nicht verschmähen durfte. Seine Dramen sind daher alle bühnengerecht im weitesten Sinne, aber keineswegs hohle Effectstücke. Ebensowenig stichhaltig ist die Klage über den Mangel an Wärme. Ein Mann von dem ernsten idealen Streben Gutzkow's konnte nicht bloß ein kalter Klügler sein, und wer nur den rechten Sinn dafür hat, der wird den warmen Pulsschlag in „Richard Savage", „Werner, oder Herz und Welt", „Zopf und Schwert", „Uriel Acosta" schon fühlen. Die hinreißende Gluth der Leidenschaft fehlte allerdings dem Dichter, die grübelnde Skepsis ließ ihn zu einem alle Fesseln durchbrechenden Emporflammen nie kommen, aber die rechte Innigkeit spricht überall, wo sie das Wort zu ergreifen hat, freilich ohne jede romantische Ueberschwenglichkeit. Nur den Vorwurf zu großer Einfachheit in den Motiven kann man einer Anzahl von Gutzkow'schen Stücken mit Recht machen, allein die Schuld trifft hier weniger den Dichter, als die Zeit, in der er diese Stücke schuf. Nicht nur die Censur, sondern auch gesellschaftliche, sittliche und kirchliche Bedenken hemmten damals fortwährend den dramatischen Dichter und legten ihm die drückendsten Fesseln auf. Oft genug hat Gutzkow darüber bittere Klage geführt. „Ihr habt leicht spotten, ihr Wiener Feuilletonisten, über ein Stück wie „Ein weißes Blatt", über seine einfachen Motive," rief der Dichter in den siebziger Jahren einmal tief erregt aus. „Ihr seid die in schweren Kleiderstoffen hereinrauschenden Courtisanen gewohnt, den Pariser Marquis, die frivole Ehe dos à dos; ich sehe die Ofenheims, sehe sie die Lorgnetten einkneifen und sich äußern: ‚Wie überlebt! wie gewöhnlich!' Aber wenn man damals nicht zur Misère der Bankerotte griff, was blieb dann übrig, als zurückzugreifen in die einfachste Gemüthswelt?" Sein erstes Stück, welches Gutzkow in Hamburg schuf, war „Richard Savage, oder der Sohn einer Mutter" (1840), eine effectvolle und pointenreiche Tragödie, die den Verfasser sofort auf allen deutschen Bühnen heimisch machte. Sie ist eine etwas seltsame, aber dennoch tief erschütternde Verherrlichung der Liebe eines Kindes zu seiner Mutter. Ein junger talentvoller Dichter erfährt, daß er der natürliche Sohn einer hochgestellten Lady ist, giebt sich seiner Mutter zu erkennen, wird aber von ihr wiederholt abgewiesen und versinkt darüber in Verzweiflung. Die Kämpfe des unglücklichen Savage, seine frohen Hoffnungen und bitteren Enttäuschungen, sind mit großer Meisterschaft geschildert, doch sie sind es nicht allein, die uns anziehen und unsere Theilnahme erwecken. Wir fühlen es, neben dem Helden ringt auch der Verfasser des Stückes nach schmerzlich entbehrter Mutterliebe, nach der Mutterliebe der Nation, und darum waltet eine ganz eigenartige Wehmuth in dem Drama, die auch den erfaßt, der der tieferen Beziehungen sich nicht klarer bewußt wird. In den Stücken, welche nun folgten, „Die Schule der Reichen", „Werner, oder Welt und Herz" und „Ein weißes Blatt", war der Dichter weniger glücklich. Er wollte mit ihnen der Bühne gesunde, kräftig wirkende Familiendramen liefern, vermochte aber leider nicht, seine Helden über die herrschende weltschmerzliche Stimmung zu erheben. Um

so sicherer traf er den rechten Ton in seinem nächsten Drama „Uriel Acosta“ (1846), das er nach seiner bereits erwähnten Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam“ bearbeitete und mit dem er sein Meisterstück lieferte. Ohne Schwanken und in edelster Harmonie baut sich die Tragödie von der ersten Scene an auf; alles überflüssige Beiwerk ist vermieden; in krystallener Klarheit ist der Hauptgedanke durchgeführt. Den Inhalt bildet der echt moderne Kampf zwischen Vernunft und Glauben, doch vermeidet es der Dichter sehr richtig, direct an die Gegenwart anzuknüpfen; er führt vielmehr in das 17. Jahrhundert zurück und überläßt es dem denkenden Zuschauer, sich in den religiösen Bewegungen des 19. Jahrhunderts die Parallelen selbst zu ziehen. Uriel Acosta, ein Mitglied der jüdischen Gemeinde zu Amsterdam, ist ein Freidenker; er hat ein Buch geschrieben, das gegen die Satzungen verstößt und wird von einem Ketzergerichte verurtheilt, dieses Buch zu widerrufen. Im Hinblick auf seine blinde, strenggläubige alte Mutter und auf die Geliebte, die für immer ihm verloren ist, wenn die Gemeinde ihn ausstößt, kommt er nach schweren Kämpfen, gegen seine Ueberzeugung, dem Spruche des Gerichtes nach. Aber noch während er sich der Buße unterwirft, hört er, daß seine Mutter gestorben und die Geliebte sich einem Andern verlobt hat, und eine namenlose Verzweiflung erfaßt ihn. Laut bekennt er sich wieder zu den in seinem Buche vertretenen freien Ansichten und giebt sich am Hochzeitstage der Geliebten selbst den Tod. Ein großer, mächtiger Zug geht durch die ganze Tragödie, in jedem Auftritt fühlt man den kräftigen Pulsschlag der nach Licht und Erkenntniß ringenden Neuzeit, und am Schlusse bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß der Gang der Kultur wohl gehemmt, aber niemals ganz gehindert werden kann, daß immer wieder Pfadfinder mit hellleuchtenden Fackeln auferstehen, die nach den ewigen, hohen Zielen weisen, und daß jeder von ihnen, mag er darüber auch als Märtyrer versinken, dennoch die Entwickelung der Menschheit um weitere Schritte fördert. Neben dem Schauspiel und der Tragödie ließ es sich der Dichter aber auch angelegen sein, das Lustspiel zu pflegen und trat hier nicht minder epochemachend wie dort auf; ja er gab sogar mit seinem historischen Lustspiel „Zopf und Schwert“ in Bezug auf Ton sowohl, wie auf Führung der Handlung, die Norm für alle künftigen deutschen Lustspieldichter an. „Zopf und Schwert“ (1843) führt nach Berlin an den Hof Friedrich Wilhelm's I., des Vaters Friedrich's des Großen und hat die Verheirathung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Bayreuth zum Vorwurfe; doch ist es dem Dichter nicht, nach Art der Franzosen, darum zu thun, mit einer Menge von Intriguen und Ueberraschungen zu unterhalten, sondern er bestrebt sich vielmehr, durch eine echt humoristische Charakteristik den Sonnenschein der Heiterkeit hervorzuzaubern. Und das gelingt ihm in reichem Maße. Besonders die Figur des Königs, dieses barschen, ja harten, aber im Grunde äußerst wohlwollenden und gutmüthigen Regenten, der mit seiner Sparsamkeit und Ordnungsliebe den Grund zu Preußens Größe legte, ist überaus lebensvoll und anziehend gezeichnet, aber auch die übrigen Personen, die Königin, die Prinzessin Wilhelmine, der Erbprinz, Grumbkow, Seckendorf und selbst der Kammerdiener Eversmann, sind ganze und wirkliche

Menschen, die sich unser Interesse erringen und bis zum Schlusse erhalten. Gutzkow beabsichtigte mit diesem Stücke das Vertrauen zu Preußen im deutschen Volke zu wecken und zu befestigen, da er mit seinem scharfen Auge wohl erkannte, welch wichtige Rolle bei den deutschen Einheitsbestrebungen dermaleinst dieses Land mit sammt seinem Herrscherhause noch spielen werde. „O, ich weiß es," rief er, wie sein Freund Theodor Curti berichtet, einmal zuversichtlich aus, „Preußen wird der Wahrheit, und dann wird die Wahrheit auch ihm Wort halten, aber auch nur dann!" Die beiden andern historischen Lustspiele, „Das Urbild der Tartüffe" (1844) und „Der Königslieutenant" (1849), welche er noch in jener fruchtbaren Periode schrieb, stehen nicht ganz auf der Höhe von „Zopf und Schwert", doch sind auch sie noch heute Repertoirestücke. Das erstere ist eine scharfe Verurtheilung der heuchlerischen Frömmigkeit und des augenverdrehenden Muckerthums, das gerade in den vierziger Jahren in Preußen so unheilvoll sein Wesen trieb, das letztere — ein Gelegenheitsstück zur Feier des 100jährigen Geburtstages Goethe's — ein freundliches Bild aus der Jugendzeit des großen Dichters. Nach der Vollendung des „Königslieutenant" wandte sich Gutzkow leider wieder vom Drama ab und kehrte auch mit ganzem Herzen nicht wieder zu ihm zurück; wenigstens athmen die Stücke „Liesli", „Lorbeer und Myrthe", „Der Gefangene von Metz" u. a., welche er in den späteren Jahrzehnten schrieb, nicht mehr jene hehre Begeisterung, von der die Dramen der Periode von 1839 bis 1849 getragen werden. Der Hauptgrund, weßhalb sich Gutzkow wieder von der Bühne zurückzog, lag in der Theilnahmlosigkeit und Kleinlichkeit der deutschen Theater; die meisten Bühnen wollten mit dem von dem durchlauchtigsten Bundestage so nachdrücklich zur Raison gebrachten Autor nichts zu thun haben und wiesen Alles kurz ab, was von ihm kam, oder sie erhoben, wenn sie das Manuscript dennoch durchsahen, die lächerlichsten Bedenken. So konnte selbst „Zopf und Schwert" erst nach Hinwegräumung vielfacher Erwägungen und langer Kämpfe mit dem General-Intendanten von Lüttichau 1844 in Dresden zur ersten Aufführung gebracht werden. Noch bei den Leseproben fragte sich der Herr General-Intendant beklommen, ob es nicht allzu gewagt sei, ein Stück zu geben, in dem ein König in Hemdsärmeln erscheine, und erst das energische Auftreten Emil Devrient's, der in der Partie des Erbprinzen für sich eine wirksame Rolle erkannt hatte, gab endlich den Ausschlag zu Gunsten des Lustspiels. Trotz dieser vielen großen und kleinen Hemmnisse, die sich Gutzkow allerwärts entgegenstellten, bürgerten sich seine Dramen doch mehr und mehr ein, und schon 1842 konnte der Dichter seine journalistische Thätigkeit in Hamburg aufgeben und sich einzig und allein seinen dramatischen Arbeiten widmen. Er ging von Hamburg aus auf längere Zeit nach Paris, von wo er seine „Briefe aus Paris" (Leipzig 1842) veröffentlichte und wandte sich dann wieder nach Frankfurt, um dort eine erste Ausgabe seiner „Dramatischen Werke" zu besorgen. Doch schon 1847 folgte er einem Rufe nach Dresden an das Hoftheater, an dem er nun dritthalb Jahre als Dramaturg thätig war. Die Ereignisse von 1848 ergriffen auch ihn auf's Tiefste, doch rieth er stets zur Besonnenheit und Mäßigung und hat in Folge dessen wiederholt auf's Günstigste in die Bewegung eingegriffen,

besonders in Berlin, wo er gerade während der blutigen Märzstürme gegenwärtig war. 1850 gab er seine Stellung an der Dresdener Hofbühne wieder auf, behielt aber seinen Wohnsitz in der sächsischen Hauptstadt und schuf dort seine beiden gigantischen Zeitromane „Die Ritter vom Geiste" (9 Bände. Leipzig 1850—1852) und „Der Zauberer von Rom" (9 Bände. Leipzig 1859—1861). Beide Werke sind hervorragende Erscheinungen auf dem Gebiete der Romanliteratur, doch kranken auch beide an schlimmen Fehlern. Gutzkow wollte hier große Culturgemälde seiner Zeit geben, und um nun in denselben einen durch keine Regel begränzten Raum zu gewinnen, erfand er eine neue Art des Erzählens, den sogenannten Roman des Nebeneinander. „Der frühere Roman," sagt er in der Vorrede zu den „Rittern vom Geiste", „hat das Nacheinander kunstvoll verschlungener Begebenheiten dargestellt, der neue Roman ist dagegen der Roman des Nebeneinander. Da liegt die ganze Welt, da begegnen sich Könige und Bettler! — Thron und Hütte sind zusammengerückt!" Damit begab er sich aber jedes harmonischen Aufbaues, verzichtete fast ganz auf eine lebendig sich entwickelnde, fesselnde Handlung und lieferte nur breite Bilder, aus denen sich dann allerdings schließlich sowohl in den „Rittern vom Geiste", wie im „Zauberer von Rom" ein großes Zeitgemälde zusammensetzt. In der Anlage sind also beide Romane verfehlt, dagegen muß die Ausführung der einzelnen Bilder, die Charakteristik der Hauptpersonen und ganz besonders die Schilderung der trüben Zeitstimmung als meisterhaft bezeichnet werden. „Die Ritter vom Geiste" führen in die Zeit von 1849 und 1850; auf die Revolution ist eine klägliche Ernüchterung, eine tiefe Niedergeschlagenheit gefolgt; aber gleichzeitig sinnen auch wieder junge geistvolle Männer, wie die Brüder Wildungen, Egon u. A., auf neue Mittel, der kranken Gesellschaft aufzuhelfen. Sie suchen einen großen Bund, den Orden der Ritter vom Geiste, zu stiften, um mit diesem dem reactionären Treubunde und dem Junkerparlamente entgegenzutreten und gerathen dabei mit der Regierung, der Polizei und allen reaktionären Elementen in die mannigfachsten Conflicte. Daß sie am Schlusse des Romans noch zu keinem nennenswerthen Resultate gekommen sind, ist zwar für den Leser wenig befriedigend, liegt aber in der Natur des Vorwurfs. Gutzkow konnte nichts Bestimmtes geben, er hätte ja sonst der Zeitgeschichte in's Gesicht schlagen müssen; er beabsichtigte das aber auch gar nicht, es war ihm vielmehr nur darum zu thun, neue Gedanken in die öde Zeit hineinzustreuen, die Zeitgenossen zu trösten, ihnen zu Herzen zu reden, ihnen zu sagen, daß mit dem großen eben erlebten Fiasco noch nicht Alles verloren sei, daß man sich nur aufrecht erhalten und der Zukunft vertrauen solle. Und diesen Trost werden alle gesinnungsverwandten Leser der fünfziger Jahre empfunden haben. Denselben Zweck verfolgte Gutzkow auch in dem „Zauberer von Rom", der sich mit den Kölner Wirren der dreißiger und vierziger Jahre beschäftigt. Das ganze katholische Leben und Treiben in Westdeutschland, besonders in Westfalen und Köln ist mit außerordentlicher Treue geschildert. Vom jungen fanatischen Dorfcaplan bis hinauf zum Kirchenfürsten Grafen Truchseß von Waldburg (Erzbischof Droste-Vischering) lernen wir sie alle

kennen, diese Streiter zur größten Ehre Gottes; oft stehen wir mitten im Parteikampfe, und dann taucht manch' interessanter Kopf auf. Auch in den Feldzugsplan dieser erzbischöflichen Armee werden wir eingeweiht. „Enge Verbindung mit Rom und den Jesuiten ist zuerst zu erstreben," sagt der Convertit Klingsohr. „Aber auch mit dieser ist von offener Gewalt gegen den Protestantismus und die Wissenschaft Nichts mehr zu hoffen. Es gilt vielmehr zu verwirren, zu corrumpiren. Der Kampf gegen die Revolution, gegen den Unglauben, gegen den Materialismus muß und wird der streitenden Kirche selbst den Beistand der protestantischen Regierung verschaffen. Das führt langsam zwar, aber sicher zum Ziele." Aber der Schluß rundet auch hier das Ganze nur nothdürftig ab. Gutzkow hilft sich mit einem Zukunftsbilde, träumt von einer sich bereits vorbereitenden endlichen Vollendung der von Luther begonnenen Kirchenreformation, von der wir aber bekanntlich nach den Vorgängen der letzten zehn Jahre wieder weiter denn je entfernt sind. Später hat der Dichter, um dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen, beide Romane fast um die Hälfte gekürzt und dabei auch die Flüchtigkeitsfehler, die besonders in den „Rittern vom Geiste" oft recht störend waren, ausgemerzt. Noch während er mit der Abfassung der „Ritter vom Geiste" beschäftigt war, gründete er auch 1852 die Wochenschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herde" und redigirte dieselbe bis 1862. Im Jahre 1860 verlegte er seinen Wohnsitz von Dresden nach Weimar und übernahm dort das Amt eines Generalsecretärs der deutschen Schillerstiftung, legte aber bereits im November 1864 seine Stelle wieder nieder, weil er sich durch sie eine große Menge von Verdrießlichkeiten zugezogen hatte und auch unter einer tiefen Verstimmung über ihm nicht zu Theil gewordene Anerkennung litt. Aber auch nach dem Rücktritte von seinem Amte quälten ihn fort und fort beängstigende Aufregungen, seine durch zu vieles geistiges Arbeiten überreizte Phantasie folterte ihn Tag und Nacht mit grausigen Bildern und schließlich steigerte sich sein geistiges und körperliches Leben der Art, daß er im Februar 1865 auf einer Reise nach Frankfurt in Friedberg den Versuch machte, seinem Leben ein jähes Ende zu bereiten. Glücklicherweise konnte er aber noch gerettet werden und wurde nun nach der Irrenanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth gebracht. Daß er die entsetzliche That in vollständigem Wahnsinne begangen habe, hat er später in Abrede gestellt. „Meine ‚Friedberger Schreckensnacht' war kein Product von Wahnvorstellungen," schrieb er 1873 an Martin Perels, „sondern von factischen Umständen, die ich, durch eine unaufhörliche Schlaflosigkeit geschwächt und überreizt, viel zu ernst und wichtig auffaßte, womit sich zuletzt eine ganz bewußte Resignation auf diese Welt, die uns Mühe und Täuschungen bietet, verband." Dieses schwere Unglück des Dichters erregte beim ganzen deutschen Volke die wärmste Theilnahme und veranlaßte die Gründung eines „Gutzkow-Fonds", zu der namentlich auch die obersten Bühnenverwaltungen Deutschlands durch besondere Vorstellungen erheblich beisteuerten. Diese große, allgemeine Verehrung, welche hierbei zu Tage trat, wirkte auf das Gemüth des Dichters bald so außerordentlich besänftigend und beruhigend, daß er bereits 1866 als geheilt wieder entlassen werden konnte. Er verbrachte darauf zu seiner

weiteren Erholung ein Jahr in Vevey am Genfer See und ließ sich sodann in Kesselstadt bei Hanau nieder, wo er bis April 1869 blieb. Hierauf nahm er einen kurzen Aufenthalt in Bregenz am Bodensee und siedelte 1870 nach Berlin über, um dort in der Reichshauptstadt den Pulsschlag des nationalen Lebens kräftiger zu fühlen. Die große durch den Gründerschwindel hervorgerufene Theuerung vertrieb ihn jedoch wieder, er wandte sich im Frühjahr 1874 nach Wieblingen bei Heidelberg und 1877 nach Sachsenhausen bei Frankfurt a. M. Seine schriftstellerische Thätigkeit hatte er bereits zu Vevey wieder aufgenommen, und so erschienen denn alsbald „Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567." (5 Bände, Leipzig 1867—1868; Umarbeitung unter dem Titel „Die Paumgärtner von Hohenschwangau", 3 Bände, Breslau 1880), ein Werk das von tiefer Kenntniß des Zeitalters der Reformation zeugt, dessen Handlung jedoch allzusehr durch die überreiche Fülle von kulturhistorischen Bildern beeinträchtigt wird, „Die Söhne Pestalozzi's" (3 Bände, Berlin 1870), ein sehr geistvoller Roman, der das Erziehungswesen unserer Zeit behandelt, „Fritz Ellrodt" (3 Bände, Jena 1871), ein mit vieler Feinheit gezeichnetes Bild aus der Rococozeit, ferner „Vom Baum der Erkenntniß. Denksprüche" (Stuttgart 1868), „Die schöneren Stunden" (Stuttgart 1869), „Rückblicke auf mein Leben" (Berlin 1875) und schließlich des Dichters letzte große Schöpfung „Die neuen Serapionsbrüder" (3 Bände, Bresl. 1877), mit denen er noch einmal das Gebiet des Zeitroman's betrat. Der Verfasser will uns in diesem Werke ein Bild vom neuen deutschen Reiche geben, allein er ist kein Dichter dieser neuen Zeit. Wohl hat er ihr zugestrebt sein ganzes Leben hindurch, unausgesetzt für sie gekämpft und gelitten: nun aber, da sie endlich erschienen, ist er bereits zu alt geworden, um sich ihrer noch von ganzem Herzen freuen zu können; ja er fragt sich sogar beklommen, ob er sich nicht etwa täusche, ob sie es denn auch wirklich sei, jene Zeit des geeinigten Deutschland, die er so lange sehnsüchtig erwartet. Und wenn er in der That von keinem Wahne befangen, so trage das neue Reich doch nicht die schönen edeln Züge, die er einst als Jüngling im Traume gesehen; eine große Menge von Uebeln, das Gründerthum, die Socialdemocratie, die Fabrik-Strikes und selbst die Trottoirkrankheit, nagen an seinem Marke, und es schwebe in der ernstesten Gefahr, bald wieder dahinzusiechen. Wiederholt warnt er, man gehe zu leichtfertig mit dem Erworbenen um, beute es falsch aus und lasse sich von einer unglückseligen Hast hinreißen, nun Alles so schnell wie möglich unter einen Hut zu bringen, ohne zu bedenken, wie nachtheilig das unter Umständen für andere Lebenssphären sein könne. „Ein gewisser grassirender Uebermuth," ruft der Fabrikant Schindler, einer der „neuen Serapionsbrüder" aus, „eine gewisse gedankenlose Genußsucht, ein gewisser erlaubt scheinender subtiler Kauf- und Raubgeist, ein Rest übler Angewohnheiten aus dem Kriege, wo sich ein niederträchtiger Humor entwickelte, alles das hat Stimmungen in Deutschland erzeugt, die man, verbunden mit den sogenannten Compromissen, am kürzesten als Streberthum zusammenfaßt, eine der gräulichsten Erscheinungen unserer Tage. Unsere Schulen, unsere Universitäten, die Wissenschaft, die Verwaltungssphäre, Alles steckt voll von diesem Streberthum!

Der National-Aufschwung erlahmt darüber. Rom und die Internationale werden den Vortheil davon haben." Zu so schwerem Bedenken giebt aber die Lage des neuen deutschen Reiches noch keineswegs Veranlassung; die Mehrzahl des deutschen Volkes ist sich ihrer neuen Pflichten sehr wohl bewußt und von dem ernsten Bestreben beseelt, alles wilde Reis unnachsichtlich auszuschneiden, welches das Wachsen und Gedeihen der jungen deutschen Eiche beeinträchtigt. Und das wird ihr auch nach und nach gelingen. Mit Wehmuth aber muß es erfüllen, daß diese Ueberzeugung nicht auch auf Gutzkow's letzte Lebensjahre ein freundliches Licht warf. Tiefe Unzufriedenheit mit allen Verhältnissen, Mißtrauen und Groll verdüsterten vielmehr abermals das Gemüth des Dichters, dazu gesellten sich auch wieder körperliche Leiden und qualvolle Schlaflosigkeit, die er schließlich nur noch mit Opium zu bekämpfen vermochte. So nahm er denn auch am Abend des 15. Dez. 1878 eine starke Dosis von diesem Mittel, vergaß aber, als er sich zu Bett legte, das Licht zu löschen, dasselbe brannte herab, die Flamme ergriff den Stuhl, darauf noch weitere Möbel, in Folge dessen sich das Zimmer mit dickem Rauche füllte, in dem sodann der Dichter erstickte. Dieses traurige Ende ist um so beklagenswerther, als es in Folge dessen Gutzkow nun nicht vergönnt war, die begonnene Herausgabe seiner sämmtlichen Werke zum Abschluß zu bringen; es sind daher bis jetzt nur erschienen: „Gesammelte Werke. Erste vollständige Gesammt-Ausgabe. I. Serie" (12 Bde. Jena 1873—1876), die bloß „Aus der Knabenzeit", „Blasedow und seine Söhne", „Maha Guru", „Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874", „Säcularbilder", „Oeffentliche Charaktere", „Börne's Leben", „Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" und kleine Romane und Abhandlungen enthalten, und „Dramatische Werke" (20 Bdchen. Jena 1871—1872), die jedoch sämmtliche hervorragende Dramen des Dichters bieten.

Aus „Uriel Acosta".

Erster Aufzug.

Das Bibliothekzimmer bei de Silva.

Zweiter Auftritt.

De Silva. Ben Jochai. Ein Diener, dann Uriel.

Diener: Ein Schüler, deß ich mich aus alter Zeit
Entsinne, wünscht zwei Worte nur — ich weiß,
Ihr habt ihn lieb gehabt, ich ließ ihn kommen.
(Er tritt zurück, läßt Uriel herein und geht. Uriel tritt ein.)
Jochai (bei Seite): Er selbst!
Silva (bei Seite): Acosta?
Uriel: Stör' ich Euch, de Silva?
(Drückende Pause.)
S.: Kommt Ihr zum Arzt de Silva — seid willkommen!
Ein Arzt darf auch dem Feind sich nicht entziehn.
U.: Dem Feind, de Silva? — Meinen Lehrer will ich
Zum Abschied, eh' ich scheide, noch begrüßen.
J. (bei Seite): Zum Abschied?
S. (will Jochai vorstellen): Ben Jochai! Kennt Ihr ihn?
U.: Wir kennen uns.
J.: Ihr macht mich staunen — wie?
Ihr wolltet, sagt Ihr, Amsterdam verlassen?
U.: Von wo Ihr kamt, Jochai, dahin geh' ich
Und morgen schon mit erstem Sonnenstrahl
Ich will die Welt, will andre Menschen sehn.
Und weil ich jedem, den ich liebgehabt,
Noch einen Gruß zum Abschied bieten wollte
So kam ich auch zu Euch, de Silva! Hier
Nehmt meine Hand!
S. (weist sie zurück): Die Hand, die eben noch,
Was ich mit eifrigstem Bemühn erforscht,
Wie eine abgestandne Arzenei
Zum Fenster ausgeschüttet hat?
U.: De Silva!
Ich sagte schon, ich käme nicht zum Arzt;

Zum Denker Silva bin ich nur gekommen.
Und wenn im Denken nicht gesund ich bin,
Was ich mich selber kaum zu rühmen wage,
So wißt Ihr, was die Heilung anbetrifft,
Die kranke Seele muß sich selber helfen.
S.: Zu meinen Füßen habt Ihr einst gesessen!
Von mir gelernt, was der Gedanke ist —
In Eurer Schrift bekämpft Ihr Euern Lehrer,
U.: Ich staune — kann man denken lernen!
Silva?
Giebt's Schüler denn und Lehrer im Bereich
Der höchsten Wissenschaft, wo jeder Satz,
Wie einst aus Ajax' Blut die Blume, also
Aus unserm Innern sich erzeugen muß?
Ich habe unser altes Lehrgebäude,
Das halb auf Schrift und halb auf Tradition,
Auf heil'gen und profanen Büchern wurzelt,
Beleuchtet mit der Fackel der Vernunft.
Nicht in dem Wahn, das Wahre aufzufinden,
Das jeder anerkennen müßte. Nein,
Nur meine eigne Thorheit ließ mich reden,
Nur meine eigne Blindheit ließ mich sehen,
Nur meine eigne Taubheit hören — meine!
Das merket wohl, de Silva, nur die meine!
Nur was wir selber glauben, glaubt man uns.
S.: An Eurer Statt würd' ich zu Christen halten.
U.: De Silva!
S.: Dann verzeihe Gott dem Juden,
Daß er den Glauben seiner Väter schmäht!
Die Edelsten, die Besten sind empört,
Was Ihr geschrieben über unsern Glauben.
Die Synagoge hat mit ihren Dogmen
Ein heilig Recht auf liebende Verehrung;
Denn grade jetzt, wo wir entronnen sind
Dem Feuertod fanatischer Verfolgung,
Jetzt endlich, wo zum erstenmale wieder
Das Lob des Höchsten wie ein Opferrauch
In Lüfte, die uns nicht verrathen, steigt,
Jetzt soll die junge Freiheit dazu dienen,
Daß wir zerstören, was so lang gehalten,
Was felsenfest im Elend unsres Volks
Der Anker seiner Hoffnung bleiben durfte?
Nein, nimmermehr! Und wenn mein eigner
Witz,
Wenn die Vernunft mit klugem Selbstgefallen
Mir sagte: „Das ist morsch und todt," so helfe
Der Ew'ge uns, wir wollen's dennoch schützen,
Wir wollen halten an dem theuern Wahn,
Wie man auch einen alten Diener, der uns
Im Elend treu blieb, nicht im Glück verstößt.
U.: Was ich an Euch verehre, ist das Herz.
Rasch seid Ihr in der Liebe, rasch im Haß,
Ein edler Sinn verklärt selbst Euern Irrthum!
Ihr habt in meiner Schrift nur erst ge-
blättert —
Lest sie und wiederholt nicht gläubig,
Was Eure Kranken Euch davon berichten!
In guter Absicht bin ich hergekommen,
Abschied zu nehmen, nicht von Euerm Haß,
Nicht von dem schwankenden Gemüth de
Silva's,
Vom Denken nicht, das doch kein ganzes
Denken,
Kein ganzes Fühlen, nur ein Dämmern ist,
Wie eben jetzt nicht Tag, nicht Abend
scheint —
Nur Abschied wollt' ich friedlich nehmen,
Silva,
Von Euerm weißen Haar — Lebt wohl!
— ich ahne,
Wir werden uns wohl nimmer wiedersehn.
J.: Vergebt, Acosta, daß ich mir das Wort,
Deß Ihr mich nicht gewürdigt, selbst erlaube!
Wenn ich Euch irgendwo auf Eurer Reise
Mit unsrer Kundschaft dienen kann —
U.: Zu gütig!
J.: Befehlt, ich bitte, — geht Ihr nach Paris?
Ein Brief von unserm Hause führt Euch ein
In manchen goldenen Palast — und wenn
Ihr Londons Weltgewühl —
U.: Nach Süden zieh' ich —
Vielleicht nach Deutschland. Kennt Ihr
Heidelberg?
Ich suche irgendwo ein stilles Thal,
Wo ich mit Quelle mich, mit Gras und Blume,
Und wenn die Zunge freier reden will,
Mit Waldgefieder streitend unterhalte.
J. (bei Seite): Ich athme auf.
S.: Und Judith läßt Euch ziehen?
U.: Und Judith? Warum fragt Ihr das?
S.: Ist sie
Nicht Eurer Weisheit treue Schülerin?
U.: Sie wird jetzt in des Lebens Schule gehn!
S.: Für Frauen das die beste. Fragt nur da
Den künft'gen Gatten Eurer Schülerin,
Ob er nicht gleicher Meinung.
U.: Nein, Jochai!
Entsagung lernen steht auch Reichen schön.
Löscht alle Kerzen aus, die Ihr zur Pracht
Auf Euerm Hochzeitsfest verbrennen wolltet.
Ihr braucht für Judith nichts, was eitel
glänzt,

Braucht goldne Becher nicht für ihren Trunk,
Braucht Silber nicht für ihr bescheiden Mahl —
Im Vollgenuß des väterlichen Glücks
Hat sie gelernt die Freuden des Entbehrens,
Sich selbst genügen — lehrte meine Weisheit!
(Sich vergessend.) Und wenn Ihr doch sie überraschen wollt,
Mit einem goldnen Dache sie umwölben,
Doch aller Lebensfreuden Duft ihr spenden,
Dann ist sie's werth! Sie stieg vom Himmel nieder,
Die Erde hat nicht Theil an ihrem Stoff —
Sie ist ein Schatz, vergraben unter Euch,
Ein Seraph, der die Grille hegt, sich menschlich
Als wäre sie die unsre, anzustellen!
Berührt sie nie mit einer Hand, die eben
Vielleicht in Haufen schnöden Goldes wühlte!
Jochai, zu ihr beten müßt ihr, nahn ihr,
Wie man den Heil'gen naht! O laßt mich ziehn!
Der Blick auf das, was Euch zurück bleibt, kann
Den Abschied nicht erleichtern. So mit Gott! —
(Will rasch ab.)

Dritter Auftritt.

Die hintere Thür öffnet sich. Zwei Tempeldiener, jeder mit einer großen brennenden Kerze, treten ein. Rabbi Santos mit einem Buch in der Hand. Die Vorigen.

Santos (bei Seite): Acosta?
Silva (bei Seite): Rabbi Santos?
Jochai (bei Seite): Welcher Aufzug!
Sant.: Verweilt, Acosta, daß Ihr selbst vernehmt,
In welcher Sendung ich zu Silva komme.
S.: In welcher Sendung? Rabbi, diese Lichter?
Sant.: Noch vor der dunkeln Nacht? De Silva, ja,
Dies Licht am Tag ist die Vernunft Acosta's,
Die heller sein will, als die Offenbarung.
U.: Die beiden Kerzen scheinen Euch die Sonne!
Was soll ich hier? Was hätt' ich zu vernehmen?
Sant.: Dies Buch, de Silva, schickt die Synagoge
An Euch, den weisen, hochgelahrten Kenner
Des Glaubens und der heil'gen Glaubensquellen.
Ihr sollt, so ist der Auftrag der Gemeinde,
Dies Buch nach redlichem Gewissen prüfen;
Nicht nach den Formeln der Philosophie,
Nein, prüfen sollt Ihr nur, ob diese Schrift
Im Einklang mit dem Judenthume steht,
Ob der, der solch' ein Buch zu schreiben wagt,
Noch ferner sich zu Jakob's Söhnen zählen,
Noch ferner auf Verheißung hoffen darf.
S.: Wo der Gehorsam schon mich ehren muß,
Wird Ehre Ruhm bei solchem hohen Auftrag.
Sant.: Bedeutet dieses Licht (auf die Kerzen deutend) des Autors Seele,
So will die Synagoge und der Vorstand
Erfahren, ob sie länger noch darf flackern
Unrein im reinen Lichtmeer der Gemeinde.
Dies ist das Buch! In sieben Tagen will
Der Rath der Drei von Euch die Botschaft hören
Und so Ihr sie gedenkt zu geben, dann
Bestätigt mir's mit zwei geschrieb'nen Worten!
(Silva nimmt das Buch, schlägt es auf und erschrickt, da er sieht, daß es Uriels Schrift ist.)
U.: Sagt's nur heraus, de Silva! sagt es frei,
Ich bin's — dem Euer blinder Glaubenseifer
Das Licht der Seele auszulöschen droht!
S.: Ihr seid der Angeklagte, Uriel —
Sant.: Sprecht Ihr in mitleidsvollem Ton? Dies Buch
Sei Euch ein Buch — den Autor kennt Ihr nicht.
S. (zu Santos): Hier tretet ein. Zwei Zeilen bürgen Euch
Für den Empfang des schmerzlich-ernsten Auftrags. —
Acosta! — Zitternd fühlt der Mensch die Zügel
Des eignen Schicksals, die ihm unsichtbar,
Sich selbst zu nützen oder schaden, oft
Ein guter Gott in seine Hände giebt.
Doch wie viel schwerer ist es, sich zu wissen
Als eines fremden Loses Vorsehung
Und Stellvertreter des allweisen Richters
Für einen andern, dem wir Schicksal werden!
Es thut mir leid, Acosta, daß ich glaube
An Rufe aus der Höhe, daß ich Gottes Finger
In menschlichem Befehle oft erblicke.
Dies Buch schickt mir mein Volk, schickt Israel,
Ich prüf' es nach dem Talmud und der Thora.
(Geht nach innen. Santos und die Diener folgen.)

J.: Ihr seid betroffen, Uriel? Was thut
Euch das? Wenn man auf Reisen ist, verfliegt
Ein fernes Schicksal in die blaue Luft.
Seid Ihr, wo andre Sprachen, andre Sitten
Als einend Band sich um die Menschen
flechten,
Da wird Euch alles, was auch kommen mag,
Was man auch brieflich Euch vermelden
dürfte,
Wie eine Fabel klingen, die Euch nicht be-
rührt.
Lebt wohl! Nehmt guten Muth auf Eure
Reise!
(Ab nach außen.)
U.: Du glaubst, daß ich noch jetzt in ferne Thäler
Mich selbst verbannen würde Dir zu Liebe?
Weil ich schon einmal feige mich und Judith
Vor einem Kampf des Herzens retten wollte,
Soll ich auch jetzt den Kampf des Geistes
fliehn?
Das war gefehlt! Wer Wahrheit will be-
kennen,
Darf sich die höchste Glorie nicht entziehn,
Den Ruhm des Muthes, den die Wahrheit
giebt.
Was kann in mir von Flucht noch weiter
sprechen?
Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen
brechen!
(Ab. Der Vorhang fällt.)

Aus „Zopf und Schwert“.

Lustspiel in fünf Aufzügen.

Zweiter Aufzug. Erste Scene.

Zimmer des Königs. Links vom Zuschauer eine Seiten-thür. Mittelthür. Arbeitstisch. Stühle.

Erster Auftritt.

Grumbkow und Seckendorf treten mit Eversmann ein, der ein orangenfarbenes Ordensband mit Orden und einen glänzenden Degen über dem Arm trägt.

Grumbkow: Eine Depesche, Eversmann?

Seckendorf: Aus Hannover, sagten Sie?

G.: Und der Staat da? Das Ordensband? Der Prachtdegen?

Eversmann: Alles gleich nach Ankunft der Depesche von Sr. Majestät bestellt.

S.: Eine Depesche aus Hannover — vor einer Stunde angekommen — grand cordon bestellt — Staatsdegen — wir müssen combiniren, Grumbkow.

E.: Und die Tafel ist heute um 12 Couverts vermehrt; (bedeutend) 36 Thaler sind für den Mittagstisch ausgesetzt; alles soll en grande parure erscheinen.

S.: Eine Depesche ist aus Hannover angekommen — grand cordon — Staatsdegen — zwölf Couverts — 36 Thaler — wir müssen combiniren, Grumbkow.

E.: Und als er das Siegel von der Depesche abgerissen, da hat er zwei schwere Thränen vergossen und gesagt: Ich will sie ja alle glücklich machen und sollte ich mit Kolben dreinschlagen! Und nun ist er in Feuer und Flammen und will ganz Berlin zu Tische laden —

G.: Für 36 Thaler?

E.: Und die Waisenkinder sollen neu gekleidet werden —

G. (betroffen): Die Waisenkinder? Eine förmliche Vermählungsgeschichte!

S.: Depesche — Hannover — 36 Thaler — 2 Thränen — mit Kolben dreinschlagen — man muß nur combiniren, Grumbkow.

E.: Ich glaube, er kommt. (Erschrocken) Der König!

Zweiter Auftritt.

Der König (zur Thür herausſehend). Die Vorigen.

König: Guten Morgen, guten Morgen! Wünsche wohl geruht zu haben, meine Herren! Nun, wo bleibt Er denn mit dem Bettelstaat? Da fehlen ja noch die englischen Orden. — Bind' Er mir gleich alles fest, daß einem der Plunder nicht so am Leibe herumschlenkert.

E. (scherzend): Was Großes ist im Werke; wünschen Ew. Majestät nicht auch die Krone?

K.: Narr! Die Krone! (Tritt heraus.) Sei Er froh, daß Er sie nicht zu tragen braucht! Geh' Er jetzt, Eversmann, bring' Er alles in Ordnung.

E. (ab).

K. (sehr erregt): Guten Morgen, Grumbkow und Seckendorf! Hab' heute keine Zeit. Sagen Sie dem preußischen Staat ein Compliment und er sollte mich heut einmal in Ruhe lassen. Guten Morgen! guten Morgen! (Die beiden Minister wollen sich zögernd empfehlen.)

G. (An der Thür —): Ew. Majestät sind in einer ganz besonders fröhlichen Laune —

S.: Sollte vielleicht die Ankunft des Couriers —

K. (gleichgültig): Ja — es ist ein Courier angekommen —

G.: Aus Hannover?

K.: Aus Hannover.

S.: Von Wichtigkeit, Majestät?

K.: Von Wichtigkeit.

G.: Wahrscheinlich über englische Angelegenheiten?

K.: Ueber englische Angelegenheiten —

S.: Höchst wahrscheinlich über den ostindischen Handel?

K.: Nein.

G.: Ueber den holländischen Schiffsvertrag?

K. (Sich an der Neugier beider weidend): So was. Guten Morgen!

G. (bei Seite): Heute wieder eine ganz desperate Laune —

S. (bei Seite im Abgehen): 36 Thaler — zwölf Couverts — die Waisenkinder — man muß nur combiniren. (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Der König. Dann Eversmann.

K.: Fort sind sie! Endlich einen Augenblick für mich allein.

E. (tritt ein.)

K.: Ich bin übermenschlich glücklich.

E.: Gratulire unterthänigst.

K.: Danke. Ja, denk' Er sich — ja so — (bei Seite) niemand soll's ja wissen.

E.: Wollten sich nicht Ew. Majestät —

K.: Umkleiden? Zieh' Er mir den Rock aus. Nichts soll gespart werden. Man soll wissen, daß ich einen Schatz habe; man soll wissen, daß ich nur gewöhnlich geizig bin, sonst aber auch draufgehen lassen kann, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet, eine Gelegenheit wie jetzt, wo es sich — (herausplatzend) denk' Er sich, Eversmann — (besinnt sich wieder) ja so!

E. (zieht dem König den Rock aus): Majestät werden doch wohl die gestickte Uniform anziehen?

K.: Die gestickte Uniform. Ja, ich erwarte Gäste, denen man Ehre erzeigen muß, große Ehre; denn ich denke immer, wenn es sich um die Ankunft von Personen — (setzt sich). Zieh' Er mir die Stiefel aus!

E. (schickt sich dazu an. Es geht schwer.)

K.: War der Erbprinz schon da?

E.: Machen Se. Majestät seinetwegen so viel Umstände?

K.: Seinetwegen? Vielleicht! (Bei Seite) Ich will sie alle irreführen. (Laut): Au, Flegel, meine Hühneraugen! Ich glaube gar, Er will mir absichtlich wehe thun, weil ich — Ihm nichts sage?

E.: Majestät, ich habe ja noch gar nicht gefragt!

K.: Ich würd' Ihn auch bei Fragen! Warum lacht Er denn? He? Hol' Er mir meinen Schlafrock, bis die Uniform da ist —

E. (will hineingehen.)

K.: Heda! warum hat Er vorhin gelacht?

E.: Ach — bis ich Ew. Majestät den Hut in die Hand gegeben habe, haben Sie mir's doch gesagt.

K. (droht ihm mit dem Stock): Was? Er untersteht sich?

E. (retirirend): Es muß ja alles heraus bei Ew. Majestät. Es gibt blos Eins, was Ew. Majestät gut bei sich behalten können, das ist das Geld — Ha, ha! Ich hole den Schlafrock. (Ab.)

Vierter Auftritt.

König (allein und sitzend, in Hemdärmeln). Dann Lakai und der Erbprinz.

K.: Er hat recht. Es drückt mir's Herz ab. Aber sie alle sollen nichts erfahren, sie sollen nicht. Sie haben mir meine liebsten Pläne schon verdorben. Ich will andere Saiten aufziehen und all die Kameele 'mal durch ein Nadelöhr schicken. Sie glauben, ich bin für Oesterreich, aber, haha! Englands eigener Antrag durch den hannöverschen Kourier hat mich überrascht, England ist die Idee meiner Frau, so bin ich denn auch für England und nun bald Hochzeit und Kindtaufe.

Lakai (tritt ein und meldet): Se. Hoheit der Erbprinz von Bayreuth.

K.: Ganz genehm!

L. (Ab.)

Erbprinz (tritt ein, bei Seite.): Sind das die Zimmer des alten Brummbärs? (Zum König): Ist das das Cabinet des Königs?

K.: Zu dienen.

Erbp.: Geh' Er hinein und meld' Er

mich. Ich bin der Erbprinz von Bayreuth!

K. (staunend bei Seite): Wofür hält mich der?

E.: Aber wie sieht Er denn aus? Schäm' Er sich. Er ist der Kammerhusar des Königs und empfängt so Personen, denen sein König Audienz geben will?

K.: Wollten — Ew. Hoheit — den König von Preußen sprechen?

E.: Er hört's ja. Meld' Er mich.

K.: Den Augenblick, Hoheit. (Will ab.)

E.: So will Er zu seinem Herrn? Ohne Stiefel, in Hemdärmeln?

K.: O, ich stehe mit dem König auf einem sehr vertrauten Fuße. (Ab.)

E. (allein): Nein, ein merkwürdiger Hofstaat das! In den Antichambres stehen die Kammerhusaren barfuß! Ich vermuthe aus Sparsamkeit, um die Livréen zu schonen. — Also! Die Stunde ist da. Die Würfel werden fallen. Wilhelmine! Sie und nur Sie! — Sie sollte einwilligen, sich mit dem gemalten Bilde eines Prinzen von Wales, mit dem bunten Schattenriß eines niegesehenen Erzherzogs von Oesterreich zu vermählen? Ich rechne auf den Genius der Liebe, auf den Zufall, der mir vielleicht günstiger ist, als ich erwarte! Die Eltern sind uneins, so gewinn' ich Zeit, mir — Wilhelminens Herz zu sichern. Der König kommt. Jetzt werd' ich seine günstigen Ansichten über Oesterreich hören.

Fünfter Auftritt.

König (jetzt mit dem Ordensbande). Der Erbprinz. Ein Lakai.

König (tritt näher).

Erbprinz (betrachtet ihn): Ist das nicht —

K.: Ja stutzen Sie nur. Eine kleine Verwechselung!

E. (in Verlegenheit): Meine Unbekanntschaft, Majestät —

K.: Hat nichts zu sagen. Aber Sie waren schrecklich grob. Na, die Kammerhusaren tragen dicke Pelze. Also — ich wünschte Sie zu sprechen. Mein lieber Erbprinz von Bayreuth — kommen Sie jetzt eben von Bayreuth?

E.: Zu Befehl, Ew. Majestät. Das heißt, vor — vor drei Jahren bin ich von Bayreuth abgereist.

K.: Und waren — in der Zeit?

E.: In — in — in England!

K.: Ah! — — Lange in England?

E. (bei Seite): Jetzt soll' ich wohl für Oesterreich wirken? (Laut.) In England? Lange genug, um dieses höchst verkehrte und überwiegend lächerliche Land nach allen seinen Beziehungen kennen zu lernen.

K.: Was? England? Hören Sie! Da können wir noch lange laufen, bis wir dahin angekommen sind, wo die Engländer schon stehen. Nun — thut nichts. — Hm — Hm — Waren Sie denn auch in Italien, Oesterreich, da so herum?

E. (bei Seite): Ist er denn für England? Ich denke, für Oesterreich? Er ist für Oesterreich! (Laut.) Oesterreich? O wohl! Eine ausgezeichnete Regierung, ein Gewerbefleiß, ein Handel, ein Verkehr, Bewegung und Leben in allen Kreisen.

K.: Hören Sie, Bewegung? Die wird sich in Oesterreich wohl noch halten lassen.

E. (bei Seite): Ist er denn nicht für Oesterreich? Ich glaube, ich insinuir' mich gar nicht!

K. (bei Seite): Sollt' er sich bereits mit Seckendorf und der ganzen Clique verständigt haben und mir zu Munde reden wollen? (Laut.) Hübsches Ländchen da, Ihr Bayreuth. Boden etwas steinig. Bringt Ihrem Vater wohl nicht viel ein?

E.: Man verbessert jetzt bei uns das Erdreich. (Bei Seite.) Schöne geographische Vorurtheile.

K.: Wohl durch die Lustschlösser, die Ihr Herr Vater bauen läßt? Was ist denn dem Mann eingefallen? Baut ja einen Firlefanz nach dem andern, ganz à la Ludewig quatorze, und stürzt sein Land in Schulden. Wie viel Schulden hat denn beiläufig Ihr Ländchen?

E.: Schulden? (Bei Seite.) Weiß ich wahrhaftig selber nicht. (Dreist.) Zehn Millionen!

K.: Zehn Millionen!

E.: Etwas mehr oder etwas weniger.

K.: Großer Gott, und wer soll denn die einmal bezahlen? Und bei dergleichen Kameralverhältnissen reisen Sie auch noch in Europa herum und tragen das bischen Geld aus dem Lande?

E.: Sire, man bildet sich.

K.: In Versailles! In Rheinsberg? Nun darüber — genug, lassen wir das. (Pfeift sich den Anfang des Dessauer Marsches.) Sagen Sie mal, Sie haben ja da bei meinem Sohn so manchmal in der Heidenkomödie mitgespielt.

E.: Heidenkomödie?

K.: Ja, wissen Sie, ich wollte eigentlich blos wegen dieser Heidenkomödie mit Ihnen sprechen. Prinz, Sie sind ein Mann von Geschmack, wie man sagt, einer, der so recht das gottlose römische und griechische Wesen inne hat. Da ich nun gesonnen bin, die Vermählung meiner Tochter mit jedem Aufwande zu feiern, der meiner Krone geziemt, so wollt' ich Sie gebeten haben, Sie können sich mit meinem Sohn verständigen, wie man acht Tage lang auf eine amüsante und graziöse Manier die Höfe von Polen, von Sachsen, von Braunschweig, von Mecklenburg, die alle herkommen werden, unterhalten kann und wie man überhaupt mit unserer Hochzeit Ehre einlegen kann.

E.: Hochzeit — Ihrer Prinzessin Tochter?

K.: Wohl, Erbprinz. Kanonenschüsse, die liefert meine Artillerie. Manövers, Revuen, Paraden, das ist meine Sache; dafür soll gesorgt werden. Aber Abends, da werden mir manchmal die fremden Herrschaften in Berlin müde, da nicken sie ein: Biertrinken und Tabakrauchen ist leider noch nicht jedermanns Sache und so muß man schon mit dem Strom schwimmen und für angemessene Unterhaltung sorgen durch Illumination, Operas, allegorische Geschichten und dergleichen über Preußen und England —

E.: England?

K.: (Steht auf): Wetter, das ist mir so über die Zunge gelaufen, wie der Hase über'n Weg! Nun, ich meine ein Spectaculum von — also immerhin! — ja Einhorn, Adler, Adler, Einhorn, Leoparden, immer eins ins andere, und gereimt muß es auch sein, sozusagen gedichtet —

E.: England? Diese Nachricht ist so überraschend — das ganze Land, Europa, die Welt wird erstaunen, wie England zu der Ehre kommt!

K.: Oho, schmeicheln Sie dem alten Kammerhusaren nicht! Mit England sind das schon alte Geschichten und von meiner Frau seit Jahren eingefädelt.

E.: Von der Königin? Ich glaube, daß die Königin — bei weitem mehr — für — für — Oesterreich sein wird.

K.: Für Oesterreich? (Bei Seite.) Das konnt' ich mir denken, daß die schon wieder ihren eigenen Willen haben muß! (Laut und entschieden.) Nein, heut' hab' ich einen Courier von unserm Gesandten bekommen, der mich versichert, daß es England mit dieser im Stillen abgekarteten Heirath Ernst ist. Der Prinz von Wales hat sich in England eingeschifft und man vermuthet, daß er bereits an der hannöver'schen Küste gelandet ist. Einstweilen ist im strengsten Incognito ein Bevollmächtigter von London abgegangen, der alle Punkte dieser Heirath mit mir verhandeln soll. Dieser Gesandte kann jede Stunde in Berlin eintreffen. Sie würden mich also sehr verbinden —

E. (In Verzweiflung): Soll es denn ein Schäferspiel sein?

K.: Schäferspiel? Ja! Und der Kronprinz kann dabei die Flöte blasen, die er nun doch 'mal hinter meinem Rücken gelernt hat.

E. (will gehen und kommt wieder): Und die Herrschaften sollen selbst darin mitspielen?

K.: Ja! Schreiben Sie jedem was zu sagen vor — mir nichts. Grumbkow aber, der soll mitspielen, die Viereck, die Sonnsfeld, der Seckendorf auch —

E. (geht wieder zurück): Englisch oder französisch?

K.: Nein, lauter reines feuriges Deutsch! Hochdeutsch, verstehen Sie, nicht berlinisch. (Vertraulich.) Wenn Sie etwas Holländisch dabei anbringen könnten, das wäre mir aus gewissen Handelsrücksichten nicht unerwünscht, da es doch in die Zeitungen kommt und der holländische Gesandte dabei ist — denn die Einfuhr des Tabaks — wissen Sie, (in's Ohr und mit dem Gestus des Rauchens) rauchen kann der feine Herr wohl nicht?

E. (verzweifelnd): Das nicht, Majestät, aber die Phantasie dampft mir schon wie ein Vulkan!

Lakai (tritt ein): Die Geheimen Räthe bitten dringend Ew. Majestät um gnädiges Gehör.

K.: Die muß die Neugier plagen! 'Mal herein mit! (Rafal ab.) Also wie gesagt: Allegorische Epithalamien! Nicht so ganz in der Manier von Versailles, aber doch ein Polterabend, der sich vor denen da drüben in — ich meine in Dresden — nicht so sehr zu verstecken braucht. Und Holland! Holland! Bringen Sie mir ja was von den Colonien — von dem Land an, Erbprinz, wo der Tabak wächst. Sie kennen doch —

E. (außer sich): Das Land, wo der Pfeffer wächst! (Ab.)

Vor Gutzkow treten die übrigen jungdeutschen Dichter ziemlich weit zurück. Kein Anderer besaß noch eine so feine Fühlung für das, was damals in der Luft lag, wie er; kein Anderer kam dem tiefen Bedürfnisse der Zeit so ganz und voll, mit einer so reichen Fülle von neuen Gedanken entgegen, wie der Dichter des „Uriel Acosta"; kein Anderer war sich aber auch in den dreißiger und vierziger Jahren der entscheidenden Mitwirkung der Literatur bei der Umgestaltung der Bildung so klar bewußt, wie Gutzkow, und keinem Einzigen von all den übrigen Genossen war es in Folge dessen eine so heilige Pflicht, die Tendenz unseres Jahrhunderts zu fördern, wie ihm. Die Meisten warfen sich in die neue Strömung, ohne sich über das Woher und Wohin auch nur im Geringsten klar geworden zu sein, und proclamirten in Folge dessen alsbald wahrhaft ungeheuerliche Reformpläne. Der Eine erklärte rundweg die gesammte Sittlichkeit für Vorurtheil, und ein Anderer stellte jede Staatseinrichtung als eine Feindin des Fortschritts hin. So bitter ernst, wie es vielleicht den Anschein hatte, war es den verwegenen Kämpen mit ihren Weltverbesserungen jedoch keineswegs; es kam ein gut Theil jugendlicher Uebermuth zu den lauten Raisonnements; auch schloß sich gar Mancher der Bewegung nur an, weil ihn die Opposition gegen die hohe Obrigkeit reizte und er außerdem hoffte, durch sein keckes Gebahren schneller, als durch gediegene, werthvolle Arbeit, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und ein Mann von Bedeutung zu werden.

Das buntfarbigste Bild eines solchen jungdeutschen burschikosen Stürmers bietet **Heinrich Laube**, der später einmal, schon weil er auch der geistig bedeutendste ist, als der Prototyp aller jener kampflustigen Retter der Gesellschaft gelten wird. Laube wurde am 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren. Sein Vater war ein ehrsamer Maurer, der, da ihn sein Handwerk nicht genügend ernährte, auch noch Oeconomie betrieb. Den ersten Unterricht genoß er in der Bürgerschule seiner Vaterstadt; der geistige Horizont muß dort aber ein sehr kleiner gewesen sein, denn noch in seinem vierzehnten Lebensjahre hatte der aufgeweckte Bursche weder etwas von Goethe, noch von Schiller gehört und trug sich mit dem Plane, bei seinem Großvater mütterlicherseits das Fleischerhandwerk zu lernen, da seine Mutter wiederholt betonte: „Handwerk hat einen goldenen Boden." Bald jedoch fielen dem Knaben Romane in die Hände, die er nun mit einem wahren Heißhunger verschlang, auch muß noch sonst seine Vorliebe für geistige Beschäftigung geweckt worden sein, denn bald gab er die Absicht, ein Handwerk zu erlernen, wieder auf und bezog das Gymnasium zu Glogau. Seine Eltern konnten ihm aber zu seinem Unterhalte nur sehr wenig liefern, er mußte

sich daher durch Stundengeben und Freitische erhalten, was ihm auch hinlänglich gelang, da er sich bald viele Gönner und Freunde erwarb. Leider wurde ihm das sonst so angenehme Leben in Glogau mehr und mehr durch die pietistische Richtung des Rectors verleidet, so daß er schließlich sein Absolutorium in Schweidnitz machte. Recht wie ein fahrender Musensohn bezog er darauf, mit dem Ränzel und der Guitarre auf dem Rücken, die Universität Halle, um Theologie zu studiren, oder richtiger, dieses Studium als Vorwand für ein heiteres Studentenleben zu gebrauchen. Die Burschenschaft war denn auch das erste, wonach er fragte, als er im Frühjahr 1826 nach Halle kam. Sie hielt er damals für das einzige Ergebniß der Befreiungskriege. Auf einer preußischen Universität wie Halle konnte es freilich keine öffentliche Adresse der Burschenschaft geben; wer dazu gehörte, trug auch nur die zwei Farben schwarz und roth; auch war es auf eine unmittelbare Bethätigung nirgends abgesehen. Von der Stadt Sprottau war dem jungen Studio ein Stipendium zuerkannt worden, das der Vater jedoch für sich behielt in der Hoffnung, der Sohn werde sich, wie in Glogau, so auch in Halle, durch Stundengeben forthelfen können. Allein die Lust zu diesem Erwerb war auf der Universität verloren gegangen, in Folge dessen sich die Verbindung alsbald genöthigt sah, sich des „armen Fuchses“ anzunehmen und ihn „durchzuschleppen.“ Der burschenschaftliche Uebermuth scheint aber durch die magere Börse nicht beeinträchtigt worden zu sein, ja, als am Neujahrstage eine große Schlittenfahrt unternommen wurde, bei der man die vollen Farben ausgelegt hatte, knallte Laube, der hinten auf der Pritsche des ersten sechsspännigen Schlittens saß, dem Herrn Universitätsrichter, der, als man vor seinem Hause vorüberfuhr, gerade vor seiner Hausthür stand, so kecklich herausfordernd unter die Nase, daß ihn alsbald der „Arm der Gerechtigkeit“ erfaßte. Studiosus Laube wurde vom Pedell ergriffen und in's Carcer abgeführt, und da er bei den Verhören keine Eröffnung über die ausgelegten Farben machen wollte, so ließ man ihn sechs Wochen lang im Carcer sitzen. Nach dieser bittern Zeit sah er sich genöthigt, mit einem Zeugnisse, in welchem der unauslöschliche Makel „der Burschenschaft verdächtig“ prangte, versehen, total arm an irdischem Besitz, da selbst Bett und Mantel hatten veräußert werden müssen, nur bereichert durch einige Lebenserfahrungen, die aber für die nächste Zukunft noch wenig Lehre brachten, in die Heimath zurückzukehren. Diesmal machte er den Weg ohne Guitarre. Nach kurzem Aufenthalte in Sprottau wandte er sich nach Breslau; doch dem Gespenst der Burschenschaft war er damit nicht entflohen; als er dort am Tage nach seiner Immatrikulation auf seiner neuen „Bude“ erwachte, stand der Pedell vor seinem Bette und citirte ihn wegen seines Halle'schen Zeugnisses vor das Universitätsgericht. „Wir waren wie gebrandmarkte Galeerensklaven“, sagt Laube selbst in seinen „Erinnerungen“, „die überall den Rock ausziehen und den nackten Arm zeigen mußten, weil man die eingebrannte Marke sehen wollte.“ Das Verhör ging jedoch ziemlich gnädig ab und Laube hätte sich nun ungestört den Studien widmen können, wenn ihn nicht der Fechtboden weit mehr interessirt hätte, als die Genesis und die Evangelien. Er erlangte denn auch bald eine solche Fertigkeit im Fechten, daß die Universitätsbehörde sich

bewogen fühlte, ihm eines schönen Tages die einträgliche Universitäts-Fechtmeisterstelle, die gerade zu besetzen war, anzutragen. Er schlug die Stelle aber aus, obgleich er nicht wußte, was er überhaupt werden sollte. Sein zielloses Leben erreichte jedoch nun bald seine Endschaft; er lernte den geistvollen Karl Schall kennen und dieser führte ihn in die zeitgenössische Literatur ein und weckte sein Interesse für das Theater. In Folge dessen versuchte sich Laube alsbald in einem großen historischen Trauerspiele „Gustav Adolph“ und schrieb auch noch zugleich eine Travestie auf den berühmten Geigenspieler Paganini, „Nikolo Zaganini, der große Virtuos“. Beide Stücke fanden Beifall beim Breslauer Publikum, drangen aber doch über die heimathliche Grenze nicht hinaus und Laube nahm sie später auch nicht mit unter seine „dramatischen Werke“ auf. Diese ersten Erfolge bestimmten ihn jedoch noch nicht, sich ganz der literarischen Laufbahn zuzuwenden, er nahm vielmehr eine Hauslehrerstelle auf einem Rittergute an und trug sich sogar mit dem Gedanken, Pfarrer zu werden, bis ihn die polnische Revolution in das hochwogende öffentliche Leben zurückriß und ihn schließlich 1832 nach Leipzig verschlug, wo er die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt“ übernahm und auch alsbald sein erstes Buch „Das neue Jahrhundert“ (2 Thle. Fürth und Lpzg. 1833) herausgab, in welchem er mit jugendlichem Enthusiasmus für das unterdrückte Polen eintrat. Kurz darauf erschien auch seine erste Novelle „Das junge Europa“ (2 Bde. Leipzig 1833), die ihres kecken, frischen Tones wegen, der noch vielfach an den flotten, rauflustigen Burschenschafter erinnert, besonders bei dem jungen Geschlechte viel Anklang fand. Später gab er dieser Novelle den Separattitel „Die Poeten“, fügte ihr noch zwei andere „Die Krieger“ und „Die Bürger“ hinzu und stellte allen Dreien den Gesammttitel „Das junge Europa“ (4 Bde. Mannh. 1834—1837) voran. Der Ertrag des Werkes war so reichlich, daß er ihm eine Reise nach Süddeutschland und Oberitalien, und zwar in Gesellschaft von Gutzkow, ermöglichte. Während der Reise kamen Beide zwar zu der Ueberzeugung, daß sie zwei ganz von Grund aus verschiedene Naturen seien, denen es kaum je gelingen werde, sich gegenseitig gerecht zu werden, doch zog Laube aus diesem engeren Verkehr mit dem geistvollen Genossen den großen Nutzen, daß dieser ihm die hohe civilisatorische Bedeutung des Theaters erschloß. Die erste Frucht dieser Reise waren jedoch nur die „Reisenovellen“ (6 Bde. Lpzg. 1834—1837), Nachahmungen von Heine's „Reisebildern“, ungenirte Plaudereien über die mangelhaften Einrichtungen des Staates und die schlechten Polster der Postwagen, die erhabene Schönheit eines Domes und das reizvolle Incarnat eines hübschen Mädchens, den Besuch bei einem berühmten Manne und den neuesten Schnitt der Westen — kurz über Alles was augenblicklich interessirte und nicht interessirte, aber ohne jede tiefere Kenntniß, ohne jedes reifere Urtheil. Allein dem großen Publicum gefiel diese ursprünglich-sinnliche Heiterkeit, dieser leichte Witz, und der Verfasser stieg schnell zum Mann des Tages empor, von dem alle Welt sprach. Leider wurde in Folge dessen aber auch der Geheimrath von Tzschoppe in Berlin auf den Verfasser aufmerksam, jener preußische Ministerial-Beamte, der die heilige Pflicht hatte, alle naseweisen jungen Schriftsteller sofort zu beseitigen, die sich

einfallen ließen, die Einrichtungen des Staates zu tadeln, oder gar an denselben zu rütteln. Nun hielt sich zwar Laube zur Zeit gar nicht in Preußen auf, aber Tzschoppe's Macht reichte auch in die Nachbarstaaten hinüber, und so erhielt der kecke Frevler eines Tages von der Leipziger Polizei den Befehl, die Stadt sofort zu verlassen, da sie ihm künftig als Aufenthaltsort nicht mehr gestattet werden könne. Er wandte sich nun tollkühn nach Berlin selbst, wo er jedoch von Varnhagen von Ense dringend gemahnt wurde, baldigst wieder abzureisen. Um seine Gesundheit wieder etwas zu bessern, ging er nach der Kaltwasserheilanstalt von Priesnitz zu Gräfenberg in Oesterreichisch-Schlesien, kehrte jedoch nach vollendeter Kur nach Berlin zurück, und nun sollte ihm auch die preußische Hauptstadt zur Löwengrube werden. Bald nach seiner Ankunft wurde er verhaftet und als ehemaliges Mitglied der Halle'schen Burschenschaft zur Criminaluntersuchung in die Hausvogtei gesetzt. Neun Monate saß er dort, bis er endlich nach verschiedenen resultatlosen Verhören wieder entlassen und vom Polizeiminister von Rochow nach Naumburg an der Saale verbannt und unter die specielle Aufsicht des dortigen Landraths gestellt wurde. Gleichzeitig wurden seine sämmtlichen Schriften durch Bundesbeschluß im ganzen Umfange des deutschen Bundes verboten. Alle diese schweren Schläge konnten ihn jedoch nicht dauernd niederdrücken; nachdem er seine durch die lange Gefängnißhaft geschwächte Gesundheit wieder gekräftigt hatte, griff er wieder rüstig zur Feder, und nacheinander entstanden die Novellen „Liebesbriefe“ (Mannh. 1835), „Die Schauspielerin“ (Ebd. 1836) und „Das Glück“ (Ebd. 1837). Der Verfasser hatte bei diesen Arbeiten hauptsächlich den Zweck im Auge, sich zu einem eleganteren Stilisten herauszubilden; Varnhagen hatte den jungen Autor auf die Vorzüge eines sauberen, wohl ausgeschliffenen Stiles aufmerksam gemacht, allein Laube erreichte seinen Zweck nicht, seine Sprache wurde vielmehr jetzt eine gezierte und unbeholfene, die gegen den burschikosen, ungenirten Ton in seinen früheren Schriften ganz seltsam abstach. Sein Leben in Naumburg war ein leidlich angenehmes, der Landrath übte die Aufsicht mit der größten Humanität und ließ es selbst geschehen, daß sein Staatsgefangener Ausflüge bis nach Leipzig unternahm. Und das sollte für das fernere Leben Laubes von der größten Wichtigkeit werden, denn dort lernte er die geistvolle junge Wittwe des Professors Hänel kennen, Iduna Hänel, mit der er sich sodann 1836 vermählte und die ihm bis zu ihrem 1879 erfolgten Tode in allen Lebenslagen eine überaus umsichtige Gattin wurde. Das junge Eheglück sollte jedoch bald durch einen jähen Schrecken getrübt werden; die Untersuchung über Laube war endlich abgeschlossen worden und das Urtheil lautete auf sieben Jahre Festungsstrafe. Seine Theilnahme an der burschenschaftlichen Verbindung in Halle war dabei mit 6 Jahren geahndet, und das weitere Jahr ihm wegen des in seinen Schriften vertretenen Liberalismus zudictirt worden. Auf Verwendung der Frau Fürstin Pückler-Muskau, einer Tochter des Staatsministers von Hardenberg, wurde die Strafe jedoch auf ein Jahr und sechs Monate ermäßigt und außerdem Laube gestattet, diese Haft in Gesellschaft seiner Familie auf dem Gute der Fürstin in Muskau abzubüßen. In Folge dessen gestaltete sich diese Strafzeit zu einer

der freundlichsten Perioden in Laubes Leben, der herrliche fürstliche Park gewährte ihm immer auf's Neue großen Genuß, außerdem ging er eifrig auf die Jagd und pflegte einen angenehmen freundschaftlichen Verkehr mit Leopold Schefer. Seine schriftstellerische Thätigkeit war dabei jedoch von nur wenig Belang, er verfaßte ein „Jagdbrevier" (Leipzig 1841), schrieb eine „Geschichte der deutschen Literatur" (4 Bde. Stuttg. 1839--1840), die wegen ihres oberflächlichen und unselbstständigen Urtheils mit Recht scharf getadelt wurde, und gab Wilhelm Heinse's sämmtliche Schriften (10 Bde. Leipzig 1838) heraus. Nach Ablauf der Strafzeit litt es ihn aber nicht länger in Muskau, er unternahm mit seiner Frau eine Reise nach Holland, Belgien, Frankreich, wo er in Paris zu Heine in ein freundschaftliches Verhältniß trat, und selbst nach Algier, bis er wieder nach Leipzig zurückkehrte und dort von 1842 bis 1844 abermals die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt" übernahm. Sein Kunsturtheil, sowie seine ganze Weltanschauung, war durch diese Reise erheblich geklärt worden, und er betrat daher, nachdem er noch ein Werk über die französischen Lustschlösser und den Roman „Die Gräfin Chateaubriand" (3 Bde. Leipzig 1843), ein farbenreiches Kultur- und Sittenbild aus der Zeit Franz I. von Frankreich, herausgegeben hatte, nun endlich dasjenige Gebiet, auf dem er wirklich Hervorragendes leisten sollte, das des Drama's. In rascher Folge schrieb er „Monaldeschi oder: Die Abenteurer" (1845) „Rococo oder: Die alten Herren" (1846), „Die Bernsteinhexe" (1846), „Struensee" (1847), „Gottsched und Gellert" (1847) und „Die Karlsschüler" (1847). In diesen sämmtlichen Dramen bekundet Laube zunächst, daß er einen scharfen Blick für alles das besitzt, was auf der Bühne wirkt. Selbst da, wo der Stoff der dramatischen Bearbeitung widerstrebt, wie in der „Bernsteinhexe", oder da, wo die unbedeutende Fabel für fünf Acte nur nothdürftig ausreicht, wie in „Gottsched und Gellert", weiß er noch durch den bühnengerechten Aufbau der Scenen, durch die geschickte Weise, wie er seine Personen führt, ja sogar durch das sorgfältige Arrangement der Coulissen, das Publicum für das Stück zu interessiren. Er zeigt aber auch, daß er ein Dichter ist, der mitten in seiner Zeit steht; ein frischer Odem, eine kräftige Morgenluft weht durch alle Auftritte, eine frohe Begeisterung für die modernen Bestrebungen trägt die Helden. Besonders sympathisch berührt dies in der Tragödie „Struensee", wo er die Schicksale des bekannten freisinnigen dänischen Ministers Johann Friedrich Grafen von Struensee, und in dem Schauspiele „Die Karlsschüler", in welchem er die Flucht Schillers aus Stuttgart zum Vorwurfe genommen hat. Leider gelingt es ihm noch nicht, ein ganzes Stück hindurch ein und denselben Ton einzuhalten; bald ist die Sprache pathetisch und schwungvoll, bald trivial und unmelodisch, ja selbst die Grundstimmung schwankt hin und her. Besonders auffällig ist dieser Mangel an Harmonie in den „Karlsschülern", wo in den ersten Acten der Humor des Lustspiels waltet, in den ferneren mehr und mehr der Ernst der Tragödie zur Herrschaft kommt, bis der Schluß dem Ganzen den Charakter des Schauspiels aufzudrücken versucht. Dennoch hat gerade dieses Drama allgemeinen Beifall erzielt, weil es mit vieler Wärme geschrieben worden ist, verschiedene sehr ansprechend gezeichnete Figuren

enthält und eine Reihe von treuen und farbenreichen Kulturbildern bietet. Die Stürme von 1848 unterbrachen die literarische Thätigkeit Laube's, er wurde von dem böhmischen Kreise Elnbogen in die deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er sich dem Centrum und der erbkaiserlichen Partei anschloß, gerieth aber mit seinen Wählern wegen seiner Haltung in Widerspruch und legte im Frühjahr 1849 sein Mandat nieder. Noch im selben Jahre erhielt er durch Vermittelung des Reichsministers von Schmerling die Stelle eines artistischen Directors am k. k. Hofburgtheater zu Wien und übernahm dieselbe am 1. Januar 1850. Die Wirksamkeit, welche er nun hier als Dramaturg entfaltete, war in mehr als einer Beziehung von großer Bedeutung für die deutsche Schauspielkunst; er bildete ein mustergiltiges Zusammenspiel heraus, entfaltete eine große Kunst in der wirkungsvollen Scenirung und bereicherte das Repertoire durch die Wiederaufnahme der Grillparzer'schen Dramen. Doch wandte er sich auch seinen dichterischen Bestrebungen wieder zu und schuf 1854 das Schauspiel „Prinz Friedrich“ und 1856 die Tragödie „Graf Essex“. In dem ersteren Stücke hat er das Zerwürfniß zwischen dem jungen Kronprinzen Friedrich, nachmaligem König Friedrich II. von Preußen, und seinem Vater zum Vorwurfe genommen und dem spröden Stoffe auch eine recht wirksame, spannende Handlung abgewonnen, doch fehlt es schließlich an einer weiteren Perspective; der Blick erhebt sich nicht über den privaten Kreis der königlichen Familie. Weit großartiger ist dagegen das dramatische Gemälde, welches im „Grafen Essex“ entrollt wird. Der Conflict zwischen der Königin Elisabeth von England und ihrem Günstlinge, dem Grafen Essex, wächst rasch über die Grenzen von Westminster hinaus, ergreift alsbald auch die Bevölkerung von London, ja selbst das ganze Volk von England und droht zuletzt sogar eine Staatsumwälzung mit allen ihren Schrecken nach sich zu ziehen. Allein Elisabeth weiß im geeigneten Momente mit staatsmännischem Blick die richtigen Maßregeln zu ergreifen und die Krone wieder fest sich auf's Haupt zu drücken, worauf Graf Essex, der bereits der Held des Volkes geworden, nur um so jäher in den Abgrund stürzt. Die Handlung wird mit großer Kunst entwickelt; die Charaktere, vor allem die Königin, aus der bald das beleidigte Weib, bald die in ihrem Stolz verletzte Herrscherin spricht, und der ritterliche Graf, sind mit Meisterschaft gezeichnet. Auch die Sprache, sonst bei Laube so oft unschön und hart, ist hier durchweg edel und schwungvoll. Wir theilen unten die siebente Scene des dritten Actes mit, die der Culminationspunkt des Stückes ist. Essex hat sich wiederholt den Verdächtigungen seiner Feinde gegenüber bei der Königin rechtfertigen wollen, allein all sein Bemühen war vergeblich; da dringt er mit dem ganzen Trotz eines mächtigen Großen gewaltsam in den königlichen Palast ein, beschleunigt damit aber nur die Katastrophe seines Lebens. Von den weiteren Stücken, die nun Laube noch schrieb, reicht keines wieder an „Essex“ heran; „Montrose“ (1859) ist nur eine hohle „Haupt- und Staatsaction“, der „Statthalter von Bengalen“ (1868) nicht viel mehr als eine dramatisirte Anekdote und „Böse Zungen“ (1868) ein allzu leicht hingeworfenes Zeitbild. Auch die Vollendung des Schiller'schen „Demetrius“ (1872)

kann keine glückliche genannt werden. Hat somit der Dichter auf dem Gebiete des Drama's in den letzten zwanzig Jahren keinen Erfolg mehr zu verzeichnen gehabt, so that er doch noch einen vollen Wurf mit seinem großen Roman „Der deutsche Krieg" (9 Bde. Leipzig 1863—1866), in dem er vom protestantischen Standpunkte aus den dreißigjährigen Todeskampf des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation schildert. Zur deutschen Theatergeschichte lieferte er außerdem noch die Monographieen „Das Burgtheater" (Leipzig 1868), „Das norddeutsche Theater" (Ebd. 1872) und „Das Wiener Stadttheater" (Ebd. 1875), die aber die Gründlichkeit sehr vermissen lassen. Daß er mit Weilen auch Grillparzer's Werke herausgab, erwähnten wir bereits S. 154. Der Lebensabend hat dem Dichter leider noch viel Bitteres und Schmerzliches gebracht. Nachdem er siebzehn Jahre lang am Hofburgtheater erfolgreich gewirkt, sah er sich in Folge verschiedener Mißverhältnisse genöthigt, 1866 von seiner Stelle zurückzutreten, worauf er 1867 die Direction des Stadttheaters zu Leipzig übernahm. Seine Situation in dem Klein-Paris sagte ihm jedoch so wenig zu, auch gerieth er alsbald in so mannigfache Conflicte, daß er 1870 nach Wien zurückkehrte und dort die Gründung des „Stadt-Theaters" veranlaßte, dessen Director er sodann wurde. Zwar hat er auch diese Stelle wiederholt niedergelegt, doch ist er auch immer wieder bewogen worden, sie auf's Neue anzunehmen. Seine „Dramatischen Werke" erschienen in 13 Bänden zu Leipzig 1845—1875, seine „Gesammelten Schriften", welche auch 2 Bände frischgeschriebene „Erinnerungen" enthalten, kamen 1875—1880 zu Wien heraus.

Aus „Graf Essex".

Dritter Akt. Siebente Scene.

Essex. Elisabeth. Cecil. Raleigh. Nottingham.

Essex: Ich bin nicht hier, mich zu vertheidigen,
Ich klage an!
Dies Regiment von England klag ich an,
Das weiberlaunisch handelt nach Gelüsten,
Und nicht nach Plänen, das des Reiches Vortheil
Hintansetzt dem parteiischen Getriebe,
Euch klag ich an zuerst, Mylords von Cecil
Und Nottingham und Raleigh, die mein Heer
Und mich und Irland schmählich preisgegeben,
Die hinterher, um Rechenschaft zu meiden,
Ein freveles Possenspiel von Hochverrath
Mit falschem Zeugniß gegen mich versucht.
Euch klag ich an vor meinem Vaterlande!
Die Königin bestimme das Gericht.
Die Peers von England harren ihrer Wahl:
Sechs Peers der Krone, sechs von mir gewählt,
Der Präsident — des Landes erster Richter.
Ich harre Deines Ausspruchs, Majestät,
Und schweige, bis die Königin gesprochen.
(Er tritt, sich verbeugend, zurück.)

Elisabeth: Die Sprache, die Ihr führt, Mylord von Essex,
Die Banden, die Ihr aufgerührt da draußen,
Und vor mein Haus geleitet, und der Ton,
Den Eure Herrlichkeit so tapfer anschlägt —
Das alles ist vom vorigen Jahrhundert
Sehr treu kopirt. Richard der Zweite wäre
Der richtige König, den Ihr brauchtet, Mylord,
Und gegen eine Frau auf Englands Throne
Seid Ihr noch zu galant, nicht wahr?

Essex: Ihr irrt
Euch, Majestät, wenn Ihr voraussetzt, daß ich
Politisch ehrgeizig hiehergekommen

Beschließen will ich nur als Mann von
Ehre,
Als Patriot die Laufbahn eines Staats-
manns,
Beschließen ganz und gar. Ist dies ge-
richtet,
Was jetzt noch Eures Richterspruches harrt,
So leg ich diesen Stab in Eure Hände —
Elisabeth: Sehr gütig!
Essex: Und ins Dunkel meiner Wälder
Verberg ich meine Wünsche und mein Leben.
Elisabeth: Um stiller Häuslichkeit verborgne
Freuden
Still zu genießen —
Essex: Allerdings.
Elisabeth: Im Arme der Liebe
Idyllisch tändeln, wie die Dichter schildern?
Essex: Wenn mirs der Himmel schenket.
Elisabeth (ausbrechend): Vorher
Treuloser, undankbarer Mann, wirst Du
Der Königin, die Du herausgefordert,
Vom Fuß bis zu dem Haupte Rede stehn!
(Bewegung.)
Denn Du bist ein Rebell! — Mit welchem
Recht
Bist Du in England? Felonie ist Dein
Verbrechen!
Essex (schreiend): Königin!
Elisabeth: Mit welchem Rechte
Kommst Du daher ins Innre von West-
minster,
Ins Heiligthum des Königs, Deines Herrn,
Der ich bin und lebendig vor Dir stehe?!
Mit welchem Recht kamst Du daher inmitten
Von Aufruhrschaaren, deren Waffenlärm
Und rohe Stimmen meinen Frieden lästern?
Mit welchem Recht? Mit dem der Rebellion?
Cecil, Nottingham, Raleigh: Hoch unsre
Königin!
Elisabeth: Mit welchem Recht
Trägst Du den Stab, den ich Dir abge-
fordert?
Und den ich eigenhändig Dir entreiße,
(Sie thut es.)
Um Dir ins Angesicht die Schmach zu prägen,
Die Du verdienst!
(Sie schlägt mit dem Stabe nach ihm. Der Hut fliegt ihm vom Haupte, weil er die Hände vorstreckt und mit ihnen in die Höhe fährt. Ein allgemeiner Schrei folgt.)
Essex (Unmittelbar während des Schlages schreiend):
Allmächt'ger Gott! —
(Er zieht seinen Degen halb aus der Scheide. Die Lords ziehen sämmtlich die ihren ganz aus der Scheide und strecken ihm die Klingen entgegen. Die Königin ist nach dem Schlage links in den Vordergrund gekommen.)
Bewahre
Mir Fassung! — Steckt um Gotteswillen
rasch
Die Schwerter ein! — Das reizt mich
nur — ich brauch,
Ich brauche Fassung — weh dem Adel
Englands,
Daß er für solche Schmach des Edelmanns
Sein Schwert erhebt —
(Sie lassen die Schwerter sinken.)
Hinab, empörter Stolz
Des Mannes! — Auch zur Wuth gereizt
verehre
Ich unsre Königskrone, auch von Sinnen
achte
Ich eines Weibes unbeschützte Würde —
Hinab!
(Er stößt sein Schwert nun in die Scheide, eilt vor und spricht nun mit leidenschaftlicher Kraft):
In Fetzen reiße ich
Von Oben bis Unten, was sonst besteht,
Und Kampf auf Leben und Tod zerstöre
Vom Sonnenlichte hinweg bis aufs Ge-
dächtniß,
Was diese Schmach an Essex hat gesehn!
Zerstöre mich selbst bis zur Vernichtung,
Wenn ich nicht siege.
(Nach hinten hinaus.)
Derby, Fanfare!
(Derby winkt hinaus.)
Und los die Schwerter.
(Derby und die Cavaliere ziehen die Schwerter und winken hinaus.)
Raleigh, Nottingham, Cecil (hinüber zur Königin eilend.)
Schützt die Königin!
(Fanfare im Hintergrunde.)
Essex: Ohnmächt'ge Diener, Eure Klingen
brechen
Wie Binsen, wenn ein Wink von meiner
Hand
Die Krieger draußen hier in diese Halle
Bescheidet! Eure Königin von England
Ist so beschützt, daß sie gefangen
Vor mir und meiner Kriegsmacht steht!
Schaut hin!
(„Hoch Essex!" im Hintergrunde, näher.)
Die Treppen und die Höfe und die Thore
Und alle Straßen rings um dieses Schloß
Sind mein — unmittelbare Rache liegt

Zu meinen Füßen, und Elisabeth
Folgt mir zum Tower, wenns mein Wille ist.
Elisabeth: Wag es Rebell!
Essex: Wenns nur ein Wagniß gälte,
Dann, Königin, wär es um Dich geschehn,
Denn keine äußre Schranke hindert mich,
Mich hindert und Dich rettet die Gesinnung
Des Ritterthums, die meine Seele anfüllt.
Altmodisch ist sie, ja ich weiß es, Treu
Und Glauben und die strenge Herrenehre,
Sie sind veraltet, —
Des Augenblickes Vortheil macht Gesetze
Selbst im Verkehr mit Gott.
Cecil und Nottingham: Papist!
Essex: Die Sitte,
Der edle Brauch verschwindet, und ein roh Gelüste
Des Zornes wie der Lust ersetzt die Formen,
In denen die Gesittung sich erbaut;
Ein Thor, der solche Vortheile verschmäht!
Und solch ein Thor bin ich, bins selbst im Zustand
Verzweiflungsvollen Grimms. — Ich überfalle
Nie meinen Nächsten, eh ich ihm verkündet,
Daß ich sein Feind, und ich verschmähe stets,
Selbst gegen meinen Feind, gemeine Waffen.
Auch gegen Dich, die sich und mich entwürdigt,
Bleib ich der zarten Pflichten eingedenk.
Du bist ein Weib, warst meine Königin,
Und hast mein Haupt und Herz mit Gunst beglückt.
Ich ehre die Geschichte meines Lebens
Durch Dankbarkeit, indem ich jetzt verzichte,
Daß Du in meine Hand gegeben bist.
Hier aber endigt die Vergangenheit.
Dein Vicekönig und Dein Lord ist todt,
Und alle Bande sind entzwei gerissen;
Des Grafen Essex Herold steht vor Dir,
Und kündiget Dir Krieg auf Tod und Leben!
Wahr Deines Vortheils! Alle Elemente
Der Zwietracht werden gegen Dich geführt,
Nicht bloß um Dich zu ängstigen, nein, Dich
Zu stürzen von der Höhe Englands, die
Nicht den Plantagenets und Tudors nur,
Die jedem englischen Baron erreichbar.
Wer König sein will, muß mit königlicher
Gewalt zuerst sich selbst beherrschen können.
Denn nur die Seele herrscht und nicht die Faust.
Zum Tower, Derby! und Graf Essex grüßt Euch
Von nun an mit des Schwertes Spitz und Schneide!

Bewußter und mit mehr Ernst, als Laube, hat **Gustav Kühne** die Ideen des jungen Deutschland zu vertreten und zu verbreiten gesucht, doch hauptsächlich nur als Kritiker und Journalist. Um große, wirkungsvolle Dichtungen zu schaffen, mangelte ihm die Phantasie, die Leidenschaft; er ist wohl geistreich und feinsinnig, besitzt wohl eine tiefe Bildung, aber es fehlt ihm das productive Talent. Kühne wurde am 27. Dec. 1806 zu Magdeburg geboren, studirte in Berlin Philosophie und schloß sich besonders an Schleiermacher und Hegel an. In Folge dessen wurde ihm, nachdem er seine Studien abgeschlossen, die Stelle eines Secretärs bei den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" übertragen, wodurch er in ein noch näheres Verhältniß zu Hegel und dessen Anhängern trat. Doch bald zog es ihn nach Leipzig, dem damaligen Hauptplatze des literarischen Lebens; er übernahm 1835 dort die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt" und begann damit eine umfassende literarische Thätigkeit. Im Herbst 1846 kaufte er von August Lewald die Wochenschrift „Europa" und leitete dieselbe bis 1859, von 1856 ab von Dresden aus, wohin er in diesem Jahre übersiedelte und wo er noch jetzt lebt. Seine ersten literarischen Versuche machte er mit einigen Erzählungen, doch erst mit der Novelle „Eine Quarantaine im Irrenhause. Aus den Papieren eines Mondsteiners" (Leipzig 1835) verschaffte er sich Beachtung. Die Novelle beschäftigt sich hauptsächlich mit der Hegel'schen Philosophie und den Zielen des jungen Deutschland, enthält eine Menge geistreicher Bemerkungen, entbehrt aber

des poetischen Duftes. Noch weiter in den Vordergrund trat Kühne durch seine Studien „Weibliche und männliche Charaktere“ (2 Bde., Leipzig 1838. Neue Ausgabe als „Deutsche Charaktere“. 4 Bde., Leipzig 1866) und seine „Klosternovellen“ (2 Bde., Leipzig 1838). In dem ersteren Werke bietet er höchst geistvolle, fein ausgearbeitete Charakterzeichnungen, von denen wir besonders die Porträts von Goethe, Schelling, Hegel, Bettina und Rahel hervorheben, in dem letzteren lebendige Schilderungen der kirchlichen Verhältnisse, hauptsächlich des verderblichen Treibens der Jesuiten, unter Heinrich IV. von Frankreich. Er erweist sich hier als der Mann der freisinnigen Forschung, des ernsten historischen Studiums, der bemüht ist, mit den Lehren, die uns die Geschichte giebt, der Gegenwart zu rathen und zu helfen. Dieses Bestreben tritt auch in seinen ferneren Romanen, „Die Rebellen von Irland“ (3 Bde., Leipzig 1840), „Die Freimaurer“ (Frankfurt 1855) und „Wittenberg und Rom“ (Berlin 1877), die ebenfalls religiöse Fragen behandeln, hervor. Am glücklichsten ist er dabei in „Wittenberg und Rom“, wo uns Luther in historisch treuer Auffassung so schlicht und doch so gewaltig entgegentritt und die meisterhaften Ortsschilderungen von Erfurt, der Wartburg und Wittenberg dem ganzen großartigen Culturgemälde einen warmen, wohligen Ton geben.

Noch kärglicher, wie Kühne, war **Theodor Mundt** mit productivem Talente begabt; er suchte diesem Mangel zwar durch Studien und durch Anlehnungen an große Muster abzuhelfen, brachte es aber trotzdem zu keinem einzigen Werke von Bedeutung, in Folge dessen sich bei ihm ein gewisser Grimm, eine gewisse trotzige Verbissenheit herausbildete, die sich vornehmlich in seinen letzten Werken bemerkbar macht. Mundt wurde am 29. Sept. 1808 zu Potsdam geboren, studirte Philologie und Philosophie, lebte eine Zeit lang als Redacteur in Leipzig, verheirathete sich 1839 mit Clara Müller (Luise Mühlbach), wurde 1848 Professor der Literatur und Geschichte zu Breslau, 1850 Universitätsbibliothekar zu Berlin und starb daselbst am 30. Nov. 1861. Von seinen vielen Schriften hat nur „Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen“ (Leipzig 1835) vorübergehend Aufsehen erregt, weil er in dieser mit großer Keckheit und Ungenirtheit für die Emancipation des Fleisches eintrat. In seinem Romane „Thomas Münzer“ (3 Bde., Altona 1841) vermochte er nicht, den historischen Stoff zu bewältigen, und in seinen Reisebildern „Spaziergänge und Weltfahrten“ (3 Bände, Altona 1838—40), in denen er Heine nachzuahmen suchte, bleibt er weit hinter seinem Vorbilde zurück. In eine seltsame Verirrung gerieth er durch die Ansicht, daß für die moderne Dichtung der Vers eine veraltete Form sei, daß die Dichter künftig nur in Prosa schreiben dürften. Von diesem Grundsatze aus verfaßte er seine „Kunst der deutschen Prosa“ (Leipz. 1837), ohne sich jedoch damit irgend welche Anhänger zu erwerben. Am verdienstlichsten ist noch seine „Geschichte der Literatur der Gegenwart“ (Leipzig 1842, 2. Aufl. 1853), in der er den reichen Stoff ziemlich übersichtlich gruppirt hat.

Am unbekanntesten von allen Mitgliedern des jungen Deutschland ist **Ludolf Wienbarg** (1802—1872) geblieben, obgleich dieser, wie schon erwähnt, für den Kreis der Gleichstrebenden den Namen erfand und in seinen „Aesthetischen Feldzügen“ (Hamburg 1834), seinen „Wanderungen durch den Thierkreis“ (Ebd. 1835),

seinem „Tagebuche von Helgoland“ (Ebd. 1838) und seiner geistvollen Abhandlung „Die Dramatiker der Jetztzeit“ (Altona 1839) sich als ein Mann von scharfem Urtheil und hoher Bildung erwies. „Was Wienbarg schreibt,“ urtheilt daher auch Alexander Jung in seinen Vorlesungen über die moderne Literatur, „das ist gediegen, das ist Manneswort, das ist Gedanke und That in einem poetischen Guß, das hat eine Anmuth, einen Adel und Wohlklang der Diction, die lange Feile verrathen könnten, wenn nicht Alles Rhythmus des Schönheitssinnes wäre und hoher, ungekünstelter Ausdruck solcher Persönlichkeit selbst. Die Geradheit und Freisinnigkeit seines Charakters sind es auch eben, die, ungeachtet er von Grund aus Deutscher ist und mit Leib und Seele der Jetztzeit angehört, doch so mannigfaltige Bestandtheile in ihm erkennen lassen, die sein Bildungstrieb, seine Productionskraft alle mit gleicher Liebe in sich aufgenommen hat und die nun mit seinem deutschen Naturell auf's Innerlichste und Innigste verwachsen sind.“ Leider ging Wienbarg die Fähigkeit ab, populär zu schreiben, und darum machten seine Schriften auf die große Menge, die doch bei den Reformbestrebungen hauptsächlich in Betracht kommen mußte, nicht den erhofften Eindruck. In Folge dessen verstummte Wienbarg sehr bald, und seine Bücher wurden schnell vergessen; sie blieben als ungemünztes Gold in einem Winkel der Schatzkammer unserer Literatur unbeachtet liegen.

Aehnlichen Schicksalen, wie Wienbarg, verfielen auch alle Diejenigen, welche sich zwar dem jungen Deutschland anschlossen, aber nicht das Aposteltalent besaßen, sodann hinauszutreten und Gläubige zu sammeln. Wir müssen uns hier darauf beschränken, nur Marggraff, Jung, Uffo Horn, Koch, Willkomm und Duller zu nennen. Hermann Marggraff (1809—1864) schrieb eine Reihe kritischer und literarhistorischer Schriften, von denen wir „Deutschlands jüngste Kultur- und Literatur-Epoche“ (Leipzig 1839) als ein geistvolles Werk hervorheben, das Drama „Das Täubchen von Amsterdam“ (Leipzig 1839) und den komischen Roman „Fritz Beutel“ (Frankf. 1856); Alexander Jung (geb. 1799) gab in glänzender Sprache verfaßte und von edler Begeisterung getragene „Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen“ (Danzig 1842) heraus; Uffo Horn suchte durch Gedichte, Dramen und Erzählungen für die Interessen des jungen Deutschland zu wirken, doch zog er nur durch seine „Böhmischen Dörfer. Novellen“ (2 Bände, Leipzig 1847) vorübergehend die Aufmerksamkeit auf sich; etwas mehr Beachtung erfuhr Ernst Koch (1808—1858) mit seinem komischen Romane „Prinz Rosa Stramin“ (Cassel 1834), der sich durch geistreichen Witz und geniale Auffassung des Lebens auszeichnet. Ernst Willkomm (geboren 1810) unternahm es, mit den „Europamüden“ (Leipzig 1838) und noch verschiedenen anderen Romanen für das junge Deutschland Propaganda zu machen, doch ohne nachhaltigen Erfolg; ein größeres Lesepublikum erwarb er sich erst, als er sich in den fünfziger Jahren zum sogenannten Sittenroman wendete und nach französischen Mustern, doch mit einer gewissen Selbstständigkeit, die Romane „Die Familie Ammer“ (3 Bände, Frankfurt 1855), „Rheder und Matrose“ (Frankfurt 1857), „Banco“ (2 Bände, Gotha 1857) 2c. schrieb. Eduard Duller (1809—1853) endlich trat besonders als Journalist, Geschichtsschreiber und Balladendichter für die Sache Gutzkow's ein,

hatte jedoch schwer unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden und schwang sich daher nie zu künstlerischer Freiheit empor.

Die große geistige Bewegung, welche mit dem Beginn der dreißiger Jahre anhob, rief aber nicht nur die scharf umrissenen Tendenzdichtungen des jungen Deutschland hervor, sondern schuf auch eine neue Unterhaltungsliteratur. Die Romane aus der Zeit der Enttäuschung konnten den Menschen der neuen Zeit nicht mehr genügen, und so machte sich denn alsbald eine Reihe von phantasiebegabten jungen Schriftstellern daran, den gewünschten neuen Lesestoff zu liefern. Daß alle diese Erzähler, wenn auch nicht unmittelbar zum jungen Deutschland gehörig, dennoch vom Fuß bis zum Scheitel in der Atmosphäre desselben standen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Das Charakteristicum dieser neuen Romane und Novellen ist ein frischer, hoffnungsfreudiger Ton, das Hervorkehren freisinniger vaterländischer Gesinnung und das Bestreben, den Helden der Dichtung mit allen Tugenden des Staatsbürgers auszustatten. Den ersten Platz unter denselben nimmt unbestritten **Heinrich König** ein, ein Schriftsteller, der mit seiner Begeisterung für Freiheit und Fortschritt, mit seinem regen Interesse für alle Zeitfragen gleichsam das Mittelglied zwischen dem jungen Deutschland und den Erzählern der dreißiger und vierziger Jahre bildet. König wurde am 19. März 1790 zu Fulda geboren, wuchs in ärmlichen und seiner geistigen Entwickelung wenig günstigen Verhältnissen auf, die er in seinem Buche „Auch eine Jugend" (Leipzig 1852) sehr treu und anziehend geschildert hat, lebte sodann viele Jahre als Finanzbeamter in Hanau und Fulda, wo er in Folge seiner freisinnigen Schriften „Rosenkranz eines Katholiken" (Frankfurt 1829) und „Der Christbaum des Lebens" (Frankfurt 1831) vom Bischof excommunicirt wurde, quittirte 1847 den Staatsdienst und lebte sodann nur seinen schriftstellerischen Arbeiten, zunächst in Hanau, später in Wiesbaden, wo er auch am 23. September 1869 starb. Der erste Roman, mit dem der Dichter hervortrat, war „Die hohe Braut" (2 Bände, Leipzig 1833), in welchem er mit vieler Wärme die Umwälzungen schildert, welche die erste französische Revolution in den friedlichen Thälern der savoyischen Alpen hervorrief. Sodann schrieb er „Die Waldenser" (2 Bände, Leipzig 1836), in denen er das Treiben des fanatischen Ketzerrichters Conrad von Marburg, und „William's Dichten und Trachten" (2 Bände, Hanau 1839), in welchem er das Ringen Shakespeare's nach Erkenntniß und Freiheit in lebhaften Farben schildert, ferner „Regina" (Leipzig 1842) und „Veronika" (2 Bände, Leipzig 1844), in denen er Zeitfragen behandelte, bis er sein Meisterwerk, „Die Klubisten in Mainz" (3 Bände, Leipzig 1847), herausgab. Dieser Roman führt uns in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, nach dem „goldenen Mainz", und entrollt uns ein hochinteressantes und mit umfassender Kenntniß der Localgeschichte entworfenes Bild der politischen Wirren, in die diese mächtige und reiche Stadt des Mittelrheins durch die französische Revolution hineingerissen wurde. Im Mittelpunkte der Handlung steht Georg Forster, der kühne Kämpfer für Aufklärung und Freiheit, der aber an dem Irrthum tragisch zu Grunde geht, daß in Zeiten der Noth und Gefahr die Freiheit auch mit der Preisgebung des Vaterlandes erkauft werden

könne, und um ihn gruppiren sich seine geistvolle Frau Therese, die spätere Gattin Huber's, der Kurfürst, der Baron von Weltbrunn, die liebliche Fides, Vater Lennig — alles wirkliche Menschen, die mächtig ergriffen sind von den Ideen ihrer Zeit und die auf das Mannigfachste in die Geschicke der Stadt Mainz eingreifen. Später schilderte der Dichter noch einmal eine solche Periode des Umsturzes in „König Jerôme's Carneval" (3 Bände, Leipzig 1855), in welchem er den tollen Maskentanz in der weiland Hauptstadt des Königreichs Westfalen wie aus einer Laterna magica hervorgezaubert an uns vorüberhüpfen läßt. Doch fehlt es dem Romane an einem kräftigen Helden, denn Hermann Teutleben kann doch füglich nicht für einen solchen gelten. Von den weiteren Schriften König's erwähnen wir nur noch „Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntnisse" (2 Bde. Leipzig 1861), das anziehende Schilderungen aus dem Leben des Verfassers bietet. König's „Ausgewählte Romane" erschienen 1875 zu Leipzig in 15 Bänden. Neben König darf **Robert Heller** gestellt werden, der, am 24. November 1813 zu Großdrebnitz bei Stolpen geboren, erst eine Zeit lang als Notar thätig war, hierauf 1848 als Berichterstatter der Parlamentsverhandlungen die „Brustbilder aus der Paulskirche" (Leipz. 1849) schrieb und dann von 1851 bis zu seinem am 7. Mai 1871 erfolgten Tode die Redaction des Feuilletons der „Hamburger Nachrichten" führte. Wie König, so wählte auch Heller vorwiegend historische Stoffe zu seinen Romanen, wußte dieselben stets mit geschickt erfundenen Handlungen auszustatten, ermüdete aber nicht selten durch allzu breite Detailmalerei. Als seine gelungensten Werke sind „Die Kaiserlichen in Sachsen, Roman aus der Zeit des siebenjährigen Krieges" (2 Bände, Leipzig 1846), der viele höchst anschauliche Culturbilder enthält, und „Florian Geyer, historischer Roman aus der Zeit des Bauernkrieges" (3 Bände, Frankfurt 1848), in dem mit vieler Wärme Partei für das unterdrückte Volk genommen wird, zu nennen. Ebenfalls ein frisches Talent besaß **G. K. R. Herloßsohn** (1804—1849), dem jedoch des Lebens Noth nie Zeit ließ, seine Vorwürfe genügend zu vertiefen; selbst die Romane „Der letzte Taborit" (2 Bände 1834), „Wallensteins erste Liebe" (3 Bände, Hannover 1844), „Die Tochter des Piccolomini" (3 Bände, Altenburg 1846) und andere, die seiner Zeit viel gelesen wurden, sind doch nur sehr flüchtig hingeworfene Arbeiten, denen irgend welcher Kunstwerth nicht beigemessen werden kann. Dasselbe muß auch von den Romanen und Novellen **Ludwig Storch's** (geboren 1803), „Der Freiknecht" (3 Bände, Leipzig 1830—32), „Der Glockengießer" (Frankfurt 1832), „Ein deutscher Leinweber" (9 Bände, Leipzig 1846—50) und andern gesagt werden. Origineller sind die komischen Romane von **Ferdinand Stolle** (1806—1872), „Deutsche Pickwicker" (3 Bände, Leipzig 1841) und „Die Erbschaft in Kabul" (2 Bände, Leipzig 1842), die von vielem behaglichen Humor belebt werden, ihre Vorbilder, die Romane von Dickens, aber freilich bei Weitem nicht erreichen. Stolle machte sich außerdem auch noch durch die Herausgabe der humoristischen Wochenschrift „Der Dorfbarbier" bekannt, die besonders in den fünfziger Jahren sich einer weiten Verbreitung erfreute. Mit kaustischem und faunischem Witze suchte sich **Eduard Maria Oettinger** (1808—1872), der Verfasser der komischen Romane „Onkel Zebra"

(7 Bände, Leipzig 1842), „Rossini" (2 Bände, Leipzig 1847) und langjährige Herausgeber des Spottblattes „Charivari", ein Publikum zu erobern. Klarer und geistreicher, und auch mit einem feineren Gefühl für den künstlerischen Aufbau eines Romans begabt, als Herloßsohn, Storch und Stolle, war **Theodor Mügge** (1806—1861), dessen Romane „Der Chevalier" (3 Bände, Leipzig 1835), „Die Vendéerin" (2 Bände, Ebd. 1836), „Toussaint" (3 Bände, Stuttgart 1840), „Afraja" (Frankfurt 1854) und „Erich Randal" (2 Bände, Frankfurt 1856) als sehr achtbare Leistungen zu bezeichnen sind. Besonders verdienen die beiden letztgenannten Werke hervorgehoben zu werden, in denen der Verfasser mit vieler Virtuosität großartige Landschaftsbilder aus Norwegen und Dänemark entwirft. Eine ebenfalls lebendige Darstellung ist auch den Romanen **Ludwig Rellstab's** (1799—1860) nachzurühmen, von denen hauptsächlich „1812" (4 Bde., Leipz. 1834), eine packende Schilderung des grausigen Rückzuges Napoleon's aus Rußland, Glück machte.

Eine abgesonderte Stellung nehmen die aristokratischen Schriftsteller **Ludwig Hermann Fürst von Pückler-Muskau** und **Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg** ein; sie tragen den nach Popularität ringenden oben genannten Genossen gegenüber ein gewisses vornehmes Wesen zur Schau, eine gewisse elegante Nonchalance, und geben sich den Anschein, als kümmern sie sich nicht im Geringsten um das sich abmühende armselige Volk da unten; trotzdem stehen auch sie vollständig im Banne des jungen Deutschland, sind auch sie ganz erfüllt von den Ideen desselben; doch tritt das in den Schriften Pückler's noch nicht so klar zu Tage, wie später in den Romanen Sternberg's. Fürst Pückler-Muskau*) ist eine der interessantesten Erscheinungen auf dem deutschen Parnasse des 19. Jahrhunderts, ein Mann von geistvoller Eigenart und außerdem der erste hohe Aristokrat, der seine Schriften drucken und dann durch den Buchhändler aller Welt zum Kaufe anbieten ließ. Bisher hatte es unter dem hohen Adel für unschicklich gegolten, sich literarisch zu beschäftigen und seine Werke der allgemeinen Beurtheilung preiszugeben; Fürst Pückler beseitigte durch sein Vorgehen dieses Vorurtheil und hatte auch bald die Genugthuung zu sehen, daß viele seiner Standesgenossen seinem Beispiele folgten. Pückler wurde am 30. Oktober 1785 zu Muskau geboren, studirte die Rechte, betheiligte sich an den Befreiungskriegen, unternahm große Reisen nach England, Frankreich, Algier, Aegypten, Kleinasien und Griechenland und hob durch seine berühmten Parkanlagen um Muskau und Branitz bei Kottbus die Landschaftsgärtnerei auf eine bisher in Deutschland ungeahnte Höhe. Er starb auf Schloß Branitz am 4. Februar 1871. Seine Schriften, mit denen wir es hier nur zu thun haben, bieten hauptsächlich die Schilderungen seiner Reisen; der Verfasser erweist sich dabei aber als ein so scharfer Beobachter, ein so geistreicher Beurtheiler von Ländern, Menschen und Zuständen, und als ein so feingebildeter Kunstkritiker, daß seine Bücher sich weit über die gewöhnlichen Reise-

*) Vergl. Ludmilla Assing, Ludwig Hermann, Fürst von Pückler-Muskau. Eine Biographie. Hamburg 1872.

beschreibungen erheben. Leider hat er dabei den vornehmen Gesellschaftston nicht abgelegt, jene halb nachlässige, halb gezierte Manier zu sprechen, wie sie in den deutschen Salons beliebt wird, in Folge dessen sein Vortrag nicht selten unschön, ja selbst geschmacklos ist. Das erste Werk, mit dem Pückler hervortrat, waren die „Briefe eines Verstorbenen“ (4 Bände, München und Stuttgart 1830—31), in denen er seine Reiseeindrücke in England, Wales, Irland, Frankreich, Deutschland und Holland schildert und die auch das Geistvollste und Inhaltreichste sind, was er geschrieben hat. Durch den großen Erfolg ermuntert, ließ er sodann noch „Tutti Frutti aus den Papieren des Verstorbenen“ (5 Bände, Ebd. 1834), „Semilasso's vorletzter Weltgang“ (3 Bände, Ebd. 1835), „Aus Mehemed Ali's Reiche“ (3 Bände, Ebd. 1844) &c. erscheinen. Ungern-Sternberg, oder A. v. Sternberg, wie er sich gewöhnlich nannte, entwickelte eine weit größere Fruchtbarkeit als Pückler, besaß auch viel mehr Beweglichkeit des Geistes und eine reichere Fülle von Phantasie und Witz, verschmähte es aber, sich zu einer geläuterten, selbstständigen Welt- und Lebensanschauung hindurchzuringen, schwankte von einem politischen Bekenntnisse zum andern hinüber und versank schließlich in Frivolität. Er wurde am 22. April 1806 auf dem Gute Noistfer bei Reval geboren, studirte eine Zeit lang in Dorpat die Rechte, lebte sodann viele Jahre, nur schriftstellerisch thätig, in Süddeutschland, später in Berlin und starb am 24. August 1868 auf dem Gute Dannewalde in Mecklenburg-Strelitz. In seinen ersten Romanen, „Die Zerrissenen“ (Stuttgart 1832), „Palmyra, oder: Das Tagebuch eines Papagei's“ (Stuttgart 1838), „Kallenfels“ (2 Bände, Berlin 1839), „St. Sylvan“ (2 Bände, Frankfurt 1840), „Diana“ (3 Bände, Berlin 1842), offenbart sich sein Erzählertalent am glänzendsten, später wurde er immer oberflächlicher, verlor nach und nach allen sittlichen Ernst und verirrte sich zuletzt in seinen „Braunen Märchen“ (Bremen 1850) selbst bis zum Geschmacke eines Casanova und Crebillon. Bei mehr Charakterfestigkeit und Energie würde er ohne Zweifel einer der bedeutendsten Erzähler der Neuzeit geworden sein, so aber gehört er schon heute zu den Vergessenen.

Ebenfalls abseits steht schließlich auch noch ein Mann, der schon wegen seiner Lebensschicksale eine besondere Stelle beanspruchen dürfte, aber auch der Eigenart seiner Schriften wegen für sich allein genannt zu werden verdient: **Charles Sealsfield**, der geheimnißvolle Weltfahrer, der erste Deutsche, der uns mit sicherer Hand aus der alten Welt hinüberführte in die damals kaum erst halb erschlossene neue, hinüber in die Pracht der mexicanischen Landschaft, „wo die hängende Myrthe und der prachtvolle Tulpenbaum mit der dunkeln Mangrove wechseln und auf der schwellenden Anhöhe der Cottonbaum und die Sykomore ihre grünlich silbernen Zweige über einen Wiesengrund des zartesten Grüns ausbreitet, wo der ganze Wald einem ungeheuren Gezelte gleicht, mit dem Jasmin und der wilden Rebe durchwirkt,“ hinüber in die Sclavenhütten des farbenglühenden Louisiana, zu den Wachtfeuern der Prairien und selbst in den Wigwam des rothen Mannes. In den dreißiger und vierziger Jahren blickte man in Deutschland mit einem ganz besonderen Interesse auf Amerika, wo auf dem jungfräulichen Boden der Republik Handel und Verkehr mächtig gedieh, wo abenteuernde Männer in die Nacht des

Urwalds tauchten und in einer Alles bietenden, üppigen Natur neue Heimstätten gründeten, die dann mit zauberischer Schnelligkeit sich zum Dorfe, zur reichen Stadt erweiterten — während man hier an Donau, Elbe und Rhein unter dem schweren Drucke einer kläglichen Polizeiwirthschaft nur kümmerlich zu existiren vermochte. Dennoch kannte man die treibenden Kräfte, die allen diesen Erscheinungen des öffentlichen Lebens in der Union Ziel und Richtung gaben, nur ungenügend, bis plötzlich in rascher Folge die Romane Sealsfield's erschienen, „Der Legitime und die Republikaner" (3 Bände, Leipzig 1833), „Transatlantische Reiseskizzen" (2 Bände, Ebd. 1834), „Der Virey und die Aristokraten" (3 Bände, Ebd. 1835), „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" (6 Bde., Zürich 1835—37), „Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften" (5 Bände, Ebd. 1838—42), „Das Cajütenbuch" (2 Bände, Ebd. 1841), „Sturm-, Land- und Seebilder" (3 Bände, Ebd. 1838) und „Süden und Norden" (3 Bände, Ebd. 1842—43), die nun auf einmal mit frappirender Klarheit ein großartiges Bild von den amerikanischen Zuständen entrollten. Sealsfield hatte bei der Abfassung dieser Romane die Absicht, einen „höheren Volks-Roman" zu schaffen. „Statt daß wie früher im familiengeschichtlichen Schelmen-Roman," schrieb er an seinen Verleger, „der Held des Romans die Hauptperson war, um den sich die andern Persönlichkeiten im Rahmen herumreihten, ist hier der Held, wenn wir so sagen dürfen, das ganze Volk; sein sociales, sein öffentliches, sein Privatleben, seine materiellen, politischen, religiösen Beziehungen treten an die Stelle der Abenteuer, seine Vergangenheit, seine Zukunft werden als historische Gewänder benutzt, Liebesscenen und Abenteuer nur gelegentlich als Folie, um zu beleben, hervorzuheben, angewandt." Er wollte also den Roman des nordamerikanischen Volkes schreiben, und das ist ihm in hohem Grade gelungen. Es ist erstaunlich, mit welcher Meisterschaft er seinen gewaltigen Stoff beherrscht und mit welcher Schärfe er selbst unter der dichtesten Hülle das Wesen der Erscheinungen erkennt, wie er jede Lebensfaser frei zu legen versteht und wie er mit der Kunst des genialen Dichters seine großen Gruppen durch grotesken Humor zu beleben weiß. Die Bücher erregten sofort in ganz Deutschland das größte Aufsehen, alle Welt sprach von den „transatlantischen Reiseskizzen" und dem „Cajütenbuche", alle Welt fragte aber auch, wer denn eigentlich dieser Charles Sealsfield sei. Die Antwort blieb jedoch aus, wenigstens so lange „der große Unbekannte" lebte, man erfuhr nur, daß er in der Schweiz bei Solothurn in einem einsamen Berghause, „Unter den Tannen", zurückgezogen wohne. Erst nach seinem am 26. Mai 1864 daselbst erfolgten Tode lüftete sich der Schleier etwas und man weiß nun, daß der Dichter ursprünglich Karl Postl *) hieß, am 3. März 1793 zu Poppnitz in Mähren geboren wurde, das Gymnasium in Znaim absolvirte, auf den Wunsch seiner Mutter sich dem geistlichen Stande widmete, in seinem 21. Jahre als Kreuzherr mit dem Stern in Prag das Gelübde ablegte, dann bald zum Secretär des Kreuzherrnstiftes emporstieg, aber den klösterlichen Zwang nicht ertragen konnte

*) Vergl. Leo Smoller, Charles Sealsfield. Biographisch-literarisches Charakterbild. Wien 1875. und Victor Hamburger, Sealsfield-Postl. Bisher unveröffentlichte Briefe und Mittheilungen zu seiner Biographie. Wien 1879.

und daher bei einer Kur in Karlsbad 1823 spurlos verschwand, um wenige Monate später als beherzter Reiter durch die blumige Savannah zu sprengen und das gewaltige Stromgebiet des Mississipi zu durchziehen. Ueber die weiteren Unternehmungen Sealsfield's in Amerika schwebt noch immer viel Dunkel, es ist nur nach und nach bekannt geworden, daß er bald in nähere Beziehungen zu Josef Bonaparte, dem Exkönig von Spanien, trat, in New-York eine Zeitung desselben redigirte, wiederholt politische Missionen im Interesse der Familie Bonaparte übernahm, sogar mehrere Jahre an der Seite der Königin Hortense, Mutter des nachmaligen Kaisers Napoleon III., in der Eigenschaft eines Secretärs wirkte, bis er sich 1832 in die Stille eines einsiedlerischen Sonderlingslebens zurückzog und nun rasch zu einem gefeierten Schriftsteller emporstieg. Seine Romane wirkten wie frisches Blut, sie brachten neben der Aufklärung über Land und Leute eine große Fülle neuer Bilder, Farben und Lichter, aber sie sind trotzdem schnell wieder in der Gunst des Publikums gesunken, denn unsere Kenntniß amerikanischer Zustände und Verhältnisse hat sich mittlerweile bedeutend erweitert und wir bedürfen nicht mehr der Vermittlung des ethnographischen Romans, um uns mit den Menschen und Zuständen der Union bekannt zu machen, zudem haben die politischen Verhältnisse Deutschlands eine derartige Veränderung erfahren, und zugleich sind in Amerika so viele schwere politische und gesellschaftliche Schäden zu Tage getreten, daß jene schwärmerische Sehnsucht nach dem „Lande der Freiheit", wie sie in den dreißiger und vierziger Jahren fast allerwärts in Deutschland anzutreffen war, heutzutage nur noch von Wenigen gehegt wird.

Mit den Romanen Sealsfield's schließt die Romanliteratur der dreißiger und vierziger Jahre aber noch immer nicht ab, vielmehr haben wir noch einer weiteren Gruppe derselben näher zu treten, die ebenfalls in eine neue Welt führte: den Dorfgeschichten. Als der eigentliche Schöpfer dieser neuen Novellen-Gattung ist Berthold Auerbach zu betrachten. Zwar hat schon mehrere Jahre vor dem Auftreten Auerbach's **Jeremias Gotthelf** (der schweizerische Pfarrer Albert Bitzius*), 1797—1854), eine Reihe von Dorfgeschichten geschrieben, „Der Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf" (Bern 1836), „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" (2 Bände, Bern 1838—39), „Uli der Knecht" (Solothurn 1841), „Uli der Pächter" (Solothurn 1849) u. a., allein er verfaßte diese Erzählungen nicht, um das Publikum auf einen neuen Boden zu führen, es mit bisher unbekannten Seiten unseres Volkslebens vertraut zu machen und bei den allgemeinen Bestrebungen, die Gesellschaft zu reformiren, die Aufmerksamkeit auch auf die bäuerlichen Kreise zu lenken, sondern nur, um den Berner Bauern in's Gewissen zu reden, ihnen die schlimmen Folgen des Müßiggangs, der Trunksucht, des Spiels vor Augen zu führen. Der allgemeinen großen Zeitströmung stand er dabei vollständig fern, ja er verschloß sich ihr sogar und bekämpfte allen Fortschritt seiner Heimath mit leidenschaftlichem Haß. In Deutschland wurde

*) Vergl. F. Manuel, Albert Bitzius, sein Leben und seine Schriften. Berlin 1857 und Clem. Brockhaus, Jeremias Gotthelf, der Volksschriftsteller. Berlin 1877.

man erst auf seine Erzählungen aufmerksam, nachdem die Auerbach'schen Dorfgeschichten sich die allgemeine Gunst erworben hatten, und größere Verbreitung gewannen sie erst, als nach 1848 der reactionäre Geist zur Herrschaft gelangte. Ihr künstlerischer Werth ist ein sehr geringer, es fehlt ihnen vor Allem an Harmonie in der Darstellung und außerdem leiden sie an einer großen Menge von Geschmacklosigkeiten, dagegen bieten sie eine lange Reihe außerordentlich sprechender Charakterbilder, wie das des Uli, der Vreneli, des alten Joggeli, des Bauern Johannes u. a., und viele Scenen von großer Anschaulichkeit. Es erhellt daraus, daß Bitzius wohl ein großes dichterisches Talent besaß, aber keine künstlerische Bildung, keinen freien Blick, der über die engen Grenzen seines Cantons hinausreichte. Seine Schriften konnten daher auch nicht von tieferem Einflusse sein. Anders verhält es sich bei **Berthold Auerbach**, der sich mit seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten an die Gebildeten wendete und diesen nachwies, daß die geistige Bewegung auch bereits die scheinbar stabile Bauernwelt ergriffen habe. Er erschloß damit eine neue Gedankenwelt, die Erzählungen wurden schnell eine Lieblingslectüre von ganz Deutschland und der Verfasser derselben stieg rasch zu einem berühmten Autor empor. Berthold Auerbach wurde am 28. Februar 1812 zu Nordstetten, einem württembergischen Dorfe am östlichen Abhange des Schwarzwaldes, von jüdischen Eltern geboren und von denselben zum Rabbinen bestimmt. Er kam daher, nachdem er bis zu seinem zwölften Jahre die Schule seines Heimathsortes besucht hatte, zunächst auf die Talmudschule in Hechingen und zwei Jahre später zur Fortsetzung seiner theologischen Studien nach Karlsruhe, wo er weitere drei Jahre blieb. In der badischen Hauptstadt vollzog sich aber in ihm eine sehr wichtige Wandelung, er erkannte, daß der Beruf des Rabbi seinen innersten Neigungen nicht entspreche und entschied sich in Folge dessen für das Studium der Rechtswissenschaft. Nachdem er von 1830 ab noch die oberen Klassen des Gymnasiums zu Stuttgart besucht, bezog er zu diesem Zwecke die Universität Tübingen. Allein auch die Juristerei vermochte ihm keine Befriedigung zu gewähren, viel mehr zogen ihn philosophische und historische Studien an, und außerdem auch noch die Bestrebungen der Burschenschaft, was er aber sehr bald mit einer mehrmonatlichen Haft auf dem Hohenasperge, der bekannten schwäbischen „Demagogenherberge", büßen mußte. Nach überstandener Haft wandte er sich erst nach München, dann nach Heidelberg, wo er ein aufmerksamer Schüler Schlossers wurde, und verfaßte dort auch seine erste Schrift, die Brochüre „Das Judenthum und die neueste Literatur" (Stuttgart 1836), in welcher er besonders der Anschuldigung entgegentrat, daß die zeitgenössischen deutsch-jüdischen Schriftsteller eine antinationale Gesinnung beförderten. Seine philosophischen Studien hatten ihn mittlerweile zu dem großen jüdischen Denker Spinoza geführt und zu seinem ersten Romane „Spinoza. Ein Denkerleben" (2 Bände, Mannheim 1837) angeregt, in welchem er darzulegen versuchte, daß eine günstige geistige Entwickelung des Judenthums nur dann herbeigeführt werden würde, wenn dasselbe sich bequeme, die Kulturelemente des germanischen Geistes ganz und voll in sich aufzunehmen. Der Philosoph von Amsterdam paßt jedoch wenig zum Helden eines Romans, die meisten

Conflicte, in die er verwickelt wird, kämpft er in seinem Innern durch; es fehlt der Dichtung daher an Handlung, für die alles geistreiche Philosophiren nicht entschädigen kann. Eine weitere Frucht seiner Beschäftigung mit Spinoza war sodann noch die Uebersetzung von dessen Werken aus dem Lateinischen in's Deutsche (5 Bände, Stuttgart 1841). Ebenfalls wenig glücklich war Auerbach auch bei seinem zweiten Romane „Dichter und Kaufmann" (2 Bände, Mannheim 1839), in welchem er die Schicksale des unglücklichen jüdischen Epigrammendichters Ephraim Moses Kuh schilderte und der über einen kleinen Kreis von Stammesgenossen nicht hinausdrang. Fast ganz unbeachtet blieben verschiedene philosophische Novellen und ein für den denkenden Mittelstand bestimmtes Buch „Der gebildete Bürger" (Karlsruhe 1843), in welchem er sich bestrebte, den Handwerker von dem Werthe der Bildung zu überzeugen. Diese wiederholten Mißerfolge belehrten den Dichter eindringlich, daß seine bisherige Art und Weise, sich an dem geistigen Entwicklungsprozesse der Gegenwart zu betheiligen, nicht die richtige gewesen, daß er durch philosophische Auseinandersetzungen niemals eine große Wirkung erzielen werde, daß er vielmehr direct unter das Volk treten, unmittelbar an die Erscheinungen des Lebens anknüpfen müsse. Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Gebildeten waren aber bereits bis zum Ueberdrusse behandelt worden, sein Blick fiel daher auf die Bauernwelt, und dort bot sich ihm sofort ein weites Land dar, das noch kein Schriftsteller ausgebeutet hatte. Dort in den stillen Dörfern lebte noch ein großes Volk, das bei allen bisherigen socialen Bestrebungen nur erst ganz oberflächlich in Rechnung gezogen worden war, und doch mußte der Bauer Jedem, der sich mit der Entwicklung unseres Staatslebens beschäftigte, nicht minder wichtig sein, als der Bürger. Auerbach machte es sich daher jetzt zur Aufgabe, zunächst Allen in Städten und Schlössern zu zeigen, welch' großer nationaler Fond noch in dem deutschen Bauernstande ungemünzt verborgen liege, er suchte aber auch ferner darzulegen, daß die Abgeschlossenheit der Dorfwelt nicht mehr all zu lange dauern werde, daß auch in die Höfe der Bauern bereits der moderne Geist gedrungen sei und daß es nun darauf ankomme, die in das nationale Leben neu eintretenden Massen richtig zu leiten. In dieser Hinsicht seien schon manche Fehler begangen worden, man habe schlichte Naturkinder unbarmherzig plötzlich hinauf in die Regionen der Civilisation gerissen, wo sie traurig verkümmert seien, kurzsichtige, von unseligen Nivellirungsbestrebungen ergriffene Beamte haben mit der Miene hochmüthiger Bevormundung alte liebwerthe Sitten und Gebräuche zerstört, in Folge dessen herrsche bereits in allen bäuerlichen Kreisen eine gewisse Bitterkeit gegen die unverständigen städtischen Kulturträger, bei nicht Wenigen sogar ein hartnäckiger Trotz, der sich den Kulturbestrebungen schroff gegenüberstelle. Man gehe eben falsch zu Werke, man müsse sich nicht zuerst an die Alten wenden, die ihre liebgewordenen Verhältnisse nur ungern aufgeben, selbst wenn sie von der Zweckmäßigkeit der neuen Einrichtungen überzeugt seien, man müsse zuerst zu den Jungen herantreten, zunächst diese allmählig gewinnen, und das könne man verhältnißmäßig leicht durch eine Neuorganisation der Volksschulen. Denn in der Volksschule liege der Lebensnerv der Zukunft verborgen, nur aus ihr allein könne

ein verständiges, kluges Volk der künftigen Decennien erwachsen. Die Erzählungen Auerbach's haben daher sämmtlich einen didaktischen Zweck, aber die Absicht, zu belehren, tritt nie störend in den Vordergrund; mit der warmen, herzlichen Sprache des Dichters legt er das Mangelhafte dar, deckt er das Verwerfliche auf, und die Lehre ergiebt sich dem denkenden Leser dann von selbst. So schildert er in der Novelle „Die Frau Professorin" in ergreifender Weise das tragische Geschick eines gemüthvollen Landmädchens, das einem Maler als Gattin in die Stadt folgt, aber dort in den überbildeten Gesellschaftskreisen, in denen es sich nicht zu bewegen versteht, bald tief unglücklich wird und sich vor gänzlicher Verzweiflung nur durch die Rückkehr in ihr heimathliches Thal zu retten vermag, in der Erzählung „Befehlerles" die Conflicte, welche aus dem kurzsichtigen Streben der Büreaukratie erwachsen, den Gemeinden alle kleinen Rechte zu nehmen, ihnen jede Selbstständigkeit zu entziehen, im speciellen Falle den jungen Burschen das Maibaumsetzen und den Männern das übliche Tragen kleiner Handäxte zu verbieten. Doch der Dichter zeigt uns nicht nur die guten Seiten des Bauerncharakters, sondern auch die schlimmen, die bei den socialen Bestrebungen nicht minder berücksichtigt werden müssen, den Geldhochmuth, den Geiz, den tückischen Starrsinn rc. Eine der vollendetsten Erzählungen in dieser Hinsicht ist die Geschichte vom Diethelm von Buchenberg, in welcher meisterhaft, mit staunenswerther Kenntniß des menschlichen Herzens, dargelegt wird, wie unbeschränkt der Hochmuth und die Selbstsucht die reichen Hofbauern beherrscht und dieselben unter Umständen selbst zu Mord und Brandstiftung treibt. In dem vielgerühmten „Barfüßele" hat der Dichter mehr dem Zeitgeschmacke der fünfziger Jahre gehuldigt und ist daher hinter der kräftigen Charakterzeichnung in den früheren Novellen zurückgeblieben. Zum Schauplatze seiner Erzählungen wählte Auerbach seine Heimath, den schwäbischen Schwarzwald und hat uns dieses freundliche Stück deutschen Landes mit großer Treue und die Sitten und Bräuche der Schwarzwälder Bauern, sowohl bei ihrem häuslichen Leben, bei ihrem Walten in Hof und Flur, als auch bei ihrem geselligen Verkehr, in ihren traulichen Spinnstuben, bei ihren lauten Kirchweihfesten, überaus anschaulich geschildert. Die Schwarzwälder Dorfgeschichten erschienen zuerst in 4 Bänden zu Mannheim und Leipzig 1843—1854, in 10. Auflage zu Stuttgart 1868, in einer Volksausgabe in 8 Bänden ebenda 1871. Neben den Dorfgeschichten gab Auerbach von 1845 bis 1848 auch den Volkskalender „Der Gevattersmann" heraus, in welchem er dieselbe Tendenz, wie in jenen Erzählungen, verfolgte, und dessen kurze, in kräftigem Volkstone geschriebene Geschichten und Humoresken er sodann im „Schatzkästlein des Gevattersmann" (Stuttgart 1856) noch einmal sammelte. Von 1858 ab ließ er eine Reihe von Jahren hindurch den „Deutschen Volkskalender" erscheinen, für den er ebenfalls eine große Anzahl von kleinen Novellen beisteuerte, die er später noch einmal unter dem Titel „Zur guten Stunde" (Stuttgart 1871—72) darbot. Auch entwickelte er in dem Buche „Schrift und Volk, Grundzüge der Volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's" (Leipzig 1846) seine Ansichten über das Wesen der Volksschriftstellerei und versuchte sich sogar im Volksschauspiel mit den Dramen

„Andre Hofer“ (Leipzig 1850) und „Der Wahrspruch“ (Leipzig 1859), ohne jedoch Begabung für die dramatische Form zu bekunden, bis er in der Mitte der sechziger Jahre mit „Auf der Höhe“ (3 Bde., Stuttgart 1865) und „Das Landhaus am Rhein“ (5 Bände, Stuttgart 1869) sich dem großen socialen Romane zuwandte und rasch neue glänzende Erfolge errang. In dem ersteren Werke führt Auerbach aus, das meiste Elend komme daher, daß die Menschen, welche Verstand, Bildung und etwas Talent besitzen, sich für höher geartet halten und sich das Recht zuerkennen, über die gewohnten Schranken und den geschlossenen Pflichtkreis hinauszugehen. Und da hier hauptsächlich der Pflichtkreis der Ehe in Betracht gezogen ist, so handelt es sich, wie Fr. Kreyßig in seinen „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart“ (Berlin 1871, S. 246) sehr treffend sagt, für den Dichter darum, die Majestät des Sittengesetzes mit der unbedingtesten Freiheit des Gedankens vereinbar zu zeigen, und auch noch in einer Weltauffassung, die selbst auf die Tröstungen des Bewußtseins von einem persönlichen Gotte verzichtet, jene Garantieen des Rechts und der Sitte nachzuweisen, welche die positive, historische Autoritäts-Religion als ihren ausschließlichen Besitz zu betrachten gewohnt ist. Auerbach gelangt dabei schließlich zu dem Satze: „Freie Einigung mit der Naturnothwendigkeit, unter deren Macht wir gestellt sind,“ den er dem philosophischen Leibarzte Dr. Günther in den Mund legt. „So gelangen wir zur Freiheit vom Gesetz, so zu jener Liebe, die Nichts für sich verlangt, als das Bewußtsein ihrer Einheit mit dem Ganzen, in der allein Friede, Versöhnung, Ruhe zu finden ist. Dann wird auch die richtige Auffassung der Menschen gelingen, welche nicht mehr im Sinne des rohen Naturtriebes fragt: Was sind sie für uns? (die Urquelle aller Mißverständnisse und alles Hasses), sondern: Was sind sie für sich?“ Der größte Theil der Handlung spielt sich an einem süddeutschen Königshofe ab, wo Walpurga, die Amme der Königin, eine hübsche junge Bäuerin aus dem Gebirge, die allen Verführungen des Hoflebens tapfer widersteht, den leichtfertigen höchsten Gesellschaftskreisen, besonders der geistreichen Gräfin Irma, die aber schließlich den Versuchungen des jungen Königs unterliegt, sehr wirksam gegenübergestellt ist. Der epische Faden ist nicht besonders kunstreich geschürzt, auch finden sich manche Weitläuftigkeiten, wie die langen Auseinandersetzungen der Amme über Kleinkinderpflege, dennoch weiß der Verfasser stets in hohem Grade zu fesseln und anzuregen und besonders den Läuterungsprozeß, der sich in Irma und auch dem Könige vollzieht, mit tiefer Seelenkenntniß zu schildern. Bei denkenden Lesern wird er dadurch einen bleibenden Eindruck hervorrufen und die Grundansichten über die beregten ethischen Fragen vielfach klären und befestigen. Weniger glücklich, sowohl in Anlage, wie in Darstellung, ist „Das Landhaus am Rhein“. Auerbach vertritt darin den Satz, daß auf die Dauer die Welt nicht, wie's wohl bisweilen den Anschein habe, dem Stärkeren, sondern dem moralisch Tüchtigeren gehöre. Allein es ist dem Dichter nicht gelungen, seinen Personen wirkliches Blut einzuflößen, selbst die Hauptperson, der von Amerika nach Deutschland gekommene reiche Sklavenhändler, hat etwas Schattenhaftes, zudem wird der Fluß der Handlung fortwährend durch lange

philosophische Erörterungen und Betrachtungen unterbrochen, die, so geistreich sie auch an und für sich sind, doch hier nur stören können. Der Krieg von 1870/71 und die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches veranlaßte den Dichter zu dem Romane „Waldfried" (3 Bände, Stuttgart 1874), in welchem er in den Schicksalen einer warmpatriotischen süddeutschen Försterfamilie die politische Entwickelung Deutschlands von 1848 an bis zu den Tagen von Sedan und Paris sich spiegeln läßt. Es spricht eine tief-innige Herzensfreude über die großen Erfolge und die endliche Erfüllung des heißesten Wunsches unserer Nation aus diesem Buche, und die Lectüre desselben wird Allen, die an dem Wohl und Wehe unseres Vaterlandes Antheil nehmen, wenn sie auch nicht durch eine spannende Handlung gefesselt oder durch neue Gesichtspunkte überrascht werden, jedenfalls doch eine wohlthuende Erquickung gewähren. In neuester Zeit ist Auerbach, nachdem er noch drei kleine Novellen unter dem Titel „Drei einzige Töchter" (Stuttgart 1875), und „Tausend Gedanken des Kollaborators" (Berlin 1875), geistreiche Aphorismen über alle Fragen der Zeit, herausgegeben, wieder in seine Heimath, den Schwarzwald, zurückgekehrt und hat drei Bände neue Dorfgeschichten „Nach dreißig Jahren" (Stuttgart 1876) geschrieben, in denen er direct an die Schicksale verschiedener seiner Helden und Heldinnen von ehedem anknüpft, sowie zwei Erzählungen ohne jede Anlehnung an frühere Figuren, „Landolin von Reutershöfen" (Berl. 1878) und „Der Forstmeister" (2 Bände, Berl. 1879). Das erstere Werk enthält die Erzählungen „Das Dorf an der Eisenbahn", in der über die weiteren Schicksale des Lorle und des Malers Reinhard berichtet wird, der schließlich noch ein tragisches Ende nimmt, „Das Nest an der Bahn", in welcher wir weitere Mittheilungen über das Ergehen der beiden „Sträflinge" erhalten, und „Der Tolpatsch aus Amerika", die uns berichtet, daß dem alten seiner Zeit nach der neuen Welt ausgewanderten Tolpatsch dort das Glück sehr günstig gewesen, so daß er jetzt sogar seinen Sohn nach Deutschland senden konnte, um sich hier eine brave Frau zu suchen, wobei diesem nun allerdings das Unglück passirt, daß er just das Mädchen wählt, das dem Alten drüben von allen in Deutschland am wenigsten paßt, nämlich die Tochter vom Marannele, der ungetreuen Jugendgeliebten des alten Tolpatsch. Der Hauptzweck bei diesen neuen Geschichten war Auerbach jedoch keineswegs, auch noch die weiteren Schicksale seiner Lieblingspersonen zu erzählen, sondern es lag ihm bei denselben vielmehr daran, nachzuweisen, daß die Riesenfortschritte, welche in den letzten dreißig Jahren sowohl auf dem Gebiete des Verkehrswesens, wie auf dem der Gesetzgebung und dem der Politik gemacht wurden, auch die Bauernwelt in ihrer Entwickelung gewaltig förderten. „Eisenbahnen und Freizügigkeit haben Grundformen des wirthschaftlichen und socialen Dorflebens umgestaltet," ruft er in der Vorrede aus. „Das deutsche Reich ist erstanden! Es ist keine Hütte so abgeschieden, in der nicht das Lied vom Vaterlande erklingt. Im Kampf um Freiheit und Reinheit des humanen Gedankens bildet sich nun die allgemeine geistige Wehrpflicht." Und dieses Sichhineinfinden der Bauernwelt in diese allgemeine geistige Wehrpflicht, dieses Sichhineinfinden derselben in die neuen Formen ist es recht eigentlich, was uns der Verfasser in

diesen neuen Dorfgeschichten zeigen wollte. Es ist ihm in erfreulicher Weise gelungen. „Landolin von Reutershöfen" und „Der Forstmeister" sind nur schlichte und auch etwas breit vorgetragene Erzählungen, in denen sich der Verfasser, ohne eine weitere Perspective zu eröffnen, blos auf die seelischen Kämpfe seiner Personen beschränkt. Zur Zeit ist Auerbach mit der Abfassung seiner Lebensgeschichte beschäftigt. Seit 1845 lebte der Dichter hauptsächlich in Norddeutschland, in Weimar, Leipzig, Dresden, Breslau, seit mehreren Jahren in Berlin. Auerbach's „Gesammelte Schriften" erschienen zuerst in 20 Bänden zu Stuttgart 1857—58, in 2. Auflage in 22 Bänden ebenda 1863—64, seine „Sämmtlichen Romane", Volksausgabe in 12 Bänden, ebenda 1871—72.

Dem Beispiele Auerbach's folgte schon sehr bald eine große Menge von begabten und unbegabten Schriftstellern in allen Theilen Deutschlands, so daß nun in kurzer Zeit eine umfangreiche Dorfgeschichtenliteratur entstand. Die meisten Nachfolger erreichten freilich den Meister weder in der Frische des Tons, noch in der Schärfe der Charakterzeichnung, boten aber dennoch viel Schätzenswerthes und trugen durch ihre Schilderungen des Denkens und Empfindens, der Sitten und Gebräuche in den verschiedenen deutschen Landen erheblich zur Bereicherung der deutschen Volkskunde bei. In den Böhmerwald führte **Joseph Rank** (geb. 1815) mit den Geschichten „Aus dem Böhmerwalde" (Leipz. 1842), den „Neuen Geschichten aus dem Böhmerwalde" (Wien 1847), der vortrefflichen Erzählung „Ein Dorfbrutus" (2 Bände, Glogau 1860), dem Romane „Der Seelenverkäufer" (Stuttgart 1876) u. a., nach dem westlichen Bayern der auch als Dramatiker bekannte **Melchior Meyr** (1810—1871), mit den musterhaft geschriebenen, doch nicht selten der tieferen Leidenschaft entbehrenden „Erzählungen aus dem Ries" (Berl. 1856), den „Neuen Erzählungen aus dem Ries" (Berl. 1859), den „Erzählungen aus dem Ries. Neue Folge" (Hamburg 1870) u. a., nach Oberbayern der gemüthvolle **Hermann von Schmid** (geboren 1815) mit dem „Schwalberl" (München 1861), „Almenrausch und Edelweiß" (Berlin 1864), den „Bayrischen Geschichten" (2 Bände, Berlin 1864) u. a., nach Tirol **Joseph Lentner** (1814—1852) mit den eigenartigen „Geschichten aus den Bergen" (Magdeburg 1851, 2. Auflage unter dem Titel „Geschichten aus Tirol und Oberbayern", ebenda o. J.), nach Salzburg der auch als Lyriker und Verfasser von lebensvollen Zeitromanen zu nennende **August Silberstein** (geb. 1827) mit den „Dorfschwalben aus Oesterreich" (2 Bände, München 1862—63) und den „Deutschen Hochlandsgeschichten" (2 Bände, Stuttgart 1875), nach Steiermark der originelle und warmherzige **Petri Kettenfeier Rosegger** (geb. 1843) mit den „Geschichten aus Steiermark" (Pest 1871), den „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt" (Ebd. 1872), den „Sonderlingen aus dem Volke der Alpen" (3 Bände, Ebd. 1875) u. a., nach dem Bregenzer Wald Franz Michael Felder, nach der Schweiz Arthur Bitter (Pseud. f. Samuel Haberstich) und Jacob Frey, nach dem Elsaß Alexander Weill, nach dem Rheine der durch seinen Volkskalender „Die Spinnstube" in den weitesten Kreisen bekannt gewordene W. O. v. Horn (Pseud. f. Wilhelm Oertel, 1798—1867),

nach Hessen O. Glaubrecht (Pseud. f. Rudolf Ludwig Oeser), nach Oberfranken der leider zu früh verstorbene Heinrich Schaumberger, nach dem Erzgebirge Karl August Wildenhahn, nach Thüringen Heinrich Schwert, nach Westfalen die freisinnige Louise Esche, nach Niedersachsen Georg Schirges, nach dem Harz Heinrich Pröhle, nach Norddeutschland K. Ernst und eine Reihe von plattdeutschen Dichtern, denen wir erst später näher treten werden.

Zu den Dorfgeschichtenerzählern stellen wir schließlich auch noch einen Dichter, der mit seinen Natur- und Landschaftsschilderungen einen gewissen Gegensatz zu den Kultur- und Sittengemälden eines Auerbach, Rank und Rosegger bildet, **Adalbert Stifter.***) Stifter begründete seinen Ruf mit den „Studien" (6 Bände, Pest 1844—50, 8. Aufl. 3 Bde., Ebd. 1870), und den „Bunten Steinen" (2 Bde. Pest 1853, 4. Aufl. 1870), in denen er vorzugsweise Bilder aus Feld und Wald seiner Heimath, dem südlichen Böhmen, bot, die überaus sauber und außerordentlich naturgetreu gemalt sind. Jeder Kiesel, jedes bunte Tüpfelchen auf dem Moose ist beachtet und bis in's Kleinste ausgeführt, und über dem Ganzen liegt stets ein reizvoller, warmer poetischer Duft gebreitet. Dennoch erreicht der Verfasser bei aller Kunst der Darstellung das Höchste nicht, denn er vermeidet es, seine Bilder zu vertiefen; kein Laut von all den großen Zeitfragen der vierziger Jahre dringt in die stillen Thäler des Dichters, kein einziger von all' den kühnen Pionieren jener Tage setzt einmal den Fuß über die blauen Waldberge, nur höchstens ein nach Ruhe Verlangender, der auf die Mitarbeit an der großen Aufgabe des Menschengeschlechtes bereits wieder verzichtet hat, kommt bisweilen die einsamen Pfade dahergeschritten. Es fehlt also diesen Dichtungen die Seele, die warmblütige Leidenschaft, ohne die kein echtes Kunstwerk möglich ist; es äußert sich in ihnen nur die behagliche Freude an dem bunten Aeußern der Natur; der Dichter führt die feine Naturmalerei blos um ihrer selbst willen aus. Nur einige wenige Male, etwa im „Hochwald", in „Abdias" und, im „Bergkrystall", geht er auf kurze Zeit über seine engen Grenzen hinaus. Der Grund aber, weßhalb er bei der großen Mehrzahl seiner Schöpfungen sich immer nur auf die Beschreibungen der äußeren Natur beschränkt und nur in den seltensten Fällen seine Naturschilderungen zu einem nothwendigen Theile der Handlung emporhebt, ist in dem egoistischen Charakterzuge zu suchen, sich im behaglichen Naturgenusse durch keine Aufregung stören, sich weder durch die politische, noch durch die religiöse Bewegung seiner Zeit den individuellen Frieden trüben zu lassen. „Wer Stifter's Erzählungen sorgfältig prüft," sagt daher auch Kuh, „das heißt hier nicht kritisch, sondern indem er sie durch- und nachempfindet, der wird sich sagen, daß die Angst, vom Räthsel des Lebens umstrickt zu werden, frühzeitig unseres Dichters sich bemächtigt und daß dieser zugleich den Weg der Rettung rasch, man möchte meinen, zu rasch gefunden haben muß. Dieser Weg führte nicht durch die Kämpfe des Herzens, durch die Widersprüche des innern

*) Vergl. Emil Kuh, Adalbert Stifter. Wien 1868 und Markus, Adalbert Stifter. Wien 1877.

Menschen, nein, er leitete in die vom Bewußtsein nicht gepeinigte Natur, auf die nach unserer Vorstellung unwandelbare, doch deßhalb nicht minder unverständliche Bühne, wo das Schauspiel der Jahreszeiten mit Gewitter und Wintersturm, Sommerwolken und Waldesrauschen für die Creatur aufgeführt wird. Sieht man nur obenhin, so mag man sich einbilden, der Dichter, der bald unter den Birken sitzt, bald zwischen den Tannen schreitet, der heute die summende Wiese beobachtet, morgen vor dem Gletscher sinnend steht, sei seinem Hange zur Naturschwärmerei gefolgt, habe seiner Lieblingsneigung nachgegeben, wozu Stifter schon durch Jugendeindrücke gelenkt worden sei. Sieht man aber ernsthafter hin, flicht man die in seinen Productionen verstreuten Bemerkungen, Seufzer und Herzenslaute zu einem Selbstbekenntnisse zusammen, so erfährt man vielleicht, daß es eine Flucht gewesen, die ihn in die Felder und Wälder getrieben hat, und daß es ein seelisches Bedürfniß ist, was die Uneingeweihten für die Nöthigung eines Malertalentes halten." Und weiter: „Wie es Dichter gab, die sich, von Zweifeln gefoltert, endlich in den Glauben versenkten, um bei dem ein für alle Mal Fertigen, Unverrückbaren den eigenen Widerspruch los zu werden, so versenkte sich Stifter in die Natur, welche ihm die innere Qual oder Beängstigung mildern, ausgleichen, beseitigen sollte. Und da Stifter an dem Anblick der in der Natur still und unveränderlich waltenden Gesetze sich wirklich beruhigt und den Unfrieden, der dieser Beruhigung vorausgegangen sein muß, auch nicht als leiseste Schwingung in die Production übergehen läßt, so haben seine Bilder, wenigstens die trefflichsten darunter, das Abgeschlossene vollendeter Künstlerwerke, aber doch auch das Beengende einer willkürlichen Umfriedigung, die nicht erlöst, sondern absperrt." Sie sind also keine genialen Schöpfungen und auch nur in sofern Zeugnisse ihrer Zeit, als sie darthun, daß es selbst in der allgemeinen Bewegung der vierziger Jahre in Deutschland noch einen Berufenen geben konnte, der es ausschlug, an der Arbeit des Jahrhunderts Theil zu nehmen. Das Publikum Stifter's ist naturgemäß immer nur ein sehr kleines gewesen, dagegen hat es sich stets wieder neu ergänzt, weil auch noch bei allen weiteren Phasen unserer Entwickelung ein kleiner Bruchtheil der Gebildeten sich dem nationalen Leben verschloß und dann zu Dichtungen wie den Stifter'schen griff. Das Leben Stifter's verlief sehr einfach, er wurde am 23. October 1806 zu Oberplan geboren, besuchte die lateinische Schule der Benedictinerabtei Kremsmünster, studirte in Wien Geschichte, Philosophie und Naturwissenschaften, bekleidete sodann eine Reihe von Jahren in Linz das Amt eines Schulrathes und Volksschulinspectors für Oberösterreich und starb daselbst am 28. Januar 1868. Außer den „Studien" und den „Bunte Steine" schrieb er noch die Erzählung „Der Nachsommer" (3 Bände, Pest 1857) und den historischen Roman „Witiko" (3 Bände, Pest 1865—67), in denen aber vor der breiten behaglichen Schilderung der Faden einer Handlung kaum noch zu erkennen ist. Neuerdings erschienen auch „Stifter's Werke" ohne Angabe des Jahres in 17 Bänden zu Pest.

Von den großen Zeitfragen, welche mit dem Anfange der dreißiger Jahre unter der Fahne des jungen Deutschland aufzutauchen begannen, wurden aber

nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen lebhaft ergriffen, denn einer der Punkte des Programms, nach dem die Gutzkow, Laube, Mundt die Gesellschaft umzugestalten gedachten, lautete ja bekanntlich: „Emancipation des weiblichen Geschlechts von den drückenden Fesseln des Mittelalters!" In Nord und Süd standen daher emancipationslustige Frauen auf, um den jungen Reformatoren laut zuzustimmen und an dem Kampfe um ihre Befreiung tapfer mit Theil zu nehmen. Daß sie ein Recht hatten, mit ihrer bisherigen socialen Lage unzufrieden zu sein, werden heute nur noch Wenige bestreiten; bei allen Fortschritten, die in Handel und Verkehr, Wissenschaft und Kunst gemacht worden, waren die Frauen völlig unberücksichtigt geblieben; nirgends hatte man auch nur einmal einen Versuch gemacht, dem Weibe einen erhöhten Lebensinhalt zu verschaffen, es aus dem „Nichts zu befreien", bis endlich das junge Deutschland dahergestürmt kam und an den veralteten Schranken zu rütteln begann. Der jugendliche Eifer, mit dem die neuen Weltverbesserer diese Frage behandelten, war der harmonischen Lösung derselben aber keineswegs günstig; eben so wenig vortheilhaft war die Stellung, welche die Frauen selbst zu derselben einnahmen: hier wie dort ging man gleich bei der ersten Aufstellung der Forderungen weit über die Schranken dessen hinaus, was vorläufig von Staat und Gesellschaft gewährt werden konnte. Während man zunächst nur das Recht auf höhere Ausbildung hätte geltend machen sollen, kam man gleich um Zulassung zu den gelehrten Anstalten, um Gründung von Frauen-Universitäten, um politische Gleichstellung mit den Männern, um das Recht, ebenfalls an der Leitung des Staates Antheil nehmen zu können, und selbst um Sprengung der Fesseln der Ehe ein. Solche maßlosen Wünsche konnten aber in der Mehrzahl des Volkes und auch bei allen ruhiger denkenden Frauen nur Mißbilligung erfahren, und die Folge davon war, daß alle Emancipationsbestrebungen, die berechtigten, wie die unberechtigten, sofort einer sehr starken Opposition begegneten, ja daß die emancipationslustigen Frauen der Unbescheidenheit und Unweiblichkeit geziehen und selbst dem Spotte preisgegeben wurden. Dadurch wurde der Lösung dieser wichtigen Frage ein schwerer Hemmschuh angelegt, welcher dermaßen hinderte, daß selbst nach nunmehr fünfzig Jahren, und nachdem Männer wie Stuart Mill, John Bright, Fawcett, Adolf Douai, Holtzendorff u. a. für dieselbe eingetreten sind, doch nur erst wenig erreicht worden ist. Den verhältnißmäßig besten Erfolg hatten noch diejenigen Bestrebungen, welche auf die Linderung der materiellen Noth der Frauen gerichtet waren; es wurden nach und nach Frauenarbeitsschulen in's Leben gerufen, junge Mädchen in kaufmännische Geschäfte, Buchdruckereien 2c. aufgenommen, wo viele ein sicheres Brot fanden. Die Versuche, der idealen Noth der Frauen abzuhelfen, das Weib aus seiner geistigen Beschränkung zu befreien, sind dagegen bis jetzt fast alle fehlgeschlagen und zwar hauptsächlich deshalb, weil von den Gegnern der Emancipationsbestrebungen auf's Nachdrücklichste geltend gemacht wurde, daß gelehrte Studien und dann die entsprechenden Berufsarten den Frauen das sorgsam zu hütende „Weibliche" nehmen würden, und weil ferner die Freunde der Emancipationsideen sich noch nicht über die Art und Weise einigen konnten, auf welche

die höhere Geistescultur der Frauenwelt zu ermöglichen sei. Die Schriften der Verfechterinnen der Frauenemancipation suchen daher zunächst zu beweisen, daß die Frauen ein volles Anrecht auf eine höhere Geistesbildung und auf einen größeren Wirkungskreis, als nur auf den so eng begrenzten der Gattin und Mutter, besitzen, und auch wirklich im Stande sein werden, den neuen Anforderungen und Pflichten zu genügen. Die Mittel und Wege, das ersehnte Ziel zu erreichen, werden dabei verhältnißmäßig nur selten erwogen.

Am besonnensten und nachdrücklichsten ist **Fanny Lewald** für die Verwirklichung der Emancipationsideen eingetreten; sie ist eine Schriftstellerin von hohem sittlichem Ernst, von scharfem, klarem Verstande und zudem eine Frau, die bei aller Begeisterung für die Rechte ihres Geschlechts doch über dem Einzelnen auch nie das Allgemeine vergißt, neben den Zielen der Frauenemancipation auch stets die höchsten Strebepunkte der gesammten deutschen Cultur im Auge behält. Darum ist Fanny Lewald auch eine echte patriotische deutsche Dichterin, die ebensowohl rastlos für die praktische Entwickelung der weiblichen Erziehung und Thätigkeit, wie für die Erstarkung einer edeln deutschen Gesinnung und Gesittung überhaupt zu wirken sucht; nur aus der Totalwirkung aller humanitären Bestrebungen, betont sie wiederholt, könne sich erst eine schöne Blüthe unseres Gesammtvaterlandes entwickeln. Leider gebricht es der Dichterin an Phantasie; sie weiß wohl scharf zu zeichnen, klar darzulegen und zu überzeugen, aber nur selten zu erwärmen und zu begeistern. Sie wurde in der Stadt Kant's, zu Königsberg in Preußen, am 24. März 1811 als die Tochter eines gebildeten jüdischen Kaufmanns geboren, erhielt eine sehr sorgfältige und freisinnige Erziehung und trat in ihrem siebzehnten Lebensjahre mit Erlaubniß ihres Vaters zum Christenthume über, um einen Candidaten der Theologie heirathen zu können. Schon sehr bald aber bereute sie den Glaubenswechsel, da sie sich verschiedenen Lehrpunkten der christlichen Kirche, besonders dem Dogma von der Dreieinigkeit, nicht zu unterwerfen vermochte, und entsagte in Folge dessen auch dem Geliebten, obgleich sie ihm leidenschaftlich zugethan war. Einige Jahre später unternahm sie mit ihrem Vater mehrere Reisen nach Berlin, an den Rhein, wo sie Börne, und nach Breslau, wo sie Hoffmann von Fallersleben, Stenzel, den mit ihr verwandten Patrioten Heinrich Simon und Andere kennen lernte und sich einen reichen Schatz von Menschenkenntniß, sowie ein sicheres Urtheil über die Bestrebungen der Zeit erwarb. Bei ihrer Rückkehr nach Königsberg wurde ihr ein nach der Ansicht ihrer Eltern sehr „vortheilhafter" Heirathsantrag gemacht, den sie jedoch ausschlug, weil sie sich, wie sie in ihrer „Lebensgeschichte" selbst sagt, nicht verkaufen wollte. Da sie jedoch von dem lebhaften Wunsche beseelt war, sich nützlich zu machen, zu wirken und zu schaffen, so beschloß sie, Schriftstellerin zu werden und ihre Kräfte besonders den Gedrückten ihres Geschlechtes zu widmen. „Und so unternahm sie es," wie Kreyßig in seinen „Vorlesungen über den Deutschen Roman der Gegenwart" (Berlin 1871, Seite 274) sagt, „den Mitstrebenden im Kampfe für gesellschaftlichen Fortschritt eine treue Beratherin und Genossin zu sein; die Wortführerin, vom Standpunkte des selbstbewußten, gebildeten Weibes aus, einer

Epoche, nicht luxurirenden Genußlebens, sondern mächtiger, in die Tiefen der Gesellschaft dringender Culturarbeit." Erst nachdem sie bereits Hervorragendes geleistet, ging sie auch im Jahre 1854 noch eine Ehe mit dem Literarhistoriker Adolf Stahr (1805—1876) ein, den sie in Rom kennen gelernt hatte und mit dem sie sich nun dauernd in Berlin niederließ. Ihre ersten schriftstellerischen Versuche machte sie mit Märchen, die ihr Onkel August Lewald in seiner „Europa" zum Abdruck brachte, bald aber wandte sie sich dem Romane zu und schuf rasch nach einander „Clementine" (Leipzig 1842), „Jenny" (2 Bände, Ebd. 1843) und „Eine Lebensfrage" (2 Bände, Ebd. 1845). In dem ersten Werke sucht sie die Emancipationsbestrebungen auf ein verständiges Maß zurückzuführen; sie warnt vor Ausschweifungen und Ueberschwenglichkeiten und zeigt an der Heldin Clementine, daß nicht immer einzig und allein die Neigung bei den Eheschließungen der Frau den Ausschlag geben darf, daß auch Verhältnisse eintreten können, in denen sie mehr dem Verstande, der Pflicht, zu gehorchen hat, als dem Herzen, und daß auch aus der Pflichttreue noch das ersehnte Glück erblühen könne. In „Jenny" schildert sie die äußeren und inneren Conflikte, denen die jüdischen Frauen bei ihrem Heraustreten aus den engen Grenzen des Hauses hauptsächlich ausgesetzt sind, und bietet dabei viele anziehende Bilder aus dem jüdischen Familienleben. In dem letzteren Romane beschäftigt sie sich mit dem Thema der Ehescheidung. Nachdem sie so ihr Können erprobt, unternahm sie 1845 zu ihrer weiteren Ausbildung eine Reise nach Italien und versuchte sich sodann mit „Prinz Louis Ferdinand" (3 Bände, Berlin 1849) im großen historischen Romane. Es gelang ihr jedoch nicht, aus dem genialen preußischen Prinzen für ihre Dichtung einen kräftigen, die Handlung beherrschenden Helden zu schaffen; Louis Ferdinand bleibt immer nur ein zwischen allerlei Liebesintriguen hin- und herschwankender geistreicher Nichtsthuer, der sich zu keiner energischen That emporraffen kann. Dagegen enthält das Buch eine Menge ansprechender Kultur- und Sittenbilder, besonders aus dem Berlin zu Anfang unseres Jahrhunderts. In den unruhvollen Zeiten vor und nach der Märzrevolution fand die Dichterin nur Stimmung für kleinere novellistische Arbeiten und touristische Schriften, von denen wir blos „England und Schottland. Reisetagebuch" (2 Bände, Braunschweig 1852) hervorheben, bis sie nach der Wiederherstellung der Ordnung auch wieder Sammlung für größere Schöpfungen gewann; doch hielt sie sich fortan nur in den Grenzen des Familienromans. Wir nennen: „Wandlungen" (4 Bände, Braunschweig 1853), „Die Kammerjungfer" (2 Bände, Ebd. 1856), „Das Mädchen von Hela" (2 Bände, Berlin 1860), „Von Geschlecht zu Geschlecht" (8 Bände, Berlin 1864), „Die Erlöserin" (3 Bde, Ebd. 1873), „Benedikt" (2 Bde, Ebd. 1874), „Benvenuto" (2 Bde. Ebd. 1875) und „Helmar" (Ebd. 1880). In dieser selben Schaffensperiode gab sie auch die mit vieler Offenheit verfaßte Selbstbiographie „Meine Lebensgeschichte" (6 Bde., Berlin 1861—62) heraus. Der bedeutendste von diesen Romanen ist ohne Zweifel „Von Geschlecht zu Geschlecht", der in die beiden Abtheilungen „Der Freiherr" und „Der Emporkömmling" zerfällt und in sicherer Entwickelung zeigt, daß die mehr und mehr sich ausbreitende Kultur zuletzt alle Standesunterschiede und

Standesvorurtheile vernichten wird. Ebenfalls ein nach jeder Seite hin harmonisch ausgebautes Kunstwerk ist die Erzählung „Benedikt", welche in geistreicher Weise die Liebe eines jungen talentvollen Mönches zu einer schönen koketten Weltdame schildert. Besonders den Gegensatz zwischen Kloster- und Weltleben, sowie die große Macht der katholischen Kirche auf die Ihrigen, hat die Dichterin mit vieler Kenntniß darzulegen verstanden, und auch den tragischen Ausgang, bei dem die Kirche siegt, meisterhaft zu motiviren gewußt. Von den „Gesammelten Werken" Fanny Lewald's erschienen bis jetzt 12 Bände zu Berlin 1870 bis 1874.

Weit einseitiger, als die klare, ernste Fanny Lewald, verfährt die leidenschaftliche Gräfin **Ida Hahn-Hahn** bei ihren Emancipationsbestrebungen. Der Gesichtspunkt, von dem aus Fanny Lewald die gesellschaftlichen Verhältnisse beurtheilt, ist der des Mittelstandes, in welchem sie den Kern des Volkes sieht; Ida Hahn-Hahn dagegen kennt einzig und allein nur die adelige Sphäre, hat nur Interesse für die Kreise der Aristokratie, nur Blick und Theilnahme für die Schicksale von Gräfinnen und Baronessen. Und steigt sie ja einmal zum Volke hinab, so wird sie sofort angeekelt von dem Dunste der niedern Hütten, der Häßlichkeit der harten Arbeit und wendet sich schnell wieder zur vornehmen Ruhe ihres von Eßbouquet und Patchouli durchdufteten Salons zurück. Der Geist des Volkes ist ihr darum auch vollständig fremd, sie weiß nichts von seinem Ringen und Schaffen, seinem Wollen und Können, und lebt der Ansicht, daß nur der hohe Adel, der frei ist von den niedern Sorgen des Lebens, wahrhaft innig, großmüthig und patriotisch zu empfinden vermöge. „Nur Aristokraten können liberal sein," sagt sie einmal unumwunden in dem Romane „Ulrich", „weil sie unabhängig und nicht von Scheelsucht und Mißgunst verzehrt sind." Bei allen gesellschaftlichen Reformen können daher nach ihrer Ansicht auch nur die Wünsche des Adels, in Sonderheit die der adeligen Damenwelt, in Frage kommen. Und diese Wünsche richten sich hauptsächlich gegen die Ehe. Die Ehe ist der Gräfin Hahn-Hahn eine im höchsten Grade drückende Fessel, welche den Genuß des Lebens beeinträchtigt und das Weib erniedrigt, und darum zieht sich auch durch alle ihre Romane das Bestreben, die Zertrümmerung dieser Ketten herbeizuführen. Ihre Heldinnen sind in Folge dessen sämmtlich starrsinnliche Egoistinnen, die, um mit der Dichterin eigenen Worten zu reden, nichts suchen, nichts wollen und verlangen, als ihre eigene Befriedigung ohne Rücksicht auf andere. Trotz ihrer vielen sonstigen blendenden Eigenschaften, ihres Witzes, ihrer Schönheit, verletzen sie daher alsbald durch ihre niedere Selbstsucht und erregen schließlich Widerwillen und Abscheu. Ida Hahn-Hahn*) wurde am 22. Juni 1805 zu Tressow in Mecklenburg als die Tochter eines Sonderlings, des Grafen Karl Friedrich Hahn-Hahn, geboren, der von einer seltsamen Theatermanie besessen war, viele Jahre auf seine Kosten eine Schauspielergesellschaft unterhielt und mit dieser in ganz Norddeutschland umher-

*) Vergl. Marie Helene, Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ein Lebensbild nach der Natur gezeichnet. Leipzig, 1869; Abeken, Babylon und Jerusalem. Ein Sendschreiben mit einer Nachschrift an Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin 1851, und Heinrich Keiter, Katholische Erzähler der Neuzeit. Paderborn 1880, S. 90 und ff.

zog, um überall, wo es nur anging, Vorstellungen zu geben. In Folge dessen fiel die Erziehung des Kindes der Mutter anheim, die nur auf eine äußerliche Bildung gesehen zu haben scheint; wenigstens ist nur eine solche von ihr erzielt worden. 1826 vermählte sich Ida Hahn-Hahn mit ihrem reichen Vetter, dem Grafen Adolf Hahn-Hahn, ließ sich jedoch bereits 1829 wieder scheiden und führte nun zwei Jahrzehnte hindurch ein ruheloses Wanderleben, in welchem sie Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, Italien, Spanien, Frankreich, Schweden und selbst den Orient durchstreifte und auch alsbald eine umfangreiche literarische Thätigkeit begann. Ihre ersten Versuche machte sie mit Gedichten („Gedichte". Leipz. 1835, „Neue Gedichte". Ebd. 1836, „Venetianische Nächte". Ebd. 1836, „Lieder und Gedichte". Berlin 1837), ohne jedoch damit die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, denn alle diese Poesieen bewegen sich im gewöhnlichen Geleise; nur einige wenige Lieder, wie „Ach, wenn du wärst mein eigen!", schlagen einen etwas wärmeren Ton an. Anders die Romane, die sie nun folgen ließ und die ihren Namen alsbald in ganz Deutschland bekannt machten. Hier tritt sie sofort mit genialer Keckheit mitten in die Emancipationsbewegungen hinein und läßt ihrem Hasse gegen die Ehe rücksichtslos alle Zügel schießen; aber sie ist dabei immer geistreich und weiß außerdem ihren Bildern aus dem Leben der höchsten Kreise die lebhaftesten Farben und die größte Anschaulichkeit zu geben; ja man darf behaupten, daß der Nimbus des Boudoirs, das reizvolle Helldunkel des kleinen Salons, das elegante Treiben des glänzenden Festsaals, die ganze Atmosphäre der „Gesellschaft" niemals wieder mit solcher Meisterschaft geschildert worden ist, wie in den Romanen der Ida Hahn-Hahn. Besonders sind in dieser Hinsicht „Gräfin Faustine" (Berlin 1841), „Ulrich" (2 Bände, Ebd. 1841) und „Clelia Conti" (Ebd. 1846) zu erwähnen. Die Ereignisse von 1848 schreckten die Gräfin jäh aus ihrer exclusiven Haltung auf; sie sah Institutionen fallen, die sie bisher für unerschütterlich gehalten und Mächte auftauchen, deren Vorhandensein sie nicht einmal geahnt hatte; es wurde ihr daher zu Muthe, als wanke ihr der Boden unter den Füßen. Unter diesen Umständen wirkten die beredten Predigten des damaligen Propstes in Berlin, nachmaligen Bischofs von Mainz, Freiherrn Wilhelm von Ketteler über die großen socialen Fragen der Gegenwart wie mit magischer Kraft auf sie, führten sie in ganz neue Gedankenkreise und schließlich im Jahre 1850 sogar in den Schooß der katholischen Kirche. Aus dem genußsüchtigen Weltkinde wurde eine büßende Magdalena. Ihren früheren Gesellschaftskreisen gegenüber suchte sie diesen Schritt durch die Schrift „Von Babylon nach Jerusalem" (Mainz 1851) zu rechtfertigen. Im Jahre 1852 trat sie sodann zu Angers in das Mutterhaus des Ordens vom guten Hirten, siedelte 1854 aber nach Mainz über, wo sie auf eigene Kosten ein Kloster „vom guten Hirten" erbaute. Doch schloß sie selbst sich dieser Congregation in keiner Weise an, sondern nahm wieder ihre literarische Thätigkeit auf und schrieb abermals bis zu ihrem am 12. Januar 1880 erfolgten Tode Roman auf Roman. Allein es handelt sich in diesen nun nicht mehr darum, die Frauen von der Herrschaft der Männer zu befreien, sondern aus leidenschafterfüllten sündigen Menschen durch den Einfluß der katholischen Kirche fromme Gott liebende

Christen zu machen. Jede Erzählung ist eine Bekehrungsgeschichte, und fast immer sind es Frauen, die die Verfasserin zu Proselyten macht. In Folge dessen nehmen viele lange und unerquickliche Besprechungen dogmatischer Fragen in jedem Buche einen großen Platz ein, doch fehlt es auch nicht an geistreichen Charakteristiken, von denen besonders die der Frau von Derthal in „Doralice" und die des Barons Uglas in den „Erzählungen des Hofraths" hervorzuheben sind, sowie an anziehenden Familienbildern. Ueber bestimmte katholische Kreise sind die Romane jedoch nicht hinausgedrungen. Wir führen als die gehaltvollsten „Doralice" (2 Bände, Mainz 1861), „Die Geschichte eines armen Fräuleins" (2 Bände, Ebd. 1869), „Die Erzählungen des Hofraths" (2 Bände, Ebd. 1872), „Vergieb uns unsere Schuld" (2 Bde., Ebd. 1874) und „Nirwana" (2 Bde., Ebd. 1876) an.

Eine Stellung zwischen Fanny Lewald und Ida Hahn-Hahn nimmt **Ida von Düringsfeld** ein; sie besitzt Etwas von dem Ernste und der Energie der Ersteren und zugleich ein Theil von der leidenschaftlichen Begehrlichkeit der Letzeren, doch erreicht sie keine der beiden Genossinnen. Sie wurde am 12. November 1815 zu Militsch in Schlesien geboren, erhielt nur eine mangelhafte Erziehung, eignete sich aber später selbst einen reichen Schatz von Kenntnissen an und bildete sich auch durch weite Reisen, die sie in Begleitung ihres Gatten, des Freiherrn Otto von Reinsberg, unternahm. Sie starb am 25. Oktober 1876 in Stuttgart auf der Durchreise im Hotel; ihr Gatte wurde von dem plötzlichen harten Schicksalsschlage derart erschüttert, daß er sich am andern Tage selbst den Tod gab. Wie Ida Hahn-Hahn, trat auch Ida von Düringsfeld zuerst mit Gedichten auf, die sie unter dem Namen Thekla 1835 zu Dresden erscheinen ließ; später gab sie noch eine Sammlung lyrischer Poesieen unter dem Titel „Für Dich" (Breslau 1850) heraus. In beiden Bänden erweist sie sich als eine geistvolle und auch formgewandte Dichterin, der jedoch die Begeisterung des Genie's fehlt. In ihren Romanen („Schloß Goczyn." Breslau 1841, „Magdalena." Ebd. 1844, „Graf Chala." Ebd. 1845, „Margarethe von Valois und ihre Zeit." Ebd. 1847 ꝛc.) bietet sie zwar kräftige Charakterzeichnungen, lebensvolle Scenen und anziehende landschaftliche und architektonische Schilderungen, aber nur selten eine kunstgerecht sich entwickelnde Handlung; der Gesammteindruck ist daher meist ein unbedeutender, wenig befriedigender. Weit werthvoller, als ihre poetischen Werke, sind ihre „Reiseskizzen", die sie von 1850 bis 1868 in 10 Bänden herausgab und in denen sie eine scharfe Beobachtungsgabe bekundet, sowie ihre trefflichen Uebersetzungen czechischer und italienischer Volkslieder („Böhmische Rosen." Breslau 1851. „Lieder aus Toskana." Dresden 1855). Das verdienstliche Werk „Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen vergleichend zusammengestellt" (2 Bände Leipzig 1875) gab sie in Gemeinschaft mit ihrem Gatten heraus.

In allgemein verletzender Weise suchte **Luise Aston** (geboren 1820) für die Emancipation der Frauen zu wirken. In ihren Gedichten „Wilde Rosen" (Berlin 1846) und „Freischärler-Reminiscenzen" (Leipzig 1850) sowohl, wie in ihrem Romane „Aus dem Leben einer Frau" (Hamburg 1847) fordert sie ungestüm, daß alle Schranken, die Sitte und Zucht gezogen, niedergerissen werden, denn nur in

freier Liebe könne die Frau erst ganz und voll ihre Mission erfüllen. Da sie ihre Theorieen auch praktisch zur Anwendung bringen wollte, so wurde sie aus verschiedenen Städten ausgewiesen und ging in Folge dessen 1855 nach Rußland. Weit nüchterner trat **Julie Burow**, verehelichte Pfannenschmidt (1806—1868), an die verhängnißvolle Frage heran. Sie ist der Ansicht, daß die Frau, um sich von der Herrschaft des Mannes zu befreien, zu allererst danach streben müsse, irgend eine Fertigkeit, ein Handwerk, ein Gewerbe zu erlernen, damit sie im Stande sei, sich selbstständig zu ernähren und nicht erst von der Heirath das ganze Glück ihrer Existenz zu erhoffen brauche. Ihre Heldinnen sind daher auch keine phantastischen Schwärmerinnen, sondern energische, ernste Frauen, die mit aller Kraft danach ringen, sich auf eigene Füße zu stellen. Es geht in Folge dessen in den Burow'schen Romanen nicht selten recht hausbacken und prosaisch zu, aber es waltet in ihnen ein gesunder Sinn und oft auch ein wohlthuender, herzlicher Humor. Von ihren vielen Schriften wurden hauptsächlich die Romane „Frauen-Loos" (2 Bände, Königsberg 1850), „Ein Arzt einer kleinen Stadt" (2 Bände, Prag 1854) und „Der Glücksstern" (Bromberg 1857) und die „Herzensworte, eine Mitgabe auf den Lebensweg" (7. Auflage, Berlin 1870) mit Beifall aufgenommen. Aehnliche Ansichten, wie Julie Burow, vertritt auch **Louise Otto**, verehelichte Peters (geboren 1819), doch beherrscht diese eine etwas weitere Gedankenwelt und verfügt auch über eine reichere poetische Begabung. Sie hat sich wiederholt durch keckes und energisches Vorgehen ausgezeichnet; als 1848 in Sachsen eine Commission zur „Organisation der Arbeit" zusammentrat, richtete sie an dieselbe, wie an den betreffenden Minister, eine Adresse, die auch um Berücksichtigung der Arbeiterinnen bat und mit den Worten endete: „Sie werden die Arbeit der Männer nicht dauernd organisiren können, wenn Sie die Arbeit der Frauen nicht mit organisiren!" Später gründete sie mit gleichgesinnten Frauen den Allgemeinen deutschen Frauenverein und 1866 mit Auguste Schmidt die Zeitschrift „Neue Bahnen", die die Ideen der Frauenemancipation in alle weiblichen Kreise zu tragen bestimmt ist. In ihren Gedichten entfaltet sie viel Schwung und warme Begeisterung und in ihren Romanen weiß sie stets lebhaft und anziehend zu erzählen. Der Stempel der Zeit ist allen ihren Schriften sehr tief eingedrückt. Ihre gelesensten Romane sind „Eine Grafenkrone" (3 Bände, Leipzig 1857), „Nürnberg" (3 Bände, Leipzig 1859), „Die Idealisten" (4 Bände, Jena 1867), „Rom in Deutschland" (3 Bände, Bremen 1873) und andere. Ihr Gatte, der viel verfolgte Patriot August Peters (1817—1864) schrieb verschiedene Erzählungen unter dem Pseudonym Elfried von Taura. Nur geringe Bedeutung erwarb sich Amely Bölte (geboren 1814), deren derbe Polemik die deutsche Lesewelt wenig ansprach; ebenfalls ohne tieferen Einfluß blieben die Dichtungen von Anna Löhn (geboren 1830). In jüngster Zeit haben Luise Büchner, Mathilde Lammers, Lina Morgenstern, Hedwig Dohm und andere die Lösung der Frauenfrage zu fördern unternommen.

Trotz dieser vielen Bahnbrecherinnen erweckten die Emancipationsbestrebungen bei der Frauenwelt zunächst doch nur geringe Sympathieen; eine berechtigte

weibliche Scheu und ein tief in ihrer Natur begründeter conservativer Sinn hielt sie ab, aus dem durch tausendjährige Sitte geheiligten Wirkungskreise herauszutreten, und so erstanden denn auch alsbald Dichterinnen, die eindringlich vor den neuen Lehren warnten, oder doch wenigstens durch Schilderungen des innigen Herzens- und stillen häuslichen Glücks die Augen wieder von dem lauten Treiben der Gasse abzulenken suchten. Die meisten dieser Dichterinnen sind schlicht, von wohlthuender Herzlichkeit und warmer Religiosität, aber ohne besondere Eigenart; nur zwei, die eine im Nordwesten — Annette von Droste-Hülshoff —, die andere tief im Südosten — Betty Paoli —, verfügen über eine ausgeprägtere Originalität, ja **Annette von Droste-Hülshoff** ist sogar ein Talent von großartiger Kraft. Leider kam dasselbe nicht zu voller Entwickelung. Aus ihren Briefen geht deutlich hervor, daß ihre Verwandten dem freien Aufschwunge ihres Genius fortwährend hinderlich waren; von aristokratischen Vorurtheilen befangen, sahen dieselben es überhaupt nur ungern, daß eine ihres Stammes und Namens sich mit Schriftstellerei beschäftigte und in die Oeffentlichkeit trat. Es stand freilich nicht in ihrer Macht, dem Seidenwurme das Spinnen zu verbieten, aber wenigstens schien es gerathen, ihn bei seiner Arbeit sorglich zu beaufsichtigen. In Folge dessen wurde eine strenge Censur geübt, jedes Wort geprüft, bis es unverfänglich befunden wurde, jeder möglichen oder auch unmöglichen Mißdeutung ängstlich vorgebeugt, und die Dichterin, stets nur allzunachgiebig gegen Alle, die sie liebte, fügte sich. Später ging sie zwar im Großen und Ganzen trotzdem ihren eigenen Weg, aber wie mühsam und beschwerlich ward ihr das gemacht, und es darf mit Bestimmtheit angenommen werden, daß sie zu einem noch weit höheren Ziele gelangt sein würde, hätten jene kleinlichen Rücksichten und Bedenklichkeiten nicht beständig lähmend auf sie gewirkt. Annette von Droste-Hülshoff *) wurde am 12. Januar 1798 auf dem väterlichen Rittergute Hülshoff bei Münster in Westfalen geboren, hatte von Jugend auf unter einem schwächlichen und kränklichen Körper zu leiden und gewöhnte sich daher schon früh an ein stilles Gedankenleben. Ihre sorgfältige Erziehung wurde nach streng katholischen und streng conservativen Grundsätzen geleitet, was auf ihre Lebensanschauung und ihr poetisches Empfinden einen dauernden Einfluß ausübte, sie aber dennoch nicht abhielt, „die tiefsten Abgründe des Seins und der eigenen Brust zu erforschen." Bis zu ihrem siebenundzwanzigsten Jahre blieb ihr Umgang fast nur auf die nächste Umgebung beschränkt; selbst Münster besuchte sie höchst selten, und dann auch meist nur, um ein gutes geistliches Concert zu hören. Erst 1825 trat sie zum ersten Male in städtische Kreise, indem sie ihren Oheim, den Grafen Werner Haxthausen, in Köln besuchte; später verlebte sie fast ein Jahr in Bonn, wo sie mit Simrock und Johanna Schopenhauer bekannt wurde. Nach dem Tode

*) Vergl. Lewin Schücking, Annette von Droste-Hülshoff. Ein Lebensbild. Hannover 1862; Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff, ein Denkmal ihres Lebens und Dichtens und eine Auswahl ihrer Dichtungen. Gütersloh 1879; und Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff (gerichtet an Professor Dr. Schlüter und auch von diesem herausgegeben). Münster 1877.

ihres Vaters siedelte sie mit ihrer Mutter nach deren Wittwenwohnsitze Rüschhaus bei Münster über und pflegte nun dort einen etwas regeren geselligen Verkehr, besonders mit Freunden und Freundinnen aus Münster, Dr. Schlüter, Levin Schücking, Kathinka Schücking und Anderen, doch gingen auch jetzt noch oft genug viele Monate vorüber, ehe ihre Einsamkeit einmal durch einen Besuch unterbrochen wurde. In diesem Stillleben beschäftigte sie sich neben ihren poetischen Arbeiten besonders mit naturwissenschaftlichen Studien und einer Sammlung von Alterthümern, oder unternahm weite Spaziergänge in die Haiden und Moorgründe der Umgebung, die sie mit ihrer Melancholie und mit ihrer traumhaften Schönheit fort und fort unwiderstehlich anzogen. In der Mitte der vierziger Jahre begann ihre Kränklichkeit wieder zuzunehmen, was sie veranlaßte, ein milderes Klima aufzusuchen und mit ihrer Mutter zu ihrem Schwager, dem gelehrten Germanisten Freiherrn Joseph von Laßberg, nach dem reizend gelegenen Schlosse Meersburg am Bodensee überzusiedeln. Die frische Gebirgsluft wirkte auch anfangs sehr kräftigend und anregend auf sie, so daß sie sich bereits mit dem Gedanken trug, sich dauernd am Bodensee niederzulassen, als plötzlich am 24. Mai 1848 ein Herzschlag ihrem Leben ein Ende machte. Zu ihren Lebzeiten erschien nur ein Band „Gedichte" (Stuttgart 1844), nach ihrem Tode kamen noch „Das geistliche Jahr" (Stuttgart 1852) und „Letzte Gaben" (Hannover 1860), die auch eine westfälische Dorfgeschichte „Die Judenbuche" enthalten, heraus. Eine Gesammt-Ausgabe ihrer Dichtungen unter dem Titel „Gesammelte Schriften von Annette Freiin von Droste-Hülshoff", herausgegeben von Levin Schücking (3 Bände, Stuttgart 1880) brachte erst die jüngste Zeit. Der Grundgedanke der Droste-Hülshoff'schen Poesie wurzelt in dem Wunsche, alle Vorwärtsstrebenden eindringlich zu ermahnen, von ihrem Beginnen abzulassen und auch fürder an dem Althergebrachten festzuhalten; sich weder vom frommen Glauben, noch von den patriarchalischen Sitten und Einrichtungen abzuwenden. Ein Niederreißen der alten Schranken müsse nothwendig große Gefahren für die höchsten Güter der Menschheit bringen (siehe unten „Halt fest"). Diese Welt- und Lebensanschauung ist aber offenbar nur ein Resultat ihrer Erziehung und des Einflusses ihrer nächsten Umgebung; sie selbst sagt von sich, „Mir gab Natur ein kühnes Herz!", sie besaß einen scharfen Verstand — es ist daher nicht anzunehmen, daß sie bei diesen Ansichten auch ferner beharrt haben würde, wäre sie früher und auch mehr in das öffentliche Leben hinausgetreten, hätte sie mehr mit eigenen Augen das Ringen der Zeit beobachten und beurtheilen können. In der Form sowohl, wie in der Art der Darstellung, erreicht die Dichterin oft einen sehr hohen Grad der Vollendung, dagegen liebt sie es nicht selten, den Hauptgedanken nur leise anzudeuten, in Folge dessen sie dann für viele Leser unverständlich wird. Ihr Frauengemüth offenbart sie nur in wenigen Gedichten; rein-lyrische Poesie ist in den Sammlungen nur äußerst gering vertreten, die mitgetheilten Proben zeugen aber davon, daß die Dichterin sehr tief und warm zu empfinden im Stande war (siehe unten „Abschied von der Jugend"). In ihren Balladen herrscht das Herbe, Grauenhafte und Dämonische vor, doch vermeidet sie mit sicherem Takte die schreienden

Effecte. Leider haben alle einen so großen Umfang, daß wir von der Wiedergabe einer derselben hier absehen müssen; als die Besten nennen wir: „Der Graf von Thal", „Tod des Erzbischofs Engelbert", „Der Geierpfiff" und „Die Vergeltung". Am glänzendsten entfaltete sie aber ihre Dichterkraft in ihren Naturgemälden, den Stimmungsbildern, in denen sie das Leben der Haide schildert, die schwermüthige Monotonie, den Nebel, den Moorbrand, den eigenartigen Sommerduft, das melancholische Gekrächz der Raben und das stille Hindämmern der Menschen. Wir theilen unten das Gedicht „Der Haidemann" mit, das als ein Meisterstück gelten darf. Eine größere Verbreitung haben die Gedichte nicht erlangt, wohl hauptsächlich, weil die darin vertretenen Ansichten der Stimmung der Zeit nicht sympathisch waren.

* Halt fest.

Halt' fest den Freund, den einmal du erworben,
Er läßt dir keine Stätte für das Neue;
Läßt, wie das Haus, in dem ein Leib gestorben,
Unrein das Herz, wo modert eine Treue;
Meinst du, dein sei der Hände Druck, der Strahl
Des eignen Auges arglos und voll Liebe?
Drückst du zum zweitenmal, blickst du zum zweitenmal,
Die Frucht ist fleckig und der Spiegel trübe.

Halt' fest dein Wort, o fest wie deine Seele;
So stolz und freudig mag kein Lorbeer ranken,
Daß er das Brandmal auf der Stirne hehle,
Die unter'm Druck des Wortes konnte wanken;
Der ärmste Bettler, so ein ehrlich Herz,
Wird wie ein König dir genüber treten,
Und du? du zupfst den Lorbeer niederwärts
Und heimlich mußt du dein „peccavi" beten.

Halt' fest den Glauben, laß ihn dir genügen!
Wer möcht' sein Blut mit fremdem Ichor tauschen!
Verstoße nicht den Cherub deiner Wiegen,
Aus jedem Blatt wird dir sein Flügel rauschen!
Und ist dein Geist zu stark, vielleicht zu blind,
In seiner Hand das Flammenschwert zu sehen,
So zweifle nicht, er wird, ein weinend Kind,
An deinem letzten öden Lager stehen.

Und dann die Gabe, gnädig dir verliehen,
Den köstlichen Moment, den gottgesandten,
O fessle, fessle seinen Quell im Fliehen,
Halt' jeden Tropfen höher als Demanten;
Noch schläft die Stunde, doch sie wacht dereinst,
Da deinem Willen sich die Kraft entwunden,
Wo du verloren schwere Thränen weinst
In die Charybdis deiner todten Stunden!

Vor Allem aber halt' das Kind der Schmerzen,
Dein angefochtnes Selbst, von Gott gegeben.
O sauge nicht das Blut aus deinem Herzen,
Um einen Seelenbastard zu beleben;
Daß, wenn dir einstens vor dem Golem graut,
Es zu dir trete nicht mit seinen Klagen:
„So war ich und so ward ich dir vertraut,
Unsel'ger, warum hast du mich erschlagen!"

Drum fest, nur fest, nur keinen Schritt zur Seite,
Der Himmel hat die Pfade wohl bezeichnet,
Ein reines Aug' erkennt sie aus der Weite,
Und nur der Wille hat den Pfad verläugnet;
Uns allen ward der Compaß eingedrückt,
Noch keiner hat ihn aus der Brust gerissen,
Die Ehre nennt ihn, wer zur Erde blickt,
Und wer zum Himmel, nennt ihn das — Gewissen.

Abschied von der Jugend.

Wie der zitternde Verbannte
Steht an seiner Heimath Grenzen,
Rückwärts er das Antlitz wendet,
Rückwärts seine Augen glänzen,

Winde, die hinüber streichen,
Vögel in der Luft beneidet,
Schaudernd vor der kleinen Scholle,
Die das Land vom Lande scheidet,

Wie die Gräber seiner Todten,
Seine Lebenden, die süßen,
Alle stehn am Horizonte,
Und er muß sie weinend grüßen;
Alle kleine Lieblingsschätze,
Unerkannt und unempfunden,
Alle ihn wie Sünden brennen
Und wie ewig offne Wunden:

So an seiner Jugend Scheide
Steht ein Herz voll stolzer Träume,
Blickt in ihre Paradiese
Und der Zukunft öde Räume,
Seine Neigungen, verkümmert,
Seine Hoffnungen begraben,
Alle stehn am Horizonte,
Wollen ihre Thränen haben.

Und die Jahre, die sich langsam,
Tückisch reihten aus Minuten,
Alle brechen auf im Herzen,
Alle nun wie Wunden bluten;
Mit der armen kargen Gabe,
Aus so reichem Schacht erbeutet,
Muthlos, ein gebrochner Wandrer,
In das fremde Land er schreitet.

Und doch ist des Sommers Garbe
Nicht geringer, als die Blüthen,
Und nur in der feuchten Scholle
Kann der frische Keim sich hüten;
Ueber Feld und öde Flächen
Muß der Strom, daß er sich breite,
Und es segnet Gottes Rechte
Uebermorgen so wie heute.

Der Haidemann.

„Geht, Kinder, nicht zu weit in's Bruch,
Die Sonne sinkt, schon surrt den Flug
Die Biene matter, schlafgehemmt,
Am Grunde schwimmt ein blasses Tuch,
Der Haidemann kömmt! — “

Die Knaben spielen fort am Raine,
Sie rupfen Gräser, schnellen Steine,
Sie plätschern in des Teiches Rinne,
Erhaschen die Phalän' am Ried,
Und freu'n sich, wenn die Wasserspinne
Langbeinig in die Binsen flieht.

„Ihr Kinder, legt euch nicht in's Gras —
Seht, wo noch grad' die Biene saß,
Wie weißer Rauch die Glocken füllt.
Scheu aus dem Busche glotzt der Haas,
Der Haidemann schwillt! —“

Kaum hebt ihr schweres Haupt die Schmehle
Noch aus dem Dunst, in seine Höhle
Schiebt sich der Käfer, und am Halme
Die träge Motte höher kreucht,
Sich flüchtend vor dem feuchten Qualme,
Der unter ihre Flügel steigt.

„Ihr Kinder, haltet euch bei Haus,
Lauft ja nicht in das Bruch hinaus;
Seht, wie bereits der Dorn ergraut.
Die Drossel ächzt zum Nest hinaus,
Der Haidemann braut! —“

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen
Und vor ihm her die Heerde schwimmen,
Wie Proteus seine Robbenschaaren
Heimschwemmt im grauen Ocean.
Am Dach die Schwalben zwitschernd fahren,
Und melancholisch kräht der Hahn.

„Ihr Kinder, bleibt am Hofe dicht,
Seht, wie die feuchte Nebelschicht
Schon an des Pförtchens Klinke reicht;
Am Grunde schwimmt ein falsches Licht,
Der Haidemann steigt! —“

Nun strecken nur der Föhren Wipfel
Noch aus dem Dunste grüne Gipfel
Wie über'n Schnee Wachholderbüsche;
Ein leises Brodeln quillt im Moor,
Ein schwaches Schrillen, ein Gezische
Dringt aus der Niederung hervor.

„Ihr Kinder, kommt, kommt schnell herein,
Das Irrlicht zündet seinen Schein,
Die Kröte schwillt, die Schlang' im Ried;
Jetzt ist's unheimlich draußen sein,
Der Haidemann zieht! —“

Nun sinkt die letzte Nadel, rauchend
Zergeht die Fichte, langsam tauchend
Steigt Nebelschemen aus dem Moore,
Mit Hünenschritten gleitet's fort;
Ein irres Leuchten zuckt im Rohre,
Der Krötenchor beginnt am Bord.

Und plötzlich scheint ein schwaches Glühen
Des Hünen Glieder zu durchziehen;
Es siedet auf, es färbt die Wellen,
Der Nord, der Nord entzündet sich —
Glutpfeile, Feuerspeere schnellen,
Der Horizont ein Lavastrich!

„Gott gnad' uns! wie es zuckt und dräut,
Wie's schwehlet an der Dünenscheid'! —
Ihr Kinder, faltet eure Händ',
Das bringt uns Pest und theure Zeit —
Der Haidemann brennt! —"

Betty Paoli hält sich in weit engeren Grenzen als Annette von Droste-Hülshoff, sie kümmert sich weder um die socialen, noch um die kirchlichen Bestrebungen; für die Freiheit zu kämpfen, Ruhm und Ehre zu erjagen, ist nach ihrer Ansicht nur Aufgabe der Männer; das Weib hat all' sein Denken und Sinnen einzig und allein auf die Liebe zu richten, nur in der wahren treuen Liebe kann es sein höchstes Glück finden — und in dem Verlust derselben widerfährt ihm sein schwerstes Unglück. Sie antwortet daher auch einmal einem „Tadler":

Du kennst mein tiefstes Wesen nicht
Und kennst den Zweck nicht meiner Sendung,
Verlangest du, daß mein Gedicht
Anstrebe freudige Vollendung.
Nein! Gott hat mich nicht ausgesandt
Und hat die Kraft mir nicht gegeben,
Um glorreich mit geweihter Hand
Des Sieges Palme zu erstreben.

In Marmor prange und in Erz
Der Name des, der sie erstritten,
Ich bin nichts weiter, als ein Herz,
Das viel geliebt und viel gelitten,
Und meine ganze Poesie
Ist nur ein lautes Offenbaren
Von all den stillen Schmerzen, die
Des Weibes Seele kann erfahren.

Und den magischen Bann der Liebe, unter dem das Frauenherz fort und fort steht, dem es sich in allen Lagen des Lebens unterwerfen, dem es alle anderen Wünsche und Neigungen opfern muß, schildert sie in dem „Wandlung" überschriebenen Gedichte:

Willst du erschaun, wie viel ein Herz kann tragen,
O blick' in meins!
So reich an Wunden, vom Geschick geschlagen,
War wohl noch keins.
Doch mitten in den wüthendsten Orkanen
Erhob ich mich,
Und schritt dahin auf meinen fernen Bahnen —
Wie stark war ich!

Wie ward mir doch nun so mit Einem Male
Die Kraft geraubt?
Es trotzte muthig dem Gewitterstrahle
Mein stolzes Haupt;
Doch als du zu mir sprachst mit leisem Grüßen:
„Ich liebe dich!"
Da sank ich still und weinend dir zu Füßen —
Wie schwach bin ich!

Der Dichterin war aber nur ein kurzes Liebesglück beschieden, der Geliebte verrieth und verließ sie und riß ihrem Herzen Wunden, die nie wieder vernarbt sind; sie hat daher auch nur wenig Gedichte geschaffen, die das Glück der Liebe feiern, dagegen sehr viele, in denen sie dem Schmerze über den ihr angethanen Verrath in ergreifender und leidenschaftlicher Weise Ausdruck giebt. Dabei sinkt sie jedoch nie zu trivialen Klagen herab, sondern bleibt immer gedankenreich und formschön. Nicht selten überrascht sie durch markige Kraft und hochpoetischen Schwung. In der Wahl ihrer Bilder ist sie dagegen nicht immer glücklich; wenn sie ihr Herz eine Sahara nennt, aus der das Bild des Verlorenen als ewige Pyramide emporragt, so ist das wohl über das Maß des Geschmackvollen hinausgegangen. Betty Paoli, mit ihrem wirklichen Namen Elisabeth Glück,

wurde am 30. Dezember 1815 zu Wien geboren, wo ihr Vater als angesehener Arzt in günstigen Verhältnissen lebte. Die Dichterin genoß daher auch eine glückliche Kindheit; allein der Vater starb früh, die Mutter verlor bald darauf in einem Bankerotte ihr ganzes Vermögen, und so folgte den sonnigen Kindertagen eine um so trübere Jugend voll Noth und Kümmerniß. Ueber der Sorge um das tägliche Brot vergaß aber Betty Paoli doch auch ihre geistige Ausbildung nicht, unabläßig verwendete sie jede freie Stunde dazu, weitere Kenntnisse einzusammeln, und als ihre Mutter 1843 starb, hatte sie sich ein so umfassendes Wissen angeeignet, daß sie bei der feingebildeten Fürstin Schwarzenberg, der Wittwe des bekannten Feldmarschalls, eine Stelle als Gesellschafterin annehmen konnte. Nach dem Tode der Fürstin unternahm sie mehrere große Reisen, behielt aber ihren Wohnsitz in Wien, wo sie noch jetzt, von allen Kreisen hochgeachtet, im engen Anschluß an eine Freundin und deren Familie, lebt. Ihre ersten „Gedichte" erschienen 1841 zu Pest, später gab sie heraus: „Nach dem Gewitter. Zweite Sammlung von Gedichten" (Ebd. 1843), „Romancero" (Leipzig 1845), „Neue Gedichte" (Pest 1850), „Lyrisches und Episches" (Ebd. 1856), „Neueste Gedichte" (Wien 1869), ferner „Die Welt und mein Auge. Erzählungen" (3 Bände, Pest 1844), „Wien's Gemälde-Gallerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung" (Presburg 1865) und die bereits Seite 148 erwähnte geistvolle Monographie über Grillparzer.

Von allem irdischen Glücke sieht **Luise Hensel** ab; sie richtet den Blick nur zum Himmel empor und erhofft in frommem Glauben alle Seligkeit einzig und allein von dem Leben jenseits des Todes. Sie ist daher bei Allem, was sie denkt und thut, auch nur bestrebt, sich durch einen gottseligen Wandel für das himmlische Leben würdig vorzubereiten. Zweifel an den höchsten Lehren der Kirche peinigen sie dabei nicht, nur die Sorge steigt bisweilen in ihr auf, ob sie und ihre Mitmenschen wohl auch die richtigen Mittel zu Erreichung ihres Zieles gewählt haben. Ihre Gedichte sind sämmtlich tief gemüthvoll und erfüllt von einer kindlichen Demuth, dabei schlicht, aber gefällig und melodisch. Nicht selten erinnern sie in ihrer einfachen Herzlichkeit an das Volkslied, wie das bekannte „Nachtgebet": „Müde bin ich, geh' zur Ruh." Sie wurde am 30. März 1798 in Linum in der Mark Brandenburg geboren, wo ihr Vater lutherischer Prediger war, siedelte nach dem Tode desselben 1809 nach Berlin über, wo sie Clemens Brentano kennen lernte (siehe S. 73), wurde 1817 Erzieherin beim preußischen Gesandten am spanischen Hofe, von Werther, trat im nächsten Jahre zur katholischen Kirche über, wirkte sodann längere Zeit als Lehrerin an verschiedenen Schulen und starb zu Paderborn am 18. Dezember 1876.*) Die „Lieder von Luise M. Hensel" erschienen zuerst, mit einer Einleitung von Professor Schlüter in Münster, 1868 zu Paderborn, zur Zeit liegen sie in vierter Auflage vor.

Aehnlich, wie Luise Hensel, empfindet auch **Meta Heußer-Schweizer** (1797

*) Vergl. Luise Hensel und ihre Lieder. Dargestellt von **Dr. Joseph Hubert Reinkens**, katholischer Bischof. Bonn 1877.

bis 1876), doch macht sich in deren Gedichten nicht selten eine gewisse Neigung zum Pietismus bemerkbar. Frischer und froher tritt **Luise von Plönnies** (1803—1872) auf, die Glück und Freude hauptsächlich im Kreise der Familie sucht, im munteren Treiben in Haus und Hof; doch wagt sie sich auch hinaus in die Welt und weiß selbst in fremden Landen duftige Blüthen zu pflücken. Ihre Uebersetzungen aus dem Englischen und Holländischen sind sowohl in Bezug auf treue Wiedergabe des Gedankens, wie auf glatt fließende Sprache musterhaft. Weniger geschickt in der Handhabung der Sprache ist **Adelheid von Stolterfoth**, verehelichte Baronesse von Zwierlein (1800—1876), die mit ihren epischen Dichtungen für die Romantik des Mittelalters begeistern will.

Die Wirkung, welche all' diese Dichterinnen erzielten, war aber nur eine äußerst geringe; die meisten ihrer Poesieen wurden kaum bekannt. Besserer Erfolge hatten sich dagegen zwei Romanschriftstellerinnen zu erfreuen, die, indem sie sich den Verfechterinnen der Frauenemancipation gegenüberstellten, auch zugleich eine angenehme Unterhaltungslectüre boten. Es waren dies die Berlinerin **Henriette Paalzow**, geb. Wach, und die Schlesierin **Henriette Hanke**, geb. Arndt. Henriette Paalzow trat zuerst anonym mit dem Romane „Godwie-Castle" (Breslau 1836) auf und ließ demselben dann noch mit der Bezeichnung „von der Verfasserin von ‚Godwie-Castle'" die Romane „Saint-Roche" (Ebd. 1843), „Thomas Thyrnau" (Ebd. 1843) und „Jacob van der Nees" (Ebd. 1845) folgen. Sie ist hauptsächlich dem Drängen und Treiben ihrer emancipationslustigen Colleginnen abhold, weil sie den aristokratischen Duft, die gemessene, vornehme Ruhe liebt und vor Allem wünscht, daß die Frau eine würdige Repräsentantin des wohl geordneten Hauses sei. In jedem der vier Romane giebt sie der Fabel einen bestimmten historischen Hintergrund, auch führt sie in jedem historische Personen ein, zum Beispiel in „Godwie-Castle" den Prinzen von Wales, nachmaligen König Karl I., in „Thomas Thyrnau" die Kaiserin Maria Theresia, allein nirgends tritt sie den Ideen der betreffenden Zeit näher, niemals kommt sie über die Privatgeschichte hinaus; es fehlt denn auch den Romanen der große Gedanke, die tiefere Begeisterung; dagegen bieten sie viele feinsinnige Einzelschilderungen und manche anmuthige Charakteristik. Die Dichterin wurde 1788 zu Berlin geboren, wo ihr Vater den Posten eines Kriegsrathes bekleidete und ihr Bruder Wilhelm Wach Maler und Professor der Akademie der Künste war.*) Durch den letzteren wurde sie schon früh in die anregenden Kreise der Hauptstadt eingeführt und auch mit der Prinzessin Wilhelm von Preußen bekannt, die ihr ihre Freundschaft schenkte. 1816 ging sie auf Wunsch ihrer Familie eine Ehe mit dem Major Paalzow ein, löste die Verbindung jedoch fünf Jahre später wieder und lebte nun bis zu ihrem am 30. Okt. 1847 erfolgten Tode, fast fortwährend kränklich, nur ihren schriftstellerischen Arbeiten. Henriette Hanke verfaßte eine lange Reihe — 126 Bände — sogenannter Entsagungsromane, in denen edle Mädchen und Frauen die verschiedenartigsten

*) Vergl. Ein Schriftsteller-Leben. Briefe der Verfasserin von Godwie-Castle an ihren Verleger. Breslau 1855.

Prüfungen durchzumachen haben und auch meist des Glückes nicht theilhaftig werden, nach dem sie streben, aber dennoch nicht verzweifeln, nicht untergehen, sondern sich voll Gottvertrauen aufrecht halten und schließlich auch noch einen Wirkungskreis finden, der ihnen Befriedigung gewährt. Henriette Hanke wurde am 24. Juni 1785 zu Jauer in Schlesien geboren, heirathete in ihrem zwanzigsten Lebensjahre den verwittweten Pfarrer Hanke zu Dyherrnfurt bei Breslau, kehrte nach dem Tode desselben aber 1819 nach Jauer zurück und starb dort nach einem Leben voll ununterbrochener Arbeit und nachdem sie ihren fünf Stiefkindern eine treffliche Mutter gewesen, am 5. Juni 1862. Ihre besseren Schriften sind „Die Schwiegermutter" (2 Bände, Hannover 1830), „Die Schwägerin" (2 Bände, Ebd. 1835—36), „Der Schmuck" (3 Bände, Ebd. 1837—38) u. a.

Die Frauen bilden das letzte Fähnlein in der großen Heeresmasse, welche das junge Deutschland mobil machte, um die alte Ordnung der Gesellschaft über den Haufen zu werfen; die jetzt noch für die dreißiger und vierziger Jahre in Betracht zu ziehenden, in jener Zeit wurzelnden Poeten stehen entweder nur in ganz loser äußerlicher Verbindung mit den Bestrebungen der Wortführer, oder wandeln sogar vollständig abseits vom Treiben der Welt. Die ersteren sind Dramatiker, welche das junge Deutschland durch das von ihm neu geweckte Interesse für das Theater zu den verschiedenartigsten Dichtungen für die Bühne anregte, ohne sie jedoch für den Glauben eines Gutzkow und Laube zu gewinnen, die letzteren still ihre eigenen Kreise ziehenden Lyriker. Wir wenden uns zunächst den ersteren zu.

Die vornehmsten Dramatiker ohne jungdeutsche Tendenz sind Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Friedrich Halm und Eduard von Bauernfeld. Eine große Anzahl von Stücken dieser Dichter ist geistreich, originell und selbst genial, mit verschiedenen wurde das Repertoire der deutschen Bühne dauernd bereichert, doch ist eine neue Phase der Entwickelung des deutschen Dramas damit nicht herbeigeführt worden.

In **Friedrich Hebbel** besitzt die deutsche Literatur einen der begabtesten und zugleich von dem edelsten Streben beseelten Dichter, der unablässig und mit bewundernswerthem Heroismus nach dem Höchsten strebte, aber trotzdem erst spät sich zu Maß und Schönheit emporrang, da schwere Ketten der Noth ihn bis in sein Mannesalter hinein gefesselt hielten. Kaum hat wohl je ein zweiter deutscher Dichter eine so tieftraurige Jugend verlebt, wie Hebbel*); er wurde am 18. März 1813 zu Wesselburen im Dithmarschen in der armseligen Hütte eines Maurers geboren und lernte schon in seinen ersten Kinderjahren alle Leiden des Mangels und der Entbehrung kennen. Das Handwerk des Vaters vermochte die Familie kaum dürftig zu ernähren, und es fehlte daher im Winter oft am Nöthigsten; das machte den Vater, der die große Armuth wie einen Fluch empfand, finster und trotzig, eine Grundstimmung, die sich dann auch des Gemüthes des Kindes bemächtigte. Dem Mangel daheim entsprach auch der Schulunterricht, der sich nur auf Lesen, Schreiben und Rechnen erstreckte, von jeder weiteren Ausbildung

*) Vergl. Emil Kuh, Biographie Friedrich Hebbel's. 2 Bände. Wien 1877.

des Geistes aber absah. Dagegen weckten die Lectüre der Bibel und die Märchen des Vaters, die dieser an Winterabenden beim phantastisch flackernden Kaminfeuer erzählte, schon früh die Phantasie des Knaben. Von der ersteren behielt er eine Hinneigung zum Mystischen, von den letzteren die Vorliebe für das Außergewöhnliche, Ungeheuerliche, ja Gräßliche. Denn seltsam waren in der That die Geschichten des Vaters. So berichtete er von einem mächtigen Riesenschiffe, dessen Maste so hoch sind, daß die Matrosen jung hinaufklettern und graubärtig wieder herabkommen, und von einem Verurtheilten, dessen letzter Wunsch ist, noch einmal kegeln zu dürfen, was ihm auch gewährt wird; als er sich jedoch an die Bahn stellt und schon die Wurfbewegung probirt, schlägt ihm der Henker den Kopf ab, dieser fällt in die offene Hand, die thut damit den Wurf, sämmtliche Kegel fallen und der Kopf ruft „Alle Neun!“ Nach absolvirter Schulzeit wurde Hebbel auf Verwenden des Lehrers, der erklärte, daß der aufgeweckte Knabe „zu Besserem“ befähigt sei, nicht dem Maurerhandwerk zugewiesen, wie der Vater wollte, sondern dem angesehensten Manne von Wesselburen, dem Kirchspielvogt Mohr, als Schreiber übergeben. Allein der Vogt that nicht das Geringste für die weitere Ausbildung des Knaben, sondern nutzte ihn nur aus und ließ ihn eine Reihe von Demüthigungen erfahren, die der Dichter dann sein ganzes Leben hindurch nicht verwunden hat. „Woher kommt mein schüchternes, verlegenes Wesen,“ schreibt er später einmal, „woher kommt es, als daß mir, in der Lebensperiode, wo man sich geselliges Benehmen erwerben muß, nicht allein jede Gelegenheit dazu abgeschnitten wurde, sondern daß man mir dadurch, daß man mich mit Kutscher und Stallmagd an einen und denselben Tisch zwang, oft im eigentlichsten Verstande das Blut aus den Wangen heraustrieb.“ Dagegen bot dem werdenden Poeten das Amt selbst reiche Gelegenheit zu Studien, aber leider nur zu solchen, die seine Phantasie in keine günstige Richtung leiteten; seine Hauptthätigkeit bestand darin, Referate über die Aburtheilungen von Dieben, Landstreichern und Trunkenbolden anzufertigen, und diese steten Einblicke in die Nacht der Menschennatur gaben seiner ohnehin bereits zum Düstern sich neigenden Seelenstimmung eine nur noch dunklere Schattirung. Zugleich weckte die lange Knechtschaft in Hebbel einen heißen Drang nach Freiheit und Selbstständigkeit, der dann später bei dem Dichter, dem Künstler, in Willkür überschlug. Vorläufig regte sich der Poet aber nur erst sehr bescheiden, in kleinen Liedern, die im Wochenblatte von Heide erschienen, und in Balladen, welche den Sieg der Dithmarschen über die Dänen bei Hemingstedt feierten und von Amalie Schoppe in den von ihr zu Hamburg herausgegebenen „Pariser Modeblättern“ abgedruckt wurden. Die ersten Schritte in die Oeffentlichkeit waren aber damit gethan und sollten ihn auch jetzt nach und nach auf seine richtige Bahn führen. Amalie Schoppe erkannte, daß der Kirchspielschreiber zu Wesselburen ein ungewöhnliches Talent besaß und beschloß, sich seiner anzunehmen; sie veranstaltete bei einigen Menschenfreunden eine Geldsammmlung für Hebbel, ließ ihn nach Hamburg kommen und veranlaßte ihn, sich dort durch Privatunterricht die nöthige Gymnasialbildung anzueignen, um dann die Rechte studiren zu können. Allein dem nun bereits Zweiundzwanzig-

jährigen war es nicht mehr möglich, all' die Anfangsgründe der verschiedenen Wissenschaften nachzuholen, und als er sich ein Jahr lang geplagt, gab er den Versuch auf und bezog auch ohne das Zeugniß der Reife die Universität Heidelberg. Bald jedoch kam er zu der Ueberzeugung, daß die Jurisprudenz sich nicht für ihn eigne, er wandte sich daher philosophischen Studien zu und ging nach München, wo das Leben billiger war und er durch das reiche Kunstleben mehr Anregung für poetisches Schaffen zu finden hoffte. Er sah sich denn auch in seinen Erwartungen nicht getäuscht, die Pinakothek zog ihn mächtig an und die Bibliothek bot ihm viele Werke, die seine Gedankenwelt wesentlich erweiterten und einen dauernden Einfluß auf ihn ausübten; nur zu einer ergiebigen und erfreulichen productiven Thätigkeit konnte er noch nicht gelangen; er schrieb nur die ziemlich unbedeutenden und wenig anmuthenden Novellen „Anna“, „Der Schneider auf der Freudenjagd“, „Schnock“ und „Die beiden Vagabunden“, in denen hauptsächlich die niedere Noth, der Jammer der Armuth, die Qualen des Hungers geschildert wurden. Zu einer sonnigeren Welt vermochte er nicht emporzusteigen, da ihn der bittere Mangel wieder fester denn je umklammerte. Nach dreijährigem Aufenthalte in München kehrte er nach Hamburg zurück und betheiligte sich zunächst am „Telegraphen“, den Gutzkow dort herausgab, wandte sich jedoch bald wieder rein dichterischen Arbeiten zu und fand nun auch für die in der bayrischen Hauptstadt aufgenommenen Stoffe die einzig für ihn passende Form, die des Drama's. In verhältnißmäßig kurzer Zeit entstanden die Tragödien „Judith“ (1839) und „Genovefa“ (1840—1841) und das Lustspiel „Der Diamant“ (Ende 1841). Die Eigenart Hebbel's zeigt sich in diesen Stücken bereits in ihrer ganzen Vollständigkeit mit ihren Vorzügen sowohl, wie mit ihren Fehlern. Alle drei Stücke besitzen einen bestimmten, klar ausgeprägten Grundgedanken, eine aus scharfen Gegensätzen sich entwickelnde Handlung und die Tragödien eine gewuchtig abschließende Katastrophe. Die Figuren sind sämmtlich wirkliche Menschen mit heiß pulsendem Blute, die nur so reden, wie sie reden können, nur so handeln, wie sie handeln müssen; der Dichter steht offenbar mit ihnen auf vertrautestem Fuße und kennt die geheimsten Regungen ihres Herzens. Aber in allen drei Stücken herrscht auch der Hebbel'sche charakteristische Hang zum Maßlosen, Ungeheuerlichen und Gräßlichen. Der Dichter will stets das Reinmenschliche in ungeschminkter Wahrheit zeigen und dabei überschreitet er die Grenzen der Schönheit und der Sitte, er will seine Helden all' ihre gewaltige Kraft entfalten lassen und dadurch verfällt er in's Unnatürliche. Hätte er ehedem unter umsichtigen Lehrern große Muster studirt, so würde er sich mehr beschränkt haben, allein nach dem langen Drucke der Knechtschaft und bei seiner geringen ästhetischen Bildung galt ihm Selbstständigkeit und Wahrheit für das Höchste, was der Dichter erstreben müsse, und so verschmähte er alle Anlehnung und ging mit dem Starrsinn und der Einseitigkeit des Autodidakten seinen eigenen Weg. „Er glaubte steif und fest,“ versichert Dingelstedt, „wie an das Ideal des Schönen, auch an ein Ideal des Häßlichen, mit dessen geheimnißvollem Reiz er sich psychologisch und metaphysisch gern beschäftigte.“ Zu der Tragödie „Judith“ wurde Hebbel ange-

regt durch das Gemälde von Giulio Romano „Judith mit dem Haupte des Holofernes“ in der Pinakothek zu München, es kam ihm sodann jedoch nicht, wie dem Maler, in erster Linie darauf an, die Nationalheldin zu feiern, sondern die elementare Gewalt der Sinnlichkeit zu schildern, die im entscheidenden Momente stärker ist, als alle Weisheit des Kopfes und selbst die heiligsten Gefühle des Patriotismus nach kurzem Kampfe überwältigt. Judith tödtet daher den Holofernes auch nicht, um ihr Volk vom Unterdrücker zu befreien, sondern aus persönlicher Rache, und das Stück ist in Folge dessen auch kein historisches Drama im eigentlichen Sinne, sondern eine sociale Tragödie, in der das uralte und doch ewig neue Thema vom Verhältniß der Geschlechter zu einander zur Verhandlung kommt. Wiederholt erhebt sich der Dichter dabei zu gigantischer, hochpoetischer Höhe, überwiegend verletzt er aber durch crasse Nudität und wirkt daher schließlich abstoßend. Zur Dramatisirung des alten Volksmärchens von der Genovefa veranlaßte ihn die gleichnamige Dichtung des Malers Müller, die er in der Münchener Bibliothek fand, doch nahm er nicht eigentlich das Schicksal der sanften, wehmuthumflossenen Dulderin zum Vorwurfe, sondern die wild auflodernde, unbezähmbare Leidenschaft des ursprünglich edeln Golo zu der seiner Obhut anvertrauten Gattin des Pfalzgrafen Siegfried. Dadurch wurde aber aus der Dichtung nicht eine Apotheose der Gattentreue, wie im Märchen, sondern ein jäher Aufschrei der Sinnlichkeit, die an den Ketten der Ehe reißt. Mit dem „Diamant“ wagte der Dichter seinen ersten Versuch mit dem Lustspiele, dem er, wie wir hier gleich bemerken wollen, 1849 mit dem „Rubin“ auch noch einen zweiten folgen ließ; der leichtflüssige Humor ist jedoch nicht des Dichters Sache, die frohe, sonnige Heiterkeit liegt ihm vollständig fern; er kommt nicht über die barocken Einfälle hinaus, verfällt dagegen wiederholt in Geschmacklosigkeiten und verirrt sich sogar zu widerlichen Scenen. Von Interesse in Bezug auf Hebbel selbst ist in den beiden Stücken der Galgenhumor der verschiedenen Hungerleider, in welchem der Dichter offenbar seiner eigensten Stimmung Ausdruck gab. Viel mehr Antheil erwecken auch die lyrischen Gedichte nicht, die Hebbel in jener Zeit sammelte und herausgab („Gedichte“. Hamburg 1842); er reflectirt und grübelt in denselben zu viel, er ist zu sehr gedankenschwerer Dramatiker, als leichtbeschwingter Sänger; dem Wunsche, geistreich zu sein, opfert er nicht selten den poetischen Duft. Zudem beherrscht er die Form zu wenig, legt auch all' zu geringe Sorgfalt auf sie und wird in Folge dessen schwerfällig und unmelodisch. Bei späteren Ausgaben hat er jedoch Manches geändert, gemildert und abgerundet. — Mit der Herausgabe seiner Gedichte schloß Hebbel die erste Periode seines Lebens ab; er hatte mit „Judith“ und „Genovefa“ gezeigt, daß ein ausgiebiges, urkräftiges, wenn auch noch nicht geläutertes Talent für einen großen dramatischen Dichter in ihm stecke, aber es fand sich jetzt in dem ganzen Deutschland keine einzige Hand, die sich seiner angenommen und ihn auf den rechten Weg geführt hätte. Er wandte sich daher, da auch der Mangel wieder sehr laut an seine Thür klopfte, nach Kopenhagen, wo ihm von einem Gönner, dem schleswig'schen Grafen Moltke, eine Professur oder ein Staatsstipendium in Aussicht gestellt wurde. Allein sei es,

daß Hebbel durch seine eckigen Gesellschaftsformen bei den maßgebenden hohen Herren der dänischen Hauptstadt wenig Sympathieen zu erregen wußte, oder daß er überhaupt verfehlte, sich an die rechten Persönlichkeiten zu wenden: keine der Hoffnungen, mit denen er nach Kopenhagen gekommen, wollte sich erfüllen und trostlos sank er auf's Krankenlager. Da, in der höchsten Noth, nahm sich der Nestor der dänischen Dichter, der greise Oehlenschläger, seiner an, gab Mittel zur Pflege des Kranken her und schickte ihn, als er genesen, mit einem Empfehlungsbriefe direct an den König Christian VIII. „Es war schon lange der Ruhm dänischer Könige," hieß es darin, „deutsche Dichter zu unterstützen, die das große Germanien Noth leiden ließ. Klopstock in dem reichen Hamburg, Claudius in Wandsbeck verdankten dänischen Königen ein sorgenfreies Leben, und der große Schiller verdankte dänischen Adeligen die nöthige Hilfe in seiner Krankheit. Es wäre jammerschade, wenn ein so schönes Talent wie Hebbel, der ein Landskind ist, bei seinem Fürsten keine Hilfe fände." Dieser Appell wirkte; Hebbel erhielt ein Reisestipendium von jährlich 600 Thalern auf zwei Jahre und breitete nun hoffnungsfreudig auf's Neue seine Schwingen aus. Er ging nach Paris, wo damals unter Louis Philipp sich ein reiches literarisches Leben entfaltete, das auch bereits verschiedene Deutsche, wie Heine, Ruge, Gutzkow, Börne und A., angezogen hatte, doch vermochte er nicht den reichen Nutzen, wie jene, aus dem dortigen Aufenthalte zu ziehen; er war weder der französischen Sprache mächtig, noch besaß er die nöthige Tournüre für den gesellschaftlichen Umgang und mußte daher gerade derjenigen Sphäre fern bleiben, in der er sein Urtheil hätte bilden und seinen Geschmack läutern können. Bald saß er wieder einsam für sich, wie ehedem in Hamburg, seinen socialen Problemen nachgrübelnd. Jetzt ist es die bürgerliche Ehre, die ihn beschäftigt; auf seinem Krankenlager in Kopenhagen war ihm ein Vorfall in seiner Erinnerung aufgetaucht, der sich während seines Münchener Aufenthaltes in der Familie seines Hauswirthes, eines wackeren Schreinermeisters, zugetragen, und er sucht nun in seinem Drama „Maria Magdalena" (1843) nachzuweisen, daß die jetzigen landläufigen Begriffe von Ehre, bei denen der Schein der Außenwelt gegenüber weit höher geschätzt wird, als die Achtung die wir vor uns selbst im eigenen Herzen tragen, die Menschen unwahr mache und zu Handlungen veranlasse, die in grellem Gegensatze zu ihren Empfindungen stehen. Daraus müssen dann die schwersten Conflicte erwachsen, in denen nicht selten das ganze Glück der Menschen zertrümmert, im günstigsten Falle die Ruhe und Zufriedenheit vernichtet werde. Bei der Schärfe, mit der nun aber der Dichter in seinen Beweisen vorgeht, begnügt er sich nicht damit, an einem Beispiele die Richtigkeit seiner Ansicht nachzuweisen, nein, er kommt gleich mit einer ganzen Reihe der verschiedenartigsten, von denen einer immer packender überzeugt, wie der andere. Da ist Leonhard, der seine verführte Braut verläßt, um schneller auf der Staffel der Ehre emporzusteigen, rascher Carrière zu machen, die Braut Clara selbst, die sich ihrem Verlobten zum Beweise ergab, daß sie den Jugendgespielen nicht liebe und nun den Verlust ihrer Ehre nicht ertragen kann, der Vater der Verführten, der Meister Anton, der in krankhafter Verdüsterung mit peinlichster Sorge auf die Ehre des

Hauses hält, der Sohn Karl, dem der Vater grollt, weil er immer „hoch hinaus" will, der Jugendgespiele, der die Ehre durch das Duell wieder herstellen will — wir werden von Entsetzen erfüllt über die Tyrannei, die unser moderner Ehrbegriff auf unser ganzes gesellschaftliches Leben ausübt; das Drama erhebt uns nicht mehr, es schmettert uns nieder und damit verfehlt es seine poetische Mission. Im Uebrigen ist es ein Meisterwerk. Der Bau der Handlung ist gefügt und verschränkt, wie das bestgezimmerte Haus, auf die überaus klare Exposition folgt eine bis in's Kleinste scharf motivirte Verwickelung, aus der die Katastrophe mit ganz unbezweifelbarer Naturnothwendigkeit hervorgeht. Und die Charakteristik der Personen läßt auch nicht einen einzigen Strich von Wichtigkeit vermissen, nur sehen wir oft all zu scharf in ihre Herzen und Köpfe hinein, ja, wir durchschauen sie mit verletzender Deutlichkeit und darüber verlieren wir unser Mitgefühl für sie. Dennoch erzielte das Stück bei seinem Erscheinen auf der Bühne einen außerordentlichen Erfolg, besonders in Leipzig, wo die Hauptpartieen in den Händen von Heinrich Marr, Joseph Wagner und Bertha Unzelmann lagen. „Aus dem gesammten Sachsenlande, sogar aus Berlin reisten Zuschauer zu," berichtet Dingelstedt („Lit. Bilderbuch." Berl. 1878. S. 214), „und die Presse loderte in einer Polemik für und wider das Stück auf, an welcher sich Federn wie Vischer's und Ruge's betheiligten." Der Ruf Hebbel's war nun begründet; seine Dramen konnten wohl noch befehdet, aber nicht mehr todtgeschwiegen werden. Der Dichter wandte sich jetzt, im Herbste 1844, von Paris nach Italien, aber wie die Stadt der feinen Bildung und des Esprit's, so konnte ihm auch das Land der Kunst nur wenig sein; er besaß weder historischen Sinn, noch Verständniß für die plastischen Meisterwerke der antiken Welt und wandte daher sein Interesse in Rom wie in Neapel vorwiegend den socialen Mißständen zu, der Camorra und Maffia. Die beiden Dramen, die aus diesem Studium hervorgingen, sind „Ein Trauerspiel in Sicilien" (1846) und „Julia" (1847), wenig anmuthende Schöpfungen, die für die Entwickelungsgeschichte des Dichters nicht weiter in Betracht gezogen werden brauchen. Nachdem das Stipendium aufgezehrt war, wandte er sich über Triest wieder der Heimath zu, nahm aber seinen Rückweg über Wien und blieb nun dort unerwartet erst Wochen, dann Monate und schließlich sein ganzes ferneres Leben über. Denn bald nach seiner Ankunft lernte er die Heldin des Hofburgtheaters, Christine Engehaus, kennen und fühlte sich zu dieser geistvollen Künstlerin der Art hingezogen, daß er sich um ihre Hand bewarb und sie 1846 als seine Gattin heimführte. Damit trat eine große Wendung in seinem Leben ein; Christine besaß einen überaus feinfühligen Geist, hatte außerdem einen ähnlichen Bildungsgang wie er durchgemacht und verstand es in Folge dessen besser, als jeder noch so hochgelehrte Professor der Aesthetik, den Dichter nach und nach in der seinem Naturell und seiner Bildung entsprechenden Weise das rechte Gefühl für Maß und Schönheit einzuflößen und ihn dadurch der vollendeten Meisterschaft zuzuführen. Die günstige Wirkung zeigte sich bereits bei seinem nächsten Werke, „Herodes und Marianne" (1847—1848), einer Tragödie der Eifersucht, die nur leider an einem schweren Compositionsfehler krankt, der Tragödie „Agnes

Bernauer" (1851), der es jedoch an einem wirkungsvollen Schlusse mangelt, und der Tragödie „Gyges und sein Ring" (1854), einer Glorificirung des weiblichen Schamgefühls, in der aber die rein orientalische Grundanschauung, von der das Stück getragen wird, nicht das tiefe Interesse erwecken kann, welches das Trauerspiel verlangt; ganz voll und schön trat der günstige Einfluß aber erst in der Trilogie „Die Nibelungen" (1856—1862) in die Erscheinung, die leider das letzte Werk des Dichters geblieben ist. Der Hauptzweck bei der Bearbeitung des gigantischen Stoffes war dem Dichter der, „den dramatischen Schatz des Nibelungenliedes für die reale Bühne flüssig zu machen, nicht aber den poetisch-mystischen Gehalt des altnordischen Sagenkreises, dem es angehört, zu ergründen, oder gar irgend ein modernes Lebensproblem zu illustriren". In Folge dessen unternahm er es, die ganze lange Kette der Handlung des gewaltigen Epos zur Darstellung zu bringen und entfaltete dabei ein Geschick, das uns mit der größten Bewunderung für seine dramatische Begabung erfüllt. Keine einzige wesentliche Begebenheit ist in Wegfall gekommen, einzelne Scenen, zwischen denen im Heldengedichte mehrere Jahre liegen, wie z. B. zwischen der Trauung Kriemhild's und ihrem Streite mit Brunhild, sind mit sicherer Hand zusammengerückt, und diejenigen Vorgänge, welche, wenn auf der Bühne dargestellt, das Publikum verletzen würden, wie z. B. die Bändigung Brunhild's, tactvoll abgeändert, ohne daß die Dichtung eine Einbuße erlitten hätte. Der Schluß endlich baut sich auf wie ein gewaltiges Weltgericht, unter dem die düstere Heidenzeit für immer versinkt, während das Morgenroth einer neuen Kulturepoche bereits am Horizonte emporsteigt. Aus der Menge der Figuren treten Kriemhild und Hagen am weitesten in den Vordergrund und haben sich auch offenbar der größten Liebe und Sorgfalt des Dichters zu erfreuen gehabt. Die Wandelung der beim Beginn der Trilogie mit allen Reizen jungfräulicher Anmuth angethanen burgundischen Königstochter zum selbstbewußten Weibe und schließlich zur rasenden Furie, erfolgt mit innerer Nothwendigkeit, und das Emporwachsen ihres Gegners, des Recken Hagen, der Anfangs nicht viel mehr als ein schlauer, neidischer Ränkeschmied ist, zum gewaltigen dämonischen Riesen vollzieht sich mit der ganzen Wahrheit einer echt poetischen Schöpfung. Wir theilen unten die fünfte bis siebente Scene aus dem ersten Acte der dritten Abtheilung mit und fügen zum besseren Verständniß derselben hinzu, daß Markgraf Rüdeger an den Königshof von Worms gekommen ist, um im Auftrage seines Herrn, des Königs Etzel, um die Hand Kriemhild's zu werben. Die Brüder sind denn auch dafür, daß sich die Schwester wieder vermähle und schicken die greise Mutter Ute zu ihr, um sie für das Project zu gewinnen. Ute wagt sich jedoch vor der noch immer leidenschaftlich um Siegfried Trauernden nicht mit der Sprache heraus, und so müssen die Brüder, als sie kommen, um sich die Antwort zu holen, Kriemhild erst selbst von der Werbung in Kenntniß setzen. Damit beginnt die siebente Scene. Kriemhild weigert sich nun zunächst, der Werbung Gehör zu schenken, willigt aber schließlich doch in dieselbe ein, um dann an dem Mörder Siegfried's sowohl, wie an Allen, die mit an dem Tode des geliebten Mannes schuld sind, furchtbar Rache nehmen

zu können. — Den Weg zu den Bühnen fand die Trilogie nur sehr schwer, kam sie doch selbst in Wien erst im September 1871 zur ersten vollständigen Aufführung; dagegen wurde ihr bereits 1863 der große Schillerpreis zu Theil. Leider traf die frohe Kunde davon den Dichter bereits auf dem Sterbebette; die großen Entbehrungen seiner Kindheit und Jugend hatten eine Knochenerweichung nach sich gezogen, der er am 13. Dec. 1863 erlag. Und so müssen wir mit Dingelstedt klagen: „Während so mancher Dichter sich überlebt, hat Hebbel sich nicht ausgelebt. Ein drittes Jahrzehnt ruhigen, reifen, reinen Schaffens, o wie sehr wäre es dem Dichter zu gönnen gewesen, dem Theater zu Statten gekommen!" Die „Sämmtlichen Werke" Hebbel's, herausgegeben von Emil Kuh, erschienen in 12 Bänden zu Hamburg 1865 bis 1868.

Aus „Die Nibelungen".

Dritte Abtheilung. Kriemhild's Rache. Trauerspiel in fünf Acten.

Erster Act. Fünfte Scene. Kriemhild's Kemenate.

(Kriemhild und Ute im Gespräch; Giselher und Gerenot treten ein.)

Gerenot: Nun, Mutter, nun?
Ute: Ich sprach noch nicht davon.
Giselher: So sprechen wir.
Kriemhild: Was ist denn für ein Tag,
Daß alle meine Sippen sich so sammeln?
Treibt Ihr den Tod aus?
Ger.: Das ist längst gescheh'n!
Man spart ja schon auf das Johannisfeuer
Und steckt den Lauch mit Nächstem an den Balken,
Entfiel dir der Kalender denn so ganz?
Kr.: Seit mir die Kuchen nicht so viel mehr sind,
Vergeß ich jedes Fest. Seid Ihr dafür
Nur um so fröhlicher.
Ger.: Das sind wir nicht,
So lange du die schwarzen Kleider trägst,
Auch kommen wir, um sie dir abzureißen,
Denn —

(Zu Ute)

Mutter, nein, es ist doch besser, du!
Kr.: Was giebt's, daß dieser sich so plötzlich wendet?
U.: Mein Kind, wenn du noch einmal so, wie einst,
An meiner Brust dein Haupt verbergen wolltest —
Kr.: Gott spare dir und mir den bitt'ren Tag,
An welchem das noch einmal nöthig wird!
Vergaßest du?
Ger.: Ach davon heute Nichts!
U.: Ich dachte an die Kinderzeit.
Gis.: Ihr könnt
Nicht fertig werden. Nun, ich half Euch oft
Und will Euch wieder helfen, ob Ihr mich
Nun tadelt oder lobt.

(Zu Kriemhild.)

Vernahmst du nicht
Die schallenden Trompeten und den Lärm
Der Waffen und der Pferde? Das bedeutet:
Ein edler König wirbt um deine Hand.
U.: So ist's.
Kr.: Und meine Mutter hält für nöthig
Es mir zu melden? Hätt' ich doch gedacht,
Die stumpfste Magd, die uns im Stalle dient,
Wär' Weib genug, das Nein für mich zu sagen,
Wie ist es möglich, daß du fragen kannst!
U.: Sie bieten's dir.
Kr.: Zum Hohn.
U.: Ich werde doch
Nicht ihres Hohnes Botin sein?
Kr.: Dich kann
Ich eben nicht versteh'n.

(Zu den Brüdern.)

Ihr seid zu jung,
Ihr wißt nicht, was ihr thut, euch will ich mahnen,
Wenn eure Stunde auch geschlagen hat.

(Zu Ute.)

Doch du — ich sollte meinen edlen Siegfried
Im Tode noch verleugnen? Diese Hand,
Die er durch seinen letzten Druck geheiligt,
In eine and're legen? Diese Lippen,
Die, seit er hin ist, nur den Sarg noch küßten,
In dem er ruht, beflecken? Nicht genug

Daß ich ihm keine Sühne schaffen kann,
Sollt' ich ihn auch noch um sein Recht verkürzen
Und sein Gedächtniß trüben? Denn man mißt
Die Todten nach dem Schmerz der Lebenden,
Und wenn die Wittwe freit, so denkt die Welt:
Sie ist das letzte unter allen Weibern,
Oder sie hat den letzten Mann gehabt.
Wie kannst du's glauben!
U.: Ob du's nun verschmähst,
Ob du es annimmst! immer zeigt es dir,
Daß deine Brüder dir's von Herzen gönnen.
Wenn du noch irgend Freude finden kannst.
Gis.: Ja, Schwester, das ist wahr. Auch gilt's so gut
Vom König, wie von uns. Hätt'st du gehört,
Wie er den Tronjer schalt, als dieser sich
Dagegen stemmte, und wie unbekümmert
Um seinen Rath er that, was ihm gefiel,
Du würdest ihm von Herzen jetzt verzeih'n,
Wie du ihm mit dem Munde längst verziehst.
Kr.: So rieth der Tronjer ab?
Gis.: Wohl rieth er ab.
Kr.: Er fürchtet sich.
U.: Er thut es wirklich, Kind.
Ger.: Er glaubt, du könnest Etzel, denn kein And'rer,
Als Etzel ist's, mit allen seinen Hunnen
Auf die Burgunder hetzen.
U.: Denke dir!
Kr.: Er weiß, was er verdient.
Ger.: Doch weiß er nicht,
Daß er in uns'rer Mitte sicher ist,
Wie Einer von uns selbst!
Kr.: Er mag sich wohl
Erinnern, wie es einem Bessern ging,
Der auch in eurer Mitte war.
U.: O Gott,
Hätt' ich's geahnt!
Ger.: Und wären wir nicht Alle
So jung gewesen!
Kr.: Ja, ihr war't zu jung,
Um mich zu schützen, aber alt genug,
Den Mörder zu beschirmen, als ihn Himmel
Und Erde zugleich verklagten.
U.: Sprich nicht so!
Du hast den Tronjer ganz wie sie geehrt
Und auch geliebt! Wenn dich als Kind im Traum
Das wilde Einhorn jagte oder auch
Der Vogel Greif erschreckte, war es nicht
Dein Vater, der das Ungethüm erlegte!
Du sprangst dem Ohm des Morgens an den Hals
Und danktest ihm für Thaten, die er selbst
Nicht kannte, durch den ersten Kuß.
Gis.: Ja, ja!
Und wenn die alten Knechte uns im Stall
Vom Donn'rer Thor erzählten, daß wir glaubten,
Er bräue selbst beim falben Schein der Blitze
Durch's Bodenloch hinein, so sah er aus,
Wie Hagen, wenn er seine Lanze wirft.
Ger.: Laß, ich beschwör' dich, was vergangen ist,
Doch endlich auch einmal vergessen sein.
Du hast genug geklagt um deinen Helden
Und hätt'st du dir im ersten Schmerz gelobt,
Jedweder seiner edlen Eigenschaften
Ein ganzes volles Thränenjahr zu widmen!
Du wärst herum und deines Eides quitt.
Nun trockne dir denn auch die Augen ab
Und brauche sie zum Sehen, statt zum Weinen
Herr Etzel ist des ersten Blicks schon werth!
Den Todten kann dir Keiner wiedergeben,
Hier ist der Beste aller Lebenden.
Kr.: Ihr wißt, ich will nur Eins noch auf der Welt,
Und nimmer laß ich ab, es zu verlangen,
Bis ich den letzten Odemzug gethan.

Sechste Scene.

(Gunther tritt ein.)

Gunther: (Zu den Brüdern.) Wie steht's?
Kr.: (Kniet vor ihm nieder.) Mein Herr, mein Bruder und mein König,
Ich bitte dich in Demuth um Gehör.
G.: Was soll das heißen?
Kr.: Wenn du wirklich heut,
Wie man mir sagte, dich zum ersten Mal
Als Herrn erwiesen hast —
G.: Zum ersten Mal!
Kr.: Wenn du die Krone und den Purpur nicht
Zum bloßen Staat mehr trägst, und Schwert und Scepter
Zum Spott —
G.: Du redest scharf.
Kr.: Das wollt' ich nicht
Doch wenn's so ist, und wenn auf deine Krönung
Die Thronbesteigung endlich folgen soll —
G.: Nimm's immer an.

Kr.: Dann ist ein großer Tag
Für die gekommen, welche schweres Unrecht
Erlitten haben und als Königin
Von Allen, welche Leid im Lande tragen,
Bin ich die Erste, die vor dir erscheint,
Und Klage über Hagen Tronje ruft.
G. (stampft): Noch immer fort!
Kr. (erhebt sich langsam): Der Rabe, der im Wald
Den öden Platz umflattert, wo's geschah,
Hört nimmer auf zu kreisen und zu krächzen,
Bis er den Rächer aus dem Schlaf geweckt.
Wenn er das Blut der Unschuld fließen sah,
So findet er die Ruh' nicht eher wieder,
Bis das des Mörders auch geflossen ist.
Soll mich ein Thier beschämen, das nicht weiß,
Warum es schreit, und dennoch lieber hungert,
Als seine Pflicht versäumt? Mein Herr und König,
Ich rufe Klage über Hagen Tronje
Und Klage werd' ich rufen bis zum Tod.
G.: Das ist umsonst!
Kr.: Entscheide nicht so rasch!
Wenn du denn auch mit deiner armen Schwester
Und ihrem Jammer schneller fertig wirst,
Wie sie in bess'rer Zeit mit deiner Hand,
Als sie der wüth'ge Hirsch dir aufgeschlitzt;
Wenn du dem Schmerz, der ruhig sagen kann:
Ist meines Gleichen irgend noch auf Erden,
So will ich lachen und mich selbst verspotten,
Und Alle segnen, die du sonst verfluchst!
Wenn du ihm kalt den kleinsten Trost verweigerst
Und ihn von hinnen schreckst mit finstern Brauen!
Erwäg' es doch und nimm dein Wort zurück.
Ich bin's ja nicht allein, die Klage ruft,
Es ruft das ganze Land mit mir, das Kind
Braucht seinen ersten Odemzug dazu,
Der Greis den letzten, Bräutigam und Braut
Den köstlichsten, du wirst es schaudernd seh'n,
Wenn dir's gefällt, sie vor den Thron zu laden,
Daß jedes Alter, jeder Stand erscheint,
Denn, wie die brechend schwere Donnerwolke,
Hängt diese Blutschuld über ihnen Allen
Und dräut mit jedem Augenblicke mehr.
Die schwangern Weiber zittern, zu gebären,
Weil sie nicht wissen, ob kein Ungeheuer
In ihrem Mutterschooß herangereift,
Und daß uns Sonn' und Mond noch immer leuchten,
Gilt Manchem schon als Wunder der Natur.
Wenn du dein königliches Amt versäumst,
So könnten sie zur Eigenhülfe greifen,
Wie's nicht geschah, bevor's noch Kön'ge gab,
Und wenn sich Alle wild zusammen rotten,
So dürften sie, da du nun einmal fürchtest,
Noch fürchterlicher als der Tronjer sein!
G.: Sie mögen's thun!
Kr.: Du sprichst, als zeigt' ich dir
Einen Rock mit trock'nem Blut, als hättest du
Den Helden nie geseh'n, in dessen Adern
Es kreis'te, seine Stimme nie gehört,
Noch seiner Hände warmen Druck gefühlt.
Kann das denn sein? So färbe du, o Erde,
Dich überall, wie dich der grause Mord
Bei den Burgundern färbte! Tauche dich
In dunkles Roth! Wirf's ab, das grüne Kleid
Der Hoffnung und der Freude! Mahne Alles,
Was lebt, an diese namenlose That,
Und bringe, da man mir die Sühne weigert,
Sie vor das ganze menschliche Geschlecht.
G.: Genug! Ich kam in einer Absicht her,
Die Dank verdient.
(Zu Ute.)
Hast du mit ihr gesprochen?
(Auf ein bejahendes Zeichen Ute's.)
Gut! Gut! — Ich will dich nicht um Antwort fragen,
Der Bote mag sie selbst entgegen nehmen,
Damit er sieht, daß du dich frei bestimmst.
Ich hoffe, du gestattest ihm Gehör,
Es ist der alte Markgraf Rüdeger,
Die Sitte will es und er bittet drum.
Kr.: Der Markgraf Rüdeger ist mir willkommen.
G.: So send' ich ihn.
(Zu Ute und den Brüdern.)
Laßt ihr sie auch allein!
(Alle ab.)

Siebente Scene.

Kr.: Er fürchtet sich! Er fürchtet Hagen Tronje,
Und Hagen Tronje, hör' ich, fürchtet mich! —
Du könntest Grund erhalten! Mag die Welt
Mich Anfangs schmäh'n, sie soll mich wieder loben,
Wenn sie das Ende dieser Dinge sieht!

Eine ähnliche urkräftige Genialität, wie in Hebbel, offenbarte sich auch in Robert Griepenkerl (1810—1868), allein dem Dichter mangelte es an tieferem Ernste, an strengem Fleiße; er gelangte daher nicht zur Klärung und seine erste Tragödie, „Maximilian Robespierre" (Bremen 1851), ist seine beste geblieben. Die eminente Begabung des Dichters zeigt sich besonders in der Charakteristik von Robespierre und Danton und in dem gigantischen Kampfe, der sich zwischen diesen beiden Haupthelden der Revolution entspinnt; im Uebrigen fehlt es dem Drama an Einheit. Die weiteren Stücke Griepenkerl's sind „Die Girondisten", „Ideal und Welt", „Auf der hohen Rast" und „Auf St. Helena".

Noch härter als mit Hebbel, verfuhr das Schicksal mit **Otto Ludwig;** es fesselte ihn über 25 Jahre auf das Siechbett und hinderte in Folge dessen die Entfaltung seines reichen Talentes fast gänzlich. Wir besitzen daher außer einigen Fragmenten und einigen Erzählungen nur zwei Dramen von ihm, den „Erbförster" und die „Makkabäer". Wie in der Hebbel'schen Tragödie „Maria Magdalena", ist auch im „Erbförster" die treibende Kraft das Ehr- und Rechtsgefühl. Der Förster Ulrich entzweit sich mit seinem Herrn, dem Gutsbesitzer Stein, nachdem er Jahrzehnte hindurch mit demselben in enger Freundschaft gelebt, weil er das von Stein befohlene „Durchforsten" des Waldes für schädlich hält und nicht ausführen will. Darauf entsetzt ihn Stein seines Amtes. Das ist aber die größte Schande, die dem pflichttreuen Ulrich widerfahren kann; bereits Vater, Großvater, Urgroßvater haben den Försterposten inne gehabt; man nennt ihn sogar den Erbförster, weil man allgemein die Ansicht hegt, nur seine Familie habe, durch alte Sitte geheiligt, ein Recht auf diese Stelle. Er weigert sich daher zurückzutreten. Er sagt sich, wenn er Staatsdiener wäre, würde er nicht so ohne Weiteres entlassen werden können; es könne aber doch nicht zweierlei Recht geben; was für den Staatsdiener, müsse doch auch für den Privatdiener entscheidend sein. Rechtsfreunde erklären ihm jedoch, daß er kein Recht mehr auf die Försterstelle habe, so bald sie ihm der Herr kündige. Das verwirrt sein ruhiges Urtheil; er meint, es könne unmöglich durch die Willkür eines Einzelnen die Ehre eines Mannes vernichtet werden; daß der Versuch hierzu von seinem ehemaligen Freunde gemacht wird, versetzt ihn in noch tiefere Aufregung und verdüstert ihm seinen freien Blick noch mehr. Er beschließt, Alles daranzusetzen, die Schande von sich abzuwälzen und, da ihm die Welt das Recht verweigert, sein eigener Richter zu sein nach den Worten der Schrift, die da Zahn um Zahn, Auge um Auge fordert. Dadurch verläßt er aber den Rechtsboden nun vollständig und die Leidenschaft wird zur blinden Halsstarrigkeit, in der er zu Grunde geht. Leider ist dem Dichter der Aufbau der zweiten Hälfte des Drama's nicht so wohl gelungen, wie der des ersten; während er in den ersten Acten meisterhaft entwickelt, wie mit Hilfe des öffentlichen Rechtes einem ehrenhaften Manne auf's Bitterste Unrecht gethan wird, vermag er in den letzten nicht überzeugend genug darzulegen, daß trotz des Unrechts, welches der einzelnen Person unter Umständen durch das öffentliche Recht zugefügt werden kann, diese nicht befugt sei, sich gegen die Schranken, welche die menschliche Gesellschaft gezogen, aufzulehnen. Der Dichter bedarf des Irrthums

und des Zufalls, um zur Katastrophe zu kommen, und der Zuschauer vermag zuletzt die Grundidee des Dichters gar nicht mehr zu erkennen, sondern wird nur von Grausen und Entsetzen erfüllt. Das Drama ist in Folge dessen kein wirklich vollendetes Kunstwerk, aber dennoch eine Dichtung mit vielen hochpoetischen Schönheiten. Verschiedene Situationsgemälde und Schilderungen von Seelenstimmungen sind mit genialer Meisterschaft entworfen, der Seelenkampf der Tochter, in welchem die Liebe zum Vater und die Liebe zum Verlobten miteinander ringen, bis die erstere den Sieg davonträgt, wirkt tief erschütternd, und die Gewitteratmosphäre der beiden letzten Acte ist mit der ganzen Kunst eines echten Dramatikers zur Anschauung gebracht. Ganz anders würden freilich die poetischen Schönheiten noch zur Geltung kommen, stünden sie unter dem magischen Zauber einer künstlerisch componirten Handlung. Noch mangelhafter ist die Handlung in den „Makkabäern" aufgebaut, bei denen es vollständig an Einheit und dramatischer Steigerung fehlt. Das Hauptinteresse wendet sich bald Judah, dem Feldherrn der Juden, bald Lea, seiner Mutter, zu, und die einzelnen Begebenheiten des langen Freiheitskampfes reihen sich aneinander, ohne auf eine den Regeln der dramatischen Kunst entsprechende Katastrophe abzuzielen. Dagegen ist der Ton der Tragödie weit gewaltiger, als im „Erbförster", und der Opfermuth der Juden in erschütternder Großartigkeit zur Anschauung gebracht. Freilich ist dabei auch manche Scene von wüster Gräßlichkeit verwendet worden. Die beiden Tragödien erschienen zuerst unter dem Titel „Dramatische Werke" in 2 Bänden zu Leipzig 1853—54. Von den Erzählungen Ludwig's ist besonders „Zwischen Himmel und Erde" (Frankfurt 1856) hervorzuheben, ein Seelengemälde von feinster Ausführung, über dem jedoch die beklemmende Luft krankhafter Verstimmung liegt. Das Leben Otto Ludwig's verlief außerordentlich einfach. Er wurde am 11. Februar 1813 zu Eisfeld im Herzogthum Sachsen-Meiningen geboren, wuchs in seiner Begabung wenig günstigen Familienverhältnissen auf, ging, da er viel Talent für Musik besaß, 1839 mit einer Geldunterstützung des Herzogs zu weiterer Ausbildung nach Leipzig, mußte aber bald wegen nervöser Ueberreiztheit das Studium der Musik aufgeben und lebte nun, fortwährend krank und blos auf den Umgang weniger Freunde, vornehmlich Auerbach's, Freytag's und Waldmüller's, angewiesen, nur noch literarischen Arbeiten, zuerst in Meißen, von 1850 ab in Dresden, wo er am 25. Februar 1865 starb. Die „Gesammelten Werke" des Dichters kamen 1870 zu Berlin in 4 Bänden heraus.

Weit glücklicher in jeder Hinsicht, als Hebbel und Ludwig, war **Friedrich Halm** (Freiherr von Münch-Bellinghausen),*) der, in wohlgeordneten Familienverhältnissen aufgewachsen und von einem geistvollen Lehrer, Michael Enk von der Burg, umsichtig ausgebildet, bereits mit seinem Erstlingswerke „Griseldis" einen großen Erfolg errang, sich durch weitere Schöpfungen den Beifall zu erhalten wußte und dadurch auch zu Lebensstellungen gelangte, die seinen Wünschen

*) Vergl. K. Tomaschek, Friedrich Halm und Franz Grillparzer. Zwei Nekrologe, Wien 1872, und J. Simani, Gedenkblätter an Friedrich Halm. Prag 1873.

und Bestrebungen entsprachen. Er wurde am 2. April 1806 zu Krakau geboren, studirte in Wien die Rechtswissenschaft, trat sodann in die Beamtenlaufbahn ein, erhielt 1845 die Stelle eines ersten Kustos an der Hofbibliothek, ein Posten, um den sich Grillparzer vergebens beworben hatte, und wurde 1867 mit dem Titel eines Generalintendanten zum Oberleiter der beiden Wiener kaiserlichen Theater ernannt, was Laube veranlaßte, vom Directorium des Hofburgtheaters zurückzutreten. Bereits 1870 resignirte er jedoch auf seine neue Stelle, da sie ihm nichts als bittere Stunden eingebracht, und starb am 22. Mai 1871. In „Griseldis" (Wien 1837) will der Dichter eine Verherrlichung der weiblichen Liebe geben, will zeigen, daß das liebende Weib zu allen, auch den schwersten Opfern fähig ist, nur darf dabei nicht an die heiligsten Gefühle selbst getastet, am wenigsten ein herzloses Spiel mit ihnen getrieben werden. Griseldis läßt sich, weil ihr Gemahl Percival es so verlangt, von ihrem Kinde trennen, sie trägt es in Ergebung, daß sie Percival verstößt, ja sie nimmt diesen liebevoll auf, als er von Feinden verfolgt, zu ihr in den Wald flieht und ist sogar bereit, ihr Leben für ihn zu lassen, wendet sich aber für immer von ihm ab, als sie erfährt, daß er mit ihrer Liebe nur ein herzloses Spiel getrieben, daß sie alle Prüfungen und Herzensqualen nur einer frivolen Wette wegen bestehen mußte. Der Gesammteindruck des Dramas kann daher kein erquickender sein; das liebende Weib leidet um eines Unwürdigen willen und erregt in Folge dessen nur unser tiefes Mitleid. Und die Frauenwelt kann in Griseldis kein Vorbild zur Nacheiferung erblicken, sondern weit eher eine Warnung. Das Beispiel ist also vom Dichter für seinen Zweck falsch gewählt worden. Dennoch erzielt das Stück stets einen günstigen Erfolg, weil die Handlung musterhaft aufgebaut ist und durch eine glänzende und gedankenreiche Sprache belebt wird. Von den übrigen Dramen Halm's machten besonders „Der Sohn der Wildniß" (Wien 1842), „Der Fechter von Ravenna" (Wien 1857) und „Wildfeuer" (Wien 1864) Glück. „Der Fechter von Ravenna" ist davon das gehaltreichste, ja es ist überhaupt das bedeutendste Werk, welches Halm geschaffen. Der Dichter stellt darin, indem er uns in die Zeit des Kaisers Caligula zurückführt, das bereits durch alle Laster sich entnervende Romanenthum dem wenn auch noch vielfach gehemmten, aber durch seine kernige Gesundheit an Leib und Seele alle Garantieen für eine große Zukunft in sich tragende Germanenthum gegenüber. Doch führt er seine Grundidee nicht nach allen Seiten hin consequent durch, denn den Thumelicus, den Sohn des Hermann und der Thusnelda, den Fechter von Ravenna, zeigt er uns so vollständig romanisirt, daß ihn selbst die Aussicht, unter seinem Volke ein mächtiger Fürst zu werden, nicht veranlassen kann, aus der Knechtschaft in die Heimath zu fliehen, daß es ihn verlockender dünkt, in der Arena als Gladiator um den Beifall der Menge zu werben, als mit dem Schwerte des Vaters an Weser und Main den Feinden Germaniens die Wege zu weisen. Ein solcher Abtrünniger und Verlorener kann kein Interesse mehr erwecken, er kann nur verletzen, und der Dichter stört mit ihm die Harmonie seines Drama's. Das ist um so mehr zu bedauern, als die übrigen Personen den Grundgedanken in vorzüglicher Weise illustriren, zunächst Thusnelda, die

eigentliche Trägerin des Stücks, eine Germanenfürstin voll Hoheit und Vaterlandsliebe, die selbst eine lange Gefangenschaft nicht zu beugen vermochte, und dann der halb wahnsinnige Cäsar Caligula, der, von Gewissensbissen gefoltert und abgestumpft gegen alle edleren Regungen des Herzens, nur noch in den blutigen Schauspielen des Circus eine leichte Zerstreuung findet. Der Bau des Stückes ist wieder vortrefflich, alle Scenen entwickeln sich klar und bühnengerecht und die Spannung wächst bis zur Mitte des 4. Actes ununterbrochen. Die verdienten Lorbeern wurden dem Dichter lange Zeit vorenthalten; ein bayrischer Schullehrer, Franz Bacherl, behauptete, das Stück sei ein Plagiat, eine Umarbeitung seines Drama's „Die Cherusker in Rom", das er seiner Zeit zu einer Concurrenz an Laube nach Wien geschickt und wo Halm nun wahrscheinlich Einsicht in dasselbe genommen habe. Als jedoch endlich die Bacherl'sche Arbeit 1856 erschien, zeigte es sich, daß die edle Dichtung Halm's nichts weiter mit ihr gemein hatte, als den Stoff. „Der Sohn der Wildniß" ist eine neue Variation über das alte Thema, daß die Wilden oft bessere Menschen sind, als die cultivirten, daß die feine Bildung allein noch nicht gut und edel macht; aber sie wird mit vielem Geschmack und lyrischem Schwunge vorgetragen und ist daher zu einem beliebten Repertoirestücke geworden. „Wildfeuer" liegt der barocke Einfall zu Grunde, in einem als Knaben erzogenen Mädchen das Erwachen der jungfräulichen Liebe zu schildern, ein für die große Menge schon deßhalb interessanter Vorwurf, weil dabei einer gewandten Schauspielerin Gelegenheit geboten ist, in der Darstellung der Zwitternatur des wilden jungen Grafen René ihr ganzes schauspielerisches Geschick zu entfalten. Das Stück erzielte daher an allen bessern Theatern sehr günstige Resultate; irgend welchen höheren Kunstwerth besitzt es nicht. Von Halm's „Werken" erschienen Band 1—8 zu Wien 1856—64, Band 9—12, als Nachlaß herausgegeben von Faust Pachler und Emil Kuh, ebenda 1872.

Hebbel, Ludwig und Halm waren fast ausschließlich bemüht, die Tragödie und das Schauspiel zu pflegen, **Eduard von Bauernfeld**, den wir jetzt noch, als den letzten der bedeutenderen Dramatiker dieses Abschnitts, zu betrachten haben, unternahm es, das Lustspiel zu fördern. Die heitere Muse hat sich den deutschen Bühnenschriftstellern von jeher nur selten gewogen gezeigt; den Meisten, die um ihre Gunst warben, fehlte es an der nöthigen Beweglichkeit, an der geschickten Art, sich zu benehmen. Aber bei keiner andern Gattung des Drama's spielt die äußere Form eine so wichtige Rolle, wie bei der Komödie; selbst die originellste Fabel erzielt keine Wirkung, wenn es am richtigen scenischen Aufbau mangelt, selbst der geistreichste Witz verpufft ohne Effect, wenn er nicht zur rechten Zeit an der rechten Stelle erscheint. Das erkannten am sichersten die Franzosen, und darum haben sie sich auch zu Meistern des Lustspiels herausgebildet. Bei uns Deutschen kam diese Erkenntniß erst weit später; erst nachdem wir in Paris die großen Erfolge eines Collin d'Harleville, Picard, Delavigne, Scribe und A. sahen, wurden wir der Wichtigkeit des scenischen Arrangements inne. Allein wir verschmähten es dann, denselben Entwicklungsgang, wie unsere Nachbarn, durchzumachen, sondern gingen einfach zu ihnen hinüber, um ihnen ihre Kunst abzusehen



Eduard von Bauernfeld.

und ihre Geheimnisse abzulauschen. Wir haben dabei viel gelernt, all' das äußerliche D'rum und D'ran, aber hinter das eigentliche Wesen des deutschen Lustspiels, das, da es der Individualität des deutschen Volkes zu entsprechen hat, einen ganz anderen Grundcharakter wie das französische tragen, wie es anders als das englische, spanische, italienische sein muß, sind wir dabei nicht gekommen. Es hat sich ein modernes Lustspiel bei uns herausgebildet, das sich französisch bewegt und deutsch denkt und empfindet, das, da es sich nicht organisch, aus dem Volkscharakter heraus, entwickelt hat, unter einer Zwitternatur leidet, die bei den Producten des einen Dichters etwas mehr verdeckt ist, als bei denen des anderen, aber doch bei jedem nachgewiesen werden kann. Am wenigsten verletzend ist sie bei Bauernfeld, da dieser die französische Form mit dem deutschen Inhalte verhältnißmäßig am glücklichsten in Einklang zu bringen wußte. Bauernfeld ist offenbar mit vielem Fleiße bei den Franzosen in die Schule gegangen und versteht es nun, unterstützt durch ein feines Gefühl für Harmonie und ein scharfes Auge für Alles, was auf der Bühne wirkt, seine Stücke leicht und gefällig zu construiren. Zudem besitzt er ein großes Talent, den Dialog in raschem Flusse zu erhalten, ihm immer neue überraschende Wendungen zu geben und ihn mit einer Fülle von geistreichen Pointen auszustatten. Besonders weiß er den Gesellschaftston der höheren Kreise zu treffen, das graziöse Geplauder des Boudoir's, die gewandte Conversation des Salon's, und versteht es dabei nicht selten, selbst über die einfachste Scene ein rosiges Licht zu werfen. Leider geht ihm aber die Fähigkeit ab, das allgemein Lächerliche der Zeit zu erfassen und dem Spotte preis zu geben, gerade diejenige Eigenschaft, welche erst den Lustspieldichter von dauernder Bedeutung macht. Es handelt sich in seinen Stücken immer nur um die Launen von Sonderlingen, die Capricen von Frauen mit sogenannten „unverstandenen Seelen", um blasirte, wenn auch im Uebrigen höchst liebenswürdige, vornehme Junggesellen, die nicht aus Neigung heirathen, und bei denen es dann in der Ehe bald zu „Krisen" kommt, im Großen und Ganzen um kleinen Salonkrimskrams, der nur ganz leicht, ganz oben hin, mit der Farbe der Zeit angehaucht ist, und um Menschen, die uns nicht tiefer interessiren können, da sie über ihre eigensten Interessen nicht hinaus kommen. Es werden uns immer nur die Verkehrtheiten und Thorheiten Einzelner, nicht aber der ganzen Zeit geschildert, wir schauen immer nur ein Salonbild, kein Zeitbild. Die Lustspiele Bauernfeld's unterhalten daher wohl angenehm, aber sie üben keine tiefere Wirkung aus. Wir nennen von den vielen Stücken des Dichters nur „Das Liebesprotokoll", „Großjährig", „Die Bekenntnisse", „Das Tagebuch" und „Bürgerlich und romantisch", das Beste, was Bauernfeld geschrieben hat. Neben diesen Lustspielen verfaßte Bauernfeld auch noch mehrere ernste Dramen, von denen sich aber nur das Schauspiel „Aus der Gesellschaft" einige Zeit auf dem Repertoire erhalten hat, den Roman „Die Freigelassenen" (2 Bände, Berlin 1875), in welchem er österreichische Zustände schildert und bei aller Liebe für die Heimath für ein großes Deutschland, zu dem auch Oesterreich gehöre, eintritt, gemüth- und humorvolle „Gedichte" (Leipzig 1852) und jüngst eine Reihe von „zahmen Xenien", witzigen Einfällen, Spottgedichten ꝛc., die er

mit Märchen, Legenden und Sagen unter dem Titel „Aus der Mappe des alten Fabulisten“ (Wien 1879) herausgab. Seine „Gesammelten Schriften“ erschienen in 12 Bänden zu Wien 1871 bis 1873. Bauernfeld hat ununterbrochen in Wien gelebt; er wurde daselbst am 13. Januar 1802 geboren, studirte die Rechte und bekleidete sodann verschiedene kleine Stellen, von 1843 ab die eines Concipisten bei der Lottodirection, später ward er Direktor des Lottogefälles. Im Jahre 1848 ward er mächtig von der allgemeinen politischen Bewegung ergriffen; mit seinem Freunde Anastasius Grün drang er bis zum Erzherzog-Paladin vor und legte diesem die Nothwendigkeit einer Constitution dar; die großen Aufregungen erschütterten seine Gesundheit jedoch der Art, daß er sich schon bald aus dem politischen Leben zurückziehen mußte und auch die Wahl zum Deputirten in das Frankfurter Parlament nicht annehmen konnte. Zu gleicher Zeit schied er aus dem Staatsdienste und widmete sich fortan nur einzig und allein seinen dichterischen Arbeiten, denen er auch jetzt noch im hohen Alter rastlos obliegt.

Als zwei Jünger Bauernfeld's sind die Lustspieldichter Leopold Feldmann und Alexander Baumann zu betrachten, die sich besonders in den dreißiger und vierziger Jahren großer Beliebtheit zu erfreuen hatten. Feldmann wurde am 22. Mai 1802 zu München geboren, bildete sich durch größere Reisen und ließ sich sodann in Wien nieder, wo er noch jetzt lebt. Seine Lustspiele zeichnen sich durch eine frische Laune und lebendige Situationskomik aus, leiden aber an zu großer Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit. Der Dialog fließt immer leicht dahin und ist stets mit vielen Pointen, Wortspielen, Bildern und Gleichnissen ausgestaltet; doch geht der Dichter nicht selten zuweit und wird dann geschmacklos. Seine beste Leistung ist das Lustspiel „Das Portrait der Geliebten“, in dem er sehr amüsant durchführt, wie ein zaghafter Liebhaber, der sich dem Mädchen seines Herzens nicht mündlich zu erklären wagt und in Folge dessen auf den Einfall kommt, ihm einen kleinen Spiegel mit der Aufschrift „Portrait der Geliebten“ in die Hände zu spielen, durch verschiedene Mißverständnisse — denn der Spiegel geräth natürlich in falsche Hände — in die mannigfachsten Conflicte verwickelt wird, bevor er endlich zu seinem Ziele gelangt. Von den übrigen Stücken des Dichters wurden noch freundlich aufgenommen „Der Sohn auf Reisen“, „Mit Speck fängt man Mäuse“ und „Ein höflicher Mann“. Eine Gesammtausgabe seiner Stücke erschien unter dem Titel „Deutsche Original-Lustspiele“ (8 Bände, Wien 1845—1857). Von Baumann's (1814—1857) Producten hat sich nur ein kleines anmuthiges Singspiel in oberösterreichischem Dialekte, „Das Versprechen hinterm Herd“, dauernd die Bühnen erobert, die Lustspiele des Dichters sind dagegen schnell wieder vergessen worden.

An den übrigen Dichtern, welche noch durch das junge Deutschland mittelbar oder unmittelbar zu dramatischen Schöpfungen angeregt wurden, können wir rasch vorübergehen, da ihre Dramen theils all zu wenig bühnengerecht, theils nicht original waren. Wir nennen nur J. L. Klein (1810—1876), der in seinen Dramen zu verworren und unklar ist, Friedrich Roeber (geb. 1819), dessen Tragödien, wenn auch geistreich und gluthvoll, sich doch zu wenig den An-

forderungen der Bühne accommodiren, Hans Koester (geb. 1818), dem die energische Führung der Handlung abgeht, Eduard Devrient (1801—1877), dessen beste Schauspiele, so „Der Fabrikant“, nur Bearbeitungen französischer Originale sind, und Amalie, Herzogin zu Sachsen (1794—1870), die in ihren Schau- und Lustspielen wohl viel Liebenswürdigkeit und Anmuth zeigt, aber uns doch das bürgerliche Leben nicht so schildert wie es ist, weil sie es aus eigener Anschauung nicht kennen gelernt hat.

Der reinen Liebes-Lyrik widmete sich mitten in der gährenden, kämpfenden und mit Problemen für die Weltverbesserung sich abmühenden Zeit des jungen Deutschland nur ein einziger Lyriker von Bedeutung, **Emanuel Geibel.** Es gehörte eine ganz eigenartige Organisation dazu, sich bei dem lauten Wogenschlage der Tagesströmungen eine unbeeinträchtigte Welt des Herzens zu erhalten — Geibel besaß sie. Der Kampf der Parteien berührt ihn nicht, sangesfreudig schreitet er dahin, niemals von Zorn und Haß durchschüttert, ja wohl dem Lärme geflissentlich aus dem Wege gehend, immer nach süßer Melodie, nach schöner Form, nach Grazie und Anmuth trachtend. „Gebt mir vom Becher nur den Schaum!“ singt er (s. unten) und versichert dann, daß er stets dem „ewigen Lenze“ entgegen wandern müsse und den vollen Zug gern Andern gönne. Dadurch mußten viele seiner Lieder den Charakter des Schwärmerischen und Weichen annehmen, und eine mißgünstige Kritik hat ihn daher auch nur „einen Dichter für Backfische“ genannt. Ein solches Urtheil kann aber nur aus einer vollständigen Verkennung Geibel's entspringen. Wohl trägt er, besonders in seinen ersten Gedichten, keinen tiefer ausgeprägten Charakter, auch reißt er nicht fort durch eine stürmische Begeisterung, er ist überhaupt nicht genial, aber dennoch ein echter Poet von tiefer Innigkeit und bezauberndem Wohllaute, — man lese nur unten „So halt' ich endlich dich umfangen“, „Spielmannslied“ und „Gondoliera“ — und außerdem auch ein Dichter, der unablässig an seiner weiteren Durchbildung arbeitete und in Folge dessen mit jeder neuen Sammlung seiner Gedichte Vollkommeneres zu bieten vermochte, bis er in seiner glanzvollen Kriegslyrik von 1870 in seinen herrlichen, volltönenden Sieges- und Weihegesängen sich als der bedeutendste Lyriker der Gegenwart erwies. Mit Recht darf er daher auch seinen Beurtheilern in den „Spätherbstblättern“ zurufen:

„Noch Keinem ist, was Dauer hat, gelungen,
Der nicht das Pfund gemehrt, das ihm gegeben.
So hab' auch ich beharrlich fortgerungen
Und schritt im Lernen wachsend durch das Leben;
Drum seid mir endlich unbefang'ne Richter,
Und wägt ihr mich, so wägt den ganzen Dichter.“

Emanuel Geibel*) wurde am 18. Oktober 1815 als das siebente Kind des Predigers Johannes Geibel zu Lübeck geboren und verlebte in der altehrwürdigen

*) Vergl. Karl Goedeke, Emanuel Geibel. 1. Thl. (Reicht bis 1852). Stuttg. 1869, und Carl L. Leimbach, Emanuel Geibel. Des Dichters Leben, Werke und Bedeutung f. das deutsche Volk. Goslar 1877.

Reichsstadt eine fröhliche Jugendzeit. Den ersten Unterricht empfing er vom Vater, später besuchte er das städtische Gymnasium und verließ dasselbe 1835 als Primus der Prima, um in Bonn Theologie zu studiren. Schon auf der Schule hatte er sich viel mit Poesie beschäftigt und u. A. auch bereits das Lied „Der Zigeunerbube im Norden" gedichtet, auf der Universität trat die Neigung zur Dichtkunst bald noch lebhafter hervor, so daß er alsbald das Studium der Theologie aufgab und sich den humanistischen Wissenschaften zuwendete. Ein Jahr später ging er nach Berlin und wurde hier von Hitzig in die „Literarische Gesellschaft" eingeführt, in der er mit Chamisso, Wilibald Alexis, Gaudy u. A. bekannt wurde. Zugleich öffnete sich ihm dort das Haus Bettina's, was für seine fernere Entwicklung von großer Wichtigkeit sein sollte, denn er lernte in demselben Johanna Mathieux, die nachherige Frau Kinkel, kennen und erhielt durch Vermittlung derselben 1838 eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Gesandten, Fürsten Katakazi, in Athen. Der Aufenthalt in Griechenland bildete seinen Schönheitssinn sehr wesentlich weiter aus, bereicherte seine Menschenkenntniß und regte ihn zu erneuertem Studium der Alten an, dagegen brachte ihm seine amtliche Stellung viel Verdruß, weil seine Zöglinge sich seinen Culturbestrebungen sehr abgeneigt zeigten und er auch bei den Eltern nicht die genügende Unterstützung fand. Er kehrte daher schon 1840 wieder in die Heimath zurück und veröffentlichte nun seine beiden Erstlinge, ein Heft Uebersetzungen aus griechischen Dichtern unter dem Titel „Classische Studien" (Bonn 1840) und einen Band „Gedichte" (Berlin 1840). Beide Gaben wurden aber kaum beachtet, denn Herwegh's, Hoffmann's, Dingelstedt's Lieder beschäftigten und erfüllten Alle. Einige fanden aber dennoch Zeit und Stimmung, sie zu durchblättern und unter diesen befand sich der Freiherr von Rumohr, ein gediegener Kenner von Kunst und Poesie, der das neue Talent sofort erkannte. Er empfahl Geibel dem Könige Friedrich Wilhelm IV. und dieser setzte dem Dichter 1842 bedingungslos, nur damit er unbehindert seinen poetischen Studien leben könne, einen Jahrgehalt von 300 Thalern aus. Dadurch wurde auch die große Menge auf den Dichter aufmerksam, besonders der conservativgesinnte Theil und die Frauenwelt, die nichts von Politik und politischer Poesie wissen wollte, und hauptsächlich diese letztere fand in dem unscheinbaren Bande überrascht und entzückt Alles, was sie von einem Lieblingsdichter wünschte. Schnell wurde eine Auflage nach der andern nöthig und jetzt hat die Sammlung bereits gegen achtzig Auflagen erlebt. Die Kritik verhielt sich diesem großen Beifalle gegenüber weit kühler; sie hob hervor, daß fast alle Gedichte der Sammlung nur der Ausdruck unmittelbarer subjectiver Gefühle seien, daß der Dichter, indem er von seiner Liebessehnsucht und seinem Liebesglück singe, immer nur einzig und allein seinen eigensten Empfindungen Ausdruck verleihe, ohne doch dabei auch die Gefühle, die Allen gemein sind, auszusprechen; ferner tadelte sie, daß der Dichter nur selten tiefer in den Born der Gedanken hinabsteige, sondern sich am liebsten auf der Oberfläche bewege, und endlich rügte sie, daß seine Sangesweisen der Eigenart entbehren, daß sie hier an diejenigen Goethe's und Uhland's, dort an die Heine's und Platen's anklingen. Sie sagte damit viel Wahres, aber sie unterließ es dabei, neben den Mängeln



Emanuel Geibel.

und Schwächen auch die Vorzüge zu würdigen, die große Zartheit und Innigkeit, sowie den süßen Wohllaut der Verse, und wenn sie die große Aehnlichkeit mit den Gedichten von Goethe, Uhland, Heine und Platen hervorhob, so war es auch ihre Pflicht zu bemerken, daß sich Geibel trotz seiner Anlehnung an diese Meister immer noch Selbstständigkeit genug bewahrte, um nicht als Nachahmer gelten zu müssen. Lieder, wie „Und bist du fern und bist du weit", „Wo still ein Herz in Liebe glüht", „Viel tausend, tausend Küsse gieb", „Spielmannslied", „Minnelied" und andere sind daher mit Recht Gemeingut der ganzen Nation geworden. Bald nach der Herausgabe seiner Gedichte folgte Geibel der Einladung eines Freundes seines Vaters, des Barons Karl von der Malsburg, und verlebte ein Jahr auf dessen Schlosse Escheberg unweit Kassel, wo sich ihm u. a. auch Gelegenheit bot, eine vorzügliche Bibliothek spanischer Classiker zu benutzen. Eine Frucht seiner Studien war die Uebersetzung der „Volkslieder und Romanzen der Spanier" (Berlin 1843). Zugleich zahlte er der Politik seinen Tribut durch ein Heftchen Tendenzdichtungen, die er unter dem Titel „Zeitstimmen" (Lübeck 1841) herausgab und denen er einige Jahre später „Zwölf Sonette. Für Schleswig-Holstein" (Lübeck 1846) folgen ließ. Der Sache des Vaterlandes haben die Publicationen nichts genützt, und auch für die Geschichte der Poesie sind sie ohne Bedeutung; sie zeigen nur, daß der Dichter über die allgemeinen Ziele und Bestrebungen noch eben so unklar war, wie das ganze Volk und mit seinen Vertröstungen, nur geduldig auszuharren, dann werde sich noch Alles zum Besten wenden, eher der Klärung der politischen Ansichten hinderlich als förderlich war. An den freundlichen Aufenthalt in Escheberg schloß sich ein buntes Wanderleben; der Dichter wollte sich noch nicht an ein Amt binden, damit sich sein Talent ganz frei und unbehindert entfalten könne und besuchte daher 1843 Freiligrath zu St. Goar am Rhein, wo er Kinkel, Schücking, Zedlitz u. A. kennen lernte, sodann Justinus Kerner in Weinsberg, hierauf Freunde in Stuttgart, wo er auch in Cotta einen neuen Verleger fand. Den Winter verbrachte er wieder in seiner Vaterstadt, den Sommer 1844 dagegen zum großen Theile bei dem Dichter Moritz Graf Strachwitz auf dessen Schlosse Peterwitz und in Breslau, den Sommer 1845 im Harz, den Winter 1845 auf 1846 in literarischen Kreisen Berlin's, den Sommer 1846 in Böhmen, den Winter von 1846 auf 1847 abermals in Berlin. Im Sommer 1847 durchwanderte er mit Franz Kugler Thüringen, Bayern und Württemberg und lernte dann bei seiner Rückkehr nach Berlin den jungen Paul Heyse kennen, mit dem er bald innige Freundschaft schloß. Der Sommer 1849 fand ihn in dem Seebade Häringsdorf und der Sommer 1850 in Wildbad, wo er dem ihm befreundeten Fürsten Calorath Gesellschaft leistete. Im Sommer 1851 verlobte er sich, und nun galt es, sich eine feste Lebensstellung zu erwerben; doch bevor er noch die nöthigen Schritte dazu that, erhielt er im Februar 1852 von dem kunstsinnigen Könige Maximilian von Bayern einen Ruf nach München als Honorarprofessor der Aesthetik, dem er sodann, nachdem er seine Braut heimgeführt, im Herbste desselben Jahres Folge leistete. Bald darauf wurde er noch durch Ernennung zum Capitular des Maximilianordens in den Adelsstand erhoben.

Mit der Ueberſiedelung nach München fanden die Wanderjahre des Dichters naturgemäß ihren Abſchluß; aus dem ſorgloſen fahrenden Sänger wurde jetzt ein ernſt bauender Mann. Doch war auch in der Zeit des heitern Genießens nie eine größere Pauſe in dem poetiſchen Schaffen Geibel's eingetreten; im Herbſt 1847 war ein neuer Band Gedichte unter dem Titel „Juniuslieder“ (Stuttgart 1848) erſchienen und außerdem hatten ungefähr um dieſelbe Zeit zwei dramatiſche Verſuche, das Trauerſpiel „König Roderich“ und das Luſtſpiel „Die Seelenwanderung“, erſteres in Weimar, letzteres auf der Privatbühne des Prinzen von Preußen, das Licht der Lampen erblickt. Die Gedichte weiſen aber nur einen geringen Fortſchritt auf; ſie ſchlagen zwar hie und da einen etwas männlicheren Ton an, ſprechen auch, ohne jedoch eine beſtimmtere Parteifarbe anzunehmen, wärmere Sympathieen für die freiheitlichen Beſtrebungen der Zeit aus, tragen aber im Großen und Ganzen trotzdem kein individuelleres Gepräge. Die Dramen zeigen den Dichter allerdings von einer neuen Seite, allein ſie bekunden auch zugleich, daß Geibel nicht zum Dramatiker berufen iſt; dem „König Roderich“ (Stuttgart 1844) fehlt es an Einheit ſowohl, wie an dramatiſcher Kraft und dem Luſtſpiele „Die Seelenwanderung“, das ſpäter nach mehrfacher Ueberarbeitung unter dem Titel „Meiſter Andrea“ (Stuttgart 1855) im Druck erſchien, an pſychologiſcher Wahrheit. Es iſt nicht anzunehmen, daß ſich ein Mann bei Verſtande von ſeinen Freunden, die ſich an ihm in toller Laune rächen wollen, einreden läßt, er ſei gar nicht der, für den er ſich halte, der Meiſter Andrea, ſondern ein ganz Anderer, der Capellmeiſter Matteo, und wenn der Dichter dennoch ein ſolches pſychologiſches Experiment wagt, ſo muß er wenigſtens das ſcharfe Licht der Bühne meiden. In München ſteckte ſich Geibel alsbald höhere Ziele; er ſuchte ſeinen Gedichten einen bedeutenderen Inhalt zu geben und unternahm es ſogar, hiſtoriſche Dramen im großen Stile zu ſchaffen. Die nächſten Früchte waren die „Neuen Gedichte“ und die Tragödie „Brunhild“, der dann ſpäter noch die Tragödie „Sophonisbe“ folgte. Auch in den „Neuen Gedichten“ herrſcht das rein lyriſche Element vor, aber der Ton iſt ruhiger und ernſter und die Empfindungen und Stimmungen werden von einer klar abkryſtalliſirten Weltanſchauung getragen. Beſonders iſt das in dem Cyklus „Ada“ der Fall, der ſich auch durch große Innigkeit auszeichnet. Noch beſtimmter und entſchiedener treten die Grundanſichten des Dichters dort hervor, wo er hiſtoriſche Stoffe behandelt und dabei die ringende Gegenwart auf die Lehren der Geſchichte aufmerkſam macht, wie in den Gedichten „Der Tod des Tiberius“, „Judas Iſchariot“, „Der Bildhauer des Hadrian“ u. a. Er warnt vor dem unruhigen Vorwärtsdrängen, ſieht nur in der ſtillen aber ſteten Entwickelung das Heil der Menſchheit und empfiehlt für die Momente düſterer Hoffnungsloſigkeit ein feſtes Gottvertrauen. Den rapiden Fortſchritten der Induſtrie ſteht er in Folge deſſen auch mit einem gewiſſen Grauſen gegenüber, dem er in dem meiſterhaften „Mythus vom Dampf“ (ſ. unten) beredten Ausdruck gegeben hat. Auf die Tragödie „Brunhild“ (Stuttgart 1857) verwandte Geibel außerordentlichen Fleiß und ſchuf denn auch ein in hohem Grade formſchönes und gedankenreiches Werk, aber trotzdem kein Drama, das uns den betreffenden Conflict aus der

Nibelungensage lebendig und treu vorführt. Denn er entkleidete die Recken ihres Nimbus, nahm Siegfried seine zauberkräftige Tarnkappe, Brunhild ihren dämonischen Walkürenzorn und drückte damit sämmtliche Personen zu ganz modernen Menschen herab; aber dennoch ließ er diese Menschen die Thaten jener Helden der Sage ausführen. Das mußte ein schreiendes Mißverhältniß ergeben, welches kein auch noch so kunstreicher Aufbau der Handlung verdecken, keine auch noch so glänzende Sprache überstrahlen kann. Dasselbe Verfahren schlug Geibel auch bei „Sophonisbe“ (Stuttgart 1868) ein, die mit dem Schillerpreise gekrönt wurde; hier versuchte er es, uns Menschen der antiken Welt in modernem Gewande näher zu bringen; ein solches Beginnen muß aber noch weit sonderbarer anmuthen, ja es klingt bisweilen fast wie eine Parodie, hören wir auf der einen Seite die berühmte Karthagerin und den Helden des zweiten punischen Krieges mit romantischer Zartheit für einander schwärmen, während auf der andern nothwendiger Weise von barbarischen Menschenopfern und rohem Kriegsbrauche die Rede sein muß. Die Sprache ist auch hier wieder klangvoll und leichtflüssig, und verschiedene Schilderungen, in denen sich das Talent des Lyrikers frei entfalten kann, wie die Hiram's von dem Brande der Königsburg und dem Tode der Priesterin Thamar, sind von edelster Schönheit. Die sonstige literarische Thätigkeit Geibel's während seines sechzehnjährigen Aufenthaltes in München beschränkte sich, abgesehen von der Herausgabe einiger Bände metrischer Uebersetzungen im Vereine mit Paul Heyse, Heinrich Leuthold und A. F. von Schack und des „Münchener Dichterbuches“ (Stuttgart 1862), in welchem er verschiedenen bis dahin unbekannten Poeten den Weg in die Oeffentlichkeit bahnte, nur noch auf die Liedersammlung „Gedichte und Gedenkblätter“ (Stuttgart 1864), in denen er hauptsächlich, und oft in überaus inniger und wehmüthiger Weise, entschwundenes Glück und theuere Erinnerungen mit dem Zauber der Poesie verklärt. In Folge der großen politischen Umwälzungen des Jahres 1866 wurde Geibel nach und nach von einem regeren Interesse für die staatliche Entwickelung Deutschlands erfüllt, wenigstens trat er mit seinen politischen Ansichten freier hervor; wiederholt forderte er die deutschen Stämme auf, den alten Hader zu lassen und sich wieder zu einem geeinigten deutschen Kaiserreiche zusammen zu schließen, wie in dem Gedichte „Am Jahresschlusse 1866“ und in dem „Rufe über den Main“, und als im Herbste 1868 der König Wilhelm von Preußen Lübeck besuchte, entbot er dem Monarchen einen schwungvollen Willkommsgruß, in welchem er rückhaltslos aussprach, daß es Preußens Mission sei, die deutschen Einheitsbestrebungen zu verwirklichen, und mit dem Wunsche schloß:

„Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie über's Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.“

Diese damals noch sehr kühnen Worte erfuhren aber in Süddeutschland, besonders in Bayern, die heftigsten Angriffe, und der König Ludwig II. entzog dem Dichter den Ehrensold, der ihm bei seiner Berufung zugesichert worden war. Darauf legte Geibel auch sein Amt als Capitular des Maximiliansordens nieder und

siedelte nach seiner Vaterstadt über, die ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannte; zugleich erhöhte der König von Preußen seine Jahrespension auf 1000 Thaler. Vor diesen Ehren- und Gunstbezeugungen, zu denen sich noch verschiedene andere gesellten, trat die Mißstimmung, die sich des Dichters ob der kurzsichtigen Verblendung bemächtigt hatte, bald wieder zurück und verschwand dann rasch ganz vollständig, als der gewaltige Kampf von 1870 hereinbrach, alle deutschen Stämme schnell zu einem einzigen mächtigen Volke zusammenschmolzen und der König Ludwig von Bayern nun selbst aufstand und die deutschen Fürsten aufforderte, den König von Preußen zum Kaiser von Deutschland zu wählen. In dieser Zeit der glorreichen Siege und der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches schlug der Dichter seine tiefsten und mächtigsten Töne an. Wir werden auf diese von wahrhaft triumphatorischem Schwunge getragenen Gesänge in dem Abschnitte „Die Kriegs-Lyrik von 1870/71" genauer eingehen und auch dort einige Proben mittheilen; hier bemerken wir nur, daß sie gesammelt und noch um eine Reihe älterer politischer Gedichte, die Geibel bisher in seinem Pulte verschlossen gehalten, vermehrt, unter dem Titel „Heroldsrufe. Aeltere und neuere Zeitgedichte" (Stuttgart 1871) erschienen sind. In jüngster Zeit hat Geibel noch eine Gedichtsammlung unter dem Titel „Spätherbstblätter" (Stuttgart 1877) herausgegeben und darin den Stimmungen des Alters Ausdruck verliehen, doch nicht solchen, in denen ein zitternder Greis über die Flucht des Lebens klagt, sondern jenen, in denen der Weise voll Ruhe und mit Befriedigung auf seine Laufbahn zurückschaut. Eines der innigsten dieser Gedichte ist „Im Spätherbstlaube", das wir auch unten zum Abdruck bringen. — Nach all' dem Gesagten ergibt sich, daß Geibel allerdings kein Poet ist, der neue Bahnen eröffnet hat, wohl aber ein Dichter, der auf den Fundamenten der modernen Lyrik, die Goethe, Uhland, Heine und Platen gelegt haben, mit großem Erfolge weiter baute und besonders dem Liede einen bisher ungeahnten Wohllaut zu geben wußte.

Gebt mir vom Becher nur den Schaum.

Gebt mir vom Becher nur den Schaum,
Den leichten Schaum der Reben,
Gebt einen flüchtigen Liebestraum
Mir für dies flüchtige Leben.

Den vollen Zug, das sichre Gut,
Ich gönn' es jedem Andern,
Der fest am eignen Heerde ruht;
Ich aber muß schweifen und wandern.

Muß schweifen und wandern hin und her
Auf allen Pfaden und Wegen
Wohl über die Lande, wohl über das Meer,
Dem ewigen Lenz entgegen.

Und wo ein Blick mir freundlich glänzt,
Und wo auf meiner Reise
Ein Gastfreund mir den Wein credenzt,
Da sing ich alte Weise:

Gebt mir vom Becher nur den Schaum,
Den leichten Schaum der Reben,
Gebt nur einen flüchtigen Liebestraum
Mir für dies flüchtige Leben.

So halt' ich endlich dich umfangen.

So halt' ich endlich dich umfangen,
In süßes Schweigen starb das Wort.
Und meine trunknen Lippen hangen
An deinen Lippen fort und fort.

Was nur das Glück vermag zu geben,
In sel'ger Fülle ist es mein;
Ich habe dich, geliebtes Leben,
Was braucht es mehr, als dich allein!

O, decke jetzt des Schicksals Wille
Mit Nacht die Welt und ihre Zier,
Und nur dein Auge schwebe stille,
Ein blauer Himmel, über mir.

Spielmanns Lied.

Und legt ihr zwischen mich und sie
Auch Strom und Thal und Hügel,
Gestrenge Herrn, ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel.
Ich bin ein Spielmann wohlbekannt,
Ich mache mich auf die Reise
Und sing hinfort durch's weite Land
Nur noch die Eine Weise:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Und wand'r ich durch den laub'gen Wald,
Wo Fink und Amsel schweifen:
Mein Lied erlauscht das Völkchen bald,
Und hebt es an zu pfeifen.
Und auf der Halde hört's der Wind,
Der spannt die Flügel heiter,
Und trägt es über den Strom geschwind,
Und über den Berg, und weiter:
Ich habe dich lieb du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Durch Stadt und Dorf, durch Wies' und Korn
Spiel ich's auf meinen Zügen,
Da singen's bald zu Nacht am Born
Die Mägde mit den Krügen;
Der Jäger summt es vor sich her,
Spürt er im Buchenhage;
Der Fischer wirft sein Netz in's Meer
Und singt's zum Ruderschlage:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Und frischer Wind und Waldvöglein,
Und Fischer, Mägd' und Jäger,
Die müssen alle Boten sein
Und meiner Liebe Träger.
So kommt's im Ernst, so kommt's im Scherz
Zu deinem Ohr am Ende,
Und wenn du's hörst, da pocht dein Herz,
Du spürst es, wer es sende:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Gondoliera.

O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel über's Meer.
Die Luft ist weich wie Liebesscherz,
Sanft spielt der goldne Schein,
Die Cither klingt und zieht dein Herz
Mit in die Luft hinein.
O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel über's Meer.

Das ist für Liebende die Stund,
Liebchen, wie ich und du;
So friedlich blaut des Himmels Rund,
Es schläft das Meer in Ruh.
Und wie es schläft, da sagt der Blick,
Was nie die Zunge spricht,
Die Lippe zieht sich nicht zurück
Und wehrt dem Kusse nicht.
O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel über's Meer.

Mythus vom Dampf.

Es ruht auf klarem Perlenthrone
Die Meerfey im Krystallpalast,
Der Feuergeist mit güldner Krone
Durchschweift die Lüfte sonder Rast;
Sie meiden sich mit finsterm Grollen,
Sie stören, was des andern ist;
So lang des Erdball's Achsen rollen,
Währt unversöhnt ihr grimm'ger Zwist.

Da fängt in erzgetriebnen Schranken
Der Mensch, der Schöpfung Herr, die zwei,
Daß dienstbar seines Haupts Gedanken
Ihr ungestümes Walten sei.
Er bändigt ihren Grimm gelassen,
Er giebt dem dumpfen Trieb das Ziel;
In's Brautbett zwingt er, die sich hassen,
Zu unerhörtem Minnespiel.

Und sieh, aus ihrem dunkeln Bunde,
Aus Lieb und Abscheu, Brunst und Kampf
Erwächst in mitternächt'ger Stunde
Das starke Riesenkind, der Dampf.
Mit wildem Tosen, hochgestaltig
Entspringt er aus der Wiege Haft,
Durch all sein Wesen gährt gewaltig
Des Vaters Zorn, der Mutter Kraft.

Er fühlt's in seinen Adern sieden,
Ihn dünkt kein Werk zu schwer, zu groß.
Doch ach, es ward ihm nicht beschieden
Ein Feld des Ruhms, ein Heldenloos.
Nicht darf er in die Wolken greifen,
Nicht spielen mit des Blitzes Loh'n,
In Lüften nicht die Welt durchschweifen,
Ein freigeborner Königssohn.

Nein, wo der Mensch von Eisenschienen
Sein unabsehbar Netz gespannt,
Da muß in hartem Frohn er dienen,
Ein Herkules im Knechtsgewand;
Da muß er mit des Windes Flügel
Wettlaufen in erglühter Hast,
Und über Haide, Strom und Hügel
Dahinziehn die gethürmte Last.

Des Mühlrad's ungeheure Speichen
Muß er im Schwunge rastlos drehn,
An's Schiff geschmiedet muß er keichen
Als Ruderknecht bei Sturmeswehn;

Er muß den Riesenhammer führen
Zu ewig wiederholtem Schlag,
Des Webstuhls Spulen sausend rühren;
Ein neues Werk bringt jeder Tag.

Seit Jahren trägt er's; doch im Stillen
Gedenkt er seines Stammes noch,
Und feindlich allem Menschenwillen,
Ingrimmig knirscht er in sein Joch.
O wenn von seiner Kraft getrieben
Ihr Nachts durchflogt ein weit Gebiet,
Vernahmt ihr bei der Funken Stieben,
Vernahmt ihr nie sein dräuend Lied?

„Frohlocket nur, ihr Herrn der Erde!
Ihr Staubgebilde bläht euch nur,
Daß ihr uns herzwangt zur Beschwerde,
Die alten Götter der Natur!
Ein schnöder Raub ist eure Krone,
Ein Hochverrath ist euer Ruhm;
Denn uns verstießet ihr vom Throne
Und theiltet unser Fürstenthum.

„Wohl dienen wir euch nun als Knechte,
Und dulden eurer Geißel Schlag;
Doch murren wir im Schoß der Nächte,
Und harren auf der Sühnung Tag.
Es bleibt des Glückes Sonnenwende
Für kein Geschlecht von Herrschern aus;
Auch euer Reich hat einst ein Ende,
Auch euer Bau zerfällt in Graus.

„Wenn ihr dereinst in Eisenbande
Des letzten Eilands Wildniß schlugt,
Wenn prunkend ihr durch alle Lande
Die Fackel stolzer Weisheit trugt;
Wenn dann von euren Königsfesseln
Ihr greifet nach des Himmels Schein:
Dann springen jählings unsre Fesseln,
Dann bricht der Tag des Zorns herein.

„Dann wird des Vaters Krone blitzen,
Und jeder Blitz ist Weltendbrand;
Dann wird bis zu der Berge Spitzen
Die Mutter ziehn ihr Schaumgewand;
Dann will ich selbst auf freier Schwinge
Durch's All, Zerstörung brausend, wehn,
Und über'm Trümmersturz der Dinge
Aufjauchzen und in's Nichts vergehn."

Im Spätherbstlaube.

Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel,
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Doch nicht in klagenden Accorden
Hinsterben soll mein Harfenschlag,
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Drum ich beglückt mich preisen mag:

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich,
Und legt' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.

Die Namen der übrigen Dichter, welche in den dreißiger und vierziger Jahren noch in der Geibel'schen Weise die lyrische Poesie, und besonders das Lied, pflegten, sind heute bereits fast ganz vergessen, denn Keiner erreichte den Wohllaut und die Glätte des berühmten Genossen, wenn ihm auch gar Mancher in Bezug auf Innigkeit und Anmuth ziemlich nahe kam; so Eduard Ferrand, (Pseud. f. Eduard Schulz 1813—1842), der in seinen Liedern ein tiefes Gemüth offenbart, Hermann Jäger (geb. 1815), der besonders die Reize des Wanderlebens von ehedem mit vieler Wärme und Anschaulichkeit zu schildern weiß, der Kunsthistoriker Franz Kugler (1808—1858), der ebenfalls hauptsächlich die frohe Wanderlust besingt und unter anderem auch der Verfasser des bekannten Liedes „An der Saale grünem Strande" ist, Gustav Pfarrius (geb. 1800), der die Naturschönheiten des Nahethals poetisch verherrlicht, Adolf Bube (1802—1873), der sowohl im farbenreichen Naturbilde, wie in der schwungvollen Ballade und Romanze Anerkennenswerthes leistet, der Elsäßer August Stöber (geb. 1808), der sehr glücklich den Ton für das Trink- und Gesellschaftslied findet, und Franz von Schober (geb. 1796), der sich in seinen Sonetten mit vieler Feinsinnigkeit besonders der Kunstbetrachtung widmet. Die sonnige Lust und das gemüthliche Behagen des Lebens feierten die Humoristen Robert Reinick (1805—1852), August Kopisch (1799—1853) und Franz Freiherr von Gaudy (1800—1840), der erstere meist mit neckischer Schalkhaftigkeit und liebenswürdiger Naivetät, wie in der „Kuriosen Geschichte" und im „Blauen Montag", Kopisch mit köstlicher Zecherlaune und behaglicher Freude am volksthümlichen Schwanke, wie in der bekannten „Historie von Noah", („Als Noah aus dem Kasten war" ꝛc.) und dem drolligen „Heinzelmännchen", und Gaudy in seinen oft vom übermüthigsten Witze sprudelnden Balladen und Romanzen. Doch hat sich Gaudy auch im ernsten Gedichte versucht, mit besonderem Glück in dem Romanzencyklus „Kaiserlieder" (Leipzig 1835), die die Thaten und Schicksale Napoleons I. behandeln. Für die Erbauung und die Förderung des religiösen Sinnes dichteten der bekannte Baseler Kirchenhistoriker Karl Rudolf Hagenbach (1801—1874), der Pater Gall Morel (geb. 1803) und vor Allem der tief gemüthvolle und formgewandte Karl Johann Philipp Spitta (1801—1859), dessen „Psalter und Harfe" (Pirna 1833, 35. Aufl. Leipzig 1876) eine außerordentliche Verbreitung gewann.

Auch die stillsten Poeten der Epoche des jungen Deutschland sind damit erwähnt worden und wir können nun endlich unsern langen Rundgang beschließen.

Ein buntes Bild zeigt sich uns, blicken wir Abschied nehmend noch einmal zurück. In der Mitte des weiten Plans, den wir überschauen, stehen, gleichsam wie Kerntruppen, die Mannen des jungen Deutschland selbst; um Haupteslänge ragt Gutzkow aus ihnen hervor. Sie sind zwar nicht durch Bundessatzungen und Handschlag miteinander verbrüdert, aber sie drängen sich trotzdem eng zusammen, denn das unsichtbare Band der Tendenz schlingt sich um Alle. Ihnen zur Rechten zeigen sich die Verfasser der sozialen Romane und der Dorfgeschichten mit den Charakterköpfen eines Heinrich König, Sealsfield und Auerbach, ihnen zur Linken die Verfechterinnen der Frauenemancipation, in vorderster Reihe Fanny Lewald, Ida Hahn-Hahn und Ida von Düringsfeld, hinter ihnen die Dramatiker Hebbel, Ludwig, Halm und Bauernfeld und noch etwas weiter zurück und auch etwas abseits vom Lärm der Menge unter Blüthenbüschen Emanuel Geibel.

In den Mitgliedern des jungen Deutschland trat der Charakter der Zeit am klarsten zu Tage, alle Bestrebungen fanden durch sie ihren beredtesten Ausdruck; als sich jedoch die erweckten Hoffnungen nicht erfüllten, ging man mit einer Geringschätzung über sie hinweg, die sie nicht verdienten. Man vergaß, daß das junge Deutschland nur leisten konnte, was unter den obwaltenden Umständen im Bereiche der Möglichkeit lag; jedenfalls war es vom redlichsten Streben beseelt und befand sich auch auf dem rechten Wege, als es sich in erster Linie bemühte, die Literatur wieder mit dem Leben zu verknüpfen, sie wieder zu einer treibenden Kraft in unserem Volks- und Staatsleben zu machen. Daß ihm dies nur bis zu einem gewissen Grade gelang, lag zwar eines Theils in seiner nicht vollständig ausreichenden Befähigung, es war zu kritisch-nüchtern, nicht genial genug, um in gewaltiger Begeisterung das ganze Volk mit sich fortzureißen, anderen Theils aber, und zwar zum größeren Theile, an dem schweren Drucke, mit dem die Regierungen in kurzsichtiger Verblendung jede Förderung des politischen Lebens zu hemmen, jede Verbesserung der staatlichen Einrichtung zu vereiteln suchten. Das junge Deutschland mußte daher schließlich ermattet die Hände sinken lassen und neuen Poeten das Feld räumen, die nun nicht mehr von Reformen sprachen, sondern in schwungvollen, alle Herzen packenden Liedern nur noch einfach der allgemeinen Mißstimmung und Unzufriedenheit, dem Groll und Haß Ausdruck verliehen und, die nahe Katastrophe verkündend, gleichsam wie Sturmvögel der Revolution vorausflogen.





Die Sturmvögel der Revolution.

Wir haben in der Einleitung des vorigen Abschnitts darzulegen versucht, daß aus den durch die Julirevolution in Deutschland hervorgerufenen Stimmungen nach und nach eine Ueberzeugung und schließlich eine öffentliche Meinung entstand; allein dieser öffentlichen Meinung fehlte es an jeder Klarheit, sie war überaus unreif, unbestimmt und verschwommen. Hatten doch die Regierungen seither nach Kräften dahin gewirkt, das Volk in politischer Unmündigkeit zu erhalten. Die allgemeine Ansicht in der großen Menge ging daher zunächst nur dahin, daß die Verhältnisse überhaupt geändert werden müßten und daß dies — nach den gemachten Erfahrungen — so weit als thunlich ohne Mithilfe der Regierungen zu geschehen habe. Mit welchen Mitteln aber vorgegangen werden müsse und welche neuen staatlichen Einrichtungen an die Stelle der alten zu setzen seien, wußte Niemand anzugeben. Unterdessen wuchs die allgemeine Mißstimmung mehr und mehr, bald kam es hier, bald dort zu Conflikten, so in Leipzig, wo man die Abhaltung öffentlicher Versammlungen zur Besprechung der durch Wislicenus und Uhlich angeregten Fragen untersagte, in München, wo das schamlose Treiben der von dem Könige zur Gräfin Landsfeld erhobenen spanischen Tänzerin Lola Montez den allgemeinen Unwillen hervorrief, und als plötzlich am 24. Februar in Paris der Thron der Orleans umgestürzt und die Republik proclamirt wurde, ergriff ganz Deutschland eine tiefe, fieberhafte Aufregung. In allen Städten wurden Versammlungen abgehalten, allerwärts entstanden politische Clubs und Jeder, mochte er sich bisher auch noch so wenig um Politik gekümmert haben, formulirte jetzt die Wünsche der Nation. Eine allgemeine Verwirrung entstand. Hier wurde in erster Linie Aufhebung der Karlsbader und Wiener Beschlüsse verlangt, dort Volksvertretung und allgemeine Volksbewaffnung; Dieser wollte zunächst Preßfreiheit und Aufhebung des Feudalwesens, Jener Wiederaufrichtung des deutschen Reiches in seiner alten Herrlichkeit und daneben die Einführung einer progressiven Vermögens- und Einkommensteuer

— ein buntes, ungestümes Durcheinander, das aber die Regierungen in den größten Schrecken versetzte. In die sonst so lässige und langsame Bundesversammlung zu Frankfurt kam auf einmal eine erstaunliche Beweglichkeit und Einsicht; bereits am 1. März erließ sie eine Ansprache an das deutsche Volk, in welcher sie hervorhob, daß Deutschland auf die Stufe gehoben werden müsse, welche ihm unter den Nationen gebühre, am 3. März stellte sie es durch Beschluß jedem deutschen Bundesstaate frei, die Censur aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen, am 9. erkannte sie die einst so bitter gehaßten Farben Schwarz-Roth-Gold als deutsche Reichsfarben an und am 10. forderte sie die Regierungen auf, „Männer des öffentlichen Vertrauens nach Frankfurt zu senden, um bei der alsbaldigen Berathung über die Revision der Bundesverfassung auf wahrhaft zeitgemäßer und nationaler Grundlage mitzuwirken.“ Allein schon war der Sturm über die zitternde Bundesversammlung hinweggegangen, ihre Stimme wurde kaum noch gehört; bereits am 5. März trat zu Heidelberg eine Anzahl von liberalen Koryphäen zusammen, darunter Heinrich von Gagern, Itzstein, Welcker u. A., die die Hauptzwecke für die Realisirung des deutschen Einheitsgedankens — ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern, Staatenhaus, Volkshaus, Gemeinsamkeit des Heeres, gemeinsames Civil- und Strafgesetzbuch u. a. — zu formuliren suchte, und in den mittleren und kleineren Staaten bewirkten tumultuarische Versammlungen bereits Wunderdinge. In Bayern erschien eine von allen Prinzen des Hauses Wittelsbach unterzeichnete Proclamation, in welcher Preßfreiheit, Einheit Deutschlands, Vertretung des Volkes am Bunde u. A. versprochen wurde, und bald darauf dankte König Ludwig zu Gunsten seines Sohnes Maximilian II. ab, der sofort ein liberales Ministerium bildete. In Württemberg berief der König die hervorragendsten Männer der bisher liberalen Opposition in das Ministerium; Aehnliches geschah in Sachsen, Hannover, Baden und Hessen. Die beiden Großmächte Oesterreich und Preußen widerstanden der Bewegung etwas länger, doch handelte es sich auch bei ihnen nur um Tage. In Wien kam es am 13. März zu Conflicten, welche den Kaiser zwangen, Metternich zu entlassen und in die liberalen Bahnen einzulenken, und in Berlin schlugen die Wogen am 18. März über der Regierung zusammen. Es würde nun die Aufgabe Preußens gewesen sein, sich an die Spitze der allgemeinen Bewegung zu stellen und durch seine Initiative ein einiges Deutschland zu schaffen, und der König Friedrich Wilhelm IV. sprach auch Anfangs wiederholt in schwungvoller Rede von dergleichen; allein der Lärm des Aufstandes, in dem natürlich auch viele unreine Elemente zu Tage traten, verwirrte und verletzte ihn und raubte ihm alsbald alles Urtheil, allen Muth und alles Selbstvertrauen; durch Halbheit und Unsicherheit, falsch angebrachte nationale Demonstrationen, zu denen er sich verleiten, und wiederholte Demüthigungen, die er sich zufügen ließ, büßte er schnell auch den letzten Rest seiner Popularität ein. Damit brach sich in der Nation mehr und mehr die Ansicht Bahn, daß man sich selbst helfen müsse. Schon Ende März wurden daher aus dem Volke heraus Schritte zur Wahl für ein sogenanntes Vorparlament gethan, aus dem sodann die „deutsche Nationalversammlung“ her-

vorging, welche am 18. Mai zu Frankfurt eröffnet wurde. Aber auch hier zeigte sich sehr bald der Mangel an aller politischen Erziehung; es wurden viele tief gelehrte Reden gehalten, aber keine praktischen Vorschläge gemacht; in Folge dessen verging die Zeit, ohne daß man zu Resultaten kam. Dadurch verlor aber die Versammlung beim Volke sowohl, wie bei den Fürsten, von Tag zu Tag an Ansehen, und als sie sich endlich unter heftigen Debatten für ein Erbkaiserthum entschieden hatte und am 28. März 1849 Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser wählte, lehnte dieser die ihm angetragene Würde ab. Damit war zugleich das Schicksal der ganzen Erhebung entschieden; bald darauf sprach Oesterreich der Nationalversammlung jedes Recht auf fernere Thätigkeit ab, das Parlament wurde in Stuttgart, wohin es von Frankfurt aus übergesiedelt war, gesprengt und schnell starb alle Hoffnung auf eine Neugestaltung Deutschlands dahin.

Bis zu diesem kläglichen Ende begleitete jedoch die Sturmeslyrik die politischen Ereignisse keineswegs; bereits beim Ausbruche des Aufstandes verstummte sie. Ihre Mission war es nur, von Beginn der vierziger Jahre an auf das Kommende, auf die bevorstehenden „großen Ereignisse", den heranziehenden Sturm aufmerksam zu machen. Sie that es mit aller Gluth der Begeisterung, hier in schwungvollen Rhythmen, dort unter schmetternden Trompetenstößen, und erreichte ihren Zweck in erstaunlich kurzer Zeit. Bereits in der Mitte der vierziger Jahre war ganz Deutschland tief erfüllt von den Liedern eines Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Dingelstedt, Freiligrath, Prutz, Anastasius Grün, Lenau, Beck, Meißner u. A., und empfing jedes neue mit beispiellosem Beifall; als dann aber das Vorausgesagte eintrat, die Revolution begann, schwiegen nun ganz naturgemäß alle diese Sturmvögel — weil es eben jetzt nichts mehr anzukündigen gab. Die gesammte in Rede stehende Lyrik trägt denn auch, wie Robert Prutz sehr richtig in seiner „Literatur der Gegenwart" (Leipzig 1859. Bd. I. S. 74) bemerkt, vorwiegend den Charakter einer Prophetie, doch nur einer solchen, die auf eine noch ziemlich nebelhafte Zukunft, auf ein noch sehr unbestimmtes Ziel hinweist.

Der populärste dieser Poeten war **Hoffmann von Fallersleben**; seine Lieder drangen in alle Schichten des Volkes; unter allen Wirthshauszeichen, in allen Werkstätten, auf allen Landstraßen wurden sie gesungen und in allen Stuben und Kämmerlein gelesen. Sie trafen besonders den herzlichen Volkston sehr glücklich und gaben dem allgemeinen Wunsche der Nation nach Einheit und bürgerlicher Freiheit in der verständlichsten Weise Ausdruck, wie in den innigen und kräftigen Strophen „Mein Lieben" (s. unten), dem volltönenden Hymnus „Deutschland, Deutschland über Alles!" und dem frischen Burschensange „Auf der Wanderung" (s. unten). Doch ballt der Dichter auch nicht selten ingrimmig die Faust, wie in „Knüppel aus dem Sack" (s. unten), wo er sich die Mittel und Kräfte eines Zauberers wünscht, um all das „Lumpenpack", das in niederem Egoismus die deutschen Einheitsbestrebungen am liebsten gänzlich vernichten möchte, für immer unschädlich zu machen, oder er schwingt die Geißel des Spottes, wie in der Satire auf die deutschen Preßverhältnisse (s. unten), in der er mit bitterm Hohne darauf hinweist, wie sich die Zeitungen mit jeder Lappalie beschäftigen, nur nicht

mit dem Wichtigsten, mit dem Jammer des Vaterlandes. Ja er unterläßt es auch nicht, seinen eigenen lieben Gesinnungsgenossen recht wacker die Wahrheit zu sagen, wie in dem köstlichen „Auf der Bierbank“ (s. unten). Bei der großen Fruchtbarkeit des Dichters entstanden natürlich auch gar manche Gelegenheitspoeme, Stachelreime und Spottverse, die auf poetischen Gehalt keinen Anspruch machen können, aber auch diese flüchtigen Schöpfungen sind noch immer beredte und schöne Zeugnisse seines warmen Patriotismus. August Heinrich Hoffmann wurde am 2. April 1798 zu Fallersleben, einem Städtchen im Hannöver'schen, geboren und sollte nach dem Wunsche seines Vaters Theologie studiren, wandte sich jedoch, da er hierzu wenig Lust verspürte, schon in Göttingen, wohin er zunächst ging, der Philologie, besonders der germanischen Sprachforschung zu und hat dann auch, was wir hier gleich kurz bemerken wollen, in den Werken „Bonner Bruchstücke von Otfried und andern“ (Bonn 1821), „Willirams Uebersetzung und Auslegung des hohen Liedes“ (Breslau 1827), „Handschriftenkunde für Deutschland“ (Ebd. 1831), „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit“ (Ebd. 1831), „Horae Belgicae. Holländische Volkslieder, erläutert“ (12 Bände, Breslau, Leipzig und Hannover 1833—62) u. A. Hervorragendes geleistet. Von Göttingen wandte er sich nach Bonn und Berlin und erhielt dann 1823 eine Custosstelle an der Universität Breslau. Sein burschikoses Auftreten war jedoch einer akademischen Laufbahn wenig günstig, die Zopfgelehrten schüttelten über sein ungebundenes Leben und seinen frischen Humor sehr oft die Köpfe, und als er sich nach einiger Zeit um einen erledigten Lehrstuhl bewarb, ward ihm dieser rundweg abgeschlagen. Erst 1830, nachdem er hinlänglich bewiesen, daß er über umfassendes Wissen verfüge, wurde er zum außerordentlichen, und 1835 mit 200 Thalern Gehalt zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt. Er sollte sich dieser Würde jedoch nur wenige Jahre freuen; der Dichter wuchs dem Professor über den Kopf und gab, nachdem er bereits mehrere unbedeutende kleine Gedichtsammlungen veröffentlicht, 1840—41 bei Hoffmann und Campe in Hamburg zwei Bändchen „Unpolitischer Lieder“ heraus, die nichts weniger als unpolitisch waren, vielmehr die staatlichen Einrichtungen mit ihrer beißenden Satire und ihrem stachligen Humor auf das Heftigste angriffen und sofort großes Aufsehen erregten. Eine solche Kühnheit durfte aber der Cultusminister Eichhorn nicht ungestraft lassen und der Professor mußte für den Dichter büßen. Hoffmann wurde zunächst von seinem Amte suspendirt und einige Monate später, im Dezember 1842, ohne Pension aus seiner Stelle entlassen. Aus dem docirenden Gelehrten ward nun ein fahrender Poet, der mit Lied und Spruch durch alle deutschen Lande zog und überall, wo er erschien, ob seines Schicksals und seiner frohen Launen freundlich aufgenommen wurde. Den Regierungen blieb er jedoch nach wie vor ein gefährlicher „politischer Krakehler“, den sie auf's Sorgfältigste beobachten und wiederholt ausweisen ließen. In Folge dessen gab es für den Dichter auch viele bittere Stunden, aber sie hielten ihn nicht ab, auch fürder seine Stimme für die deutsche Sache ertönen zu lassen, und so entstand nach und nach bis zum Jahre 1848 noch eine ganze Reihe von Bändchen



Hoffmann von Fallersleben.

patriotischer Gedichte und scharf zugespitzter Schelmenlieder, die oft die sonderbarsten Titel, wie „Hoffmann'sche Tropfen“, „Maitrank“ 2c. trugen und zum großen Theil eine weite Verbreitung fanden. Als die Revolution ausbrach, hielt er seine Hauptlebensaufgabe für erfüllt, gründete sich einen eigenen Heerd und lebte dann zunächst am Rhein, von 1854 ab in Weimar, von 1860 ab bis zu seinem am 19. Januar 1874 erfolgten Tode auf Schloß Corvey bei Höxter, wo er die dem Herzoge von Ratibor gehörige berühmte Kloster-Bibliothek verwaltete. Sein Liedermund verstummte aber darum mit 1848 noch keineswegs, nur waren es andere Weisen, die er jetzt ertönen ließ, weiche, tief-innige Liebeslieder, wie man sie dem derben, satirischen Volkssänger kaum zugetraut hätte, und eine Reihe überaus anmuthiger Kinderlieder, in denen er sich allerdings auch schon früher versucht hatte. Eine Auswahl seiner „Gedichte“ kam 1875 zu Berlin heraus und liegt jetzt in achter Auflage vor; eine vollständige Ausgabe seiner „Kinderlieder“ gab L. v. Donop 1877 zu Berlin heraus; eine Auswahl unter dem Titel „Alte und neue Kinderlieder. Mit Klavierbegleitung von L. Erk“ erschien zu Berlin 1873. Am Abend seines Lebens verfaßte Hoffmann noch seine Selbstbiographie „Mein Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen“ (6 Bde. Hannover 1868), die zwar nur für seine Partei und seine Freunde geschrieben sein sollte, aber auch lesenswerth für Alle ist, welche sich ein anschauliches Bild von dem buntfarbigen Lebensgange des [eben so scharf angefeindeten als hochgefeierten Mannes machen wollen.

Mein Lieben.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt.
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich alle Zeit;
Ich bin mit dir verbunden,
Mit dir in Freud' und Leid.
Ich will für dich im Kampfe stehn,
Und, soll es sein, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
So lang' ein Hauch von Liebe
Und Leben in mir ist.
Ich suche nichts als dich allein,
Als deiner Liebe werth zu sein.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

Auf der Wanderung.

Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald
Da wachsen unsre Reben.
Grüß' mein Liebchen am grünen Rhein,
Grüß' mir meinen kühlen Wein!
Nur in Deutschland,
Da will ich ewig leben.

Fern in fremden Landen war ich auch,
Bald bin ich heimgegangen,
Heiße Luft und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei —
Nur nach Deutschland
Thät mein Herz verlangen.

S'ist ein Land, es heißt Italien,
Blühn Orangen und Citronen.
Singe! sprach die Römerin,
Und ich sang zum Norden hin:
Nur in Deutschland,
Da muß mein Schätzlein wohnen.

Als ich sah die Alpen wieder glühn
Hell in der Morgensonne:
Grüß' mein Liebchen, goldner Schein!
Grüß' mir meinen grünen Rhein!
Nur in Deutschland
Da wohnet Freud und Wonne.

Knüppel aus dem Sack.

Von allen Wünschen in der Welt
Nur Einer mir anjetzt gefällt,
Nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wunschesmacht,
Ich dächte nur bei Tag und Nacht,
Nur: Knüppel aus dem Sack!

Dann braucht' ich weder Gut noch Gold,
Ich machte mir die Welt schon hold
Mit: Knüppel aus dem Sack!
Ich wär' ein Sieger, wär' ein Held,
Der erst' und beste Mann der Welt
Mit: Knüppel aus dem Sack!

Ich schaffte Freiheit, Recht und Ruh
Und frohes Leben noch dazu
Beim: Knüppel aus dem Sack!
Und wollt' ich selbst recht lustig sein,
So ließ' ich tanzen Groß und Klein
Beim: Knüppel aus dem Sack!

O Märchen, würdest du doch wahr
Nur einen einz'gen Tag im Jahr,
O Knüppel aus dem Sack!
Ich gäbe d'rum, ich weiß nicht was,
Und schlüge d'rein ohn' Unterlaß:
Frisch: Knüppel aus dem Sack
Auf's Lumpenpack!
Auf's Hundepack!

Wie ist doch die Zeitung interessant!

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was haben wir heute nicht Alles vernommen!
Die Fürstin ist gestern niedergekommen,
Und morgen wird der Herzog kommen,
Hier ist der König heimgekommen,
Dort ist der Kaiser durchgekommen,
Bald werden sie alle zusammenkommen —
Wie interessant! wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was ist uns nicht Alles berichtet worden!
Ein Portepeefähnrich ist Lieutenant geworden,
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
Die Lakaien erhielten silberne Borden,
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden
Und zeitig ist es Frühling geworden —
Wie interessant, wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Auf der Bierbank.

Welch ein Leben, welch ein Streiten
Für die Wahrheit und das Recht!
Auf der Bierbank —
Unsre Sitten, unsre Zeiten,
Nein, sie sind fürwahr nicht schlecht!
Auf der Bierbank.

Weg mit Gilde, Zunft und Innung,
Weg mit allem Rang und Stand!
Auf der Bierbank —
Hier gilt nur allein Gesinnung,
Hier gilt nur das Vaterland!
Auf der Bierbank.

Alle Lauheit geht zu Nichte,
Und der Feinsinn wird gestählt
Auf der Bierbank —
Und dem Gang der Weltgeschichte
Fühlen wir uns mitvermählt
Auf der Bierbank.

O wie sind wir treu verbunden,
Guten Muths und gleichgesinnt!
Auf der Bierbank —
O die süßen lieben Stunden,
Warum fliehn sie so geschwind!
Auf der Bierbank.

Deutschland ist noch nicht verloren!
Deutschland strotzt von Kraft und Geist
Auf der Bierbank —
Allem sei der Tod geschworen,
Was nur welsch und undeutsch heißt,
Auf der Bierbank.

Hoffmann von Fallersleben steht diametral **Georg Herwegh** gegenüber, denn während die Gedichte jenes vornehmlich die Wünsche und Hoffnungen des gesetzten Bürgers zum Ausdruck brachten, liehen die glänzenden Verse dieses dem Trachten und Verlangen der schwärmerischen Jugend Worte. Ist daher den meisten Hoffmann'schen Liedern ein gewisser philiströser Zug und bei allem Humor nicht selten eine gewisse spießbürgerliche Aergerlichkeit eigen, so belebt die Rhythmen Herwegh's ein stolzer Schwung und ungestüme Begeisterung; und richtet Hoffmann seinen Spott zumeist gegen all' die kleinen Leiden seiner Zeit, den Polizeiplack, die Censur &c., so schwingt sich Herwegh gleich zu den höchsten Forderungen empor, verlangt nach großen Völkerkriegen, die alle Feinde der Freiheit zerschmettern sollen, und nach freiheitlichen Institutionen, die kein Tyrann mehr zertrümmern könne. Aber dabei bleibt er auch stehen; welche Kriege, welche freiheitlichen Institutionen er nun eigentlich meint, welche bestimmteren staatlichen Einrichtungen er nun eigentlich verlangt, sagt er nirgends — seine ganze Poesie ist nur eine gegenstandslose, unklare Schwärmerei, ein stolzes Phrasengetöse, das mit seinen Schlagwörtern, Pointen, Refrains, wie „Der Freiheit eine Gasse!", „Raum, ihr Herrn, dem Flügelschlag einer freien Seele!", anfangs mächtig packte und dem Dichter ungemessenen Beifall eintrug, aber schon nach wenigen Jahren seinen Zauber verlor. Bereits in der Mitte der vierziger Jahre war beim größten Theile des Publikums der Enthusiasmus für Herwegh verschwunden und heute kennt man in weiteren Kreisen nur noch zwei Gedichte von ihm, das schwungvolle Rheinweinlied „Wo solch ein Feuer noch gedeiht" &c. und den süß-melancholischen zweiten Satz der „Strophen aus der Fremde": „Ich möchte hingehn wie das Abendroth" &c. Wir theilen unten zwei für die Charakteristik Herwegh's geeignetere Proben mit, „Das Lied vom Hasse" und „Jacta alea est!" — Herwegh wurde am 31. Mai 1817 zu Stuttgart geboren, wollte Theologie studiren, vollendete aber seine Studien nicht, sondern widmete sich der journalistischen Carrière und wurde hauptsächlich ein eifriger Mitarbeiter an Lewald's „Europa". Doch schon sehr bald wurde diese Thätigkeit unterbrochen; während er seiner Militärpflicht genügte, gerieth er mit einem Offizier in Conflict und floh, um einer Haftstrafe zu entgehen, nach der Schweiz. Hier betheiligte er sich zunächst an der von dem Publicisten Wirth herausgegebenen „Volkshalle", wandte sich dann aber ganz dem poetischen Schaffen zu und trat bereits 1841 in Zürich mit den „Gedichten eines Lebendigen" hervor, die ihn mit einem Schlage berühmt machten. Ganz Deutschland, besonders aber die Jugend, war wie elektrisirt von diesen Liedern und als im nächstfolgenden Jahre der Dichter eine Reise nach Königsberg in Preußen unternahm, gestaltete sich dieselbe zu einem wahren Triumphzuge. In

Berlin widerfuhr ihm sogar die Auszeichnung, vom Leibarzt Schönlein dem Könige Friedrich Wilhelm IV. vorgestellt zu werden, der in dieser Audienz äußerte: „Ich achte eine gesinnungsvolle Opposition" und dem Dichter zum Abschiede mit den Worten „Wir wollen ehrliche Feinde sein!" die Hand reichte. Herwegh zeigte sich aber dieses Wohlwollens keineswegs würdig; als er bald darauf erfuhr, daß das preußische Ministerium eine Zeitschrift, die er herauszugeben beabsichtigte, verboten habe, schrieb er an den König persönlich einen im höchsten Grade beleidigenden Brief, und da dieser durch irgend Wen in die Zeitungen gelangte, so erfolgte seine polizeiliche Ausweisung aus Preußen. Er ging nach der Schweiz zurück, dann nach Paris und veröffentlichte von dort aus einen zweiten Band „Gedichte eines Lebendigen" (Zürich 1844), die aber nur wenig bemerkt wurden; sein Auftreten gegen Friedrich Wilhelm IV. hatte ihm bei dem größten Theile des Publikums alle Sympathien geraubt. Bei dem Ausbruche des Badischen Aufstandes machte er noch ein letztes Mal von sich reden, er fiel im April 1849 mit einer Schaar deutscher und französischer Insurgenten in Baden ein, wurde aber von einer Abtheilung Württemberger geschlagen und floh eiligst nach Frankreich zurück. Seitdem lebte er bald in Paris, bald in Genf und Zürich, bis er 1866 nach Baden-Baden übersiedelte, wo er am 7. April 1875 starb. Nach seinem Tode wurde noch ein Band „Neue Gedichte" (Zürich 1877) herausgegeben, die aber ohne allen Werth sind; sie enthalten meist nur Hohnverse auf die blutigen Kämpfe, die nun endlich Deutschland geeinigt, und Pasquille auf jene Männer, die uns das Reich wieder aufgerichtet haben; außerdem beweisen sie endgiltig, daß Herwegh wohl über ein glänzendes rhetorisches Talent verfügte, einen rythmischen Schwung wie kaum ein anderer seiner Zeitgenossen zu entfalten vermochte, aber trotzdem den echten Adel des Poeten nicht besaß.

Das Lied vom Hasse.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß
Dem Morgenroth entgegen,
Dem treuen Weib den letzten Kuß
Und dann zum treuen Degen!
Bis uns're Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang' genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt' du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen giebt,
Die laßt uns keck erfassen;
Wir haben lang' genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Wer noch ein Herz besitzt, dem soll's
Im Hasse nur sich rühren;
Allüberall ist dürres Holz,
Um uns're Glut zu schüren.
Die Ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutschen Straßen:
„Ihr habet lang' genug geliebt,
O lernet endlich hassen!"

Bekämpfet sie ohn' Unterlaß,
Die Tyrannei auf Erden,
Und heiliger wird unser Haß,
Als uns're Liebe werden.
Bis uns're Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang' genug geliebt
Und wollen endiich hassen!

Jacta alea est!

Ich hab's gewagt! und meine Fehde,
Sie währe fort;
Ich hab's gewagt! so seh' ich Rede
Für Manneswort.
Und vor des Thrones Stufen,
Wenn Ihr nach meinem Rechte fragt,
Will ich mit Hutten rufen:
Ich hab's gewagt!

Von gestern ist mein Brief und Siegel
Mein Pergament;
Ich weiß, daß außer meinem Spiegel
Mich Niemand kennt.
Ihr laßt die Dämm'rung gelten,
Bevor der helle Morgen tagt —
Wohlan — wer will mich schelten?
Ich hab's gewagt!

Ja, giebt der greise Knecht die Zölle
Dem Laster frei,
Dann sei der Jugend Gluth die Hölle
Der Tyrannei!
Schaut her, die ihr am Alten
Euch euer Leben müde tragt,
Werft euer Haupt in Falten:
Ich hab's gewagt!

Ich sah in manch' gepries'nem Tempel
Die Unnatur,
Auf manch' erlauchter Stirn den Stempel
Des Kain nur;
Und ich ward ungeduldig,
Daß Alles zagt und Niemand klagt,
Ich donnerte ein „Schuldig!"
Ich hab's gewagt!

Ich sah viel feige Riesen strecken
Zu Boden sich,
Manch' übermüthig Zwerglein recken
Sich fürchterlich;
Ich lacht' und sprach: O Zwerge,
Ob ihr auch aus dem Kothe ragt,
Ihr seid d'rum keine Berge!
Ich hab's gewagt!

Ich sah im Hohenpriesterkleide
Die Unvernunft,
Gleich Rohr zerbrechen ihre Eide
Die Henkerzunft;
Ich sah von schnöden Hunden
Der Freiheit Edelwild gejagt,
Und wusch ihm still die Wunden:
Ich hab's gewagt!

Dürft' ich an einer Marmorsäule
Ein Simson stehn,
In meiner Faust Herakles' Keule
Zum Schwunge drehn,
Wenn die Paläste brechen —
O Gott, was hast du mir's versagt? —
Zu den Despoten sprechen:
Ich hab's gewagt!

Hoffmann und Herwegh waren beide Optimisten; sie hofften zuversichtlich, daß die „großen Ereignisse" der nächsten Zukunft nur von den segensreichsten Folgen, und der lyrische Enthusiasmus, der frohe Muth, welchen ihre Gesänge erweckt, die mächtigsten Hebel bei der bevorstehenden politischen Neubildung sein würden. Nicht so **Franz Dingelstedt**, der, von trostlosem Pessimismus ergriffen, an eine baldige Aenderung der Verhältnisse nicht glauben mochte und auch von der Revolution kein Heil erwartete. Zwar sang er:

Jedweder Zeit wird ihre eigne Sendung,
Sie kann nicht drüber, kann nicht drunter schreiten,
Die unsre heißt nun einmal nicht Vollendung,
Sie heißt: Zerstörung, Kämpfen, Vorbereiten.
Ob auch die beste Kraft sich dran vergeude,
Ob hohe, tiefe Häupter sich erschöpfen:
Es hält nicht mehr, das alternde Gebäude,
Zusammen fällt es über unsern Köpfen.

Doch war er dabei der Ansicht, daß es trotz alledem mit dem Zusammensturze noch gute Weile haben werde, daß erst „das siegreiche Geschlecht von unsern Buben“ über den Schutt der gestürzten Kerkermauern zur Freiheit emporklettern werde. Als den Hauptfehler seiner Zeit sah er das „faule, hohle, abgeschmackte,“ alles Idealismus bare Einerlei des Alltagslebens an, die leere Convenienz, die den Menschen die Spannkraft raube, sie unfähig mache, nach höheren Zielen zu streben und sie zur Genußsucht und stumpfen Blasirtheit führe.

„Verdammtes Einerlei, von Reu' vergällt!
Was bin ich Bessres, als der matte Funken,
Der ziellos just von jedem Sterne fällt?“

ruft er einmal in finsterer Verstimmung aus. Den Hauptsitz der „großen Krankheit“ sah er in der vornehmen Gesellschaft,

„Wo bei dem Sonnenglanz von tausend Lüstern
Nächtliche Wünsche durcheinander flüstern,
Wo unter Sammt und Seide, Flor und Spitzen
Des Grames offne Eiterbeulen sitzen,
Wo Haß und Mordlust mit Harpyenkrallen
Auf die entblößten Weiberbrüste fallen,
Wo Lug und Trug auf glatten Schlangenbäuchen
Sacht über einen Türkenteppich schleichen.“

Dennoch sucht er diese Kreise mit Vorliebe auf, zeigt eine ausgesprochene Neigung für Eleganz und aristokratisches Wohlleben, bedauert einen alten Freund, der Landpastor in Kurhessen geworden ist, und setzt Alles daran, sich in den höheren Kreisen heimisch zu machen und Geltung zu verschaffen. Der so rasche Ausbruch der Revolution kann ihm daher auch keine Sympathie abgewinnen, er sieht in dem ganzen nach seiner Ansicht übereilten Aufstande keine Abhülfe des Grundübels, sondern nur die „Leben tödtende Verneinung“ und warnt vor dem „Wahn, der nichts Gesundes schafft.“ Und über das Frankfurter Parlament spottet er in seinen „Fresken aus der Pauluskirche“:

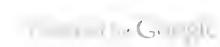
„Centralgewalt, Centralgewalt:
Wie mächtig das, wie prächtig schallt!
Zum Unglück aber fehlt ihr halt
Bis jetzt noch Centrum und Gewalt.“

und weiter:

„Gründlich ergründen sie drin des Volks zu begründendes Grundrecht,
Draußen indessen grundschlecht wird es dem Volke zu Muth.“

Als sich aber dennoch nach und nach Früchte der Erhebung zeigen, nach der allgemeinen Erschöpfung der deutsche Einheitsgedanke nur um so kräftiger wieder hervortritt und mit den Ereignissen von 1866 sich als unbesiegbar documentirt, da wirft auch er endlich seinen Pessimismus von sich und fordert sogar, wenn auch noch unter dem Schleier der Anonymität, den König von Preußen auf:

„Wag's, um den letzten Preis zu werben
Und mit der Zeit, dem Volk zu gehn:
König von Preußen, du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehn!“



Dingelstedt begründete seinen Ruf durch die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (Hamburg 1840); zwar hatte er bereits „Gedichte" (Kassel 1838), „Licht und Schatten in der Liebe. Novellen" (Ebendaselbst 1838), „Die neuen Argonauten. Komischer Roman" (Fulda 1839) und den Roman „Unter der Erde. Ein Denkmal für die Lebendigen" (2 Bde. Leipzig 1840) herausgegeben, allein erst diese theils kecken, trotzigen, theils sarcastischen und nicht selten mit einer starken Dosis Weltschmerz durchsetzten Lieder machten ihn in allen Kreisen bekannt. Leider beschritt der Dichter den ihm von seinem Talente zugewiesenen Weg nur noch eine sehr kurze Strecke weiter, so daß seine dichterischen Leistungen schließlich hinter den Erwartungen, zu denen er berechtigte, bedeutend zurückgeblieben sind. Wir erwähnen von seinen ferneren Publicationen die Gesammtausgabe seiner „Gedichte" (Stuttgart 1845), die er um eine Reihe tief gemüthvoller und zartsinniger, doch oft auch all' zu subjectiver Lieder vermehrte, die Tragödie „Das Haus der Barneveldt" (1850), die seine Begabung für das Drama glänzend bekundet, und seine Novellen, von denen wir aber nur „Die Amazone" (2 Bde. Stuttgart 1868), in der der Verfasser eine liebenswürdige weltmännische Bonhomie entwickelt, besonders hervorheben. Neuerdings hat er noch ein „Literarisches Bilderbuch" (Berlin 1878), ein Sammelsurium von literarischen Aufsätzen, und „Münchener Bilderbogen" (Berlin 1879), in denen er in geistreicher Weise und oft mit köstlichem Humor über seine Wirksamkeit als Intendant des Münchener Hoftheaters berichtet, herausgegeben. Außerdem veranstaltete er eine Gesammtausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" (12 Bde. Berlin 1877), in der jedoch eine größere Anzahl charakteristischer politischer Gedichte fehlt, so daß man, um den Dichter vollständig kennen zu lernen, zu den ersten Ausgaben, besonders der „Lieder des kosmopolitischen Nachtwächters", zurückgreifen muß. Dingelstedt hat von allen Dichtern der Gegenwart die glänzendste Carrière gemacht; er wurde am 30. Juni 1814 zu Halsdorf bei Marburg in Hessen als der Sohn eines Beamten geboren, studirte Theologie und Philologie, war sodann in Kassel und Fulda als Gymnasiallehrer thätig, quittirte aber den Staatsdienst bereits 1841 und unternahm größere Reisen nach Frankreich und England. 1843 ward er vom Könige von Württemberg mit dem Titel eines Hofraths zu dessen Vorleser ernannt; 1851 berief ihn König Maximilian II. von Bayern nach München und betraute ihn mit der Intendantur des Hof- und Nationaltheaters, auf welchem er sodann 1854 die bekannten Muster-Aufführungen veranstaltete, die einen sehr fördernden und anregenden Einfluß auf die deutsche Schauspielkunst ausübten. Doch bereits 1857 mußte er Cabalen weichen und ging nun als Generalintendant des Hoftheaters nach Weimar, wo er die historischen Dramen Shakespeare's zum ersten Male in bühnengerechter Bearbeitung zur Aufführung brachte. 1867 übernahm er die Stelle eines artistischen Direktors des Hofoperntheaters zu Wien, 1870 wurde er Direktor des Burgtheaters und zugleich in den Freiherrenstand erhoben, und 1875 Generaldirektor der beiden Wiener Hoftheater, als welcher er noch jetzt mit vielem Erfolge thätig ist.

Mehr durch edle Gesinnungstüchtigkeit, als durch poetische Kraft wirkte

Robert Prutz. Er trat für die Ansicht ein, daß nur erst dann eine allgemeine segensreiche bürgerliche Freiheit sich herausbilden könne, wenn das Wort freigegeben und das Volk in den Stand gesetzt worden, den Fürsten seine Wünsche offen und direkt vorzutragen; nur so werde eine allgemeine Verständigung herbeigeführt werden können. Er forderte daher, besonders in seinem Lied „Der Rhein", das einen tiefen Eindruck machte, die Fürsten auf, der Presse die Fesseln zu lösen und auf die Weisen und Dichter des Volkes zu hören. Mit einem freien Volke würden sie dann auch zugleich ein kräftiges und wehrhaftes erziehen, das in der Stunde der Noth mannhaft das Vaterland gegen alle Feinde vertheidigen werde. In seinen Liebesliedern bekundet der Dichter ein feinfühliges Gemüth; mehrere von ihnen, wie „O Herz, du mußt dich fassen", „Es soll kein Tag sich enden", „In dieser Stunde denkt sie mein", „O frage nicht" u. a., sind von hervorragender poetischer Schönheit; gesammelt erscheinen sie, mit den politischen vereinigt, unter den Titeln „Gedichte" (Leipzig 1841, 4. Aufl. 1857) und „Gedichte. Neue Sammlung" (Zürich 1843, 2. Aufl. Mannheim 1849); die rein lyrischen Gedichte sind sodann, um manches werthvolle neuere vermehrt, noch einmal unter dem Titel „Buch der Liebe" (Leipzig 1869) herausgekommen. Zugleich mit der Lyrik suchte Prutz auch das Drama zu pflegen, doch fehlte ihm hierzu die tiefere Leidenschaft; seine Stücke sind wohl verständig und nach den Regeln der Kunst aufgebaut, aber sie reißen nicht fort durch die Macht der Begeisterung. Seine relativ besten Stücke sind das Trauerspiel „Moritz von Sachsen" und das Schauspiel „Erich der Bauernkönig". Seine „Dramatischen Werke" erschienen zu Leipzig 1847—49 in 4 Bänden. Später versuchte sich Prutz auch im Roman und schrieb „Das Engelchen" (3 Bde. Leipzig 1851), „Felix" (2 Bde. Ebendaselbst 1851), „Der Musikantenthurm" (3 Bde. Ebendaselbst 1855) u. a., in denen er die politischen und socialen Verhältnisse der Gegenwart schilderte, vermochte aber mit keinem dieser Werke einen durchgreifenden Erfolg zu erzielen. Einen sehr geachteten Namen erwarb sich Prutz als Literarhistoriker; wir heben die Werke „Der Göttinger Dichterbund" (Leipzig 1841), „Geschichte des deutschen Journalismus" (1. [einziger] Band. Hannover 1845), „Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien (Stuttgart 1857) und „Die deutsche Literatur der Gegenwart, 1848—1858" (2 Bde. Leipzig 1860) hervor. Das Leben von Robert Prutz war eine Kette von Leiden und Enttäuschungen; er wurde am 30. Mai 1816 zu Stettin geboren, studirte in Berlin, Breslau und Halle Philologie und betheiligte sich sodann mit verschiedenen freisinnigen Aufsätzen an den „Halle'schen Jahrbüchern". Dadurch gerieth er schon bald mit Censor und Polizei in Conflict, sah sich vielfach gehemmt und wurde wiederholt in Anklagen verwickelt. Erst die Revolution von 1848, in der er sich als ein besonnener und umsichtiger Patriot erwies, brachte ihm etwas erträglichere Verhältnisse; er wurde im Herbst 1849 als außerordentlicher Professor der Literaturgeschichte an die Universität Halle berufen und gründete mit Wolfsohn die Wochenschrift „Deutsches Museum", die er sodann über ein Jahrzehnt lang herausgab. In der Reactionszeit bereitete man ihm jedoch abermals alle möglichen

Schwierigkeiten, und da er auch, weil seine Vorlesungen großen Beifall fanden, viel unter dem Neide seiner Collegen zu leiden hatte, so legte er 1859 seine Professur freiwillig nieder und kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, wo er am 21. Juni 1872 nach längerer Kränklichkeit starb. Reicher begabt als Prutz war **Julius Mosen,** allein es gelang diesem nicht, sich zu größerer Klarheit und Selbstständigkeit emporzuringen, er blieb Zeit seines Lebens in einer gewissen romantischen Schwärmerei befangen, zudem verwandte er seine Hauptkraft auf das Drama, für das ihn sein Talent offenbar am geringsten befähigte, wie seine Tragödien „Kaiser Otto III.", „Cola Rienzi", „Herzog Bernhard von Weimar", „Der Sohn des Fürsten" u. a. beweisen. Er schuf daher nur wenig, was sich bis in die heutigen Tage erhalten hat. Am glücklichsten war er im Liede, besonders im politischen, durch das er sich denn auch einzig das Andenken sicherte. Das ernst-getragene, würdevolle „Andreas Hofer" (Zu Mantua in Banden ꝛc.) und das von heißer Leidenschaft durchbebte „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" (Zu Warschau schwuren Tausend auf den Knieen ꝛc.) drangen in alle Kreise des Volkes. Eine Sammlung der Gedichte erschien zuerst 1836 zu Leipzig. Von den Zeitgenossen wurden auch die beiden größeren epischen Dichtungen Mosen's, „Das Lied vom Ritter Wahn" (Leipzig 1831) und „Ahasver" (Dresden 1838) sehr geschätzt. In der ersteren Dichtung, der eine italienische Sage zu Grunde liegt, suchte der Dichter „die zur Vereinigung mit Gott in der Unsterblichkeit ringende Seele zur poetischen Anschauung zu bringen." Der Ritter Wahn begiebt sich auf eine Weltwanderung, um Denjenigen aufzusuchen, der ihn für immer vor dem Tode sichert, er besteht dabei eine große Menge von Abenteuern, geräth sogar in den Himmel, kehrt aber, von Sehnsucht getrieben, wieder auf die Erde zurück und fällt nun hier, trotz eines Schutzmittels, alsbald dem bereits seiner harrenden Sensenmann in die Hände. In dem zweiten Epos handelt es sich um das gerade Gegentheil, hier durchirrt Ahasver die ganze Welt, um den Tod zu finden, gelangt aber nicht zum Ziele, weil ihn Christus verdammte, bis zum Weltgerichte ruhelos umherzuschweifen. Der Dichter beabsichtigte dabei „die im irdischen Dasein befangene Menschennatur, gleichsam der in einem Engelwesen verleiblichte Geist der Weltgeschichte, erst in bewußtem Trotze, dann endlich mit deutlichem Bewußtsein, dem Gott des Christenthums schroff gegenüber zu stellen". Beide Dichtungen sind reich an lebendigen Schilderungen, zeichnen sich aber durch keine besondere Eigenart aus und wurden daher eben so schnell wie die Dramen des Dichters vergessen. Demselben Schicksale verfielen auch die Romane und Novellen Mosen's. Die „Sämmtlichen Werke" des Dichters erschienen in 8 Bänden zu Oldenburg 1863; eine neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage erscheint soeben (1880) in Leipzig. Mosen wurde am 8. Juli 1803 zu Marieney im Voigtlande als der Sohn eines Schullehrers geboren, studirte die Rechte und war sodann längere Zeit Sachwalter in Dresden. 1844 folgte er einem Rufe des Großherzogs von Oldenburg als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg, konnte aber seinem neuen Amte nur wenige Jahre vorstehen, denn 1846 befiel ihn eine heimtückische

Rückenmarkskrankheit, von der ihn erst am 10. Oktober 1867 der Tod erlöste. In freiere Höhen, als Mosen, stieg **Friedrich von Sallet** empor; leider war es dem Dichter nicht vergönnt, sein Talent zur vollständigen Entfaltung zu bringen. Sallet wurde am 20. April 1812 zu Neisse geboren, für die Offizierscarrière bestimmt und dem entsprechend erzogen. 1829 wurde er als Seconde-Lieutenant in Mainz eingestellt, stand sodann längere Zeit in Trier, besuchte auch einige Jahre die Kriegsschule zu Berlin, konnte sich aber mit dem Militärdienste nicht befreunden und nahm daher 1838 seinen Abschied. Er siedelte nun nach Breslau über und wandte sich ganz der Literatur zu, wurde aber mitten im eifrigen Schaffen von einem Lungenleiden befallen und starb bereits am 21. Februar 1843 in Reichau bei Nimptsch. In den ersten Dichtungen Sallet's macht sich noch der Einfluß Tieck's bemerkbar, sehr bald verschwindet derselbe aber und der Dichter entwickelt sich ganz aus sich selbst heraus. Seine Grundansicht ist, daß die Menschheit hauptsächlich durch eine edle Bildung, durch eine freie Weltanschauung und erst in zweiter Linie durch weise Gesetze zu einem vollkommeneren Leben geführt werden könne. Er legt daher bei seinen Bestrebungen den Schwerpunkt auf eine umsichtige, aufklärende und unterweisende Belehrung und eine läuternde Erbauung, fordert jedoch auch mit aller Energie eine Reform der staatlichen Verhältnisse, weil die bestehenden die gesunde geistige Entwickelung des Volkes in jeder Weise hemmen. Er fordert die Volksmänner auf, die Fesseln zu brechen und ist empört darüber, daß sie sich wohl als Männer der Freiheit aufspielen, aber zu keinen Thaten emporraffen. Zürnend ruft er aus:

„Doch wenn keine Hand es waget,
Bleibt sie unverwüstlich steh'n,
Und wenn ihr sie nicht zerschlaget
Wird die Knechtschaft nie vergehn.

Stürzt er von den ersten Schlägen,
Weil er wehrlos steht und vorn,
Bleibt sein Wort im Volk ein Segen,
Schwellend wie das Saamenkorn.

Einzeln muß der Mann sich stellen,
Wo Gefahr sein Haupt umkreist,
Und muß Henker und Gesellen
Vor dem Volk entlarven dreist.

Schmach euch Feigen, die nichts wagen!
Kein Verdienst ist's um die Zeit
Einem Freund in's Ohr zu sagen,
Daß ihr Liberale seid."

Der Form ist Sallet nicht immer vollständig mächtig; da er das Hauptgewicht stets auf den klaren Ausdruck legt, so sind seine Verse oft hart und unmelodisch. Seinen Ruf begründete er durch seine „Gedichte" (Berlin 1835) und befestigte ihn durch das „Laienevangelium" (Berlin 1842). In den Gedichten spiegelt sich sein Ringen nach Erkenntniß, gibt er seiner Begeisterung für Wahrheit und Recht Ausdruck und im „Laienevangelium" bietet er, hauptsächlich angeregt durch die Hegel'sche Philosophie, erbauliche, dem Geiste der Zeit entsprechende, Betrachtungen über die Evangelien. Sallet's „Sämmtliche Werke" kamen in 5 Bänden 1845 bis 1846 zu Breslau heraus, 1844 erschien ebenda „Leben und Wirken Friedrich von Sallet's", eine Biographie, der auch noch verschiedene Gedichte beigegeben sind. — Mehr durch seine Betheiligung an der Erhebung von 1848 und seine Schicksale in den Gefängnissen von Naugardt und Spandau, als durch seine

poetischen Schöpfungen ist **Gottfried Kinkel***) bekannt geworden. Er wurde am 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn geboren, studirte Theologie, wirkte mehrere Jahre als Privatdocent und Prediger im Sinne Hengstenberg's, entsagte aber, nachdem er durch Johanna Matthieux, seine nachherige Gattin (1810 bis 1858), freisinnigeren Anschauungen zugewendet worden, der Theologie und trat zur philosophischen Fakultät über, in der er 1846 zum Professor der Kunst- und Kulturgeschichte ernannt wurde. Seine akademische Thätigkeit sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein, die revolutionäre Bewegung erfaßte ihn bald so gewaltig, daß er sich der republikanischen Partei anschloß, an der Erstürmung des Zeughauses in Siegburg und an dem badisch-pfälzischen Aufstande betheiligte, in diesem aber verwundet, gefangen genommen und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt wurde. Zur Verbüßung derselben brachte man ihn nach Naugardt in Pommern, dann nach Spandau, wo er in der Zwangsjacke mit gemeinen Dieben und Mördern Wolle spinnen mußte, bis ihn in einer Novembernacht 1850 Karl Schurz befreite und nach England führte. Darauf ließ sich Kinkel in London nieder, wo er an verschiedenen Lehranstalten als Professor der deutschen Sprache und Literatur wirkte, folgte aber 1866 einem Rufe als Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum in Zürich, wo er noch jetzt wirkt. Die erste Sammlung seiner „Gedichte" erschien 1843 zu Stuttgart, fand aber wenig Beachtung, erst nachdem der Verfasser als politischer Märtyrer die Augen Aller auf sich gezogen, griff man nun auch nach seinen Poesieen. Sie sind anmuthig, voll Wärme, allein ohne tiefer ausgeprägte Originalität. Politische Lieder finden sich in ihnen noch nicht, da solche erst kurz vor und während der Revolution vom Dichter geschaffen wurden und in Buchform erst in den „Gedichten. Zweite Sammlung" (Stuttgart 1868) erschienen sind. Das politische Lied Kinkel's ist schwung- und kraftvoll, doch überschreitet der Dichter in seinem Grimm nicht selten die Grenze der Poesie. Einen sehr großen Leserkreis erwarb sich Kinkel durch ein kleines freundliches Epos „Otto der Schütz" (Stuttgart 1846), in welchem er in glatt fließenden Versen die bekannte Sage von Otto von Thüringen und der schönen Elsbeth erzählt. Später ließ er noch ein zweites Epos „Der Grobschmied von Antwerpen" (Stuttgart 1872) erscheinen, das aber weit farbloser und matter als „Otto der Schütz" ist, auch versuchte er sich mit der Tragödie „Nimrod" (Hannover 1857) im Drama. Einen sehr geachteten Namen machte er sich als Kunsthistoriker durch seine „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern", von der bis jetzt nur der erste Theil erschienen ist.

Eine abgesonderte Stelle neben den Hoffmann, Herwegh, Dingelstedt, Prutz, Mosen, Sallet, und Kinkel nimmt **Ferdinand Freiligrath** ein; er wandert erst hinaus in die Pracht der Tropenwelt, durchschweift erst auf Beduinenrossen die Wüste, ehe sein Blick auf das Elend der Zeit fällt, dann aber ist er auch um so tiefer ergriffen von dem Jammer der politischen Verhältnisse, wirft er sich um

*) Vergl. Ad. Strodtmann, Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. Biographisches Skizzenbuch. (2 Bde. Hamburg 1850.)

so leidenschaftlicher „an's Herz der Heimath“ und schleudert seine Zorneslieder mit der Gewalt eines Titanen gegen alle Feinde der Freiheit. Freiligrath*) wurde am 17. Juni 1810 zu Detmold geboren, wo sein Vater Lehrer an der Bürgerschule war, besuchte bis zu seinem 15. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt und trat dann bei einem Kaufmann in Soest in die Lehre, weil ein reicher kinderloser Oheim in Edinburg, der dort ein großes Geschäft besaß, den Knaben dermaleinst als Adoptivsohn anzunehmen wünschte. Die Lehrjahre gewährten dem jungen Manne noch manche Mußestunde, die er dazu benutzte, die neueren Sprachen gründlich zu erlernen und seine ersten poetischen Versuche zu machen. Einer von diesen, der bereits die ganze reiche Phantasie, und die ganze gewuchtige Kraft des künftigen Poeten ahnen läßt, das Gedicht „Moosthee“, ist erhalten geblieben und eröffnet jetzt die Gedichtsammlung Freiligrath's. 1831 hatte der junge Dichter seine Lehrzeit beendet und trat jetzt in ein Wechselgeschäft zu Amsterdam ein. Der großartige Weltverkehr, welcher sich ihm hier darbot, machte auf ihn einen gewaltigen Eindruck; schon als Knabe hatte er aus der Bilderbibel, später aus Reisebeschreibungen eine große Vorliebe für den Orient gefaßt; an dem lauten Hafen, wo tagtäglich Schiffe von Afrika's und Asien's Küsten kamen und alle Schätze des Südens brachten, entfaltete sich schnell seine ganze Dichterkraft. Rasch nacheinander entstand eine Reihe von Gedichten, die in glühenden Farben, schwungvollen, melodischen Versen und fremdartigen Klängen im Reime den Orient mit all' seiner Pracht und Ueppigkeit, all' seinem Glanz und Zauber feiern, so der „Löwenritt“, „Das Gesicht des Reisenden“, das wir unten mittheilen, „Der Mohrenfürst“, „Unter den Palmen“, „Der Scheik am Sinai“, „Der Schwertfeger von Damaskus“, „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren“, „Mirage“ u. s. w. Mit einem feurigen Araberhengst vergleicht Honegger treffend die kühne, mächtig mitfortreißende Phantasie, die sich in diesen Gedichten äußert. Pfeilschnell fliegt sie dahin durch die afrikanische Wüste, und der Samum stürzt lechzend, brennend nach. Roth steht die Sonne über den Gipfeln der blauen Berge und gluthheiß liegt der tiefe Sandstaub; doch in der Ferne winkt die lachende Oase, wo frische, krystallhelle Quellen rieseln und die schlanken Palmen ihre im Azur des Himmels badenden Häupter schütteln . . . . ., Palmyra steigt empor in junger Größe . . . . ., der in Gold und Purpur schimmernde orientalische Bazar rauscht und lärmt, und nachdenklich stolz schreitet der Moslem einher . . . . Ein Windstoß kommt, das Trugbild wird hinweggeweht, die Karawane begräbt der Wüstensand — —. Die Gedichte traten zunächst einzeln in Chamisso's „Musen-Almanach“, im „Morgenblatte“ und anderen Zeitungen an die Oeffentlichkeit und machten sofort allerwärts einen tiefen Eindruck; dennoch wurde es Freiligrath schwer, für eine Sammlung, die er in der Mitte der dreißiger Jahre zusammenstellte, einen Verleger zu finden; erst nach vielem Bemühen gelang es Immermann, Cotta zur Uebernahme des Verlages zu bestimmen. Sie erschien

*) Vergl. Schmidt-Weißenfels, Ferdinand Freiligrath. Ein biographisches Denkmal. Stuttgart 1876.



Ferdinand Freiligrath.

unter dem Titel „Gedichte" 1838 zu Stuttgart. Der Erfolg war ein ganzer und voller, ein außerordentlicher. Man war entzückt von dem funkelnden Glanze der Sprache, welchen vordem weder Schiller, noch Rückert, noch Heine zu entfalten vermocht hatten, erstaunt über die märchenhafte Pracht, die gespenstische Herrlichkeit, mit der die Bilder und Scenen ausgestattet waren, und auch zugleich gerührt von der tiefgemüthvollen Innigkeit, die aus einzelnen stilleren Gedichten sprach, so aus den „Auswanderern" und den Erinnerungen an die entschwundene Jugendzeit. Schnell folgte eine Auflage auf die andere. Der Dichter hatte mittlerweile seine Stelle in Amsterdam aufgegeben und eine gleiche in Barmen angenommen, da sein Oheim in Edinburg, zu dem er nun wohl hätte übersiedeln sollen, fallit geworden war; der große Beifall, den seine Dichtungen fanden, bestimmten ihn jedoch, schon bald seine kaufmännische Thätigkeit ganz aufzugeben und nur noch seiner Muse zu leben. Er wandte sich zunächst — es war im Jahre 1839 — nach dem reizend gelegenen Oertchen Unkel bei Bonn, wo er seine nachherige Gattin, die geistvolle Tochter des Professors Melos in Weimar, kennen lernte, ein „Roland-Album", von dessen Ertrage er den durch einen Sturm schwer beschädigten Rolandsbogen auf Rolandseck wieder herstellen ließ, das „Rheinische Odeon", im Verein mit Matzerath und Simrock das „Rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie" und mit Levin Schücking „Das malerische und romantische Westfalen" herausgab, sodann 1841, nachdem er seine Braut heimgeführt, nach Darmstadt, wo er ein Blatt, das sich hauptsächlich mit dem Leben und der Literatur der Engländer beschäftigen sollte, zu gründen gedachte. Das Projekt scheiterte jedoch an der Lauheit des Verlegers und Freiligrath siedelte nach St. Goar über, wo er nun, oft besucht von Dichtern aller Lande, selbst von Amerika's großem Poeten Longfellow, und von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. durch ein Jahrgehalt von 300 Thalern geehrt, seine schönste, süßeste Dichterzeit verlebte. Leider sollte sie nicht lange währen; immer lauter brausten die politischen Stürme, immer vernehmlicher klopften die Patrioten bei ihm mit der Frage an, ob er sein reiches Talent nicht auch, wie die andern deutschen Poeten, dem Vaterlande widmen wolle. Er wies zunächst Alle ab.

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf der Zinne der Partei!"

versetzte er im November 1841, aber nicht, weil er kein Herz für das Schicksal Deutschlands hatte, sondern weil er die politische Phrase haßte, die durch Herwegh in Schwung gekommen — und weil er auf die Einsicht und das Geschick des jungen genialen Königs von Preußen hoffte, wie damals noch so Viele. Bald zerrannen aber alle Hoffnungen, Enttäuschungen, Mißmuth und Verbitterung traten an ihre Stelle. Und auch in Freiligrath ging eine große Wandlung vor, die durch eine Zusammenkunft mit Hoffmann von Fallersleben in Coblenz, welche sodann der Dichter poetisch verherrlicht hat, noch beschleunigt wurde. Er verzichtete auf das königliche Jahrgehalt und dichtete im Spätjahr 1843 und in der ersten Hälfte des Jahres 1844 zu Aßmannshausen eine Anzahl von politischen Gedichten, in denen er rückhaltslos seinen tiefen Haß gegen die Unterdrücker der

Freiheit aussprach und in ergreifender Weise die traurige Lage des Vaterlandes beklagt; so in dem geistreichen Gedichte „Hamlet“, das wir unten mittheilen, ferner in „Vom Harz“, „Aus dem schlesischen Gebirge“ und in dem rührenden, tief wehmüthigen „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe“, wo er schließlich ausruft:

„Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allem dieses Deutschland sein.“

Die Sammlung erschien im Herbst 1844 zu Mainz unter dem Titel „Mein Glaubensbekenntniß“ und machte ein so ungeheures Aufsehen, daß die Regierung einen Verhaftungsbefehl gegen den Dichter ausfertigen ließ und dieser, um der Verhaftung zu entgehen, nach Belgien flüchten mußte. Doch blieb er dort nur kurze Zeit und siedelte dann nach der Schweiz über, wo er theils in Meyenberg, theils in Hottingen am Züricher See lebte. Seine Hauptthätigkeit verwandte er hier auf die Verdeutschung ausgewählter Dichtungen von Victor Hugo, Felicia Hemans u. A., in der er eine meisterhafte Virtuosität entwickelte, doch warf er auch ein neues Heftchen politischer Lieder unter dem Titel „Ça ira“ (Herisau 1846) nach Deutschland hinüber, das allerdings wenig des Erfreulichen enthält. Freiligrath ist hier ganz unter die rothe Fahne getreten; oft hört man, wie ihm vor Erregung die Stimme heiser wird und zittert, und wiederholt schweigt über dem Wuthgeschrei des Revolutionärs der Dichter vollständig; so in „Wie man's macht“, wo er das Volk auffordert, die Zeughäuser zu plündern und die Hauptstadt zu stürmen, und in der „Freien Presse“, wo er verlangt, man solle die Buchdrucklettern in Kugeln umgießen, und ausruft:

„Wohl soll der Gedanke siegen, nicht des Stoffes rohe Kraft!
Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man warf ihn schnöd in Haft!
Sei es denn! In die Muskete mit dem Ladstock laßt euch rammen!
Auch in solchem Winkelhaken steht als Kämpfer treu beisammen!
Auch aus ihm bis in die Hofburg flieht und schwingt euch, trotz'ge Schriften!
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und pfeift es hoch in Lüften ....“

Und doch quellen auch mitten zwischen dieser „nach Pulver riechenden Lyrik“ einmal die tiefen Töne des echten Poeten von Gottes Gnaden hervor in dem prächtigen Gedichte „Von unten auf“ (s. unten), in welchem die Stimmung des Volkes mit all ihrem bittern Grimm und ihrer Hoffnung auf die Selbsthilfe in anschaulichster Weise zum Ausdruck kommt. Nach der Veröffentlichung des Heftchens „Ça ira“ machte die Schweiz Miene, dem Dichter das Asylrecht aufzukündigen, er wandte sich daher nach London und nahm dort wieder eine kaufmännische Stelle an. Allein die stille Arbeit des Comptoirs dauerte nicht lange, in Paris brach die Februar-Revolution aus, bald darauf griff auch in Deutschland das Volk zu den Waffen, und nun litt es den Dichter nicht länger in der Fremde.

„Wir treten in die Reiseschuh,
Wir brechen auf noch heute!
Nun, heil'ge Freiheit, tröste du
Die Mütter und die Bräute!“

sang er und wandte sich nach Düsseldorf, um dort als einer der Führer der Volkspartei thätig zu sein. Bald darauf erschien sein berühmtes Gedicht „Die Todten an die Lebenden", in welchem er mit hinreißender Beredsamkeit seinem ganzen unbändigen Zorne Worte lieh. „Der Gruß der ‚Todten an die Lebenden' mag in politischem Betracht sehr verschiedenartigen Beurtheilungen unterliegen," sagt Robert Prutz („Lit. d. Gegenw." Bd. I. S. 108), „aber in poetischer Hinsicht ist es ein Meisterstück, dem die Literatur aller Zeiten nur wenig an die Seite setzen kann. Selten oder nie hat der glühendste Zorn, der inbrünstigste Haß, die zähnefletschende Verachtung sich in so wahrhaft großartiger, so erschütternder Weise ausgesprochen, noch ist es viel anderen Dichtern gelungen, die an sich widerwärtigsten und grausigsten Scenen noch in einer so edeln poetischen Beleuchtung zu zeigen." Die Wirkung war eine ganz außerordentliche, und in Folge dessen wurde Freiligrath am 29. August 1848 verhaftet, jedoch am 3. Oktober von den Geschworenen freigesprochen. Er ging jetzt nach Köln, betheiligte sich an der Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung" und gab die Gedichtsammlung „Zwischen den Garben" (Stuttgart 1849) heraus, eine Reihe unpolitischer Lieder, unter denen sich auch zwei warm empfundene aus seinem Liebesfrühling befanden, „Ruhe in der Geliebten" und „Mit Unkraut", und das rührende, tiefinnige „O lieb', so lang du lieben kannst," das dem Dichter wohl die meisten Freunde erwarb und das wir unten zum Abdruck bringen; zugleich ließ er zwei Heftchen „Neuere politische und soziale Zeitgedichte" (Heft 1: Köln 1849, Heft 2: Braunschweig 1850) erscheinen. Unterdessen wurde der Aufstand allerwärts niedergeschlagen, die Reaktion trat ein und Freiligrath begann sich bald trotz seiner Freisprechung nicht mehr sicher zu fühlen; er siedelte darum im Frühlinge 1851 abermals nach London über und kurz darauf sandten ihm sowohl die Regierung von Köln, wie die von Düsseldorf, Steckbriefe nach, die nun freilich wirkungslos blieben. In England gestalteten sich die Verhältnisse des Dichters wenig günstig, er konnte keine passende Stelle finden, bis er endlich 1857 den Posten eines Vorstehers der Filiale der Allgemeinen Schweizer Bank erhielt, der ihm ein einigermaßen auskömmliches Gehalt brachte und den er bis zum Jahre 1867 bekleidete. Sein Liedermund verstummte unter der schweren Tagesarbeit fast ganz; nur einige wenige Gedichte entstanden in der langen Zeit, die herrliche Elegie auf Johanna Kinkel, das auf Wunsch der Deutschen in Amerika gedichtete Festlied zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage u. a.; dagegen lieferte er manche meisterhafte Uebersetzung, so die von Longfellow's »Song of Hiawatha« (Stuttgart 1857) und die der Lieder von Robert Burns, Coleridge, Campbell u. A. Da brach plötzlich in Folge einer Krisis die Bank zusammen und die Gefahr lag nahe, daß der Dichter am Abend seines Lebens in Noth versinken könne. Das durfte aber nicht geschehen, und der Gedanke tauchte auf, dem Sänger durch einen Nationaldank ein ruhiges Greisenalter zu schaffen; Emil Rittershaus gab ihm lauten und begeisterten Ausdruck und bald waren 60,000 Thaler zusammen, die vollständig genügten, den Dichter über jede Sorge hinwegzuheben. Bewegten Herzens kehrte er 1868, da mittlerweile auch allgemeine Amnestie erlassen worden

war, nach Deutschland zurück, überall mit Enthusiasmus empfangen; und dankerfüllt antwortete er auf all' die Huldigungen:

„Geliebt zu sein von seinem Volke,
O herrliches Poetenziel!
Loos, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel.

Wohlan, ich greife froh zum Becher
Und gieße voll ihn bis zum Rand,
Und heb' ihn, ein bewegter Zecher,
Und halt' ihn hoch mit fester Hand,
Und ruf' hinaus in alle Gauen,
So weit ich deutsches Land mag schauen,
Laut ruf' ich's von des Berges Brauen:
Ich danke dir, mein Vaterland!"

Er wandte sich nach Süddeutschland, zunächst nach Stuttgart, dann nach dem stilleren freundlichen Cannstatt und begann eine echte Altersarbeit, die Sichtung und Zusammenstellung seiner sämmtlichen poetischen Schöpfungen. Doch ehe er noch zu Ende gekommen war, brach ein neuer Sturm los, der gewaltige Kampf von 1870, und noch einmal ließ er begeistert, wie in seinen Jugendtagen, seine mächtige Stimme erschallen in den herrlichen Gesängen „Hurrah Germania!", „So wird es geschehen!" u. a., auf die wir in dem Abschnitte über die Kriegslyrik von 1870/71 zurückkommen werden. Gegen Ende des Jahres brachte er sodann dem Vaterlande auch seine „Gesammelten Dichtungen" (6 Bände, Stuttgart 1870) dar, die neben den Originalgedichten auch die Uebersetzungen enthalten, während verschiedene Lieder aus der aufgeregtesten Zeit der Revolution mit Recht weggelassen worden sind. Einige Jahre später mußte er leider den großen Schmerz erfahren, einen geliebten Sohn von 22 Jahren zu verlieren; er kränkelte seitdem und starb plötzlich in den Armen seiner Gattin am Morgen des 18. März 1876. — Freiligrath's Verdienste sind oft verkleinert, ja selbst geleugnet worden, man hat behauptet, seine Kunst bestehe blos in der Schilderung des Aeußerlichen, im Colorit, im Uebrigen suche er hauptsächlich durch die Ausmalung des Gräßlichen, durch schreiende Farben und wunderliche Reime zu wirken und sinke daher oft bis zur Geschmacklosigkeit herab. Aus diesem Urtheil kann aber nur der Parteihaß sprechen. Wohl hat Freiligrath in einigen seiner Gedichte, in der „Seidenen Schnur", in »Anno Domini ...?«, den „Todten im Meer" und einigen andern die Grenze der Aesthetik überschritten, allein in der großen Mehrzahl derselben hat er uns eine reiche Fülle zauberischer Schönheit entfaltet, hat er dem Verse den holdesten Wohlklang entlockt und dabei der Poesie ein ganz neues, weites, prächtiges Land, das farbenreiche Tropengefilde erschlossen, und dem politischen Liede einen energischeren Gedankenflug, eine hinreißende Gewalt verliehen. Und endlich hat er auch die Uebersetzungskunst auf eine neue Stufe gehoben. Das sind Verdienste, mag er sich auch Zeit seines Lebens einzig nur auf das Gebiet der Lyrik beschränkt haben, die ihn für immer unter die ersten deutschen Poeten des neunzehnten Jahrhunderts stellen.

Das Gesicht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.

In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekomm'ner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße:
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunk'ne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebund'nen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämm'rung Schatten; Wüstenthiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift zur Fahne;
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: Herr, die Geisterkarawane! —

Ja, sie kommt, vor den Kameelen schweben die gespenst'schen Treiber;
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen — sausend sprengen sie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer mehr? wer kann sie zählen?
Weh', auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunklen Massen
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich schaaren, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! noch sind die letzten nicht an uns vorbeigezogen;
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandeb-Enge
Sausten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

Haltet aus, die Rosse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher! —
Seht, es dämmert schon! ermuth'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

Hamlet.

Deutschland ist Hamlet! — Ernst und stumm
In seinen Thoren jede Nacht
Geht die begrabne Freiheit um,
Und winkt den Männern auf der Wacht.

Da steht die Hohe, blankbewehrt,
Und sagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh dein Schwert!
Man hat mir Gift in's Ohr geträufelt!"

Er horcht mit zitterndem Gebein,
Bis ihm die Wahrheit schrecklich tagt;
Von Stund an will er Rächer sein —
Ob er es wirklich endlich wagt?
Er sinnt und träumt und weiß nicht Rath;
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, muthgen That
Fehlt ihm die frische, muthge Seele!

Das macht, er hat zu viel gehockt;
Er lag und las zu viel im Bett.
Er wurde, weil das Blut ihm stockt,
Zu kurz von Athem und zu fett.
Er spann zu viel gelehrten Werg,
Sein bestes Thun ist eben Denken;
Er stak zu lang in Wittenberg,
Im Hörsaal oder in den Schenken.

Drum fehlt ihm die Entschlossenheit;
Kommt Zeit, kommt Rath — er stellt sich toll,
Hält Monologe lang und breit,
Und bringt in Verse seinen Groll;
Stutzt ihn zur Pantomime zu,
Und fällt's ihm einmal ein zu fechten:
So muß Polonius Kotzebue
Den Stich empfangen statt des Rechten.

So trägt er träumerisch sein Weh,
Verhöhnt sich selber in's Geheim,
Läßt sich verschicken über See,
Und kehrt mit Stichelreden heim;
Verschießt ein Arsenal von Spott,
Spricht von geflickten Lumpenkön'gen —
Doch eine That? Behüte Gott!
Nie hat er eine zu beschön'gen!

Bis endlich er die Klinge packt,
Ernst zu erfüllen seinen Schwur;
Doch ach — das ist im letzten Akt,
Und streckt ihn selbst zu Boden nur!
Bei den Erschlag'nen, die sein Haß
Preis gab der Schmach und dem Verderben,
Liegt er entseelt, und Fortinbras
Rückt klirrend ein, das Reich zu erben. —

Gottlob, noch sind wir nicht so weit!
Vier Akte sah'n wir spielen erst!
Hab' Acht, Held, daß die Aehnlichkeit
Nicht auch im fünften du bewährst!
Wir hoffen früh, wir hoffen spät:
O, raff' dich auf, und komm' zu Streiche,
Und hilf entschlossen, weil es geht,
Zu ihrem Recht der fleh'nden Leiche!

Mach' den Moment zu Nutze dir!
Noch ist es Zeit, drein mit dem Schwert,
Eh' mit französischem Rapier
Dich schnöd vergiftet ein Laert!
Eh' rasselnd naht ein nordisch Heer,
Daß es für sich die Erbschaft nehme!
O, sieh dich vor — ich zweifle sehr,
Ob diesmal es aus Norweg' käme!

Nur ein Entschluß! Auf steht die Bahn —
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk' an den Schwur, den du gethan,
Und räche deines Vaters Geist!
Wozu dieß Grübeln für und für?
Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich nicht selbst ein Stück von dir,
Du ew'ger Zauderer und Säumer!

Von unten auf.

Ein Dämpfer kam von Biberich! — stolz war die Furche, die er zog!
Er qualmt und räderte zu Thal, daß rechts und links die Brandung flog!
Von Wimpeln und von Flaggen voll, schoß er hinab keck und erfreut:
Den König, der in Preußen herrscht, nach seiner Rheinburg trug er heut!

Die Sonne schien wie lauter Gold! Auftauchte schimmernd Stadt um Stadt!
Der Rhein war wie ein Spiegel schier, und das Verdeck war blank und glatt!
Die Dielen blitzten, frisch gebohnt, und auf den schmalen her und hin
Vergnügten Auges wandelten der König und die Königin!

Nach allen Seiten schaut umher und winkte das erhab'ne Paar;
Des Rheingaus Reben grüßten sie und auch dein Nußlaub Sankt Goar!

Sie sahn zu Rhein, sie sahn zu Berg: — Wie war das Schifflein doch so nett,
Es ging sich auf den Dielen fast, als wie auf Sanssouci's Parket!

Doch unter all der Nettigkeit und unter all der schwimmenden Pracht,
Da frißt und flammt das Element, das sie von dannen schießen macht;
Da schafft in Ruß und Feuergluth, der dieses Glanzes Seele ist,
Da steht und schürt und ordnet er — der Proletarier-Maschinist!

Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blitzt und rauscht der Rhein —
Er stiert den lieben langen Tag in seine Flamme nur hinein;
Im wall'nen Hemde, halber nackt, vor seiner Esse muß er stehn,
Derweil ein König über ihm einschlürft der Berge freies Weh'n!

Jetzt ist der Ofen zugekeilt, und Alles geht und Alles paßt;
So gönnt er auf Minuten denn sich eine kurze Sklavenrast.
Mit halbem Leibe taucht er auf aus seinem lodernden Versteck,
In seiner Fallthür steht er da, und überschaut sich das Verdeck.

Das glüh'nde Eisen in der Hand, Antlitz und Arme roth erhitzt,
Mit der gewölbten haar'gen Brust auf das Geländer breit gestützt —
So läßt er schweifen seinen Blick; so murrt er leis dem Fürsten zu:
„Wie mahnt dies Boot mich an den Staat; leicht auf den Höhen wandelst du!

„Tief unten aber in der Nacht und in der Arbeit dunklem Schoos,
Tief unten, von der Noth gespornt, da schür' und schmied' ich mir mein Loos!
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

„Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit lachenden Vulkan?
Es liegt an mir: — ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!

„Der Boden birst, aufschlägt die Gluth und sprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts an's Licht aus unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

„Dann schreit' ich jauchzend durch die Welt! Auf meinen Schultern stark und breit,
Ein neuer Sankt Christophorus, trag' ich den Christ der neuen Zeit!
Ich bin der Riese, der nicht wankt! Ich bin's, durch den zum Siegesfest
Ueber den tosenden Strom der Zeit der Heiland Geist sich tragen läßt!"

So hat in seinen grausen Bart der grollende Cyklop gemurrt;
Dann geht er wieder an sein Werk, nimmt sein Geschirr, und stacht und purrt.
Die Hebel knirschen auf und ab, die Flamme strahlt ihm in's Gesicht.
Der Dampf rumort; — er aber sagt: „Heut', zornig Element, noch nicht!"

Der bunte Dämpfer unterdeß legt vor Kappelen zischend an;
Sechsspännig fährt die Majestät den jungen Stolzenfels hinan.
Der Heizer auch blickt auf zur Burg; von seinen Flammen nur behorcht,
Lacht er: „Ei wie man immer noch für künftige Ruinen sorgt!"

O lieb', so lang du lieben kannst.

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein and'res Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst zu Lieb',
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb.

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt;
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der And're aber geht und klagt.

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft —
Und birgst die Augen trüb' und naß,
— Sie sehn den Andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab';
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh empfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst.

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Die bis jetzt besprochenen politischen Lyriker traten in Nord-, West- und Süddeutschland auf, doch auch in dem bisher so stillen Südosten, in Oesterreich, begann es sich zu regen, trotz des Metternich'schen „Systems", das mit allen Mitteln das gesammte geistige Leben niederzudrücken suchte, und so schlug bald hier, bald dort, bald diesseit, bald jenseit der Donau ein heller Weckruf, ein frischer Freiheitsgesang auf. Ehe es sich die Herren in der Hofburg versahen, schmetterte und trillerte ein ganzer Chor von Sängern in das freudig lauschende Volk hinein und senkte in alle Herzen neue Hoffnungen. Diese erquickende und erfrischende Eigenschaft war im hervorragendsten Maße den Poesieen von **Anastasius Grün** eigen. Grün ist kein Talent von intensiver Leuchtkraft, er ist kein Dichter, der fortreißt durch die Gewalt seiner Leidenschaft, der blendet durch den Glanz einer schwungvollen Sprache; er ist nicht einmal geistreich, hie und da sogar ermüdend durch zu üppige Bilderfülle und zu große Länge seiner Gedichte, ja bisweilen selbst geschmacklos. Wir erinnern nur an den letzten Vers des sonst so wohl gelungenen Gedichtes „Unsere Zeit", wo es heißt:

„Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft!"

Dagegen zeichnet er sich aus durch stets klare Gedankenführung, Innigkeit, warme Liebe zum Vaterlande, heiße Sehnsucht nach Freiheit und Licht, sodann durch Lauterkeit des Charakters, Unerschrockenheit und Freimuth. Das gerade war es, was seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten" den großen Erfolg verschaffte, den wir heute nur noch schwer begreifen können. Er war der Erste, der es wagte,



Graf Anton Alexander von Auersperg (Anastasius Grün).

die dumpfe Luft, welche über Oesterreich lagerte, auseinanderzufegen, und so schreitet er mit Recht an der Spitze der österreichischen Lyriker der dreißiger und vierziger Jahre. Grün, mit seinem wirklichen Namen Anton Alexander Graf von Auersperg*), wurde am 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren, standesgemäß erzogen und widmete sich dann in Graz und Wien einige Jahre der Rechtswissenschaft. Zugleich machte er seine ersten poetischen Versuche, die er zunächst in Journalen und dann unter dem Titel „Blätter der Liebe" (Stuttgart 1830) erscheinen ließ. Das schmale Bändchen fand wenig Beachtung und konnte auch keine beanspruchen, denn die Gedichte, welche es enthielt, bewegten sich nur im gewöhnlichen Geleise, wenn auch einige, wie das unten mitgetheilte „Mannesthräne", einen etwas tieferen Ton anschlagen. Später gab Grün die „Blätter der Liebe" noch einmal mit einer größeren Anzahl neuer und weit vollendeterer Lieder, Romanzen ꝛc. unter dem Titel „Gedichte" (Leipzig 1837) heraus, die viele Auflagen erlebten und aus dem wir die „Brücke", der „Unbeständige", der „Liederquell", das „Blatt im Buche", der „Deserteur", „Der alte Comödiant" ꝛc. hervorheben. Eine freundlichere Aufnahme wurde dem Romanzen-Cyklus „Der letzte Ritter" (Stuttgart 1830) zu Theil, welcher den Kaiser Maximilian verherrlicht. Der Dichter entwickelt hier viel Geschicklichkeit für plastische, gemüth- und humorvolle Schilderung und zeigt überall eine warme Liebe sowohl für seinen Helden, als auch für sein schönes Oesterreich; es ist darum nur zu bedauern, daß er den Stoff nicht zu einem einheitlich sich entfaltenden Epos herausarbeitete. Wir bringen unten „Die Martinswand" zum Abdruck. Allgemeines und gerechtes Aufsehen erregte er jedoch erst durch seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (Hamburg 1831), die zwar zunächst anonym erschienen, deren Verfasser aber schon bald von Allen gekannt war. Hier klangen Lieder, wie sie bisher in Oesterreich noch Niemand zu singen gewagt hatte, hier fielen Keulenhiebe rechts und links auf Censoren und Spione, Blutsauger und Dunkelmänner; ja selbst auf Seine Durchlaucht den allmächtigen Fürsten Metternich schwirrten spitze Pfeile ab, die empfindlich trafen (s. u. „Salonscene"), und durch die ganze Poesie ging der Grundton:

„Freiheit ist die große Loosung, deren Klang durchjauchzt die Welt!"

Aber die Freiheit war dem Dichter nicht schrankenloser Genuß, sondern „der heitere Sieg des Lichtes", und er wünschte nicht durch gewaltsame Umwälzungen, durch Revolution zum Ziele zu gelangen, sondern durch verständige Reformen, auf die er hinwies. Später sagte er einmal: „Die großen geistigen und sittlichen Güter des Volkes können nur auf geistigem und sittlichem Wege dauernd errungen und erhalten werden", jedoch nur dann, müssen wir hinzusetzen, wenn die Machthaber sich dem nöthigen Verständnisse nicht verschließen. Das that aber Metternich, und Oesterreich würde noch heute unter dem Drucke von damals seufzen, wenn es nicht, nachdem der Spaziergänger die Unleidlichkeit der Zustände zum allgemeinen Bewußtsein gebracht, mit Gewalt die Reformen erzwungen

*) Vergl. P. v. Radics, Anastasius Grün und seine Heimath. Stuttgart 1876.

hätte. Fünf Jahre später veröffentlichte Grün seine reifsten Dichtungen, die er unter dem Titel „Schutt“ (Leipzig 1836) zusammenfaßte. Er erhebt hier den Blick über Oesterreich hinaus und überschaut den ganzen Erdkreis, wendet sich von der Trübsal seines Volkes zu den Leiden der gesammten Menschheit. Doch verliert er sich dabei nicht in phantastische Träumereien, sondern knüpfte stets an bestimmte, fest gezeichnete Bilder an. In der letzten Dichtung „Fünf Ostern“ sieht er in die Zukunft und schaut den vollen Sieg des Lichts, vor dem alle Glaubensunterschiede verschwinden, unter dem das Christenthum sich zur Religion der reinsten Menschenliebe verwandelt:

„Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.“

Auf diese ernstesten Dichtungen Grün's folgten noch ein Capriccio aus der Rococozeit „Die Nibelungen im Frack“ (Leipzig 1843) und „Der Pfaffe vom Kahlenberg. Ein ländliches Gedicht“ (Stuttgart 1850), ein humorvolles prächtiges Stück Natur- und Wanderpoesie, in der die Herrlichkeit der Alpenwelt mit den glänzendsten Farben geschildert wird, ferner „Volkslieder aus Krain“ (Stuttgart 1850) und „Robin Hood. Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern“ (Stuttgart 1864). Das Jahr 1848 riß auch Auersperg mitten in die Bewegung hinein, er wurde sowohl in das Vorparlament, wie in die Nationalversammlung selbst gewählt, ergriff indeß niemals das Wort und verließ im September, als die Unklarheit und Uneinigkeit zunahm, Frankfurt wieder. 1860 wurde er in den „Verstärkten Reichsrath“ berufen, und 1863 erhielt er die Geheimrathswürde mit dem Prädikat Excellenz. Diese Ehrenbezeigungen hielten ihn jedoch nicht ab, nach wie vor, überall, wo es galt, für Licht und Freiheit einzutreten, ohne Unterlaß gegen das Concordat und die Sistirungspolitik, für die Trennung der Schule von der Kirche, die Civilehe &c. zu kämpfen; und seinen Gegnern, dem Grafen Thun und dem Cardinal Rauscher erwiderte er: „Man kann die Freiheit nicht vom Rechtsbegriff trennen, und man kann die Freiheit lieben, ohne mit seinem Adel oder mit der Religion in Widerspruch zu kommen.“ Für all' dieses segensreiche, mannhafte Wirken erwarb er sich die wärmste Liebe und Verehrung Oesterreichs, die allgemeine Hochachtung Deutschlands, und als am 11. April 1876 sein siebzigster Geburtstag erschien, gestaltete sich dieser zu einem großartigen Huldigungsfeste. Leider muthete sich der Greis dabei solche Anstrengungen zu, daß er seitdem an nervöser Ueberreizung litt, die am 4. September in Graz einen Schlaganfall zur Folge hatte, dem er am 12. Sept. 1876 erlag. Nach seinem Tode erschien noch „In der Veranda“ (Berl. 1876), eine dichterische Nachlese, die Aelteres, aber auch wehmüthig-ernste Gedichte enthält, welche noch in den letzten Monden des Dahingeschiedenen entstanden sind. Eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke“ wird zur Zeit vorbereitet.

Mannesthräne.

Mädchen, sahst du jüngst mich weinen? —
Sieh, des Weibes Thräne dünkt
Mir der klare Thau des Himmels,
Der in Blumenkelchen blinkt.

Ob die trübe Nacht ihn weinet,
Ob der Morgen lächelnd bringt,
Stets doch labt der Thau die Blume
Und ihr Haupt hebt sich verjüngt.

Doch es gleicht des Mannes Thräne
Edlem Harz auf Ostens Flur,
Tief in's Herz des Baums verschlossen,
Quillt's freiwillig selten nur.

Schneiden mußt du in die Rinde
Bis zum Kern des Marks hinein,
Und das edle Naß entträufelt
Dann so golden, hell und rein.

Bald zwar mag der Born versiegen,
Und der Baum grünt fort und treibt,
Und er grüßt noch manchen Frühling,
Doch der Schnitt, die Wunde — bleibt.

Mädchen, denk des wunden Baumes
Auf des Orients fernen Höhn;
Mädchen, denke jenes Mannes,
Den du weinen einst gesehn.

Die Martinswand.

Willkommen, Tyrolerherzen, die ihr so bieder schlagt,
Willkommen, Tyrolergletscher, die ihr den Himmel tragt!
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Thäler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft! —

Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gemsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand,
Deß Aug' so flammend glühet, wie hoher Königsblick,
Deß Herz so still sich freuet am kühnen Jägerblick?

Das ist der Max von Habsburg auf lust'ger Gemsenjagd;
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse wagt!
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf,
Hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wand hinauf.

Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!
Und jetzt? — Halt ein, nicht weiter! Jetzt ist er festgebannt,
Kluft vor ihm, Kluft zur Seite, und oben jähe Wand!

Der Aar, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Rast,
Des Fittigs Kraft ist gebrochen und Schwindel hat ihn erfaßt;
Wollt' Einer von hier zum Thale hinab ein Stieglein bau'n,
Müßt', traun, ganz Tyrol und Steyer die Steine dazu behau'n.

Wohl hat die Amm' einst Maxen erzählt von der Martinswand,
Daß schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand;
Und ob sie wahr erzählte, erseh'n nun kann er's hier;
Daß er's nie weiter plaudre, gesorgt ist schon dafür.

Da steht der Kaiserspresse, Fels ist sein Thronegezelt,
Sein Scepter Moosgeflechte, an das er schwindelnd sich hält;
Auch ist eine Aussicht droben, so weit und wunderschön,
Daß ihm vor lauter Schauen die Sinne fast vergeh'n.

Tief unten liegt das Innthal, ein Teppich lustig grün;
Wie Fäden durch's Gewebe zieh'n Straß' und Strom dahin.
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zu Hauf
Und schau'n, ein Friedhof voll Hügel, zu Maxen mahnend auf.

Jetzt stößt er, Hilfe rufend, mit Macht hinein in's Horn,
Daß es in Lüften gellet, als dröhnte Gewitterzorn;
Ein Teufelchen, das kichert im nahen Felsenspalt;
Denn nicht zu Thale dringet des Hilferufs Gewalt.

In's Horn nun stößt er wieder, daß es fast platzend bricht:
Ho, ho, nicht so gelärmet! Da hilft das Schreien nicht!
Denn liebte ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,
Herr Max, er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag!

Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' erseh'n;
Die unten sah'n ihn schweben auf pfadlos steilen Höh'n,
Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,
Von Kirche zu Kirche wallfahret der bange Menschenstrom.

Jetzt an dem Fuß des Felsens erscheint ein bunter Chor,
Ein Priester inmitten, weisend das Sakrament empor.
Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Thalesflur,
Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

„Fahr wohl nun, Welt und Leben! schwer fällt der Abschied mir;
O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüthen, — ein Blitz hat ihn erschlagen, —
Ach, gerne hätt' er früher noch süße Frucht getragen!

Ich schien ein Bauherr, thürmend den Dom zu deinem Ruhm, —
Nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligthum!
Ein Priester, plötzlich stürzend todt an des Altars Stufen, —
Er hätte gern erst Segen noch über's Volk gerufen!

So mag dies Herz denn brechen, von Lieb' und Segen voll!
So modre nun mein Busen, der thatenschwanger schwoll!
Verwelke Hand, denn nimmer krönt deine Müh' Gedeih'n!
Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!"

Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
Und in die Kniee sinkt er und betet still und warm;
Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor;
„Komm' heim, du bist gerettet!" so ruft es an sein Ohr.

Und einen Bergmann sieht er frohlächelnd vor sich steh'n,
Der fasset ihn beim Arme und winkt ihm fürder zu geh'n;
Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt,
Wo Maxen's Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.

Der lädt ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd droh'n;
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
Rasch geht's zu Thal, wo jauchzend Tyrol empfängt die Zwei,
Kein Spötter kann belächeln die seltne Reiterei.

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit;
Ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land
Und zeigt den Ort, wo bebend einst Habsburgs Sprosse stand;
Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts
Aus manchen Sängers Munde, aus aller Tyroler Herz!

Salonscene.

Abend ist's, die Girandolen flammen im geschmückten Saal,
Im Krystall der hohen Spiegel quillt vertausendfacht ihr Strahl,
In dem Glanzmeer sich bewegen, schwebend fast, und feierlich,
Altehrwürdige Matronen, junge, schöne Damen sich.

Und dazwischen ziehn gemessen, schmuck im Glanze des Ornats,
Hier des Krieges rauhe Söhne, Friedensdiener dort des Staats;
Aber Einen seh' ich wandeln, jeder Blick folgt seiner Bahn,
Doch nur wenig der Erkornen sind's, die's wagen, ihm zu nah'n.

Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt;
Er, der im Kongreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt;
Doch seht jetzt ihn! wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!
Wie manierlich gegen Alle, höflich gegen Groß und Klein!

Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig fast im Licht,
Aber freundlich mildes Lächeln schwebt stets um sein Angesicht,
Wenn von einem schönen Busen Rosenblätter jetzt er pflückt,
Oder wenn, wie welke Blumen, Königreiche er zerstückt.

Gleich bezaubernd klingt's, wenn zierlich goldne Locken jetzt er preist,
Oder wenn er Königskronen von gesalbten Häuptern reißt;
Ja fast dünkt's mich Himmelswonne, die den sel'gen Mann beglückt,
Den sein Wort auf Elba's Felsen, den's in Munkat's Kerker schickt!

Könnt' Europa jetzt ihn sehen, so verbindlich, so galant,
Wie der Kirche frommer Priester, wie der Mann im Kriegsgewand,
Wie des Staats besternter Diener ganz von seiner Huld beglückt,
Und die Damen, alt' und junge, erst bezaubert und entzückt!

Mann des Staates, Mann des Rathes! da du just bei Laune bist,
Da du gegen Alle gnädig überaus zu dieser Frist,
Sieh', vor deiner Thüre draußen harrt ein dürftiger Client,
Der durch Winke deiner Gnade hochbeglückt zu werden brennt.

Brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und gescheidt,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid;
Oestreich's Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
Sieh', es fleht ganz artig: dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?

Sehen wir in Anastasius Grün den Freiheitssänger, der immer festen Fußes daherschreitet und sein „rosenfarben Panier" alle Zeit unerschrocken hochhält, so treten wir bei **Nicolaus Lenau,** dem Freunde Grün's, zu einem Dichter, der trotz seiner heißen Liebe für Freiheit und Licht, sich nie ganz und voll der Bewegung anschließt, immer unklar und schwankend bleibt, nie zur Beständigkeit zu festen Entschlüssen gelangen kann und schließlich von den Dämonen des Zweifels bis in die Nacht des Wahnsinns getrieben wird. Dennoch ist Lenau eine weit bedeutendere Dichternatur als Grün; er ist ursprünglicher, phantasiereicher, lebhafter, von frischer Naivetät, tieferer Leidenschaftlichkeit und verfügt über einen größeren zum Theil mit ganz neuen Lichtern ausgestatteten Farbenreichthum.

Zudem sind seine Verse flüssiger und melodischer. Dagegen fehlt seinen Gedichten die sonnige Klarheit Grün's, es herrscht in ihnen eine krankhafte Stimmung, eine trübe Melancholie, die seinen Genius nur in den seltensten Fällen ganz unverschleiert zeigt, wie in der unten mitgetheilten süß-wehmüthigen, überaus reizvollen „Bitte" und den berühmten Schilfliedern, von denen wir Nr. 5 unten zum Abdruck bringen. Auch entwickeln sich bei ihm die Gedanken meist sprunghaft und sind nicht selten verworren; oft bleiben sie ohne Abschluß, oder klingen disharmonisch aus. In Folge dieses undisciplinirten Denkens gelangte Lenau auch zu keiner höheren Weltanschauung, und darum mangelt seinen Dichtungen auch die tiefere Idee. Diese Fehler erwuchsen zum großen Theile aus den ungünstigen Verhältnissen, unter denen der Dichter aufwuchs. Lenau, oder wie er mit seinem wirklichen Namen heißt: Nicolaus Niembsch, Edler von Strehlenau *), wurde am 13. Aug. 1802 zu Csatad unweit Temesvar in Ungarn geboren; sein Vater bekleidete damals dort, nachdem er längere Zeit in der Armee gedient, eine Amtsschreiberstelle, führte aber ein sehr ungebundenes Leben und starb bereits, als Nicolaus erst fünf Jahre alt war. Darauf begann eine bittere Zeit der Noth. Obgleich die Mutter Alles daran setzte und sich vor keiner Arbeit scheute, um ihre Kinder, die sie auf's Zärtlichste, ja mit einer gewissen elementaren Leidenschaft, liebte, vor Mangel zu schützen, so wollte ihr das doch nicht gelingen, und sie ging daher 1811 eine zweite Ehe mit einem Arzte Namens Vogel in Alt-Ofen ein. Nicolaus kam darauf 1812 auf das Gymnasium zu Pest und zeichnete sich bald vor Allen durch große Fortschritte aus, mußte aber die Anstalt bereits 1815 wieder verlassen, da der Vater mit der Familie nach dem weinberühmten Tokai übersiedelte und die Mutter sich nicht auf längere Zeit, wie das nun nöthig gewesen wäre, von dem vergötterten Sohne trennen wollte. Hier in der weiten ungarischen Ebene wurde der Knabe nun bald von dem ganzen Zauber der Pußta erfaßt; er mischte sich unter die braunen Zigeuner und lauschte ihren wilden und wehmüthigen Weisen, jagte mit den Roßhirten über die endlosen Weideflächen und lag oft halbe Tage lang an den Böschungen der Theiß und blickte in die gespenstischen Nebel der Niederungen und nach den seltsamen Lichtern des Horizontes. Später hat er diese Jugendeindrücke in vielen Liedern und erzählenden Gedichten meisterhaft geschildert, so in „Die Haideschenke", „Die Werbung", „Mischka an der Marosch" u. a., die jedoch zu umfangreich sind, als daß wir sie hier mittheilen könnten; wir begnügen uns daher mit der Wiedergabe des kleinen Genrebildchens „Die drei Zigeuner". Dieses ungebundene Leben des Knaben durfte jedoch nicht all' zu lange dauern, sollte nicht eine vollständige Verwahrlosung eintreten; er mußte also nach Pest zurückgebracht werden, und da die schwärmerische Mutter den Herzenssohn nicht lassen konnte, so zog sie mit ihren übrigen Kindern ebenfalls wieder nach der ungarischen Hauptstadt und

*) Vergl. Anton Schurz, Lenau's Leben. Großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. 2 Bände. Stuttgart 1855, und Gustav Karpeles, Nicolaus Lenau. Sein Leben und Dichten. Berlin 1873.

ließ ihren Mann allein in Tokai. In dem heranwachsenden Jünglinge machte sich jedoch bald mehr und mehr die Ueberzeugung geltend, daß er bei der überschwenglichen Liebe der Mutter sich nur schwer werde zu einem selbstständigen Manne entwickeln können; er folgte daher, nachdem er endlich die mütterliche Einwilligung erhalten, der Einladung seines Großvaters Joseph von Niembsch*) in Stockerau, verbrachte bei diesem aber nur ein Jahr und ging dann zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien. Schon jetzt erkannte er die Dämonen in seiner Brust, die Unruhe, die Unbeständigkeit, die ihn von einer Neigung zur anderen schwanken ließ, das Ungestüm des Herzens, das Erbe von der Mutter, das ihn in grellen Contrasten oft in kürzester Zeit durch die ganze Scala der Empfindungen trieb; aber noch hoffte er sie zu bannen durch strenge Energie, durch gewissenhafte Zucht des Geistes. Er wandte sich zuerst dem Studium der Philosophie zu, ging jedoch bereits nach wenigen Monaten zu dem der Jurisprudenz über; die lange Studienzeit machte ihn aber bald ungeduldig, um rascher zum Ziele zu gelangen, ging er nach Presburg, wo das Studium des ungarischen Rechtes schneller zu absolviren war. Allein bald war ihm die Rechtswissenschaft vollständig zuwider, er sehnte sich hinaus aus der Studirstube und widmete sich jetzt in Ungarisch-Altenburg der Landwirthschaft. Ein Jahr später, 1823, kehrte er nach Wien zurück und nahm seine Rechtsstudien wieder auf, konnte sich aber auch bei dem erneuten Versuche nicht mit ihnen befreunden und trat zur medicinischen Facultät über. Man darf wohl annehmen, daß er Anfangs die feste Absicht hatte, sich zum Arzte auszubilden, er ging darum sogar von Wien nach Heidelberg, allein seine Studien rückten nicht vorwärts; zudem unterbrach er sie fortwährend durch Reisen. Bei seiner Uebersiedelung nach Heidelberg hatte er in Württemberg die schwäbischen Dichter kennen gelernt und besuchte nun bald Schwab in Stuttgart, bald den Grafen Alexander von Württemberg auf Schloß Serach, bald Kerner in Weinsberg, und hoffte dadurch den Dämon Unruhe, der ihn schon jetzt oft bis zur Unleidlichkeit plagte, zu beschwichtigen. Der Umgang mit diesen Freunden war jedoch wenig geeignet, ihn zur Energie anzuspornen; geradezu nachtheilig wirkte Kerner auf ihn, der ihn in seine mystischen Zauberkreise zog und dadurch den Hang zur Schwermuth nur beförderte. Da fiel dem Dichter durch Erbschaft von seinen Großeltern ein kleines Vermögen zu und plötzlich erwachte nun in ihm der Wunsch, das alternde Europa zu verlassen und nach Amerika, dem Lande der Freiheit auszuwandern. Dort in einem noch von keiner Kultur entweihten

*) Das „von“, welches die Niembsch vor ihrem Namen führten, beruht wohl schwerlich auf einem Adelsbriefe; es wurde erst sanctionirt, als der Oberst Joseph von Niembsch, der Großvater des Dichters, 1820 zu seinem Namen den Titel „Edler von Strehlenau“ erhielt. Die Niembsch stammten aus Schlesien, waren also keine Ungarn. Auch die Mutter des Dichters war keine Ungarin, sondern eine Deutsche, eine geborene Maigraber. Lenau war also durch und durch ein Deutscher, brachte es auch nie dazu, die ungarische Sprache geläufig zu sprechen. „Wenn er etwas Ungarisches an sich hatte,“ bemerkt witzig der österreichische Literarhistoriker Karl Julius Schröer, „so war es die Mangelhaftigkeit seiner Schulbildung.“

Urwalde wollte er sein Erbtheil nutzbar anlegen, eine Farm gründen, ein rühriges Leben führen — und dabei hoffte er wieder frisch und fröhlich zu werden. Bevor er jedoch Europa verließ, sammelte er noch seine bisher in Zeitschriften und Almanachen erschienenen Gedichte und gab sie bei Cotta heraus (Stuttgart 1832). Es war vorauszusehen, daß die auf die neue Welt gesetzten Hoffnungen sich nicht erfüllen würden, der Dichter fühlte sich schon sehr bald von dem amerikanischen Leben und Treiben abgestoßen, wurde außerdem bei einem Länderkauf erheblich von einem deutschen Landsmanne betrogen und kehrte daher, nachdem er noch den Niagarafall besucht, bereits im Frühjahre 1833 nach Deutschland zurück. Gleichsam als eine Entschädigung für die in Amerika erfahrenen Enttäuschungen erwartete ihn hier die Nachricht, daß sich seine Gedichte mittlerweile den allgemeinen Beifall erworben hatten, was ihn hoch beglückte. Seine Unruhe wurde jedoch keineswegs gemindert, sie quälte ihn fort und fort, steigerte sich sogar mehr und mehr, trieb ihn von Stadt zu Stadt und verurtheilte ihn, von jetzt ab fast die Hälfte seines Lebens im Postwagen zu verbringen. Bald war er in Wien, wo er mit Anastasius Grün, Grillparzer, Bauernfeld, Deinhardstein, Raimund, Feuchtersleben, Franke und Anderen, bald in Stuttgart, Weinsberg, wo er mit einer ganzen Reihe von literarischen Freunden und Bekannten, bald am Rhein, wo er mit Auerbach verkehrte, und immer begleitet von seiner geliebten Geige, die er meisterhaft spielte und mit der er selbst im Reisewagen seine Schwermuth zu bannen suchte. Doch entsproß diesem unruhigen Reiseleben auch manche schöne Blüthe duftiger Reisepoesie, wie das unten mitgetheilte Gedicht „Der Postillon". Im Uebrigen beschäftigte sich Lenau jetzt mit größeren Dichtungen, in denen er näher an die Kämpfe der Zeit hinantrat, mit einem „Faust" (Stuttg. 1836) und den für Gedanken- und Glaubensfreiheit eintretenden lyrisch-epischen Dichtungen „Savonarola" (Stuttg. 1837) und „Die Albigenser" (Stuttg. 1842). Der Lenau'sche Faust ist ein ziemlich unerquickliches Gegenstück zum Goethe'schen; während der Held des Altmeisters sich nach und nach zu der Erkenntniß hindurchringt, daß der Mensch nur durch ernste nützliche Arbeit und treue Pflichterfüllung die wahre innerliche Befriedigung erlangen kann, läd der Lenau'sche in seinem Suchen nach Wahrheit Schuld auf Schuld auf sich, bis er zuletzt verzweifelt durch Selbstmord endet. Erfreulicher sind die beiden anderen Dichtungen. Die glühende Begeisterung des italienischen Reformators Girolamo Savonarola für kirchliche und politische Freiheit wird vom Dichter mit großartigem Schwunge geschildert, und der Glaube, daß jeder Streiter für die höchsten Güter der Menschheit, mag er für seine Person auch in Mißerfolgen untergehen, bennoch nicht vergeblich kämpfe, leuchtet überall glänzend hervor. Savonarola unterliegt zwar seinen Feinden und wird verbrannt, aber trotzdem tönt die Dichtung aus:

Doch kann der Feuertod nicht bannen
Das Wort Girolamo's, es fliegt
Aus Flamm' und Rauch gestärkt von dannen,
Tönt mächtig fort und fort — und siegt.

Vergebens hat er nicht gestritten
Den harten, ruhelosen Streit,
Und nicht umsonst hat er gelitten
Und sich dem Martyrtod geweiht.

Nicht also treulos wird erfunden
Die Menschheit je, so kümmerlich,
Daß allen Herzen unempfunden
Ein Gotteshauch vorüberstrich.

Die Wahrheit siegt, die Feinde wanken,
Herein der Frühling Gottes bricht,
Der Kirche weht, der müden, kranken,
Genesungsluft in's Angesicht.

In den „Albigensern" nimmt der Dichter noch einen höheren Gedankenflug, er erhebt sich über die Sphären der confessionellen Fragen, in denen sich „Savonarola" noch bewegt, und tritt für eine vollständige Erneuerung der Religion ein. Zwar gehen die Albigenser, die diese anstreben, unter der barbarischen Faust der Gegner bis auf den letzten Mann zu Grunde, dennoch bleibt der Nachwelt ihre Geschichte und diese weckt in der Menschheit immer auf's Neue wieder den heißen Drang, die Fesseln des geknechteten Geistes zu sprengen; immer auf's Neue erstehen muthige Kämpfer und endlich — so hofft der Dichter — erringt die Fahne der Freiheit trotz aller Macht der Despoten den Sieg. Die Dichtung schließt daher mit der Zuversicht:

„Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten:
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter."

Leider fehlt es der Dichtung an einem künstlerischen Aufbau der Handlung, so daß sie trotz ihres edlen Gehaltes, trotz ihrer farbenprächtigen und kraftvollen Einzelschilderungen kein vollendetes Kunstwerk genannt werden kann. „Die Albigenser" waren das letzte volle Aufleuchten von Lenau's Genius, er versank nun mehr und mehr in Schwermuth, wurde von immer aufregenderer Unruhe erfaßt, und plötzlich brach im October 1844 zu Baden-Baden, nachdem er sich wenige Monate vorher noch an die Liebe eines jungen Mädchens anzuklammern versucht hatte, die Nacht des Wahnsinns über ihn herein. Erst am 23. August 1850 starb er nach qualvollen Leiden in der Irrenanstalt zu Oberdöbling bei Wien. Anastasius Grün gab zunächst seinen „Dichterischen Nachlaß" (Stuttg. 1851) und später auch seine „Sämmtlichen Werke" (4 Bde. Stuttg. 1855) heraus.

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht.

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

Schilflied.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,

Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch die sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölkchen flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden:
Und vorbei, wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's Euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unter'm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag,
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Wenn auch nicht über ganz so volle und tiefe Töne, wie Lenau, so doch ebenfalls über echt poetische und gluthvolle verfügte **Karl Beck.** Leider kam der Dichter über eine gewisse unklare Freiheitsschwärmerei nicht hinaus; sein originelles Talent gelangte in Folge dessen nicht zur ganzen Entfaltung und verkümmerte schließlich unter einem unkritischen Schaffen, nachdem die jugendliche Begeisterung, die stets unbewußt das Rechte getroffen, verflogen war. Wie bei Lenau, so lag auch hier der Grund zum großen Theil in den ungünstigen Lebensverhältnissen des Dichters, besonders in der mangelhaften Schulbildung. Beck wurde am 1. Mai 1817 in dem Städtchen Baja in Ungarn als der Sohn jüdischer Eltern geboren, trat jedoch schon früh zur evangelischen Kirche über. Da er mitten unter Magyaren aufwuchs, so lernte er erst in seinem neunten Jahre Deutsch sprechen, besuchte darauf die Schulen von seiner Vaterstadt und Pest und wandte sich dann, erst sechzehn Jahre alt, nach Wien, um Medicin zu studiren. Nach Verlauf von zwei Jahren stand er jedoch davon ab, arbeitete eine Zeit lang in einem Comptoir in Pest und ging dann, da er sich durch ein Freiheitslied bei der Metternich'schen Polizei mißliebig gemacht hatte und ihm nun die Wahl gelassen wurde, entweder für alle Zukunft zu schweigen, oder zu fliehen, nach Leipzig, um sich fortan ganz der Dichtkunst zu widmen. Das that er denn auch, da er aber der Ansicht huldigte, ein Poet dürfe kein Gelehrter sein, die Wissenschaft kränkele die Productionskraft an, ein Dichter müsse nur träumen und sinnen, aber nicht studiren, so schuf er eine große Menge von Gedichten, aus denen wohl überall das Talent hervorblitzte, die aber zum großen Theil unklar und incorrect waren und in denen er auch nicht einmal eine bestimmte Stellung zu den freiheitlichen Bestrebungen der Zeit nahm, weil er im Grunde wohl selbst nicht wußte, ob er Ungar, oder Oesterreicher, oder Deutscher, ob er Verschwörer, oder Patriot sein sollte. Er konnte daher zunächst auch keinen Verleger für seine Gedichte finden und wäre nun vielleicht unbeachtet untergegangen, hätte er nicht 1838 bei der Eröffnung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn einen überaus glücklichen Wurf durch ein schwungvolles Gelegenheitsgedicht „Die Eisenbahn" (s. unten) gethan, in welchem er mit Prophetengeist den großartigen Umschwung voraussagte, den die neue Erfindung nicht nur auf dem Gebiete des Verkehrs und Handels, son-

dern auch auf dem der Politik hervorbringen werde. Das Gedicht machte sofort die Runde durch alle Zeitungen, besonders der Vers „Eisen du bist zahm geworden!“ zündete überall, und der Verfasser wurde über Nacht ein berühmter Mann. Nun fand er auch sofort einen Verleger für seine übrigen Gedichte und ließ sie noch im selben Jahre unter dem Titel „Nächte. Gepanzerte Lieder“ (Leipzig 1838) erscheinen. Es offenbart sich in diesen Gedichten eine üppige Phantasie, ein großer Gedankenreichthum und eine edle Warmherzigkeit, aber in fast allen fehlt die Ordnung, die Klarheit, die Reife. Bei der großen Menge machte jedoch die Masse von bunten Bildern, der frische Ton, sowie die fremdartige Schwerfälligkeit, mit der der Verfasser die deutsche Sprache handhabte, viel Effect, und die Sammlung fand schnellen Absatz. Zugleich erwarb sie dem Verfasser die Freundschaft der Ottilie von Goethe, die Beck einlud, eine Zeit lang in ihrem Hause in Weimar zu verleben. Der Dichter folgte der Einladung und verlebte nun in dem Umgange mit der geistvollen Frau und ihren beiden Söhnen Wolfgang und Walther seine schönste Zeit. Das literarische Ergebniß war „Der fahrende Poet“ (Leipzig 1838), ein Bändchen Dichtungen, in denen bereits ein etwas geläuterterer Geschmack waltet. Seine vollendetsten Schöpfungen bot er jedoch erst einige Jahre später in den „Stillen Liedern“ (Leipzig 1840), die einzelne Gedichte von bezaubernder Schönheit enthalten (wir theilen unten das stimmungsvolle „Geh' zur Ruh“ mit), und dem Epos „Janko, der ungarische Roßhirt“ (Leipzig 1841), in welchem er das Magyarenthum, das Leben der Pußta, die Schönheit und Melancholie der Haide mit ganz außerordentlicher Virtuosität schildert. Wir können unten leider nur eine kleine Probe zum Abdruck bringen, die aber die Eigenart des Dichters, besonders seine kecke Behandlung des Reims bei der Schilderung wilder Scenen, wohl schon genügend charakterisirt. Von den weiteren Publicationen Beck's machten nur noch die „Lieder vom armen Mann“ (Leipz. 1846) von sich reden, weil der Dichter in diesen mit leidenschaftlicher Heftigkeit socialistische Tendenzen vertrat; „Aus der Heimath“ (Dresd. 1852), der Roman „Mater dolorosa“ (Leipz. 1853), das erzählende Gedicht „Jadwiga“ (Ebd. 1853) und die Gedichtsammlung „Still und bewegt“ (Berl. 1870) wurden nur noch von einer kleinen Gemeinde bemerkt. Das Leben des Dichters gestaltete sich nach seinem Weggange von Weimar noch sehr wechselvoll, 1843 wandte er sich nach Wien, 1844 nach Berlin, später nach Pest, wo er journalistisch thätig war, dann abermals nach Wien und zuletzt nach Währing bei Wien, wo er, fast ganz vergessen, am 10. April 1879 in Dürftigkeit starb.

Die Eisenbahn.

Gleich ist's den Philistern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen,
An die Ohren muß es schallen,
In die Augen muß es springen.
Ihres Mundes Thor ist offen,
Dort in bangen Mutterwehen
Schleicht die Neugier, schleicht das Hoffen,
Rings umher auf tausend Zehen.

Wie sie rechnen, wie sie sinnen
Unsre Gelder — in Papieren —,
Freunde, werden wir gewinnen?
Freunde, werden wir verlieren?
Fluch den Neuerungen! eifert
Jener mit erhitzter Wange,
Grade meine Flur bezeichnet,
Meine Saat, die Eisenschlange.

Tobt ihr nun im tollen Fieber?
Möcht' es euch darnieder raffen!
Kleine Münzen sind euch lieber
Als des Geistes höchstes Schaffen.
Regen ist euch eben Regen,
Kiese sind euch eben Kiese;
Doch im Regen träumt der Segen
Und im Kies des Feuers Riese.

Nur der Dichter steht im Bunde
Mit den Geistern, kann sie hören,
Kann, ein Faust, aus jedem Hunde
Einen Geist heraufbeschwören.
Und nach neuen Welten tastet
Er mit jedem Herzensschlage;
Baut, zerstört und baut — und rastet
Nicht wie Gott am letzen Tage.

Die Papiere — feilgeboten —
Steigen — fallen — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere Noten,
Ausgestellt auf Deutschlands Einheit,
Diese Schienen Hochzeitsbänder,
Trauungsringe blankgegossen;
Liebend tauschen sie die Länder
Und die Ehe wird geschlossen.

Eisen! du bist zahm geworden!
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden,
Ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst, am Leben fest zu hangen,
Und auf deinen spröden Schienen
Wird ein Hochzeitsfest begangen.

Hört ihr brausen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen,
Halten brünstig sich umschlossen.
Wie sie kosen! Wie sie minnen!
Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kamen,
Und die Wolkenpfaffen singen
Drauf ein donnernd dumpfes Amen.

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

Geh' zur Ruh.

Sorgenvolle, wetterschwüle
Mädchenstirne, geh' zur Ruh!
Lieblich weht des Abends Kühle
Werde kühl auch du!
Träume, daß der Hauch der Nacht
Dir ein Palmenblatt gebracht,
Geh' zur Ruh!

Laß dein Hangen, laß dein Banger
Irrend Auge, schließ dich zu!
Sieh, der Tag ist schlafen gangen,
Schlafen geh' auch du!
Ach, das süß erlebte Glück
Spiegelt dir der Traum zurück,
Geh' zur Ruh!

Aus „Janko, der ungarische Roßhirt".

(Der Schloßherr besucht das Hochzeitsfest Janko's.)

Hei, geht's in der Schenke — sausend und brausend zu! — Die Gläser und die Gelenke — haben keine Ruh.

Herein mit stolzem Schritt — der Schloßherr tritt. — Die Kunde irrt — von Mund zu Munde. — Drob blickt so stolz der Wirth — in die Runde. — Kein Zymbal summt — kein Dudelsack brummt — die Fidel verstummt! — In der Rechten schwebend — hält den Becher — der glühende Zecher — und starrt; — nur leise die heißen Sohlen hebend — der Tänzer harrt.

Die Bauern langen erschrocken — von den struppigen Locken — mit knechtischem Gemüthe — die breitgekrämpten Hüte. — Sonst, beim Wasserkruge — hinter dem Pfluge — schweißbenetzt — mattgehetzt; — sonst, lagernd auf der Erden — bei den mähnenwerfenden Pferden — vom Sturm gerüttelt — geschüttelt — von der Sonne beschossen — begossen; — sonst, wenn Weib und Kind um Brod — zum Himmel geschrieen in bittrer

Roth — indeß der Schloßherr die Flaschen entpfropft — auf's werdende Bäuchlein klopft — mit duftendem Kraute die Pfeife stopft — auf wonniglich zerküßten — Lippen und Brüsten — trunken, versunken ruht! — kampflustig rücken sie da den Hut — sehn finster und wild — daß die Taube mild — die harmlos sonst und unverzagt — aus ihren Händen das Futter pickt — zusammenschrickt — und nicht zu nahen wagt: — da brüten sie Fluch und Verderben — und sterben soll er, sterben, sterben! — und jetzt, wo er mit stolzem Schritt — in ihre Reihen tritt — jetzt stehn sie entnervt, erblaßt — als wollten sie fast — dem Götzen zu Füßen fallen — die feigen Vasallen!

Mit freudigem Gemüthe — den heißen Wein im Geblüte — umhalsend die zitternde Braut — der Roßhirt jubelt laut: — das Leid hat ein Ende — bin geboren neu — hab ein Roß behende — Gefährten treu — hab Hof und Hund — hab Gelder und Felder — ein Weibchen mit süßem Mund — und mein Herr mir gnädig ist — Gelobt sei Jesus Christ!

An das erste Triumvirat österreichischer Freiheitsdichter: Grün, Lenau, Beck schloß sich sehr bald ein zweites: Rollett, Hartmann, Meißner, das zwar an Originalität und Frische dem ersteren nicht gleich kommt, sich aber auch mit seinen bescheideneren Mitteln in den weitesten Kreisen Sympathieen verschaffte. **Hermann Rollett** trat zuerst mit „Liederkränzen" (Wien 1842) und „Frühlingsboten aus Oesterreich" (Jena 1845) hervor und ließ dann das „Wanderbuch eines Wiener Poeten" (Frankfurt 1846), „Frische Lieder" (Ulm 1847), „Kampflieder" (Leipzig 1848), „Das Lied von Robert Blum" (Jena 1848) u. a. erscheinen. Was ihn vortheilhaft auszeichnet, ist Klarheit und Bestimmtheit; er weiß stets was er will und spricht das auch immer ohne Umschweif aus, wodurch seine Lieder einen kraftvollen, energischen Charakter erhalten. Später gab er einen Band „Ausgewählte Gedichte" (Leipzig 1865) heraus, in denen auch „Liebesklänge", „Naturstimmen" ꝛc. enthalten sind, die ein feinsinniges Gemüth bekunden. Die Dramen des Dichters erzielten keinen Erfolg. Rollett hat unter dem vormärzlichen Drucke viel zu leiden gehabt. Er wurde am 20. August 1819 zu Baden bei Wien geboren, widmete sich in Wien pharmaceutischen Studien und begann von 1845 ab, da ihm die politischen Verhältnisse daheim ganz unleidlich waren, ein Wanderleben, hielt sich in Jena, Weinsberg bei Kerner, München, Leipzig, wieder in Jena, wo er auf Requisition der preußischen Regierung längere Zeit hinter Schloß und Riegel gesetzt wurde, Rudolstadt, Hildburghausen und der Schweiz auf, bis er 1854 nach Baden bei Wien zurückkehrte, wo er noch jetzt in geachteter Stellung lebt. **Moritz Hartmann** begründete seinen Ruf durch seine Gedichtsammlung „Kelch und Schwert" (Leipzig 1845) und seine „Neueren Gedichte" (Ebenda 1846). In „Kelch und Schwert" feierte er den Heldensinn und Heldenmuth der böhmischen Freiheitskämpfer vergangener Jahrhunderte, besonders Huß und seiner Schaaren, stellte sich dabei aber keineswegs auf den Standpunkt der heutigen Czechen, sondern sah in seinen Heroen nur die kühnen Vertheidiger ihres Glaubens und ihres Vaterlandes, wie er denn auch später den fanatischen Czechen gegenüber stets die Interessen der deutschen Partei vertrat. Die Verse sind leichtflüssig und gedankenreich. Die „Neueren Gedichte" enthalten auch eine Anzahl anmuthiger und gemüthvoller Liebeslieder, über die meist ein Hauch von Schwermuth gebreitet liegt. Später veröffentlichte er „Die Reimchronik des Pfaffen

Mauritius" (Frankfurt 1849), in welcher er seinem Zorne über die Wankelmüthigen und Feigen des Frankfurter Parlaments Luft machte, das etwas blasse Idyll in Hexametern „Adam und Eva" (Leipzig 1851), poetische Erzählungen („Schatten". Darmstadt 1851) und eine Reihe von Novellen, die er unter den Titeln „Erzählungen eines Unstäten" (2 Bände, Berlin 1858), „Von Frühling zu Frühling" (Berlin 1861), „Nach der Natur" (3 Bände, Stuttgart 1866) ꝛc. zusammenfaßte, sowie die Romane „Der Krieg um den Wald" (Frankfurt 1850), „Die letzten Tage eines Königs" (Stuttgart 1866) und „Die Diamanten der Baronin" (2 Bände, Berlin 1868). Die Novellen sind freundlich, lebendig und graziös, doch ohne eine ausgeprägtere Eigenart; von den Romanen verdienen „Die letzten Tage eines Königs" hervorgehoben zu werden, in denen das tragische Ende Murat's überaus packend geschildert wird. Die „Gesammelten Werke" Hartmann's erschienen in 10 Bänden zu Stuttgart 1873—75. Außerdem sei noch erwähnt, daß Hartmann mit Fr. Szarvady Petöfi's Gedichte (Darmstadt 1851) und mit L. Pfau bretonische Volkslieder (Köln 1859) übersetzte und ein geistvolles, interessantes „Tagebuch aus Languedoc und Provence" (2 Bände, Darmstadt 1853) herausgab. Das Leben des Dichters gestaltete sich in Folge der traurigen politischen Verhältnisse noch bunter, als das Rollett's. Er wurde am 15. Oktober 1821 zu Duschnik bei Przibram in Böhmen als der Sohn israelitischer Eltern geboren, studirte in Prag und Wien Philosophie, ging 1844 auf Veranlassung Lenau's, der ihm rieth, die schwüle, dumpfe Luft Oesterreichs zu meiden, nach Berlin und Leipzig, zog sich, da er es gewagt hatte, seine Gedichte „Kelch und Schwert" im Auslande drucken zu lassen, ohne sie vorher der österreichischen Censur vorgelegt zu haben, von Seiten der österreichischen Regierung viele Verfolgungen zu, die ihn zu einem langen Wanderleben zwangen, nahm sodann lebhaften Antheil an der Revolution, vertrat die Stadt Leitmeritz im Frankfurter Parlamente, mußte nach der Niederwerfung des Aufstandes abermals den Wanderstab ergreifen, durchstreifte England, Schottland, Irland, Frankreich, Italien, die Schweiz, übernahm darauf 1863 zu Stuttgart die Redaktion der „Freya", 1868 zu Wien die Redaktion des Feuilleton's der „Neuen Freien Presse", starb aber bereits am 13. Mai 1872 zu Oberdöbling bei Wien. **Alfred Meißner** zeigt sich bei seinem ersten Auftreten als ein Schüler Lenau's; in seinen Gedichten (Leipzig 1845) waltet zum großen Theil die träumerische, düstere Melancholie des Sängers der Schilflieder, doch finden sich auch Anklänge an Heine, Byron, George Sand u. A. Hartmann gegenüber entwickelt er mehr Schwung und Glanz, auch verficht er seinen freisinnigen politischen und religiösen Standpunkt, bei dem er sich aber nicht immer ganz klar ist, mit mehr Leidenschaft, ja nicht selten mit einer gewissen nervösen Gereiztheit. Reifer und selbstständiger ist er bereits in seinem nächsten Werke, dem Epos „Ziska" (Leipzig 1846, 10. Auflage 1867), in welchem er in oft großartigen und farbensatten Bildern die Verirrungen des religiösen Fanatismus schildert und mit der ganzen Macht seiner Begeisterung für religiöse Freiheit eintritt. Nachdem er noch einige durch die Zeitereignisse hervorgerufene Schriften veröffentlicht, suchte er sich die Bühne zu erobern und schrieb die Tragödien „Das

Weib des Urias" (Leipzig 1851), „Reginald Armstrong" (Ebenda 1853) und „Der Prätendent von York" (Ebenda 1857), ohne daß er seinen Zweck erreichte, worauf er sich dem Zeitromane zuwandte. Seine Hauptwerke auf diesem Gebiete sind „Sansara" (4 Bände, Leipzig 1858), „Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte" (2 Bände, Ebenda 1860—62), „Neuer Adel" (3 Bände, Leipzig 1861), „Schwarz-gelb. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren" (4 Abtheilungen, Berlin 1862—64), „Lemberger und Sohn" (Berlin 1865), „Babel. Roman aus Oesterreichs neuester Geschichte" (4 Bände, Berlin 1867), und „Die Kinder Rom's" (4 Bände, Berlin 1870). In allen führt er nach Oesterreich und schildert die dortigen politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse mit großer Meisterschaft, die vielen Schäden stets rücksichtslos blos legend. Die Handlung ist immer geschickt und kunstreich aufgebaut, die Darstellung gewandt und die Charakteristik der Personen scharf und geistreich. Mit Vorliebe wendet sich der Verfasser düsteren Scenen zu; wiederholt handelt es sich um die Enthüllung schwerer Verbrechen, und dann thut er auch wohl einmal einen Tritt in das Gebiet des Sensationsromanes hinüber, aber sein guter Geschmack bewahrt ihn vor dem Weiterwandeln auf diesem Abwege. Alle seine Romane sind daher tüchtige Leistungen, die auf der Höhe der modernen Bildung stehen und treue Zeitbilder, in denen die Bestrebungen der Gegenwart klar zum Ausdruck kommen. Die „Gesammelten Schriften" des Dichters erschienen in 30 Lieferungen zu Leipzig 1871—75. Auch das Leben Meißner's war in Folge der politischen Verhältnisse ein viel bewegtes; er wurde am 15. Oktober 1822 zu Teplitz geboren, studirte in Prag Medizin, war auch eine Zeit lang daselbst als Arzt thätig, verließ aber 1846 Böhmen, weil er sich von der Censur nicht fesseln lassen wollte und ging erst nach Leipzig und dann nach Dresden. Nach der Herausgabe seines „Ziska" war er jedoch auch dort nicht mehr sicher; er wandte sich daher nach Paris, wo er mit Heine verkehrte (dessen Persönlichkeit er sodann in „Heinrich Heine. Erinnerungen" [Hamburg 1856] getreu geschildert hat) und durch diesen auch mit Dumas, Balzac, Alfred de Vigny u. A. bekannt wurde. Bei dem Ausbruche der Revolution kehrte er nach Deutschland zurück, ohne jedoch hervorragenden Antheil an der Bewegung zu nehmen. Während der Reactionszeit hielt er sich wieder in Paris und zum Theil auch in London auf. 1869 siedelte er sich, nachdem er abermals einige Zeit in Prag zugebracht, in Bregenz am Bodensee an, wo er noch jetzt lebt.

An diese kühnen und kecken Vorwärtsstürmer reihte sich schnell, sowohl in Deutschland, wie in Oesterreich, ein langes Gefolge, das bald in Hoffmann'schen Stachelversen, bald in Herwegh'schen Dithyramben, bald in Klängen Anastasius Grün's, bald in der Art der melancholischen Lieder Lenau's dem Freiheitsgedanken weitere Verbreitung zu verschaffen suchte. Wir müssen uns bescheiden, hier nur mit wenigen kurzen Bemerkungen ihre Namen zu nennen. Von denen, die in Deutschland auftraten, führen wir an: den genialen, leider zu früh verstorbenen Georg Büchner (1813—1837), der mit seiner Erstlingsarbeit, der Tragödie „Danton's Tod", außerordentlich viel versprach, Titus Ullrich (geb. 1813), der eine schwungvolle und gedankentiefe Dichtung „Das hohe Lied" heraus-

gab, Moritz Graf Strachwitz (1822—1847), der sich in seinen glänzenden und schwungvollen „Liedern eines Erwachenden“ (Breslau 1842) mit glühender Begeisterung, mit einer gewissen ritterlichen Schwärmerei der neuen Bewegung anschloß, dann aber, als die revolutionären Ideen bestimmter hervortraten, wieder zurückwich und sich in seinen „Neuen Gedichten“ (Ebd. 1848) den freiheitlichen Bestrebungen sogar feindlich gegenüberstellte, Adolf Glasbrenner (1810—1876), der mit schlagendem Witz in einer Reihe von Spottliedern und Humoresken, besonders aber in seinem satirischen Epos „Der neue Reinecke Fuchs“ (Leipzig 1845) Bundestag und Regierungen lächerlich machte, Adolf Strodtmann (1829—1879), Theodor Creizenach (1818—1877), Ernst Ortlepp (1800—1864) und Heinrich Zeise (geb. 1822). Von den Oesterreichern heben wir hervor: Ludwig August Frankl (geb. 1810), der, durch Anastasius Grün's „Letzten Ritter“ angeregt, ein „Habsburgslied“ schrieb und in weiteren Dichtungen hauptsächlich für Besserung der Lage der Juden zu wirken suchte, Joseph Christian Freiherr von Zedlitz (1790—1862), der sich jedoch bereits Ende der zwanziger Jahre durch seine echt poetischen „Todtenkränze“ (Wien 1827) einen geachteten Namen machte, Johannes Nordmann (geb. 1820), der in sehr kräftigen Strophen gegen das Metternich'sche Regime zu Felde zog, Hieronymus Lorm (Pseudonym für Heinrich Landesmann, geb. 1821), der auch neuerdings wieder durch geistreiche Poesie die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, Adolf Pichler (geb. 1819), Ernst Freiherr von Feuchtersleben (1806—1849), den jedoch weit mehr als seine Dichtungen seine geistvolle „Diätetik der Seele“ (Wien 1838) bekannt machte, Karl Ferdinand Dräxler-Manfred (1806—1879), Hermann von Gilm (1812—1864), Carlopago (Pseudonym für Karl Ziegler, geb. 1812), Karl Gottfried Ritter von Leitner (geb. 1800), Adolf Ignaz Ritter von Tschabuschnigg (1809—1877), Karl Adam Kaltenbrunner (1804—1867), Heinrich Ritter von Levitschnigg (1810—1862) und Moritz Rappaport (geb. 1808).

Die Ruhmeskränze, welche das begeisterte Volk freigebig und in reicher Fülle all' diesen Freiheitssängern der vierziger Jahre zuwarf, wurden aber schon sehr bald von denselben Händen, die sie gespendet hatten, wieder zerpflückt. Als der kurze wilde Freiheitsrausch vorüber war und die Reaction nun mit brutaler Faust jede Hoffnung auf ein freiheitliches Staatsleben wieder zu zertrümmern suchte, fragte man sich naturgemäß, wie es denn nur zu diesem jämmerlichen Ende, zu diesem schmachvollen Resultate habe kommen können, und da man sich selbst, seiner eigenen Unklarheit, seinem eigenen Ungeschick, seinem eigenen Mangel an jeder staatsmännischen Einsicht die Schuld nicht beimessen wollte, so schob man sie auf die Dichter, die die Begeisterung und die Hoffnungen geweckt hatten. Man vergaß, daß diese doch nur ausgesprochen, was Alle beseelt, doch nur das besungen, was Alle durchglüht hatte. Daß dabei auch viel hohler Enthusiasmus, manch' großsprecherisches Phrasengeklingel, manch' überschwengliche Phantasterei mit untergelaufen war, konnte bei der allgemeinen Unbestimmtheit der politischen Ansichten nicht Wunder nehmen. Man that daher den Freiheitssängern bitter Unrecht, als man sie jetzt eben so tief herabsetzte, wie man sie ehedem gefeiert

hatte. Die politische Lyrik der vierziger Jahre hat ihre Mission vollständig erfüllt, sie hat die Begeisterung für staatliche Freiheit, die hier sich erst langsam zu regen begann, dort noch schlummerte, zu heller, gewaltiger Flamme angefacht; das Weitere lag sodann dem staatsmännischen Geschicke der Führer des Volkes ob; daß es diesen nicht gelang, die Flamme zu fassen und zu einer wohlthätigen zu machen, kann nicht Schuld der Dichter sein. Daß es überhaupt ein Frevel war, den Freiheitsgedanken zu wecken, wird wohl heute Niemand mehr zu behaupten wagen.



Die Reaction.

Mit dem Beginn des Jahres 1849 hatten die Regierungen von Preußen und Oesterreich die Zügel der Herrschaft wieder fest in der Hand; im Laufe des Frühjahrs stellten die preußischen Waffen auch in Baden, wo es abermals zu Kämpfen gekommen war, die Ruhe wieder her — bald verschwand ein liberales Ministerium nach dem andern und nicht lange, so war von all' den Märzerrungenschaften auch nicht ein Restchen mehr übrig geblieben. Dennoch hatte es mit der Reconstruction der vormärzlichen Einrichtungen und Verhältnisse noch seine Schwierigkeiten, ja es trat bei derselben sogar eine Machtverschiebung ein, die dann aber später, als der nationale Einheitsgedanke sich abermals zu regen begann, für denjenigen Staat, welcher dieselbe in kurzsichtiger Rivalität herbeigeführt, für den Kaiserstaat Oesterreich, verhängnißvoll werden sollte.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., hatte die deutsche Kaiserkrone abgelehnt, weil er sie nicht „aus der Hand der Revolution" hatte nehmen wollen; dem Gedanken, das geeinigte Deutschland unter die Oberhoheit Preußens zu stellen, war er dabei durchaus nicht abhold gewesen, und jetzt nun, nachdem die Revolution niedergeworfen und die Fürsten sich auf ihren Thronen wieder sicher fühlten, trug er sich mit der seltsamen Hoffnung, das Reich mit der freien Zustimmung der deutschen Regierungen, selbst mit der Oesterreichs, aufrichten zu können. Zu diesem Zwecke schloß er zunächst mit Hannover und Sachsen im Mai 1849 das sogenannte Dreikönigsbündniß, welchem die Contrahenten den gemeinsamen Entwurf einer deutschen Verfassung zu Grunde legten. Die Hauptpunkte bestanden in Folgendem: Die Würde des Reichsvorstandes ist der Krone Preußen vorbehalten, daneben besteht ein Fürstencollegium mit sechs Stimmen, ein Reichstag in zwei Kammern; die beiden Kammern üben mit dem Reichsvorstande und dem Fürstencollegium die gesetzgebende Gewalt aus. Diesem Bündnisse traten alsbald noch weitere deutsche Staaten bei, doch gelang es nicht, die Hauptstaaten Süddeutschlands,

Bayern und Württemberg, für dasselbe zu gewinnen, noch weniger Oesterreich. In Folge dessen schieden Sachsen und Hannover aus dem Bündnisse, dem mittlerweile der Name „Union" beigelegt worden war, wieder aus und bildeten im Februar 1850 mit Bayern und Württemberg ein „Vierkönigsbündniß", durch das eine Reichsverfassung mit einem von Oesterreich, Preußen, den vier Königreichen und beiden Hessen gebildeten Directorium und einer durch die Landstände gewählten Nationalversammlung in's Leben gerufen werden sollte. Diesem Projecte stimmte auch Oesterreich zu, jedoch nur unter der Bedingung, daß es ihm möglich gemacht werde, mit dem ganzen Umfange seiner Staaten, also auch mit der Lombardei und Venetien, mit Ungarn, Kroatien, der Militärgrenze ꝛc., dem Bunde beizutreten. Diesem Ansinnen, hinter dem der deutsche Einheitsgedanke vollständig versank, konnte natürlich nicht die geringste Berücksichtigung widerfahren, und Preußen beeilte sich daher um so mehr, die von ihm in's Leben gerufene Union zu festigen. Es berief ein „Unions-Parlament" auf den 20. März 1850 nach Erfurt ein, legte diesem die von dem „Dreikönigsbündnisse" aufgestellte Reichs-Verfassung vor, und die Versammlung nahm die ganze Vorlage, um schnell zu einem Resultat zu kommen, ohne jede Einzelberathung sofort an. Mittlerweile pfiff aber der kalte Wind der Reaction immer stärker über die deutschen Lande; was noch im Mai 1849, zur Zeit der Gründung der „Union", als sehr wünschenswerth erschien, galt jetzt, im April 1850, während des „Unions-Parlamentes", bereits für viel zu liberal; selbst in der Umgebung Friedrich Wilhelm's wuchs die Zahl der Gegner der Unionspolitik von Tag zu Tag, und der König, ohne alle Energie, unsicher und unklar, ließ sich gar bald von der reactionären Partei vollständig gefangen nehmen. Am 29. April 1850 ward plötzlich das Parlament vertagt, um nie wieder zusammen berufen zu werden. Die Reaction hatte jetzt auf der ganzen Linie gesiegt und in Folge dessen ward auch allerwärts der Ruf nach der Wiederherstellung des Status quo laut; besonders verlangte Oesterreich dieselbe mit allem Nachdruck, weil es hoffte, dabei die Leitung der deutschen Angelegenheiten wieder in die Hände zu bekommen; Preußen widersetzte sich derselben jedoch. Dadurch entstand ein lebhafter Notenwechsel zwischen Wien und Berlin, bei dem es aber zu keiner Einigung kam, während die Schroffheit zwischen Oesterreich und Preußen wuchs. Um einen ernsten Conflict zu vermeiden, rief Preußen die Vermittelung Rußland's an, allein der Kaiser Nicolaus, der seinem königlichen Schwager längst zürnte, daß er freisinnige Männer an's Steuer des Staates gerufen, erklärte sich auf's Bestimmteste für die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815 und damit auch zugleich für die Wiederherstellung des Bundestages. Das bedeutete aber nichts mehr und nichts weniger als die vollständige Unterwerfung Preußens unter Oesterreich; Rodowitz, der Minister des Aeußern, beantragte sofort, die preußische Armee auf den Kriegsfuß zu stellen, allein Friedrich Wilhelm schreckte vor dem energischen Schritte zurück; er konnte sich nicht entscheiden. Es zeigte sich grell, daß er nicht der Mann war, dessen Preußen in diesem kritischen Momente bedurfte, in welchem es rücksichtslos und furchtlos Alles hätte daransetzen müssen, die ihm durch die Entwickelung Deutschlands zugewiesene erste Stelle

zu behaupten. Darauf nahm Radowitz seine Entlassung und Otto von Manteuffel trat an seine Stelle, der sich nun eiligst anschickte, den Conflict auf gütlichem Wege beizulegen, dabei aber auch Preußen zu tiefster Erniedrigung herabdrückte. Am 29. November 1850 unterzeichnete er die schmachvollen „Olmützer Punctationen", laut deren sich Preußen alles leitenden Einflusses auf die Ordnung der deutschen Angelegenheiten begab, die Union auflöste und zur Wiederherstellung des Bundestages seine Zustimmung gab. Am 30. Mai 1851 hielt derselbe wieder seine erste von allen Staaten beschickte Sitzung.

Mit geschäftiger Hand wurden nun alle Spuren der Revolution sorgsam verwischt; hastig kehrte man, vor Allem in den mittleren und kleineren Staaten, zur alten Ordnung der Dinge bis zur letzten Armseligkeit des Hof- und Herrendienstes zurück. „Eine über alle Maßen kleinliche polizeiliche Ueberwachung lebte wieder auf," schreibt Oscar Jäger in seiner „Geschichte der neuesten Zeit" (Berlin 1879. 18. Auflage 2. Band S. 82), „und überall reichte sich, in dieser nichtswürdigen Form allein die deutsche Einheit verwirklichend, die Tyrannei die Hand: wehe dem Reisenden, dem nicht mit sieben Siegeln auf tadellosem Passe von Station zu Station seine politische Ungefährlichkeit bescheinigt war. Die Bureaukratie rächte sich überall mit verdoppelter Grobheit für die Angst, die sie ausgestanden, für die Schwäche, die sie gezeigt, und mit der politischen Reaction verband sich die kirchliche, d. h. ein widerliches Heuchelchristenthum, welches namentlich die protestantischen Kirchengemeinschaften und ihre Organe eine Zeit lang zu Polizeiinstituten herabwürdigte. Es war nicht mehr die naive bornirte Selbstgefälligkeit des alten Beamtenstaates gegenüber dem beschränkten Unterthanenverstande, welche jetzt das Ruder führte; vielmehr kehrte ein bewußter Geist der Rache, der kleinlichen Bosheit, der Schadenfreude bei den Regierenden ein; man hatte die Macht der populären Bewegung erfahren und behandelte demnach Alles, was als Volkswunsch sich darstellte, mit furchtsamem Hasse, oder mit cynischer Verachtung."

Ein so vollständiges Fiasco hatte Niemand erwartet. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich des gesammten Volkes. Auch diejenigen, welche noch bis in das Jahr 1850 hinein vertrauensvoll auf Preußen geblickt hatten, starrten jetzt trostlos in die Zukunft. Für immer schien die Hoffnung auf ein Gesammtdeutschland vernichtet zu sein. Alle Patrioten traten aus dem öffentlichen Leben zurück, viele Tausende — im Jahre 1851 über 113,000 Personen — verließen die Heimath und wanderten nach dem freien Amerika aus; die große Menge aber versank in Kleinmüthigkeit und Stumpfheit. Gleichzeitig wandte sie sich von all' den Freiheitssängern ab, die sie noch vor einem Jahre gefeiert, ja sie grollte ihnen, da sie es gewesen seien, die mit ihrem „abgeschmackten Idealismus", ihrer Schönrednerei und ihren Träumen von Deutschlands Einigkeit und Herrlichkeit nun diesen ganzen Jammer herbeigeführt hätten. Niemand wollte mehr etwas von politischer Lyrik wissen, Jeder hatte den Tumult, die Trompetenstöße und das Kriegsgeschrei herzlich satt und suchte den Gedanken über Staatsangelegenheiten so weit als möglich aus dem Wege zu gehen. Alles Aufregende,

Bedeutende, Großartige wurde vermieden; eine Zeit der Mittelmäßigkeit erstand, in der das Anspruchslose, Zarte, Niedliche gefiel, und in der man sich in bescheidenem Genusse, in vergnüglichem Behagen, mit etwas Demuth und etwas Frömmigkeit, über die Misère der Zeit zu trösten suchte.

Diese Stimmung verlangte nun aber naturgemäß auch nach einer Poesie, die ebenfalls anspruchslos, zart und niedlich, und hie und da auch mit etwas Demuth und etwas Frömmigkeit verbrämt war. Und diese Poesie ließ nicht lange auf sich warten. Himmelweit verschieden von der vormärzlichen, kam sie dahergeschritten mit einem heiteren Jünglingsantlitze, sang von Lenz, Liebe und Wein, den Blümlein am Bachesrand, den Böglein im Walde, dem lieben Gott im blauen Himmel, der die Menschen leitet wie eine Henne ihre Küchlein, und machte sie ja einmal ein ernstes Gesicht, so kam es doch nie zu einem leidenschaftlichen Aufschrei, sondern es blieb bei der stillen Trauer, der süßen Melancholie. So anmuthig und sinnig, so zierlich und naiv klangen alle diese Weisen, Abenteuerchen und Geschichtchen, als hätte es nie einen unglücklichen blutigen Kampf um die Einheit und Freiheit des Vaterlandes gegeben, als herrsche allerwärts nur Freude und Wohlbehagen.

Der erste dieser „neuen Menschen", wie man sie nannte, war **Gustav zu Putlitz**, mit seinem vollen Namen Gustav Heinrich Gans, Edler, Herr zu Putlitz; er bot einen Märchenstrauß „Was sich der Wald erzählt" (Berl. 1850), die Arabeske „Vergißmeinnicht" (Ebd. 1853) und die Träumerei „Luna" (Ebd. 1855), harmlose Dichtungen, denen zwar keine tiefere Idee zu Grunde liegt, die aber ob ihrer hübschen Schilderungen, ihres treuherzigen Geplauders vielen Beifall fanden. Einer besonderen Gunst hatten sich die erstgenannten Märchen zu erfreuen, in denen sich die Blumen des Waldes einander erzählen wie sie entstanden sind, der alte Tannenbaum von den Stürmen des kalten Winters berichtet, der murmelnde Waldbach seine Lebensgeschichte mittheilt 2c. Das kleine Büchlein erlebte gegen vierzig Auflagen. Später hat sich der Dichter hauptsächlich dem Lustspiele zugewendet und eine Reihe einactiger meist sehr artiger Scherze verfaßt. Zu einer schärferen Charakteristik kommt es darin natürlich nicht, auch wird die Verwickelung immer nur durch einen komischen Zufall oder ein ergötzliches Mißverständniß herbeigeführt, dennoch unterhalten die kleinen Stückchen stets auf's Angenehmste, besonders durch ihren graziösen Dialog und ihre natürliche Liebenswürdigkeit. Wir führen als die gelungensten und beliebtesten „Ein Hausmittel", „Badecuren", „Das Herz vergessen", „Seine Frau" und „Nur keine Liebe" an. Die Versuche Putlitz', auch das große historische Drama zu pflegen, sind nur von geringem Erfolge gewesen, der Dichter kann sich nicht über die Atmosphäre der Reactionszeit erheben, es fehlt seinen Schauspielen und Tragödien („Das Testament des großen Kurfürsten", „Waldemar", „Don Juan de Austria", „Wilhelm von Oranien in Whitehall", „Um die Krone" 2c.) die Gewalt und Wucht der Leidenschaft, die energische, straffe Entwickelung der Handlung. In neuester Zeit hatte der Dichter viel Glück mit einem bürgerlichen Schauspiele „Rolf Berndt" (1879), das an allen größeren Bühnen sehr beifällig aufgenommen wurde; trotz-

dem krankt auch dieses Stück an ganz denselben Mängeln, wie die übrigen, auch ihm fehlt es an einem kräftigen allgemeinen Grundgedanken und an einer durchgreifenden, das ganze Stück beherrschenden Leidenschaft. In der Hauptsache handelt es sich ja wohl um den Satz, daß Neid, Mißgunst und Klatschsucht einen ehrlichen Mann, der nach außergewöhnlichen Erfolgen sich nun das Leben behaglich machen will, unter Umständen um sein ganzes Glück bringen können, allein dieser Satz gelangt nicht klar zum Ausdruck; der Graf Eberhard greift sehr hervorragend in die Handlung ein, nicht aus Neid, sondern weil er Rolf Berndt irrthümlich für dessen verkommenen Bruder hält. Statt eines einzigen, die ganze Handlung bewegenden Conflictes entwickeln sich mehrere, zunächst der zwischen Rolf und seiner Mutter, die Gelder, welche ihr der Sohn sandte, unterschlug dann ein zweiter, der durch unbegründeten Verdacht hervorgerufen wird, und schließlich ein dritter in Folge der Eifersucht, welche die Mutter in Rolf hervorruft. Dagegen spricht das Stück durch seine tiefe Innerlichkeit und wohlthuende Natürlichkeit an; sehr bald schon gewinnt Rolf Berndt durch seinen Edelsinn, seine wahre Herzensgüte und seine gesunde Lebensanschauung, nicht minder Gertrud vermöge ihrer Liebenswürdigkeit und Seelenschönheit, und diese Vorzüge sind es denn auch wohl hauptsächlich, welche dem Schauspiel allerwärts eine so freundliche Aufnahme bereiteten. Die Lustspiele des Dichters kamen in Berlin zunächst in 4 Bänden 1850—1855, sodann noch in einer „Neuen Folge" ebenda 1869—1872 in 4 Bänden heraus; von einer Ausgabe seiner „Ausgewählten Werke", der auch eine Anzahl freundlicher Novellen, wie „Die Halben", „Funken unter der Asche" 2c., beigegeben sind, erschienen, ebenfalls zu Berlin, 1872—1877, bis jetzt 6 Bände. Putlitz wurde am 21. März 1821 auf dem väterlichen Gute Retzien in der Westpriegnitz geboren, studirte in Berlin und Heidelberg die Rechte, arbeitete nach bestandener Staatsprüfung einige Jahre bei der Regierung in Magdeburg, verließ aber 1848 den Staatsdienst wieder, lebte theils auf seinem Gute Retzien, theils auf Reisen, bis er 1863 die Leitung des Hoftheaters in Schwerin übernahm, bei der er sich hauptsächlich die Pflege des feineren Lustspiels angelegen sein ließ. Im Jahre 1867 wurde er zum Hofmarschall des Kronprinzen von Preußen ernannt, trat aber von dieser Stellung bald wieder zurück; seit 1873 wirkt er erfolgreich als Generalintendant des großherzoglichen Hoftheaters in Karlsruhe.

Putlitz auf dem Fuße folgte **Otto Roquette** mit einem Rhein-, Wein- und Wander-Märchen „Waldmeisters Brautfahrt" (Stuttgart 1851), das mit noch größerem Beifall empfangen wurde, als der Märchenstrauß „Was sich der Wald erzählt". Und auch mit Recht, denn die Roquette'sche Dichtung ist in jeder Beziehung ursprünglicher und frischer und wird durch eine weit reichere Handlung belebt, als die Putlitz'sche. Der Inhalt ist kurz folgender: Prinz Waldmeister begiebt sich mit seinem ganzen Hofstaate, all' den duftigen Wald- und Frühlingskräutern, auf die Brautfahrt zur schönen Prinzessin Rebenblüte, der lieblichen Tochter des Königs Feuerwein, der mit seinen Edeln, den Rhein-, Neckar- und Moselweinen, zu Rüdesheim glänzend Residenz hält. Unterwegs je-

doch wird der Prinz von einem Professor, der mit seinem Freunde, einem Caplan, spazieren geht, aufgegriffen und in die Botanisirbüchse gesteckt. Darüber geräth die Begleitung des Prinzen in die größte Bestürzung, sie bringt in der Nacht in das Schlafzimmer des Professors, wo auch die Botanisirbüchse liegt, in der der Prinz gefangen schmachtet, und quält den Professor der Art, daß er endlich den Gefangenen freigiebt, d. h. alle die gesammelten zu stark duftenden Kräuter zum Fenster hinauswirft. Frohlockend eilt nun der Prinz zu seiner Braut und feiert eine glänzende Hochzeit, bei der sämmtliche Weine erscheinen und dem jungen Paare ihre Glückwünsche darbringen. Diese heitere Märchenwelt ist außerdem sehr glücklich mit der wirklichen verknüpft, eine lustige auf einer Wanderung begriffene Studentengesellschaft und ein Jäger, der sich eine Winzerin zum Schatz erkor, wirken bestimmend auf den Gang der Handlung ein, wodurch die ganze Dichtung einen festeren, bestimmteren Charakter bekommt. Der Ton des Gedichtes ist durchweg ein ungesuchter, natürlicher, eine sorglose Freude spiegelt sich in den anmuthigen Schilderungen der rheinischen Landschaft und des rheinischen Lebens und eine frohe Jugendlust spricht aus den eingestreuten Liedern. Ein tieferer Gedanke liegt dem Märchen jedoch nicht zu Grunde, es will weiter nichts, als heiter stimmen, und diesen Zweck hat es auch seiner Zeit vollkommen erreicht. Für seine weiteren epischen Dichtungen wählte Roquette bedeutendere Vorwürfe, allein nun machte sich ein großer Mangel an Erfindungsgabe bemerkbar, der Dichter wußte wohl recht hübsche Naturbilder und freundliche Scenen, aber keine fesselnde Handlung zu bieten, und in Folge dessen erzielte auch keine einzige von all' den ferneren Epen („Der Tag von St. Jacob" [Stuttgart 1852], „Herr Heinrich" [Ebd. 1854], „Hans Haideckuckuk" [Berlin 1855] x.) nur annähernd den Erfolg von „Waldmeisters Brautfahrt". Ebenso erfolglos blieben seine Versuche auf dem dramatischen Gebiete. Die Dramen „Das Reich der Träume" (1853), „Jacob von Artevelde" (1856), „Rudolf von Habsburg" (1856), „Der deutsche Festkalender" (1865) x., gingen vollständig spurlos vorüber; etwas mehr Aufmerksamkeit erregte die Tragödie „Der Feind im Hause" (1874), in der besonders der dritte und vierte Act verschiedene glänzende und packende Scenen aufweisen; doch fehlt es dem Stücke an einer tragischen Schuld. Ascanio Contarini, der Held, ersticht seinen Gegner nur, weil er sich in der äußersten Nothwehr befindet, trotzdem muß er diese That mit dem Tode büßen, was unser Rechtsgefühl verletzt. Glücklicher war der Dichter im Liede und in der Novelle. Sein „Liederbuch" (Stuttgart 1852) enthält manchen frohen und zum Herzen sprechenden Sang und seine „Erzählungen" (Frankfurt 1859), „Neuen Erzählungen" (Stuttgart 1862), die Novellensammlung „Luginsland" (Ebd. 1867), die „Novellen" (Berlin 1870) und die Novellensammlung „Welt und Haus" (2 Bde. Braunschweig 1871—1875) bieten verschiedene überaus feinsinnige und reizvolle Gaben, wie „Loreley", „Rumpelstilzchen", „Einer von beiden" und die allerliebste Humoreske „Ich und meine Compagnie". Auf wissenschaftlichem Gebiete erwarb sich Roquette Verdienste durch die Monographie „Leben und Dichten J. Chr. Günthers" (Stuttgart 1860) und eine „Geschichte der deutschen Literatur von

den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit" (2 Bde. Ebd. 1862—1863). Otto Roquette wurde am 19. April 1824 zu Krotoschin in der preußischen Provinz Posen geboren, studirte in Berlin, Heidelberg und Halle Philosophie, Geschichte und neuere Sprachen, lebte nach einer längeren Reise durch Süddeutschland und Oberitalien theils in Berlin, theils in Meißen, bekleidete von 1853—1856 eine Lehrerstelle im Blochmann'schen Institute in Dresden, widmete sich dann abermals nur literarischen Arbeiten, wirkte hierauf von 1862 ab als Professor der allgemeinen Literaturgeschichte an der Kriegsakademie zu Berlin, gab diese Stellung aber bald wieder auf, da sie ihm wenig zusagte, wurde 1867 Lehrer der deutschen Sprache und Literaturgeschichte an der Gewerbe-Akademie zu Berlin und 1869 für dieselben Fächer Professor am Polytechnikum in Darmstadt, wo er noch jetzt lebt.

Dieselbe Begeisterung für den rebenumkränzten Rhein, von der „Waldmeisters Brautfahrt" getragen wird, erfüllt auch die Epen, Lieder, Balladen und Erzählungen von **Wolfgang Müller von Königswinter,** ja dieser machte sich die Verherrlichung seines schönen heimathlichen Stromes sogar zur Lebensaufgabe und ist darum so recht eigentlich der Dichter und poetische Chronist des Rheins geworden. Mit welcher enthusiastischen Verehrung singt er:

„Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land!
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn.
O, wo ich geschwelget in Liedern und Sein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!"

Wolfgang Müller trat zwar bereits in den vierziger Jahren mit einigen Dichtungen hervor, mit „Jungen Liedern" (Düsseldorf 1841), „Balladen und Romanzen" (Ebd. 1842), einem epischen Gedichte „Rheinfahrt" (Frankfurt 1846) und „Gedichten" (Ebd. 1847), verfaßte Ende der vierziger Jahre auch schon eine große Anzahl von Balladen und Romanzen, in denen er alte Sagen, Legenden, historische Ereignisse, Schwänke 2c., die das Stromgebiet des Rheins zum Schauplatze haben, behandelte und die dann unter dem Titel „Lorelei. Rheinsagen-Buch" (Köln 1851) erschienen, seinen Ruf begründete er jedoch erst, als er mit seinen epischen Dichtungen „Die Maikönigin" (Stuttgart 1852), „Prinz Minnewin" (Köln 1854) und „Der Rattenfänger von St. Goar" (Ebd. 1855) unter die „Neuen Menschen" trat. Die „Maikönigin" ist ein Idyll, in welchem das ländliche Leben im Siebengebirge mit seinen Arbeiten in den Weinbergen und Feldern und seinen frohen Festen mit vieler Anschaulichkeit geschildert wird. Die Fabel der Dichtung ist dagegen nur dürftig. Eine buntere Handlung entfaltet sich in dem zweiten kleinen Epos, in welchem mit vielem Humor von all' den wunderbaren Abenteuern berichtet wird, die Prinz Minnewin zu bestehen hat, bevor es ihm gelingt, die schöne Jungfrau zu erringen, zu der es ihn sehnsüchtig treibt. In dem „Rattenfänger von St. Goar" behandelt der Dichter das rheinische behagliche und gemüthliche Kleinstädterleben und bietet hier besonders ganz köstliche Genrebilder. Die Dichtungen „Johann von Werth" (Köln 1858), „Aschenbrödel"

(Frankfurt 1863) und „Der Zauberer Merlin“ (Berlin 1871), die Müller nun noch folgen ließ, sind weniger gelungen. Von den übrigen Schöpfungen des Dichters verdienen noch die „Erzählungen eines rheinischen Chronisten“ (2 Bände Leipzig 1860—61), in denen Nachrichten über Beethoven's Jugend, Erinnerungen an Immermann rc. verwerthet sind, und die Künstlergeschichten „Zum stillen Vergnügen“ (2 Bände Ebd. 1865), welche die Biographieen von Ernst Fröhlich, Clemens Heil, Theodor Barkhofen und Wilhelm Heiden enthalten, so wie das kleine reizende Lustspiel „Sie hat ihr Herz entdeckt“ (Berlin 1865), hervorgehoben zu werden. Die Gedichte und Epen erschienen in einer Gesammtausgabe unter dem Titel „Dichtungen eines rheinischen Poeten“ (6 Bände Leipzig 1871—76). Das Leben Wolfgang Müller's verlief außerordentlich schlicht; er wurde am 5. Mai 1816 zu Königswinter am Fuße des Siebengebirges geboren, studirte in Bonn Medicin, war darauf lange Jahre in Düsseldorf als Arzt thätig, bis er 1853 nach Köln übersiedelte, um nur noch der Wissenschaft, Poesie und Kunst zu leben. Er starb bei einer Kur in Bad Neuenahr am 29. Juni 1873.

Aehnlich wie Roquette und Wolfgang Müller führte sich auch **Julius Rodenberg** ein; nachdem er in zwei Heftchen patriotischer Sonette „Für Schleswig-Holstein“ (Hamburg 1850—51) seine Schwingen erprobt, schuf er die epischen Dichtungen „Dornröschen“ (Bremen 1851), „König Haralds Todtenfeier“ (Marb. 1852) und „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie“ (Hann. 1853), strebte dann aber bald über das abstracte jugendliche Wonnegefühl hinaus, suchte einen kräftigeren, männlicheren Ton anzuschlagen und seinen Horizont zu erweitern. In Folge dessen gestaltete sich auch sein Lebensgang anders, als der seiner Genossen. Rodenberg wurde am 6. Juli 1831 als der Sohn des angesehenen jüdischen Kaufmanns Levy zu Rodenberg im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen geboren, nannte sich aber schon bald nach seinem ersten literarischen Auftreten, mit Genehmigung seines Landesherrn, nach seinem Geburtsorte. Seine Eltern wünschten, daß er sich dem Kaufmannsstande widmen möchte und brachten ihn, um ihn für diesen entsprechend vorzubereiten, auf die höhere Bürgerschule nach Hannover; als sich jedoch seine poetische Begabung zeigte, wurden sie veranlaßt, ihm eine gelehrte Bildung zu geben und ließen ihn zu diesem Zwecke auf das Gymnasium zu Rinteln übersiedeln. Nach absolvirter Gymnasialzeit beschloß Rodenberg die Rechte zu studiren und bezog nach einander die Universitäten Heidelberg, Göttingen, Marburg und Berlin, konnte aber dem corpus juris und den Pandekten wenig Geschmack abgewinnen und wandelte daher schon sehr bald mitten im Garten der Poesie. Bereits von Heidelberg aus veröffentlichte er das „Dornröschen“, dem sodann die beiden anderen oben genannten Epen schnell folgten. Schon diese Jugendarbeiten zeugen von feinem Sinn für Schönheit und Anmuth, doch fehlt es dem Dichter sichtlich noch an Selbstständigkeit; die Muster, an die er sich anlehnte, sind leicht zu erkennen. Fester auf den eigenen Füßen tritt er dagegen schon in den „Liedern“ (Hannover 1853) und den „Musikalischen Sonetten“ (Ebd. 1854) auf, und in den „Gedichten“ (Berlin 1864, 4. Aufl. 1880) zeigt er sodann eine bestimmte, klar ausgeprägte Physiognomie.



Julius Rodenberg.

Zwar herrscht auch bei ihm, wie in den Liedern der übrigen „Neuen Menschen,“ die Freude an der Jugendlust vor,

„So lange noch die Rosen blühn
In der fröhlichen, seligen Maienzeit:
So lange wollen wir singen kühn
Von unsrer Jugend Ewigkeit!“

ruft er aus, aber er schwingt den Becher der Freude doch niemals einzig und allein nur um der Freude willen, sondern ist auch immer von einem tieferen Gedanken erfüllt; er verliert sich also niemals in wesenlose Schwärmerei. In der Schilderung der Natur verfügt er über alle Farben, hauptsächlich sind seine Marinebilder von großer Schönheit; der Cyklus „Herbst auf Helgoland“ verdient besonders hervorgehoben zu werden. Die Reime behandelt er mit vielem Geschmack; alle seine Gedichte sind außerordentlich wohllautend. Rodenberg ist mithin ein Lyriker, der sich über die rosenrothe Laune der Jugendseligkeit erhebt, der bei aller Freude am Genuß auch einen Inhalt in das Leben und mithin auch in seine Poesie zu legen bestrebt ist, und der endlich die Form mit völliger Sicherheit beherrscht. Die juristischen Studien waren durch diese poetischen Bestrebungen bald so in den Hintergrund gedrängt worden, daß der Dichter sie gegen 1855 vollständig aufgab und damit aus seinen Lehrjahren nun in seine Wanderjahre eintrat. Sein erster Ausflug galt Paris, und das Ergebniß desselben waren die hübschen Plaudereien, die bald nach seiner Heimkehr unter dem Titel „Pariser Bilderbuch“ (Braunschweig 1855) erschienen. Dann ging er nach England und widmete sich dort den eingehendsten Studien über englische Geschichte, englisches Volk und Land. Die reifsten Früchte waren die drei historischen Romane „Die Straßensängerin von London“ (Berlin 1863), „Die neue Sündfluth“ (4 Bände Ebd. 1865) und „Von Gottes Gnaden“ (Ebd. 1870). Was diesen Werken zunächst nachgerühmt werden muß, ist die klare Zeichnung der Charaktere und die treue Localschilderung. Kaum ist wohl das Denken und Fühlen der Engländer von einem deutschen Autor mit so richtigem Verständniß und so sicher gezeichnet worden, wie hier, und kein anderer Dichter hat uns das gewaltige London mit seinen stolzen Palästen und meilenlangen Straßen, und wieder mit seinen schmalen düsteren Häusern und engen, winkligen Gassen so plastisch vor Augen führen können, wie Rodenberg. Freilich geht er hierin auch bisweilen zu weit; in seiner Vorliebe für eine altehrwürdige Kirche schildert er uns jede Glocke, die hoch oben im Thurme hängt, und berichtet er uns von jedem Todten, der einst unter dem Altar feierlich beigesetzt wurde, wodurch der Gang der Handlung, so interessant auch diese Abschweifungen sein mögen, trotzdem unliebsam unterbrochen wird. Ferner ist als ein Vorzug dieser Romane die geklärte Lebensanschauung hervorzuheben, die allen Urtheilen zu Grunde liegt. Der Dichter verdammt nie voreilig in ungezügeltem Zorn, vergöttert nie maßlos in schnell aufwallender Bewunderung, sondern wägt stets bedachtsam ab und übt dann weit lieber das Recht des Poeten zu versöhnen, als das des Richters zu verurtheilen. Einigen Katastrophen wäre allerdings eine tiefere Leidenschaft, eine markigere Kraft zu

wünschen, wenn man aber bedenkt, in welcher Cultur- und Literaturperiode der Dichter fußt, so darf man mehr als den getragenen, ruhigen Ton nicht beanspruchen. Endlich ist die Glätte des Stils, der gefällige Periodenbau, der klangvolle Rhythmus der Sprache zu loben. Weitere Ergebnisse des Aufenthalts in England waren die touristischen Schriften „Alltagsleben in London" (Berlin 1860), „Tag und Nacht in London" (Berlin 1862), „Ein Herbst in Wales" (Hannover 1858), „Die Insel der Heiligen. Eine Pilgerfahrt durch Irlands Städte, Dörfer und Ruinen" (2 Bände, Berlin 1860) ꝛc., in denen sich der Autor als ein ausgezeichneter Schilderer von Land und Leuten erweist. Später durchwanderte Rodenberg auch die Heimath und gab dann „In deutschen Landen. Skizzen und Ferienreisen" (Leipzig 1873), „Wiener Sommertage" (Ebd. 1875) und das reizende, stimmungsvolle Büchlein „Still-Leben auf Sylt" (Berlin, 3. vermehrte Auflage 1876) heraus. Nach dem Abschluß seiner Wanderjahre nahm Rodenberg 1862 seinen festen Wohnsitz in Berlin, redigirte eine Zeit lang das belletristische Beiblatt zur Modenzeitung „Bazar", von 1867 ab mehrere Jahre den „Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft" und gründete 1874 die „Deutsche Rundschau", eine Monatsschrift für die gesammten geistigen Interessen, die er noch jetzt herausgiebt. Der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs brachte er den wärmsten Patriotismus entgegen, feierte die Heldenthaten der Armee sowohl im frischen Liede, wie im schwungvollen Festspiele und ließ schließlich die ganze gewaltige Zeit mit allen ihren tiefen Aufregungen in einem großen, kunstvoll componirten Familiengemälde reflectiren, dem Romane „Die Grandidiers" (3 Bände, Stuttgart 1879), in welchem er auch zugleich seine vollendetste Schöpfung bot. Der Verfasser zeigt sich hier in jeder Hinsicht als Meister. Der Roman beginnt in heiterem leichtem Tone und mit engem Horizonte, allmählich steigert sich das Interesse, der Blick erweitert sich und aus leisen Anfängen bildet sich ein Conflict heraus, der mit jedem Schritte, den die Handlung weiter vorwärts thut, tiefer und tiefer geht, bis er endlich eine Kluft zwischen Vater und Sohn reißt, die für alle Zeiten unüberbrückbar zu sein scheint. Zu gleicher Zeit entwickelt sich aus dem kleinen politischen Stimmungsbildchen nach und nach ein großartiges, tiefernstes historisches Gemälde: der Krieg mit Frankreich bricht herein, und was bisher unmöglich war, vollbringt jetzt die siegreiche Germania; sie eint nicht nur die deutschen Stämme, sondern sie führt auch die Grandidiers wieder zusammen. Doch nicht nur der Aufbau der Handlung, auch die Charakteristik der einzelnen Personen ist überaus glücklich, vorab die des alten würdigen Herrn Grandidier mit seiner rührenden dankbaren Verehrung für den großen Kurfürsten, den Wohlthäter der französischen Colonie in Berlin und speciell der Grandidiers, des träumerischen Sohnes Eduard, der heitern Bärbel, des originellen „Obersten" Scharf ꝛc. Und endlich sind auch die Lokalschilderungen von großem Reize; die engen dämmerigen Straßen des geschäftigen und arbeitsamen Berlin, die trägen Kähne an den Schleusen, die modrigen Trödlerläden am Mühlendamm, die Rumpelkammern hoch oben im Grandidier'schen Hause — sie alle weiß uns der Dichter mit dem Griffel eines Dickens zu zeichnen, daß es uns nicht selten ist, als sähen

wir mit unseren eigenen Augen das Treiben und Wogen der Menge, hörten wir mit unseren eigenen Ohren das Stoßen und Stöhnen, Surren und Schlagen der Maschinen in den Fabriken. Möchte Rodenberg Zeit gewinnen, noch mehrere solcher warmempfundenen vaterländischen Romane zu schaffen; ist es doch jetzt hauptsächlich die Pflicht der Dichter, den geweckten vaterländischen Sinn nun auch zu stärken und zu befestigen, und das kann hauptsächlich durch den vaterländischen Roman geschehen.

Den Roquette, Wolfgang Müller und Rodenberg ganz entgegengesetzt verfährt **Theodor Storm**; dieser feiert Jugend und Liebe nicht, indem er sie, fröhlich mitten in der Gegenwart stehend, sorglos genießt, sondern indem er, zurückschauend in die Vergangenheit, sich voll Wehmuth erinnert, welch' süßen Genuß sie ihm einst, vor langen, langen Jahren gewährten. Seine Schöpfungen sind daher vorwiegend Stimmungspoesie, in der er alles Gewaltsame, alles Harte sorgsam vermeidet, alles schärfere Licht abdämpft, so daß es nicht selten unentschieden bleibt, ob das, was er da, halb in Träumen verloren, berichtet, eine That war, oder nur ein Ereigniß. In Folge dessen haben seine Scenen oft etwas Unbestimmtes, Verschwommenes, entbehren verschiedene seiner Helden der Thatkraft. Sie weichen vor dem entscheidenden Schritte zurück und versinken dann in schmerzliche Resignation. Doch verfallen sie niemals in krankhaften Pessimismus. In der Technik, in der Art und Weise, wie er die Seelenzustände seiner Personen anzudeuten weiß, in der leichten und doch stets so überaus charakteristischen Skizzirung der Scenerie entfaltet Storm eine große Kunst. Kein anderer neuerer Dichter weiß mit so wenigen Mitteln die stille Wehmuth, den gefaßten Schmerz, das bittersüße Gefühl der Einsamkeit so überzeugend zu schildern, wie er; kein anderer, selbst Stifter nicht, weiß uns die duftige Waldesdämmerung, den sommerlichen Glanz der Halde so reizvoll vorzuzaubern, wie der Verfasser von „Immensee." Seit 1870, seit der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, pulst der Herzschlag in den Storm'schen Novellen erfreulicher Weise etwas kräftiger; an die Stelle der trüben Melancholie tritt ein männlicher, selbst wilder Schmerz, wie in »Aquis submersus«, außerdem ist der Dichter nicht mehr ausschließlich ernst, sondern es tauchen jetzt auch froh in's Leben blickende Menschen bei ihm auf, wie in der Geschichte „Beim Vetter Christian", oder es leuchtet am Schlusse ein beseligender Friede, wie in der Novelle »Viola tricolor«, in der das Problem der „zweiten Frau" meisterhaft behandelt wird. Leider ist der Dichter über die kleine Novelle nie hinausgekommen. Auch in seiner Lyrik ist er bei der Kleinmalerei stehen geblieben; seine Lieder sind oft von epigrammatischer Kürze, aber dennoch stets harmonisch abgerundet und zudem von außerordentlicher Zartheit und Innigkeit. Gedichte wie:

„Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er sterben, fern allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein."

wie das elegische „Frauenhand" betitelte:

„Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über deine Lippe gehen;
Doch was so sanft dein Mund verschweigt,
Muß deine blasse Hand gestehen.
Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen."

das überaus reizvolle Miniaturbildniß „einer Fremden“:

„Sie saß in unserm Mädchenkreise,
Ein Stern am Frauen-Firmament;
Sie sprach in uns'res Volkes Weise
Nur leis mit klagendem Accent.
Du hörtest niemals heim verlangen
Den stolzen Mund der schönen Frau;
Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau
Lag noch Granada's Mondenschimmer,
Den sie vertauscht um unsern Strand;
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland.“

und noch manches andere, müssen zu dem Feinsinnigsten und Graziösesten gezählt werden, was die neuere deutsche Lyrik besitzt. Die „Gedichte“ erschienen zuerst zu Kiel 1853 und liegen jetzt in fünfter Auflage vor. Von den zahlreichen Novellen des Dichters, die sämmtlich in Miniaturformat erschienen, heben wir außer den schon genannten „Immensee“ (Berlin 1852), die den Ruf Storm's begründete und über 20 Auflagen erlebte, »Aquis submersus« (Berlin 1879), »Viola tricolor« und „Beim Vetter Christian“ (beide enthalten in den „Novellen und Gedenkblättern“. Braunschweig 1874) noch „Auf der Universität“ (Münster 1863), „Im Schloß“ (Ebd. 1863), „In St. Jürgen“ (Berlin 1868), „Waldwinkel“ (Braunschweig 1876) und „Eekenhof“ (enthalten in „Drei neue Novellen“. Berlin 1880) hervor *). Von einer Gesammtausgabe der „Sämmtlichen Schriften“, die von 1868 ab zu Braunschweig zu erscheinen begann, liegen bis jetzt 10 Bände vor. Storm wurde am 14. Oktober 1817 zu Husum in Schleswig geboren, studirte in Kiel und Berlin die Rechte, ließ sich sodann nach abgelegter Staatsprüfung 1842 in seiner Vaterstadt als Advocat nieder, betheiligte sich 1848 mit an dem Freiheitskampfe und mußte in Folge dessen nach dem Siege der Dänen die Heimath verlassen. Er ging nach Preußen, arbeitete von 1853 ab in Potsdam als Assessor, wurde 1856 als Kreisrichter nach Heiligenstadt versetzt und verlebte dort sieben still-glückliche Jahre. Nach der Befreiung Schleswig-Holstein's vom dänischen Joch kehrte er nach Husum zurück, wo er noch jetzt in der Stellung eines Oberamtsrichters in behaglichen Verhältnissen lebt.

Schließlich muß hier unter den die Jugend und den Genuß feiernden Dichtern auch noch ein religiöser Sänger eine Stelle finden, weil er mit seiner frohen, gesunden Frömmigkeit ebensowohl der Zeitstimmung entgegen kam, wie die Roquette und Genossen: **Julius Sturm.** Sturm ist außerordentlich productiv gewesen; es erschienen von ihm „Gedichte“ (Leipzig 1850), „Fromme Lieder“ (Ebd. 1852), „Neue Gedichte“ (Ebd. 1856), „Neue fromme Lieder und Gedichte“ (Ebd. 1858), „Israelitische Lieder“ (Halle 1867), „Lieder und Bilder. Neue Dichtungen“ (Leipzig 1870), „Spiegel der Zeit in Fabeln“ (Ebd. 1872), „Gott grüße dich! Religiöse Gedichte“ (Ebd. 1876), „Das Buch für meine Kinder. Märchen und Lieder“ (Ebd. 1877) 2c., auch hat er das hohe Lied Salomonis poetisch bearbeitet und von 1870—1877 ein „Jahrbuch religiöser Poesie“ herausgegeben. Trotz dieser großen Fruchtbarkeit ist er nie zur Trivialität herabgesunken; seine Gedichte überraschen zwar nicht durch tiefe Gedanken, aber sie

*) Vergl. Tempelten, Theodor Storm's Dichtungen. Kiel 1867.

sind immer ursprünglich und frisch. In Folge dessen sind sie auch frei von jedem engherzigen und kurzsichtigen Pietismus; ihre Frömmigkeit ist eine wahre, echte, ungekünstelte, von Herzen kommende und zum Herzen gehende. Der Dichter liebt überhaupt weit mehr den frohen Genuß, als die düstere Askese und singt daher auch:

„Nicht tadl' ich euch, ihr düsteren Asketen,
Die ihr den Frieden suchet im Entsagen
Und gern euch übt im Dulden und Ertragen
Und eure Zeit verbringet mit Gebeten.

Ich mag ja auch die Straßen nicht betreten,
Auf der die Thoren wetten, ringen, wagen,
Und, um ein Schattenbild sich zu erjagen,
Von Neid getrieben, ruhlos sich befehden.

Doch theilen kann ich auch nicht eure Loose,
Da ich mich gern im Strom der Freude bade
Und gern dem Glücke ruhen mag im Schooße.
Drum wandl' ich singend stille Lebenspfade,
Und lausch' der Nachtigall und pflück' die Rose,
Und preise fröhlich meines Gottes Gnade."

Die Form aller Gedichte ist leicht und gefällig. Sturm wurde am 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstenthum Reuß geboren, studirte Theologie, lebte eine Zeit lang in Heilbronn, wo er Lenau, Justinus Kerner und andere schwäbische Dichter kennen lernte, wurde sodann Erzieher des Erbprinzen Heinrich XIV. Reuß zu Schleiz, 1850 Pfarrer zu Göschwitz und 1867 Pfarrer in seiner Vaterstadt, wo er noch jetzt, mit dem Titel eines Professors ausgezeichnet, wirkt. — Neuerdings hat sich auch sein Sohn August Sturm (geb. 1852) vortheilhaft als Lyriker ausgezeichnet.

Das Beispiel dieser Lieblinge der Reactionszeit weckte rasch in ganz Deutschland lebhafte Nacheiferung; bald gab es keinen Gau mehr, in dem nicht irgend so ein zierlicher Dichter, oder eine schwärmerische Dichterin, saß und mit den Nixen und Elfen des Baches, den Blumen der Wiese, den Bäumen des Waldes süße Zwiesprache hielt. Wir nennen hier nur den auch als Uebersetzer bekannten Adolf Böttger (1815—1870), der in leichtflüssigen, anmuthigen Versen „Die Pilgerfahrt der Blumengeister" (Leipzig 1851), „Habana" (Ebd. 1853), „Cameen" (Ebd. 1856) 2c. schrieb, Moritz Horn (1814—1874), der „Die Pilgerfahrt der Rose" (Leipzig 1852), „Die Lilie vom See" (Ebd. 1853) 2c. dichtete, Alexander Kaufmann (geb. 1821), der in seinen „Gedichten" (Düsseldorf 1851) besonders ansprechende heitere Trink- und Liebeslieder bot, August Hermann Francke (geb. 1830), der das kleine freundliche Epos „Ein Frühlingstraum" (Leipzig 1852) herausgab, Pauline Schanz (geb. 1828), die ein „Rosenmärchen" (Berlin 1854) und Marie Petersen (gest. 1859), die „Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge" (Berlin 1850) und „Die Irrlichter" (Ebd. 1854) verfaßte.

Jedoch nicht Alle, die nach dem Lärme in den Clubs und auf den Straßen wieder nach Ruhe und friedlichem Genuß verlangten, ließen sich in die Märchenwelt führen; gar Mancher begnügte sich schon mit einem behaglichen Plätzchen am häuslichen Herde, und in Folge dessen traten neben den Märchendichtern

auch Schilderer des stillen, friedlichen und freundlichen Familienlebens auf. Wir nennen den gemüthvollen **Adolf Schults** (1820—1858) mit seinen von warmer Innigkeit durchdrungenen lyrischen Cyklen „Zu Hause“ (Elberfeld 1851) und „Der Harfner am Herd“ (Ebd. 1856), den liebenswürdigen **Rudolf Reichenau** (1817—1879), der überaus anmuthige und mit feinem Humor ausgestattete Bilder aus dem Jugend- und Familienleben unter den Titeln „Aus unsern vier Wänden“ (3 Theile, Leipzig 1859—64), „Liebesgeschichten. Neues aus den alten vier Wänden“ (Ebd. 1868) „Am eignen Herde“ (Ebd. 1873) und „die Alten“ (Ebd. 1877) herausgab, und die schlicht-herzliche **Ottilie Wildermuth** (1817 bis 1877), die es geradezu einmal in einer Vorrede offen ausspricht, daß sie Geschichten, wie „Ein sonnenloses Leben“, „Die Verschmähte“, „Unabhängigkeit“ 2c. geschrieben habe, um mit denselben auch ihrerseits einen Beitrag zur „Mission der Zufriedenheit“ zu liefern. Sie bewegt sich in ihren von gesunder Heiterkeit belebten, freilich bisweilen auch etwas gar zu hausbacken-verständigen Erzählungen immer in ihrer Heimath Schwaben, zumeist in schwäbischen Pfarrhäusern und weiß das Leben in denselben mit vieler Anschaulichkeit zu schildern. Ihre Hauptschriften sind „Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben“ (Stuttgart 1852), „Neue Bilder und Geschichten aus Schwaben“ (Ebd. 1854) und „Aus dem Frauenleben. Fünf Erzählungen“ (2 Bände, Ebd. 1855—57).

Nach dem kläglichen Ende des Aufstandes mußte sich neben der Niedergeschlagenheit aber auch noch eine andere Stimmung bemerkbar machen, ein Gefühl der Genugthuung und stolzen Befriedigung bei allen Denjenigen, die während der Revolution bang gezittert hatten, denen der gewaltsame Umsturz ein Gräuel gewesen war, und die sich nun nach der Rückkehr zur alten Ordnung mit völliger Sicherheit wieder in ihre alten bequemen Sitze niederlassen konnten. Aus dieser Stimmung heraus mußte sich ebenfalls eine Poesie entwickeln, die aber mit den lebenslustigen Märchenepen nichts gemein haben konnte. Sie kam denn auch ganz anders daher, mit lautem Schritt und der weithin pomphaft leuchtenden Devise „Für Thron und Altar“, vermochte sich aber auf die Dauer im Volke nicht einzubürgern. Die ersten Beiträge zu dieser reactionären Dichtung lieferte **Christian Friedrich Scherenberg**, der „preußische Tyrtäus“, welcher die Gedichte „Waterloo“ (Berlin 1849), „Ligny“ (Ebd. 1850), „Leuthen“ (Ebd. 1852) und „Hohenfriedberg“ (Ebd. 1869) schrieb und in denselben die preußische Armee verherrlichte. Es geht sehr bunt in diesen Dichtungen zu; Scherenberg schildert uns das tumultuarische Treiben des Soldatenlebens, den Lärm der Schlachten, die Bravour der Regimenter oft mit großem Geschick; seine Bilder sind nicht selten von packender Lebendigkeit, allein in jedem Gedichte läßt der Verfasser die harmonische Anordnung des Stoffs vermissen; nirgends ist auch nur ein leiser Versuch zu einem künstlerischen Aufbau der Handlung gemacht. Zudem fehlt Scherenberg die tiefere Auffassung; ihn beschäftigen einzig nur die kämpfenden Massen, niemals auch die Ideen, für welche diese mit ihren Kämpfen eintreten. In Folge dessen sind die Scherenberg'schen Dichtungen auch keine wirklichen Epen, sondern nur epische Fragmente. Der Dichter wurde am 5. Mai 1798 zu Stettin geboren,

lebte viele Jahrzehnte als Handlungsdiener in drückenden Verhältnissen, bis er durch sein „Waterloo" die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf sich zog, der ihm nun 1855 die Stelle eines Bibliothekars im Kriegsministerium verlieh. Eine tiefere Bildung als Scherenberg besaß **Georg Hesekiel**, der, nachdem er bereits in den vierziger Jahren mehrere sociale Romane geschrieben, 1849 mit verschiedenen das preußische Königshaus und das preußische Militär feiernden Liedern und Festgedichten hervortrat und sodann eine lange Reihe vaterländischer Romane verfaßte, in denen die conservativen Grundsätze nachdrücklich betont werden. Wir führen nur „Vor Jena" (2 Bände, Berlin 1859), „Von Jena bis Königsberg" (3 Bände, Ebd. 1860), „Bis nach Hohenzieritz" (3 Bände, Ebd. 1861) und „Stille vor dem Sturm" (3 Bände, Ebd. 1862) an. Ueber die conservativen Kreise hinaus machte sich Hesekiel durch sein in humorvollem Plaudertone geschriebenes „Buch vom Grafen Bismarck" (Bielefeld 1868) bekannt. Der Dichter wurde am 12. August 1819 zu Halle geboren, studirte Geschichte und Philosophie und trat 1849 in die Redaktion der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung", der er sodann bis zu seinem am 26. Febr. 1874 erfolgten Tode angehörte. Einen ähnlichen Ton, wie Hesekiel, schlug auch **Theodor Fontane** in seinen „Männern und Helden. Acht Preußenlieder" (Berlin 1850) an; einen Namen machte sich der Dichter aber erst durch seine vortrefflichen Natur- und Kulturstudien, die er in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" (3 Bände, Berlin 1862—1871) bot. Neuerdings hat er sich auch in einem patriotischen Romane „Vor dem Sturme" (4 Bände, Berlin 1878) versucht, dem es aber an einer einheitlichen Handlung fehlt, während die politische Stimmung — der Roman spielt in den Wintermonaten vor dem Ausbruche der Befreiungskriege — mit großer Kunst und ohne jede tendenziöse Aufdringlichkeit geschildert ist. Fontane wurde am 30. Dec. 1819 zu Neu-Ruppin geboren, widmete sich Anfangs dem Apothekerstande, wandte sich aber bald der Dichtkunst zu, war eine Zeit lang in der Redaktion der „Neuen Preußischen Zeitung" thätig und lebt jetzt nur literarischen Arbeiten in Berlin. Zu den Hesekiel und Fontane zählen wir schließlich auch noch Friedrich Adami (geb. 1816), der kleinere vaterländische Erzählungen und loyale Festspiele verfaßte, und Feodor von Köppen (geb. 1830). Im Sinne der pietistisch-reactionären Richtung schrieb Marie Nathusius (1817—1857) die Erzählungen „Tagebuch eines armen Fräuleins" (Halle 1853), „Die alte Jungfer" (Ebd. 1857), „Elisabeth. Eine Geschichte, die nicht mit der Heirath schließt" (Ebd. 1858) u. a.

In den Dichtungen der Scherenberg, Hesekiel, Fontane kamen jedoch nur die Ansichten, Wünsche und Hoffnungen des conservativen protestantischen Nordens zum Ausdruck, im katholischen Süden, wo man des Aufblicks zu einem großen festgefügten Staate entbehrte, sah man in den konservativen Kreisen das Heil der Zukunft in einem engen Anschluß an die Kirche, in der Wiederherstellung der Hierarchie des Mittelalters. Als der Sprecher für diese ultramontan-reactionäre Partei stand **Oscar von Redwitz** mit seiner „Amaranth" auf. Redwitz wurde am 28. Juni 1823 zu Lichtenau in Mittelfranken geboren, verlebte aber seine

Kinderjahre in Speier, wohin sein Vater 1825 als Director des Centralgefängnisses berufen wurde. Von 1844 ab studirte er zu München und Erlangen die Rechtswissenschaft, war sodann eine Zeit lang als Rechtspraktikant thätig, gab aber bereits 1849 die juristische Laufbahn auf und widmete sich nur noch literarischen Arbeiten, zu gleicher Zeit gab er seine „Amaranth“ (Mainz 1849) heraus, die er zum großen Theile auf dem Gute Schellenberg bei Kaiserslautern an der Seite seiner Braut Marie von Holscher geschrieben hatte. Der Erfolg dieser Dichtung war sofort ein außerordentlicher, selbst die pietistisch-protestantischen Kreise des Nordens, die Anhänger eines Gerlach und Stahl, begrüßten sie mit Beifall — und sie war auch allen diesen Rückschrittlern wie aus der Seele geschrieben. „Umkehr der Wissenschaft!“ hieß die Losung dieser Feinde aller humanistischen Bildung, und Oskar von Redwitz predigte diese Umkehr mit einem Fanatismus, wie er bisher noch niemals mit solcher Heftigkeit bei einem deutschen Dichter in die Erscheinung getreten war. Als müsse eine Reinigung mit Feuer und Schwert und auf dem ganzen Erdenrunde vorgenommen werden, läßt er seinen Helden Walther ausrufen:

„Ja, durch der Erde weite Lande
Möcht' ich mit Schwert und Fackelbrande,
Ein gottgesandter Rächer, schreiten!
Und möcht' die Lügen all' erdolchen,
Und möcht' auf den erschlag'nen Molchen
Dem Herrn den Opferbrand bereiten!
Ich möcht' das ries'ge Erdenrad,
Dem Herrn entrollt vom Lügenschwarm,
Mit milliardenfachem Arm
Zurückziehn in des Glaubens Pfad!“

Die Fabel der Dichtung ist sehr einfach. Zwei Ritter, Waffengefährten, die seiner Zeit im heiligen Lande zusammen für den Glauben fochten, kamen, um ihren Freundschaftsbund noch fester zu knüpfen, dort überein, daß ihre Kinder sich dermaleinst heirathen möchten. In Folge dessen zieht beim Beginne der Dichtung der junge Walther aus seiner Heimath Deutschland nach Italien, um die daselbst lebende reiche Ghismonda, die er noch nicht von Angesicht gesehen, als seine Gattin heimzuführen. Unterwegs, im Schwarzwalde, lernt er die holde Amaranth kennen und schnell entbrennt sein Herz in Liebe für sie, ja er küßt sie sogar; dann zieht er aber gen Italien weiter und trifft in Ghismonda eine mit allen Reizen angethane Jungfrau. Allein sie hat sich der Freigeisterei ergeben, ist ein der modernen Bildung huldigendes emancipirtes Weib, und Walther verläßt sie daher wieder, nachdem verschiedene Bekehrungsversuche sich als vergeblich erwiesen haben. Er kehrt nach dem Schwarzwalde, zur frommen Amaranth, zurück und führt sodann diese als seine Gattin auf sein Schloß. Zunächst muß der Mangel einer folgerichtig sich entwickelnden Handlung auffallen; die Dichtung beginnt mit der langen Schilderung einer Reise, als hätten wir es mit einem Wald- und Wandermärchen zu thun, der Held zeigt sich sogar als ein sehr weitherziges Weltkind, das noch auf der Brautfahrt der Verlobten die Treue bricht, und dann plötzlich entwickelt sich ein Conflikt, der nach dem Bisherigen gar nicht zu erwarten war und in welchem sich der leichtlebige junge Rittersmann in einen eifrigen, wohlbelesenen Streiter für die römischen Dogmen verwandelt. Ein weiterer sehr empfindlicher Fehler ist der, daß die Handlung nirgends gleichmäßig fortschreitet; alle Regeln des Epos sind bei Seite geschoben; wir erhalten eine

ganze Musterkarte von lyrischen Dichtungsarten; jetzt kommt ein Waldlied, jetzt ein Sonett, jetzt eine Romanze, jetzt ein canzonenartiges Gedicht mit Rede und Gegenlied, und aus all' diesen Gedichten, von denen keines sich direkt an das andere anschließt, muß sich zuletzt die Fabel ergeben. Die meisten Gedichte sind unnatürlich süßlich und geziert, doch finden sich auch einige Lieder und Naturschilderungen von echt poetischer Schönheit. Der Charakter des Mittelalters, in dem ja wohl die Handlung spielt, ist nicht im geringsten getroffen; alle Personen, die in der Dichtung auftreten, denken und sprechen wie die Menschen des 19. Jahrhunderts, ja wie die des Jahres 1849, und der Pantheismus der Ghismonda endlich ist ganz jene Ausgeburt ruchloser Selbstüberhebung und Herzlosigkeit, als welche ihn die Zeloten der strengen Kirchlichkeit hinzustellen belieben. Eine solche unkünstlerische und unwahre Dichtung konnte nur zu einer Zeit Anklang finden, in der man ihrer zur Erreichung sehr selbstischer, sehr prosaischer Zwecke dringend bedurfte. Als diese Zeit vorüber war, und das trat schon nach wenigen Jahren ein, verstummte auch schnell all' der ungemessene Beifall. Der junge Dichter hatte aber mittlerweile naturgemäß eine sehr hohe Meinung von seinem Talente bekommen und fühlte sich zur lebhaftesten poetischen Thätigkeit angeregt; er gab in schneller Folge „Ein Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum" (Ebd. 1850), „Gedichte" (Ebd. 1852), „Sieglinde. Eine Tragödie" (Ebd. 1853) und „Thomas Morus. Historische Tragödie" (Ebd. 1856) heraus, allein sämmtliche Schöpfungen fanden nur eine sehr kühle Aufnahme. Die heilsame Folge davon war Selbstprüfung und Umkehr. Redwitz schwieg eine Zeit lang, begann das unwahre, süßliche und gezierte Gebahren abzulegen, suchte sich durch philosophische Studien einen freieren Blick zu verschaffen und trat dann ganz aus der bisher verfolgten Bahn heraus. Hatten früher seine Augen an Rom gehangen, so ruhten sie nun auf Deutschland, und deutsches Denken und Fühlen, deutsche Sitte und Art war es jetzt, was er zu schildern unternahm. Die ersten Werke in dieser neuen Phase des Dichters waren die historischen Schauspiele „Philippine Welser" (Mainz 1859) und „Der Zunftmeister von Nürnberg" (Ebd. 1860). Das erstere gilt der Verherrlichung der deutschen Frauenliebe, in dem zweiten feiert der Dichter den kernhaften deutschen Bürgersinn. Hier wie dort befleißigt er sich einer volksthümlichen Sprache, zeigt er eine gesunde Lebensanschauung, die frei ist von aller fanatischen Schwärmerei, doch fehlt es beiden Stücken an dramatischer Kraft. Sie wurden daher wohl allerwärts freundlich aufgenommen, verschwanden aber bald wieder von den Bühnen. Aehnlich verhält es sich mit dem in der Gegenwart spielenden Romane „Hermann Stark" (3 Bände, Stuttg. 1869), den der Dichter sodann folgen ließ. Auch hier wohlthuende Bilder aus dem deutschen Leben, doch kein tiefer packender Conflict. Der Krieg gegen Frankreich begeisterte Redwitz zu dem „Liede vom neuen deutschen Reiche" (Berlin 1871), das aus mehr denn fünfhundert Sonetten zusammengesetzt ist und dem Patriotismus des Dichters sowohl, wie seinem Hasse gegen alle welsche Praktik, beredten Ausdruck giebt. Für einen offenen Gegner Rom's bekannte sich Redwitz aber erst in der poetischen Erzählung „Odilo" (Stuttg. 1878), die als eine Art Glaubensbekenntniß

zu betrachten ist. Die Handlung führt uns mitten in die religiösen Conflicte der Gegenwart hinein. Odilo, der Held, beschließt, nachdem er den echt humanen Abt Johannes des Klosters Mariagnaden kennen und schätzen gelernt hat, ein Mönch zu werden. Er tritt daher als Novize in Mariagnaden ein und der Abt trägt auch Sorge, daß der Jüngling den rechten Weg einschlage und sich nicht zu kopfhängerischer Askese verirre.

„Was nützen strengste Glaubensnormen,
Was alle regelrechten Formen,
Und aller Cultus, tief symbolisch,
Wenn Liebe nicht, echt apostolisch,
Des Christenthums fruchtbarer Kern?
Nur sie bringt uns dem Himmel nah!“

ruft er aus. Diese Ansichten sind aber dem fanatischen Eiferer Innocenz ein Gräuel, er schwärzt den Abt beim Provincial an, dieser kommt zur Visitation in's Kloster, und als der Abt erfährt, wie schwer und von wem er verleumdet worden, stürzt er vom Schlage getroffen todt zu Boden. Innocenz wird sein Nachfolger und kündigt gleich in seiner feierlichen Antrittsrede an, welch' neuer Geist fortan im Kloster herrschen werde. Während der Abt Johannes unablässig zum Frieden und zur Liebe gegen alle Menschen mahnte, predigt Innocenz:

„Als Gottesstreiter ich euch mahne,
Daß ihr die Schlacht mit helfet schlagen —
Die Schlacht gen Alle, die nicht Rom
Als Centrum dieser Welt verehren.
Helft dieser Neuzeit Geistesstrom
Den sünd'gen Wellenschlag verwehren!
Vertilgen helfet alle Lehren,
Nicht approbirt in Petri Dom!
Was nicht katholisch apostolisch,
Es sei verflucht als diabolisch!
Nur Rom sei euer Vaterland,
Die Kirche nur sei euer Staat
Und einz'ger Unterthanverband!
Der Papst nur sei euch Potentat!
Freund sei euch jedes Volk der Erde
In der kathol'schen Gottgemeinde!
Die andern alle sei'n euch Feinde!

Odilo gegenüber bleiben diese Worte jedoch ohne Wirkung, er ist bereits zur Erkenntniß der großen Wahrheit hindurchgedrungen: der Buchstabe tödtet, nur der Geist macht lebendig, und als das Kloster durch einen Blitz in Asche gelegt wird, folgt er dem Abte nicht zur Gründung eines neuen in einer öden Waldschlucht, sondern sagt dem Mönchsorden Valet. Er will wieder Mensch unter Menschen sein und wandert hinaus in die Welt. Nach Jahren kehrt er in die Heimath zurück, er hat Medizin studirt und will sich nun als Arzt der Menschheit nützlich machen. Da sieht er, daß auf den Trümmern von Mariagnaden ein Irrenhaus erbaut worden ist und ein Jugendfreund seines Vaters der Anstalt vorsteht. Schnell entschließt er sich und tritt als Hilfsarzt ein. Der Umgang mit den armen Irren befestigt seine im Leben gewonnene Ansicht, daß die Menschen nicht bereits von der Geburt an böse sind, sondern daß sie es erst nach und nach werden, und daß nicht der Wille vorherrschend zum Bösen verleitet, sondern der Wahn, der Größenwahn, der religiöse Wahn, die Habsucht, die maßlose Liebe &c. Neben dieser Erkenntniß über die höchsten Fragen der Menschheit wird Odilo in der Anstalt auch noch des höchsten Glückes theilhaftig, er lernt die Tochter seines Vorgesetzten kennen und lieben und verlobt sich mit ihr. Allein nun tritt die Prüfung an ihn heran; es machen sich bei ihm die ersten Anzeichen eines alten Familienübels, der Schwindsucht, bemerkbar und er sieht sich der schweren

Frage gegenüber: welches Verhalten ist jetzt zu beobachten. Geklärt und geläutert, weiß er jedoch das Rechte bald zu finden. Er hat die ganze Bedeutung des Satzes „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe“ erkannt, er ist darum auch nicht lange darüber in Zweifel, daß er der höchsten Liebe, der Liebe zur Menschheit, sein persönliches Glück opfern muß. Um nicht das schleichende Gift der Schwindsucht, wenigstens so viel dabei an seiner Person liegt, auch auf künftige Generationen zu übertragen, entsagt er seiner Braut und siedelt nach einem kleinen Städtchen über, wo er nun als Armenarzt unermüdlich für das Wohl der leidenden Menschheit thätig ist, bis er an einem lichten Frühlingssonntage seine edle Seele aushaucht. Ein erhebender Ernst geht durch das ganze Werk; man fühlt, der Dichter steht auf der höchsten Warte der Menschheit und seine Weltanschauung, seine Lebensweisheit ist das Resultat des gewissenhaftesten und angestrengtesten Forschens. Leider läßt die äußere künstlerische Gestaltung des Gedichtes wiederholt zu wünschen übrig; die Verse sind oft hart und steif, nicht selten stören ungebräuchliche Wortbildungen und Wortstellungen, auch finden sich verschiedene Stellen, die eher Prosa als Poesie genannt werden müssen. Trotz dieser Mängel ist die Dichtung ein hochbedeutsames und werthvolles Werk, dem recht viele Leser zu wünschen sind. Das Leben Redwitz' verlief, auch nachdem er ein hochgefeierter Dichter geworden war, sehr einfach; eine Professur, die er 1851 in Wien übernahm, bekleidete er nur wenige Monate, worauf er das durch Heirath in seinen Besitz gelangte Gut Schellenberg zum Wohnsitz nahm, bis er 1871 nach Meran übersiedelte, wo er noch jetzt in glücklichen Verhältnissen lebt. — Von den sonstigen Sängern der streng kirchlich-conservativen Partei führen wir hier nur noch Victor von Strauß (geb. 1809) an, der den ganz entgegengesetzten Entwicklungsgang wie Redwitz durchmachte, in seinen Liedern zunächst freisinnige Ansichten bekundete und dann erst sich zu den Grundsätzen der Rückschrittspartei bekannte.

Die jugendfrohen, den heitern Genuß feiernden Märchen, wie „Was sich der Wald erzählt“, „Waldmeisters Brautfahrt“, „Prinz Minnewin“, „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie“, die stillen Geschichten wie „Immensee“, die „Frommen Lieder“ und sodann die Schlachtengesänge „Waterloo“, „Ligny“, „Leuthen“, die loyalen vaterländischen Romane wie „Vor Jena“, das „Tagebuch eines armen Fräuleins“ und „Amaranth“ geben die Hauptmelodien des poetischen Concertes der Reactionszeit ab, und damit wäre eigentlich der Musik genug aus dieser wenig erfreulichen Zeit; wir müssen aber noch einer Anzahl Nebenmelodieen gedenken, die bei der großen Menge zum Theil noch lebhafteren Beifall fanden, als die Grundaccorde. Zunächst sind es Theaterstücke, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das junge Deutschland, besonders Gutzkow, hatte das Interesse für die Bühne wieder neu belebt, und dieser Umstand veranlaßte jetzt eine Anzahl practischer Dramatiker, dem Publicum die leichte Unterhaltung, nach der es verlangte, in Form angenehmer Theaterabende zu bieten. Besonders thätig waren bei diesem Vorhaben Benedix und die Birch-Pfeiffer; der erstere schrieb gegen neunzig, die letztere über hundert Stücke. **Roderich Benedix** befand sich bereits in reiferem Alter, als die Zeit der Reaction erschien.

Er hatte vordem schon mancherlei unternommen und versucht, war aber niemals über bescheidene Erfolge hinausgekommen, erst in den nachmärzlichen Jahren erstand für ihn das Publikum, dessen Wünschen er ganz und voll entsprechen konnte. Er wurde am 21. Januar 1811 zu Leipzig geboren, ging nach absolvirter Gymnasialzeit zur Bühne über und war dann zehn Jahre hindurch an mittleren Theatern, ohne sich jedoch besonders hervorthun zu können, theils als Sänger, theils als Schauspieler thätig. 1841 übernahm er in Wesel die Redaction eines Volksblattes, gab einen Volkskalender heraus und verfaßte ein „Handbuch für Reisende von Rotterdam bis Straßburg", wandte sich dann aber wieder dem Theater zu, war mehrere Jahre in Elberfeld und Köln als technischer Director thätig, bekleidete auch eine Zeit lang die Stelle eines Lehrers an der von Ferdinand Hiller in Köln gegründeten Musikschule, folgte 1855 einem Rufe als Intendant des Stadttheaters in Frankfurt a. M., trat aber 1858 von diesem Posten wieder zurück und widmete sich nun, da sich seine Lustspiele mittlerweile alle deutschen Bühnen erobert hatten, einzig und allein literarischen Arbeiten. Er wandte sich zunächst nach Köln und dann 1861 nach Leipzig, wo er am 26. September 1873 starb. Seinen ersten Erfolg errang er 1841 mit dem Schauspiele „Das bemooste Haupt", zu dem er noch erhebliche Dosen Rührseligkeit und Sentimentalität verwendete; einen weit natürlicheren Ton traf er bereits in dem Lustspiel „Dr. Wespe", in welchem er einen eiteln Journalisten lächerlich macht; in sein eigentliches Fahrwasser kam er aber erst mit den Lustspielen „Der Vetter", „Die Hochzeitsreise", „Das Gefängniß", „Das Lügen", „Die Dienstboten" ꝛc., die rasch den allgemeinsten Beifall fanden und, nun einmal in der Gunst des Publikums, sich auch weit über die Reactionszeit hinaus auf dem Repertoire erhielten. Von der großen Menge der Stücke, die der Dichter vom Ende der fünfziger Jahre bis in die siebziger hinein schrieb, gingen die meisten spurlos vorüber, heute werden von ihnen nur noch „Der Störenfried", „Die zärtlichen Verwandten" und „Die relegirten Studenten" gegeben. Die Hauptcharakterzüge der Benedix'schen Stücke sind liebenswürdige Anspruchslosigkeit, behagliche Gemüthlichkeit und tadellose Wohlanständigkeit. Niemals stampft der Pegasus des Dichters wuthschnaubend den Boden, noch viel weniger schlägt er jemals über die Schnur. Der Schauplatz der Stücke befindet sich fast immer in den Stuben des Mittelstandes, wo man sich im altgewohnten Kreise bewegt. Der Conflict wird meist aus dem Charakterfehler eines Einzelnen entwickelt, oft aber auch durch Mißverständnisse und Versehen herbeigeführt. Nur in den seltensten Fällen wagt sich der Dichter einmal daran, eine Thorheit der Zeit lächerlich zu machen, und dann ist er meist nicht glücklich. Der Aufbau der Stücke ist stets geschickt, der Dialog fließend, aber gewöhnlich, ohne alle Grazie, ohne allen Esprit. Das meiste Talent entwickelt der Dichter in der Situationskomik, mit Hilfe deren er nicht selten die drolligsten Scenen herbeizuführen weiß. Seine Hauptpersonen, seine Räthe, Gelehrte, Aerzte, Schwiegermütter, Bäschen, Mühmchen und jungen Laffen sind getreu nach der Natur gezeichnet, sind ganz solche Leute, wie sie uns auf Schritt und Tritt in allen Gassen begegnen — aber auch um keine Linie mehr; sie sind sämmtlich nur Alltagsmenschen. Die Benedix'schen

Lustspiele schwingen mithin weder die Geißel des Spottes, noch beschämen sie, indem sie allgemeine Verkehrtheiten und Albernheiten bloßlegen, sie bieten nur ein harmloses Amüsement; just das war es aber auch blos, was man in der abgespannten Reactionszeit wollte, daher der große, allgemeine Erfolg der Stücke. Neben seinen Lustspielen verfaßte der Dichter auch mehrere ernste Dramen, denen es aber gänzlich an Kraft und Schwung mangelt, und verschiedene Romane, die weitschweifig und ohne tieferen Gehalt sind. Ganz verfehlt ist sein letztes Werk „Die Shakespearomanie" (Stuttgart 1873). Seine „Gesammelten dramatischen Werke" erschienen in 27 Bänden zu Leipzig 1846—74. — Während Benedix für das Lustspielrepertoire sorgte, schrieb **Charlotte Birch-Pfeiffer** die entsprechenden Schau- und Trauerspiele, Stücke, in denen in erster Linie dem Bedürfnisse nach Rührung Rechnung getragen, und sodann der Schaulust ein reicher Tribut gezahlt wurde. Auf poetische Wahrheit, Wahrscheinlichkeit, scharfe Charakteristik der Personen kam es dabei weniger an, wenn nur der gewünschte Effect erzielt wurde. Da es Frau Birch-Pfeiffer gänzlich an Erfindungsgabe gebrach, so griff sie nach Novellen und Romanen, nach deutschen von Auerbach, Ludwig Storch, Friederike Bremer, Spindler, Immermann, Levin Schücking, nach französischen von Victor Hugo, George Sand, nach englischen von Boz, Bulwer, Currer Bell, Elliot, Collins &c., und schnitt sie mit anerkennenswerthem Geschick und großer Leichtigkeit, doch ohne sich dabei viel um die Gesetze des Dramas zu kümmern, für die Aufführung zurecht. Wiederholt traf sie eine sehr glückliche Wahl, und dann gab es ein packendes Stück mit dankbaren Rollen; oft freilich täuschte sie sich auch, aber dann war ja nicht viel verloren. Wie Benedix schrieb auch sie bereits in der vormärzlichen Zeit eine Reihe von Stücken, doch wie bei ihm, brach auch bei ihr die Glanzperiode erst mit den fünfziger Jahren an. Ihre gelungensten Arbeiten, die auch noch heute gegeben werden, sind „Die Marquise von Villette", „Der Goldbauer", „Die Waise von Lowood", „Die Grille" und „Dorf und Stadt"; von ihren „Gesammelten dramatischen Werken" erschienen zu Leipzig seit 1863 bis jetzt 21 Bände. Charlotte Birch-Pfeiffer wurde am 23. Juni 1800 zu Stuttgart geboren, widmete sich bereits in ihrem 13. Jahre der Bühne und wirkte dann lange Zeit als beliebte Schauspielerin an verschiedenen großen Theatern. 1825 vermählte sie sich mit dem Schriftsteller Dr. Birch, ohne jedoch der Bühne zu entsagen; 1844 wurde sie am königlichen Theater in Berlin engagirt und verblieb in diesem Engagement bis zu ihrem am 24. August 1868 erfolgten Tode.

Den Bestrebungen Benedix' und der Birch-Pfeiffer, dem Publikum der Reactionszeit ein Repertoire nach seinem Geschmacke zu schaffen, schlossen sich noch die jungen Dramatiker Wehl, Görner, Schneider, Génée, Wilhelmi u. A. an, am bewußtesten wohl der erstere, der seine Stücke selbst „Lustspiele der Reaction, Lustspiele für das kleine Vergnügen eines verschüchterten Volkes, das zunächst zu seinen alten Gewohnheiten und Neigungen zurückkehrt", nannte. Feodor Wehl (geb. 1821) besitzt viel Grazie und feinen Witz; seine meist einactigen Scherze und Soloscenen, wie „Caprice aus Liebe, Liebe aus Caprice", „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen", „Die Tante aus Schwaben", „Romeo auf

dem Büreau" u. a., entwickeln sich immer leicht und natürlich und werden von einem ansprechenden Humor belebt. Seine „Lustspiele und Dramen" erschienen in 5 Bänden zu Leipzig 1864—69. Außerdem verfaßte Wehl eine Anzahl kleinerer Novellen und die werthvolle Studie „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert" (Leipzig 1856). Derber als Wehl ist Karl August Görner (geb. 1806), der eine sehr große Menge von Einactern und Sololustspielen schrieb, so „Das Salz der Ehe", „Schwarzer Peter", „Nichte und Tante", „Englisch", „Sperling und Sperber" ꝛc., die sämmtlich gefällig aufgebaut sind. Seine meisten Stücke erschienen im „Almanach dramatischer Bühnenspiele" (11 Bände, Breslau, Hamburg und Altona 1851—68). Louis Schneider (1805—1878) lieferte hauptsächlich Uebersetzungen, die er nicht selten für den deutschen Geschmack umarbeitete; doch verfaßte er auch einige Originalstücke, wie „Der Capellmeister von Venedig", „Der Heirathsantrag auf Helgoland", „Der reisende Student", „Der Kurmärker und die Picarde" ꝛc. Nach seinem Tode erschienen seine Memoiren unter dem Titel „Aus meinem Leben" (3 Bände, Berlin 1879—80), die, da er lange Jahre Vorleser des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers Wilhelm war, viel Interessantes enthalten. Die Blüetten und Schwänke Rudolf Genée's (geb. 1824), „Ehestandsexercitien", „Durch!", „Benjamin, der seinen Vater sucht" sind nur sehr flüchtige Arbeiten. Ein Verdienst erwarb sich Genée durch seine „Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland" (Leipzig 1870). Ebenfalls nur leicht hingeworfen sind die kleinen Scherze von Alexander Wilhelmi (Pseud. f. A. V. Zechmeister. 1817—77): „Einer muß heirathen", „Fest im Entschluß", „Er hat Recht" ꝛc.

Die Zerstreuungen, welche das Theater bot, konnten aber für die große Menge bei Weitem nicht ausreichen, es mußte also auch eine Romanliteratur im Geschmacke der Zeit geschaffen werden, und diesem Bedürfnisse suchten hauptsächlich Frauen zu entsprechen, in umfassendster Weise **Louise Mühlbach.** Diese Schriftstellerin wandte sich zwar bei ihrem ersten Auftreten, das bereits in die vierziger Jahre fiel, zunächst den Emancipationsideen zu und verfaßte mehrere Romane, in denen sie überaus keck für eine schrankenlose Freiheit des Weibes eintrat; nach der Revolution machte sie aber schnell eine vollständige Wandlung durch; mit sicherem Blick erkannte sie, daß jetzt vor Allem dem Verlangen nach einer behaglichen, das Wohlleben, die Eleganz schildernden Lectüre zu entsprechen sei, und mit bewunderswerther Geschwindigkeit und mit „souveräner Verachtung der Kritik und des guten Geschmacks", wie Robert Prutz sagt, warf sie nun Jahr aus Jahr ein eine ganze Fluth solcher dem Zeitgeschmacke angepaßter Romane auf den Büchermarkt. Der Erfolg war ein großartiger; in Schloß und Hütte wurden diese Erzeugnisse gelesen und die Verlagsbuchhändler und Leihbibliotheken machten glänzende Geschäfte, nur die deutsche Poesie ging leer dabei aus. Die ersten Triumphe feierte die Mühlbach mit dem dreizehnbändigen Romane „Friedrich der Große und sein Hof", der von 1853 ab zu erscheinen begann, in ähnlicher Weise wurden dann die Lebensgeschichten von Joseph II., der Königin Hortense, der Kaiserin Josephine, dem Erzherzog Johann, dem Prinzen Eugen, dem großen

Kurfürsten rc. rc. ausgebeutet. Sehr oft schildert die Verfasserin überaus gewandt und anschaulich, nicht selten malt sie ihre Porträts mit den frischesten Farben, aber immer wie sie sie gerade braucht. Der historischen Wahrheit wird stets auf's Grausamste mitgespielt. Louise Mühlbach (Pseudonym für Clara Mundt) wurde am 5. Januar 1814 als die Tochter des Oberbürgermeisters Müller zu Neubrandenburg geboren, verheirathete sich 1839 mit dem Schriftsteller Theodor Mundt und lebte nun ununterbrochen bis zu ihrem am 26. Sept. 1873 erfolgten Tode in Berlin. Dieselben Zwecke, wie die Mühlbach'schen, verfolgen auch die Romane von Luise Pichler, verehelichte Zeller (geb. 1823), „Friedrich von Hohenstaufen" (3 Bände, Leipzig 1853), „Der letzte Hohenstaufe" (3 Bände, Ebd. 1855), „Heinrich des Vierten Vermählung" (2 Bände, Ebd. 1856) rc., doch sind diese sauberer und mit einer innigeren Hingabe an den Stoff gearbeitet. Mehr dem ästhetischen Bedürfnisse wollen die Romane, Novellen und Skizzen von Elise Polko, geb. Vogel (geb. 1830), entsprechen; sie sind zierlich, anmuthig, graziös, aber auch oft allzu weichlich, süßlich und larmoyant. Eine große Anzahl ihrer Helden und Heldinnen stirbt kläglich und jämmerlich an der Schwindsucht. Die Porträts, welche sie von berühmten Musikern und Dichtern entwirft, sind fast sämmtlich verzeichnet. Den meisten Beifall fanden ihre „Musikalischen Märchen, Phantasieen und Skizzen" (Leipzig 1852), die gegen zwanzig Auflagen erlebten, in Folge dessen die Verfasserin auch noch eine zweite und dritte Reihe erscheinen ließ. In neuerer Zeit ist Elise von Hohenhausen, vermählte Rüdiger (geb. 1812), in die Fußtapfen Elise Polko's getreten.

Zu diesen Schriftstellerinnen trat schließlich noch ein alter Herr, ein vielgeprüfter Odysseus, den man vordem wohl als Schauspieler, Vorleser, Singspieldichter und liebenswürdigen Gesellschafter gekannt hatte, nicht aber als Romanschriftsteller: **Karl von Holtei.** Seine Romane wurden daher als ein neues Lebenszeichen eines alten lieben Bekannten allerwärts freudig begrüßt, und da sie auch außerdem zur allgemeinen Ueberraschung den Geschmack der Gegenwart auf's Beste trafen, wurden sie schnell eine Lieblingslectüre. Daß dem so sein konnte, hatte in einem Zufalle seinen Grund. Holtei's erstes öffentliches Auftreten fällt in die zwanziger Jahre; in jenem Jahrzehnt träumte der für Theater- und Coulissenleben schwärmende Jüngling seinen Zukunftstraum, und die Grundstimmung, welche sich dabei in ihm herausbildete, blieb sodann diejenige seines ganzen ferneren Lebens, also auch die der Romane, welche er später schrieb. Sie ist naturgemäß die Stimmung der Zeit der Enttäuschung, die Stimmung jener Generation, die, nachdem sie ihren nationalen Hoffnungen hatte entsagen müssen, sich dem Genusse zuwandte, der behaglichen Vergnüglichkeit, der Sentimentalität. Ganz dieselbe Atmosphäre, wie in der Zeit der Enttäuschung, senkte sich aber auch in der Zeit der Reaction auf das deutsche Volk herab; auch hier ein Publikum, dem seine nationalen Hoffnungen zertrümmert worden waren, auch hier eine große Majorität, die nur noch angenehme Unterhaltung, nur heiteres Wohlleben wollte. Die Holtei'schen Romane mit dem Humor, der Lebenslust, Naivetät, Rührseligkeit und, nun ja freilich, auch nicht selten mit der Frivolität der zwanziger Jahre, kamen

den Leuten, die eben die Auferstehung des Bundestages mit angesehen hatten und sich nun verzweifelt von aller Politik, allem öffentlichen Leben abwandten, gerade recht. Holtei kümmerte sich sein ganzes Leben hindurch nicht um Politik, zu allen Zeiten ließ er den gnädigen König für alle Staatsangelegenheiten sorgen, hatte er einzig und allein nur Interesse für Theater und Theatergeschichten und später für seine Schriftstellerei, d. h. für die Erinnerungen an seine Komödiantenfahrten und sonstigen Abenteuer und Erlebnisse. „Ich wage mich nicht in den Strom der Zeit, vergnüge mich nur in kleinen Landseen," schreibt er einmal. Die Ideen von 1848 waren ihm unsympathisch und lästig. Er bleibt daher auch immer nur ein Privatmann, der über die gemüthliche Unterhaltung, sei es nun als Schauspieler im Theater, sei es als Erzähler im Roman, nicht hinauskommt. Ja, als Romanschriftsteller thut er noch einen weiteren Schritt zurück, hier erzählt er fast einzig und allein nur von sich selbst. Er ist sich auch dessen vollständig bewußt. „Bei Lichte betrachtet," sagt er in der „Nachlese", „sind meine Romane nichts Anderes als Boten aus der Vergangenheit, da ich immer zu schildern versuchte, was ich erlebte und sah, wenn auch mit anderen Farben." Der Plauderton ist in Folge dessen in allen Romanen vorherrschend, der Ton des jovialen alten Herrn, der viel herumgekommen ist, die Privatverhältnisse der halben Welt kennt, eine Unmasse von Witzen gehört hat und viele davon wiedererzählt. Das Gesetz der Objectivität kommt dabei oft zu Schaden, der Leser muß sich viele Weitschweifigkeiten gefallen lassen, viele Reflexionen mit in den Kauf nehmen, aber er erhält auch viele Schilderungen von größter Anschaulichkeit, viele Scenen, in denen ihm eine Fülle unmittelbarsten Lebens ausgeschüttet wird. Damit hat es dann aber auch sein Bewenden. Jedem tieferen Gedanken weicht der Verfasser geflissentlich aus; niemals taucht er unter die Oberfläche hinab; die Probleme der Menschheit kümmern ihn nicht. Darum fehlt ihm auch die tiefere Begeisterung, die erst den Dichter von Bedeutung macht, und seinen Romanen mangelt die Idee. Die Handlung ist meist dürftig, der Held immer ein schöner junger Mann, der gewachsen ist, „wie wenn er einem Bildhauer vom Postamente heruntergesprungen wäre", dem alle Weiber gut sind und der in Folge dessen in die mannigfachsten Conflicte geräth, sich aber immer wieder herausarbeitet und nach vielen Abenteuern und Schicksalsschlägen schließlich trotz alledem und alledem reich und glücklich wird. Sein erster Roman „Die Vagabunden" (4 Bände, Breslau 1851) ist auch sein bester geblieben. Der Held Anton Hahn, ein frisches, hübsches Kind der Liebe, macht sich nach seiner Großmutter Tode auf, die Welt zu sehen, geräth dabei in die Kreise der reisenden „Künstler" und lernt nun Alles kennen, was sich für Geld sehen läßt, Riesen und Zwerge, Feuerkönige und Kunstreiter, Jongleure und Puppenspieler, und er selbst ist heute Erklärer in einem Wachsfigurencabinet, morgen Drehorgelspieler, oder Ausrufer, oder wohl gar ebenfalls einer der ausübenden Künstler, bis ihn endlich der glückliche Zufall — der überhaupt in allen Romanen Holtei's eine sehr große Rolle spielt — wieder mit seiner Mutter zusammen und dann in geordnete behagliche Verhältnisse führt. Das bunte Leben und Treiben dieser Vagabunden, der Zauber des armseligen Flitters, ist mit außerordentlicher



Karl von Holtei.

Anschaulichkeit und mit dem glücklichsten Humor geschildert; in den Rührscenen hat der Dichter meistens des Guten zu viel gethan. Von den übrigen Romanen Holtei's nennen wir „Christian Lammfell“ (5 Bände, Breslau 1853), „Ein Schneider“ (3 Bände, Ebend. 1854), „Noblesse oblige“ (3 Bände, Prag 1857) und „Die Eselsfresser“ (3 Bände, Breslau 1860). Die erzählenden Schriften sind es jedoch nicht allein, welche Holtei zu einem in den weitesten Kreisen beliebten Dichter machten, ein gut Theil seiner Popularität, besonders in seiner Heimath, erwarben ihm auch seine „Schlesischen Gedichte“, in denen sich der Charakter des Schlesiers, seine lebhafte Lustigkeit, seine Herzlichkeit und auch sein warmes Mitgefühl, sein Zug von Melancholie, überaus treu und vollständig wiederspiegelt. Der Dialekt, in welchem diese Gedichte geschrieben sind, ist nicht der einer besonderen, bestimmten Landschaft Schlesiens, sondern, wie Holtei selbst erklärt, ein erst aus den gesammten Eigenthümlichkeiten componirter, also gleichsam ein idealer, der nun zwar nirgends genau in dieser Form, in dieser Abfassung in Schlesien gesprochen wird, aber die ganze Klangfarbe, das Wesen des Dialektes, nur um so richtiger wiedergibt. Die erste Auflage dieser Gedichte erschien bereits 1830 zu Berlin, fand aber wenig Beachtung, erst die zweite, vielfach verbesserte und vermehrte, welche 1850 in Breslau herauskam, erwarb sich die Gunst des Publikums. Seine hochdeutschen Gedichte sind ohne besonderen künstlerischen Werth. Das Leben Holtei's*) war unruhvoll und reich an Enttäuschungen. Der Dichter wurde am 24. Januar 1797 zu Breslau geboren, sollte sich der Landwirthschaft widmen, verfiel aber schon früh, nachdem er 1815 auf kurze Zeit als Freiwilliger eingetreten, der Sirene Theater. Seine Begeisterung war jedoch größer als sein Können; trotz aller Anstrengungen blieb er immer nur ein mittelmäßiger Schauspieler, der nur in den Stücken Beifall fand, die er selbst geschrieben hatte und die darum seinem Naturell vollständig entsprachen. 1821 verheirathete er sich mit der Schauspielerin Louise Rogée, die damals ein sehr beliebtes Mitglied der Breslauer Bühne war, und wurde in Folge dessen Theaterdichter und Secretär des Breslauer Theaters. Schon bald jedoch kam es zu Mißhelligkeiten mit den übrigen Mitgliedern der Bühne, und das junge Paar siedelte nach Berlin über, wo Louise an der Hofbühne engagirt wurde. Holtei versuchte sich unterdessen auf dem Gebiete des Dramas und schrieb die komischen Liederspiele „Die Wiener in Berlin“ und „Die Berliner in Wien“, die ihres leichten, ungezwungenen Humors wegen vielen Anklang fanden; irgend welchen literarischen Werth besitzen sie jedoch nicht. Im Laufe der nächsten fünfundzwanzig Jahre schrieb er noch gegen ein halbes Hundert Stücke, Trauerspiele, Schauspiele, Possen, Liederspiele, Festspiele 2c., die aber sämmtlich nur ganz oberflächliche, dem Geschmacke des Tages huldigende Arbeiten sind. Wir führen nur das Liederspiel „Der alte Feldherr“ an, aus dem sich die Lieder „Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka“ und „Schier dreißig Jahre bist du alt“ bis heute erhalten haben, und die Schauspiele „Lorbeerbaum und Bettelstab“ und „Shakespeare in der Heimath“, in deren Hauptrollen der

*) Vergl. Max Kurnik, Karl von Holtei. Ein Lebensbild. Breslau 1880.

Dichter in den dreißiger und vierziger Jahren auf Gastspielreisen in fast allen größeren Städten Deutschlands auftrat. Im Jahre 1825 verlor Holtei seine Frau durch den Tod und nahm nun die Stelle eines Secretär's bei der Direction der Königsstädter Bühne an, legte dieselbe jedoch schon 1828 wieder nieder und trat nun als Vorleser Shakespeare'scher Stücke auf, wobei er vielen Beifall erntete. Nachdem er sich 1829 zum zweiten Male, und zwar mit der Schauspielerin Julie Holzbecher, vermählt hatte, ging er mit dieser auf kurze Zeit an das Hoftheater zu Darmstadt, wandte sich dann wieder nach Berlin, konnte hier aber nirgends eine feste Anstellung erlangen und versuchte es nun mit Gastspielreisen, bis er 1837 als Director an das Stadttheater zu Riga berufen wurde. Als er jedoch im December 1838 hier auch seine zweite Frau verlor, nahm er im Frühjahr 1839 abermals den Wanderstab und durchzog auf's Neue Deutschland als Vorleser. Zugleich begann er seine Memoiren zu schreiben und gab sie sodann unter dem Titel „Vierzig Jahre" in 8 Bänden 1843—1850 zu Breslau heraus. Er lieferte damit ein für die deutsche Cultur- und Sittengeschichte sehr wichtiges Werk, in welchem er auch über sich, seine Fehler und Irrthümer, mit größter Offenheit berichtet. Leider krankt das Buch an großer Weitschweifigkeit. Beim Beginn der politischen Unruhen, 1847, zog er sich nach Graz in Steiermark zurück, wo er nun bis 1870 lebte; das letzte Jahrzehnt verbrachte er wieder in seinem lieben Breslau, wo er nach längerer Kränklichkeit am 12. Februar 1880 starb. Eine Gesammtausgabe seiner „Erzählenden Schriften" erschien in 39 Bänden zu Breslau 1861—1866.

Ueber die Poeten der Reactionszeit ist schon sehr bald die Nase gerümpft und gescholten worden, sowohl über die becherklirrenden, Jugend, Liebe und Wein verherrlichenden, als über die reactionären, welche das Heil der Zukunft in der Rückkehr zur absoluten Monarchie sahen. Scheinbar mit Recht, denn diese sowohl, wie jene, waren aus dem großen Strome der nationalen Entwickelung herausgetreten und hatten eine Miene angenommen, als wären alle bisherigen Bestrebungen, den nationalen Einheitsstaat aufzurichten, ein vollständig eitles Beginnen gewesen. Zudem hatten sie sich in ihren poetischen Schöpfungen zu keinem einzigen Kunstwerke von großartiger Bedeutung erhoben. Trotzdem füllten sie, indem sie so und nicht anders auftraten, ganz ihre Stelle aus. In einer Zeit, da die Massen der Abgespannten, Entmuthigten und Grollenden sich von aller Politik abwandten, war nur der harmlose Zeitvertreib und der Hinweis auf einen festen Grund, der bei aller Erschütterung dennoch geblieben war, am Platze, nur eine Poesie, die in allererster Linie die tiefklopfenden Herzen wieder beruhigte und zu ihrem Normalzustande zurückführte. Dieser zwar bescheidenen, aber, da nothwendigen, so auch wichtigen Aufgabe, wurde die Dichtung der Reactionszeit in hinreichendem Maße gerecht. Als sich dann das Volk wieder langsam aufrichtete, nahm auch der deutsche Parnaß eine neue Physiognomie an.





Langsames Erwachen neuen Lebens.

Mit allen Mitteln hatten seit der Niederwerfung der Revolution in Oesterreich, wie in Preußen, wie in den übrigen Staaten Deutschlands, die Ultras der Reaction dahin gewirkt, die frühere Ordnung der Dinge wieder herzustellen, und das war auch in vieler Hinsicht gelungen, ja in einem sehr wichtigen Punkte war sogar ein Rückschritt gemacht worden, der wohl selbst die kühnsten Hoffnungen der Feinde der deutschen Einheitsbestrebungen übertroffen hatte. Der König von Preußen, ohne allen politischen Blick, vollständig unfähig, die Mission seines Landes zu erkennen, ganz befangen in romantischer Schwärmerei für das „historische Recht", hatte sogar Preußen von dem Platze zurückgedrängt, den dieses Land seit 1830 naturgemäß eingenommen. „Die erste Stelle in Deutschland", hatte er gesagt, „gehört Oesterreich". Trotz alledem hatte man das Jahr 1848 nicht aus der Welt schaffen können; die Ideen, welche damals hervorgebrochen waren und alle Köpfe erfaßt hatten, lebten, wenn auch verdeckt unter der Hülle der Niedergeschlagenheit, noch sämmtlich fort und fanden ihre Nahrung im Parlamentarismus. Die Kammern hatte man nur in Oesterreich, wo sie auch noch gar nicht lebensfähig gewesen waren, wieder vollständig über den Haufen geworfen; im ganzen übrigen Deutschland hatte man sie nicht zu beseitigen gewagt, und hier wurde mit den freien Reden der Abgeordneten- und Ständehäuser wieder langsam das Interesse für die nationalen Angelegenheiten im Volke geweckt. Sehr richtig erklärte daher auch der Mann von Olmütz, Otto von Manteuffel, von seinem Standpunkte aus den Parlamentarismus für eine Revolution in Schlafrock und Pantoffeln und setzte Alles daran, den Einfluß und die Macht desselben zu brechen. Allein vergebens. Aehnliche Mißerfolge mußten die reactionären Minister in den Mittelstaaten, die Beust in Sachsen, Linden in Württemberg, Kielmannsegge in Hannover ꝛc. verzeichnen; sie konnten wohl die Rechte der Ständekammern schmälern und kürzen, aber die Kammern selbst doch nicht aus dem Wege schaffen. Das

gesammte deutsche Volk war bereits zu tief überzeugt von der Wichtigkeit der constitutionellen Staatseinrichtungen, um nicht mit aller Zähigkeit an derselben fest zu halten. Die öffentlichen Kammer-Verhandlungen, besonders in Preußen, weckten sodann den Sinn für nationale Angelegenheiten auch in den Kreisen wieder, die sich nach der Niederlage von 1848 scheu von allem politischen Leben zurückgezogen hatten, und als nun 1854 in Folge des orientalischen Krieges auch der Coloß Rußland, der wie ein Alp auf der freiheitlichen Entwickelung Deutschlands gelastet hatte, in sich zusammenstürzte, entfaltete sich allerwärts, erst langsam und schüchtern, dann immer frischer und kräftiger, zugleich unterstützt durch eine rührige Presse, ein rapid sich entwickelndes Verkehrswesen und durch den von Seiten Preußens in's Leben gerufenen Zollverein, ein neues Leben, gegen das die „kleine aber mächtige“ Rückschrittspartei mehr und mehr vergebens ankämpfte — jenes politische Leben, in welchem der Bürger nicht nur in, sondern auch mit dem Staate lebt, in welchem er nicht mehr als der beschränkte Unterthan dahin vegetirt, der eine gnädige und wohlweise Regierung für Alles sorgen läßt, sondern in welchem er sich als ein Glied des gesammten Staatswesens weiß, das dem Staate um so werthvoller ist, je werthvoller es sich selbst zu machen versteht. Es erstand also allmählich ein Volk mit einem klar ausgeprägten politischen Selbstbewußtsein und mit bestimmten Grundsätzen und Zielen. Die Hauptgrundsätze, welche nach und nach zur allgemeinen Herrschaft gelangten, gipfelten in den Punkten: es sei vor Allem der unklare Idealismus zu meiden, der bereits das Unglück von 1848 verschuldet habe; vor den idealen Interessen müsse man zunächst die materiellen zu fördern suchen. Nur wohlhabende Völker, wie dies das Beispiel Englands deutlich zeige, verstünden auch wirklich frei zu sein. Darum sei es in erster Linie nöthig, Handel und Industrie zu heben. Habe man sich dann gekräftigt, so müsse und werde auch das politische Leben eine andere Form annehmen. Nachdem diese Grundansichten, wiederholt in den Kammern beleuchtet, in allen Kreisen, naturgemäß am kräftigsten in Preußen, zur Herrschaft gelangt waren, konnte es nur noch einer geringen Wendung der Verhältnisse bedürfen, um wieder ganz und voll in die Bahn der nationalen Entwickelung einzulenken, und diese Wendung trat früher ein, als man hatte erwarten können. Im Herbst 1857 erkrankte der König Friedrich Wilhelm IV. an seinem unheilbaren Gehirnleiden und am 7. October 1858 übernahm der jüngere Bruder Wilhelm, Prinz von Preußen, die Regentschaft. Damit trat ein Mann an die Spitze der Regierung, der zunächst die Verfassung so zu handhaben sich bestrebte, wie seiner Zeit sein Bruder sich durch feierlichen Schwur verpflichtet hatte und der ferner von der festen Ueberzeugung durchdrungen war, daß die Stellung, welche Preußen seit 1848 in Deutschland eingenommen, eine seiner vollständig unwürdige und der Entwickelung der deutschen Verhältnisse nicht entsprechende gewesen sei. In Folge dessen mußte der Mann von Olmütz seinen Ministersessel dem gemäßigt liberalen Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen räumen, ein vollständiger Systemwechsel trat ein, und der politische Schwerpunkt Deutschlands rückte wieder nach Berlin, um nun für immer dort zu bleiben. Alle einsichtigen Patrioten aber athmeten wieder auf und schöpften neue Hoffnungen.



Gustav Freytag.

Dieser realistischen Richtung schloß sich auch die Literatur an; auch aus allen hervorragenden Dichtungen, die von etwa 1853 bis gegen 1859 erschienen, leuchtet das Bestreben hervor, den politischen practischen Sinn zu heben, das Volk „bei seiner Arbeit" aufzusuchen und die Wichtigkeit derselben, sowie den Segen des Wohlstandes, überzeugend vor Augen zu führen. Der Stimmung der Zeit entsprechend, wurden diese neuen Ansichten jedoch nicht mit Trompetenstößen und in schwungvollen Tiraden verkündet, sondern in getragenem Tone, und, um alle Leidenschaftlichkeit fern zu halten, die einen langsam Erwachenden immer verletzen muß, mit einem gewissen liebenswürdigen Humor, mit einer gewissen bürgerlichen Behaglichkeit, ohne viel Aufwand von Scharfsinn, immer in der Absicht, mehr durch den Augenschein, als durch die Theorie zu überzeugen. Bei einem so allmählichen Wiedereinlenken in ein politisches Leben konnte jedoch von einer Gleichmäßigkeit im Auftreten, wie dies bei dem jungen Deutschland, bei den Sturmvögeln der Revolution und selbst bei den Dichtern der Reaction hatte beobachtet werden können, keine Rede sein. Der eine der Dichter wandte sich früher, der andere später, der eine lebhafter, der andere zaghafter den neuen Anschauungen zu; dieser trat ganz unmittelbar an die neuen Verhältnisse hinan, jener suchte durch Beispiele aus der Geschichte zu wirken. Es fehlt dieser Cultur-Periode mithin der einheitliche Charakter.

Ueberraschend glücklich traf den zeitgemäßen Ton **Gustav Freytag**, der darum auch schnell der Lieblingsdichter jener Zeit wurde. Bei seinem ersten Auftreten stand Freytag noch im Banne des jungen Deutschland, die Schauspiele „Die Valentine" (1846) und „Graf Waldemar" (1847) — von den blassen Jugendarbeiten „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen" (Breslau 1844), „In Breslau. Gedichte im Volkston" (Breslau 1845) und „Der Gelehrte", Trauerspiel in 1 Akte, zuerst 1844 abgedruckt in Ruge's „Poetischen Bildern", sehen wir ab — athmen noch ganz den Geist Gutzkow's und Laube's, besonders des letzteren; es wird in ihnen viel von Volkswohl und socialen Reformen gesprochen, aber es kommt niemals zu irgend einer großen, bewundernswerthen That. Auch die Lösungen der Conflicte sind nicht glücklich herbeigeführt; die Rettung der Valentine vor den Nachstellungen des Fürsten durch den chevaleresken Saalfeld ist sehr gewagt und sehr bedenklich, und die Bekehrung des blasirten Grafen Waldemar erscheint nicht im mindesten glaublich. Dagegen zeichnen sich beide Stücke durch eine große Eleganz, effectvolle Scenen, einen lebhaften und geistvollen Dialog aus, wodurch die Schwächen sehr oft geschickt verdeckt werden. Beide Stücke, besonders „Die Valentine", haben daher auch vielen Beifall gefunden und werden noch heute gegeben. Im Jahre 1848 befreite sich der Dichter von dem Einflusse des jungen Deutschland und wandte sich mit seinem ganzen Denken und Empfinden der neuen Zeitströmung zu, und damit entsprach er auch zugleich dem innersten Wesen seines Talentes, dem die jungdeutsche nervöse Aufregung durchaus unsympathisch gewesen war. In Folge dessen klagten ihn die früheren Genossen des schmachvollen Abfalls an, wußten die „moralisch-ästhetische Katastrophe" nicht kläglich genug darzustellen und tadelten die Werke, die Freytag jetzt er-

scheinen ließ, „Die Journalisten" und „Soll und Haben", auf's Heftigste. Sie vermißten an ihnen die bestimmten, hellleuchtenden Farben, die weiten Perspectiven, das Feuer der Begeisterung, ja selbst die Poesie und hatten dabei allerdings auch von ihrem Standpunkte aus zum großen Theile Recht. Allein dieser Standpunkt war jetzt ein veralteter. Der Dichter bot dem nachmärzlichen Publikum in den „Journalisten" und in „Soll und Haben" gerade das, nach dem es verlangte und gab sich außerdem dabei ganz so, wie er wirklich war. Er hatte also bei seiner Wandlung keineswegs sich zum Renegaten erniedrigt, sondern nur eine fremde Hülle abgestreift. Freytag ist kein Dichter von packender, fortreißender Leidenschaft, der mit mächtig klopfendem Herzen sich für die höchsten Ziele der Menschheit begeistert, sondern ein liebenswürdiger, witziger und auch nicht selten geistreicher Gesellschafter, der ohne alle Phrase, ohne alle Ueberschwenglichkeit just immer von dem spricht, was allgemein interessirt. Seine Schilderungen sind dabei stets von größter Anschaulichkeit, Anmuth und Eleganz und seine Bilder immer bis in's Einzelne hinein gewissenhaft und zierlich ausgemalt. Dieses ganze Auftreten des Dichters mußte ein Publikum, das sich nur erst langsam wieder an eine laute Sprache und an größere Perspectiven gewöhnen konnte, überaus behaglich und gemüthlich anmuthen, und so fanden denn auch die beiden Hauptwerke Freytag's, „Die Journalisten" und „Soll und Haben", ganz außerordentlichen Beifall. Uns Menschen der siebziger Jahre, die wir wieder von den gewaltigsten politischen Umwälzungen durchschüttert worden sind und noch immer in den ernstesten Prozessen stehen, kann diese behagliche, idyllische Welt mit ihrem harmlosen Humor bei Weitem nicht mehr so anziehen, wie die Leute der fünfziger Jahre. Zwar erquicken auch wir uns noch an dem frischen Witz eines Bolz, der köstlichen Laune eines Piepenbrink, der kecken Ausgelassenheit eines Herrn von Fink und der anspruchslosen Tüchtigkeit eines Anton, haben wir uns jedoch eine Zeit lang in der Redaction der „Union" und dem Comptoir von T. O. Schröter bewegt, so macht sich uns nach und nach die Enge dieser kleinbürgerlichen Welt bemerkbar und wir sehnen uns nach einem weiteren Ausblick, einem kräftigeren Pulsschlag. Das vieractige Lustspiel „Die Journalisten" (Leipzig 1854) führt uns in das politische Parteileben etwa des Jahres 1853; die Reactionäre und die Liberalen stehen sich einander feindlich gegenüber und setzen Alles daran, bei der bevorstehenden Landtagswahl ihrem entsprechenden Candidaten, dort dem Obersten Berg, hier dem Professor Oldendorf, zum Siege zu verhelfen. Nachdem die Reactionäre bereits Aussicht hatten, über die Liberalen triumphiren zu können, wird durch die geschickte Fechtweise der liberalen Zeitung „Union" der Professor Oldendorf zum Abgeordneten gewählt und dabei natürlich auch alles Uebrige in Ordnung gebracht, was zum regelrechten Abschluß eines completen Lustspieles gehört. Die Handlung baut sich außerordentlich gefällig auf und schreitet von Act zu Act rasch vorwärts. Doch wird die tiefere Idee, der Sieg des Liberalismus über den Conservativismus nur ganz oberflächlich berührt und auch nicht einmal am Schlusse mit irgend einem Worte markirt. Dadurch, und daß auch hinter den betreffenden Candidaten keine höheren Interessen stehen, ist diesem politischen

Parteigetriebe jede tiefere Bedeutung genommen; die eine Partei freut sich schließlich nur, daß sie über die andere siegte, und damit hat es sein Bewenden. Mehr wollte das Publikum jener Zeit aber auch nicht — und tiefer ging auch das Interesse bei den damaligen Landtagswahlen noch nicht. Freytag schuf also mit seinem Lustspiele nicht nur ein Stück, das den Zeitgeschmack vollständig traf, sondern auch ein überaus wohlgelungenes und charakteristisches Culturbild. In der Zeichnung der Personen ist der Dichter dagegen weniger glücklich gewesen; die beiden Hauptfiguren zwar, Adelheid und Bolz, sind zwei echte und rechte Menschen, die mit sicherer Hand mitten aus dem Leben herausgegriffen wurden, zwei durch und durch gesunde Naturen, die trotz ihrer scheinbar nüchternen Weltanschauung einen tiefen Fond von Gemüth und Poesie im Herzen tragen, und die episodische Figur des wackern Piepenbrink ist der deutsche Philister wie er leibt und lebt; auch Bellmaus, der Redacteur für „Theater, Musik, bildende Kunst und Allerlei", muß als eine ganz köstliche Satire auf die damaligen zarten Lyriker bezeichnet werden; dagegen sind die übrigen Personen entweder nicht consequent durchgeführt, wie der Oberst Berg, oder sie sind schattenhafte Wesen geblieben, wie der Professor Oldendorf und seine Braut. Trotz dieser Mängel müssen „Die Journalisten" als das gelungenste deutsche Lustspiel bezeichnet werden, welches in der Neuzeit geschaffen wurde. Lessing's „Minna von Barnhelm" können sie jedoch nicht an die Seite gestellt werden. Wir bringen unten einen Theil des zweiten Actes zum Abdruck, der besonders für Bolz charakteristisch ist. Der Roman „Soll und Haben" (3 Bände, Leipzig 1855, 22. Aufl. 1877) führt uns in die Kaufmannswelt; der Verfasser schrieb ihn, wie er in der Vorrede sagt, um das deutsche Volk aus seiner Muthlosigkeit aufzurichten, ihm, ohne plattes Abschreiben der Wirklichkeit, ohne Verzerrung und ohne Ungerechtigkeit, ein Bild seiner Tüchtigkeit zu zeigen, und schildert nun die emsige Arbeit des deutschen Kaufmannes im Comptoir und im Waarenlager; seinen Rechtlichkeitssinn, seine Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, in einer langen Reihe überaus anschaulich gezeichneter Charaktere, vorab in dem Helden Anton Wohlfahrt, ferner in dessen würdigem Chef, sodann dem nüchternen, von peinlichster Ordnungsliebe beseelten Rechnungsführer, den „jungen Leuten" hinter dem Ladentisch und auf dem Speicher, dem herkulischen Auflader Sturm ꝛc. ꝛc. Mit großer Kunst ist dabei ein vielgegliedertes, farbenreiches Gemälde erzielt worden, in dem natürlich auch die Gegensätze und Schattenseiten nicht fehlen. Neben der Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit macht sich all zu große Vorsicht, die dann zur Pedanterie herabsinkt, ein Mangel an frischem, keckem Unternehmungsgeist, all zu große Bescheidenheit und ein zu geringes Selbstbewußtsein, sowohl den höheren Ständen, wie dem Staate gegenüber, bemerkbar. Trotzdem darf der Herr von Fink am Ehrentage der Firma in seinem Toaste mit Recht das Haus T. O. Schröter als ein Geschäft feiern, „wo die Arbeit eine Freude ist und die Ehre eine Heimath hat!" Mit der Schilderung des Geschäftes allein vermochte der Dichter aber noch kein vollständiges Bild des tüchtigen und arbeitsamen Bürgerstandes zu entwerfen, er mußte auch noch wirksame Gegensätze daneben stellen, und diese suchte er auf der

einen Seite im Edelmanne, der nicht zu arbeiten braucht, weil er sich ererbten Besitzes und vieler Vorrechte erfreut, auf der anderen Seite im gaunerischen Speculanten, der nicht arbeiten will. Leider ist er hier in der Wahl der Figuren nicht glücklich gewesen; jener Herr von Rothsattel, den er uns vorführt, ist nur eine Ausnahme, durchaus nicht der Typus eines deutschen Edelmannes, noch ist so sans phrase, wie es nach der Darstellung des Verfassers der Fall sein würde, der Jude der Typus des arbeitsscheuen Schmarotzers. Seit dem Auftreten eines Rothschild, Meyerbeer, Bendemann, Auerbach und vieler Anderer, ist der große Antheil, den der deutsche Jude an der deutschen Culturarbeit genommen hat, nicht mehr wegzuleugnen, so wenig, wie die Thatsache verhüllt werden kann, daß die Sucht, ohne Arbeit reich zu werden, ebensowohl in christlichen, wie in jüdischen Kreisen zu finden ist. Dagegen muß die Charakteristik der einzelnen Figuren, besonders des verschmitzten Veitel Itzig, des Herrn Ehrenthal mit dem kleinen Comptoir und der großen Brieftasche, des Löbell Pinkus, des kleinen Mannes, als überaus gelungen bezeichnet werden. Weniger plastisch tritt der Held des Romans, Anton Wohlfart, hervor; er ist zu bescheiden, zu schüchtern, ja, sagen wir es gerade heraus, zu unbedeutend, um seine Rolle ganz und voll ausfüllen zu können. Sehr oft schwankt daher auch das Hauptinteresse zu dem Herrn von Fink hinüber, diesem amerikanischen Dandy, der vom Verfasser mit außerordentlicher Virtuosität gezeichnet worden ist. Trotz dieser Mängel muß „Soll und Haben" der erste Platz unter den socialen Romanen der fünfziger Jahre eingeräumt werden, da er die allgemeine Stimmung, vorab das allgemeine Streben nach einer Verbesserung der materiellen Verhältnisse, am treuesten widerspiegelt. Zehn Jahre später hat der Dichter seinem hohen Liede auf die Arbeit um das materielle Wohl mit einem zweiten großen Romane, „Die verlorene Handschrift" (3 Bände, Leipzig 1864), eine Würdigung der Arbeit für das geistige Wohl der Nation gegenübergestellt. Hier jedoch hat sich das Talent des Dichters als vollständig unzureichend erwiesen; Freytag vermochte wohl die kleinbürgerliche Behaglichkeit, das Leben und Treiben der Kaufmannswelt einer Provinzialstadt zu schildern, nicht aber die großartige tiefernste Geistesarbeit des deutschen Gelehrtenthums, das sich nicht nur die Hochachtung der Nation, sondern der ganzen Welt erwarb. Von dieser Hochachtung verspürt man im ganzen Buche nicht das Geringste; der Held, Professor Felix, welcher einer verlorengegangenen Tacitus-Handschrift nachläuft, repräsentirt, obgleich er nicht selten recht geistreich zu unterhalten weiß, doch durchaus nicht den deutschen Professor von heutzutage und gelangt auch schließlich nur zu einem lächerlichen Resultate; nicht minder verfehlt sind die Charakteristiken der übrigen Professoren, von denen uns der Verfasser wohl erzählt, wie sie sich räuspern und wie sie spucken, aber nicht was sie sind. Dabei wollen wir jedoch nicht unerwähnt lassen, daß der Verfasser auch manches höchst anziehende Capitel bietet und in Else, der Frau des Professor Felix, eine überaus liebreizende Frauengestalt schuf. Vor der Abfassung der „Verlorenen Handschrift" machte Freytag auch noch einen Abstecher in die antike Welt und schrieb das Trauerspiel „Die Fabier" (Leipzig 1859), in welchem er

für die Gleichberechtigung der Stände eintrat. Die Tragödie ist mit vieler Sorgfalt aufgebaut, auch entwickelt sich der Streit der Fabier mit den Volkstribunen außerordentlich dramatisch, doch fehlt dem Stücke die Leidenschaft, die Kraft. Die „Dramatischen Werke“ des Dichters erschienen 1850 bis 1851 in 3 Bändchen zu Leipzig, in zweiter, um die „Journalisten“ und die „Fabier“ vermehrter Auflage in 2 Bänden ebenda 1858. Seit 1872 hat es Freytag unternommen, die ganze geistige und sociale Entwickelung des deutschen Volkes von der Heidenzeit bis auf die Gegenwart an den Schicksalen einer einzigen Familie symbolisch darzustellen; da das gigantische Werk, welches den Titel „Die Ahnen“ trägt, aber zur Zeit noch nicht vollendet vorliegt, so sehen wir davon ab, schon jetzt ein Urtheil über dasselbe zu fällen. Die bisher erschienenen Bände, welche stets in sich abgeschlossene Erzählungen bieten, tragen die Separattitel „Ingo und Ingraban“, „Das Nest der Zaunkönige“, „Die Brüder vom deutschen Hause“, „Marcus König“ und „Die Geschwister“. Endlich sei noch erwähnt, daß Freytag auch eine Reihe sehr fein gezeichneter und überaus sauber ausgemalter kulturhistorischer Skizzen und Charakteristiken unter dem Titel „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ (4 Bände, Leipzig 1859—62) herausgab, die einen großen Leserkreis fanden. Formuliren wir nun schließlich unser Endurtheil über Freytag, so müssen wir sagen, daß er ein feinsinniger, geistvoller Schriftsteller von ehrenwerther deutscher Gesinnung ist, dem es jedoch an tieferer Leidenschaftlichkeit und in Folge dessen an einer größeren dichterischen Kraft gebricht, der mithin stets Tüchtiges leistet, so lange er sich im engbegrenzten, behaglichen bürgerlichen Kreise bewegt, aber immer nur Unzureichendes schafft, so bald er die ihm gesteckten Grenzen überschreitet. Freytag wurde durch die Zeitverhältnisse auf die Schriftstellerlaufbahn gedrängt. Geboren am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien machte er nach einer sorgfältigen Erziehung umfassende germanistische Studien und ließ sich 1839 in Breslau als Privatdocent für deutsche Sprache und Literatur nieder, um sich der akademischen Lehrthätigkeit zu widmen. Als man ihm jedoch 1846 auf Betrieb des Professors Stenzel nicht gestatten wollte, auch Vorlesungen über deutsche Culturgeschichte zu halten, gab er die Universitäts-Carrière auf und ging zunächst nach Dresden, dann nach Leipzig, wo er 1848 von Ignaz Kuranda die Zeitschrift „Grenzboten“ kaufte und in Gemeinschaft mit Julian Schmidt herausgab. 1861 trat er von der Redaktion zurück, übernahm sie jedoch 1867 abermals bis Ende 1870 und wandte dann seine journalistische Thätigkeit der von S. Hirzel in's Leben gerufenen Wochenschrift „Im neuen Reich“ zu. Im Jahre 1851 erwarb er sich eine kleine Besitzung zu Siebleben bei Gotha, auf der er bis 1878 alljährlich die Sommermonate verbrachte. Dieser Sommeraufenthalt gab auch bald Anlaß zur persönlichen Bekanntschaft mit dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha, woraus ein festes Verhältniß erwuchs, in welchem Herzog und Herzogin sich unwandelbar gütig und freundlich bezeigten, ja der freisinnige Fürst sogar rasch Gelegenheit fand, dem neuen Sommergaste seines Landes heilsamen Schutz zu gewähren. 1854 war, wie A. Dove in „Nord und Süd“ (Band 10, Heft 29) berichtet, Freytag eine die würdelose Russenfreund-

schaft der preußischen Politik enthüllende Notiz zugesandt worden, die er dem Redakteur der liberalen autographirten Correspondenz in Leipzig überließ. Die Notiz erschien und regte dermaßen auf, daß in Berlin eine Untersuchung eingeleitet, und während diese noch lahm und mit bösem Gewissen sich fortschleppte, ein geheimer Verhaftungsbefehl in sonderbar ungeschickter Gestalt gegen Freytag erlassen ward. Sofort warnten nun Freunde den Dichter, allein trotzdem war dessen Lage eine sehr kritische, denn auch im Herzogthum Koburg-Gotha sah er, so lange er noch preußischer Unterthan war, unvermeidlicher Auslieferung entgegen. Da aber half der Herzog bereitwilligst aus, er nahm den Verfolgten in seinen Dienst, ernannte ihn mit dem Titel eines Hofrathes zu seinem Vorleser und bewahrte ihn dadurch vor der Hausvogtei. Seit 1878 lebt Freytag in Wiesbaden.

Aus „Die Journalisten".

Zweiter Akt. Zweite Scene. Fest der Conservativen.

(Bolz, Kämpe, Bellmaus, die Redakteure der Union, zur Seitenthür herein.)

Bolz (einmarschirend): Da sind wir im Hause der Capulet. — (Pantomime des Degeneinsteckens.) Verbergt eure Schwerter unter Rosen, blast eure Bäckchen auf und seht so dumm und unschuldig aus als möglich. Vor Allem fangt mir keine Händel an, und wenn ihr diesem Tybald, dem Senden begegnet, so seid so gut, und drückt Euch um die Ecke. (Man sieht die Polonaise durch die beiden hintern Säulen gehen.) — Du, Romeo Bellmaus, nimm Dich vor den Weibsen in Acht, ich sehe dort mehr Locken flattern und Taschentücher schwenken, als für Deine Gemüthsruhe gut ist.

Kämpe: Wetten wir eine Flasche Champagner, wenn einer von uns Händel bekommt, so sind Sie der eine.

B.: Möglich, aber ich verspreche Ihnen, daß Sie Ihren Antheil daran sicher erhalten sollen. — Jetzt hört meinen Operationsplan. Sie, Kämpe — (Schmock wird sichtbar) Halt, wer ist das? — Wetter, das Factotum des Coriolan! Unser Incognito hat nicht lange gedauert.

Schmock (der schon vor den letzten Worten an der Thür beobachtend sichtbar geworden ist, vortretend): Ich wünsche einen angenehmen Abend, Herr Bolz.

B.: Ich wünsche dasselbe in noch angenehmerer Qualität, Herr Schmock.

Sch.: Könnte ich nicht ein paar Worte mit Ihnen sprechen?

B.: Ein Paar? Fordern sie nicht zu wenig, edler Waffenträger des Coriolan. Zwei Dutzend Worte sollen Sie haben, aber nicht mehr. Machen wir das Geschäft schnell ab.

Sch.: Könnten Sie mir nicht Beschäftigung geben bei Ihrer Zeitung?

B. (zu Kämpe und Bellmaus): Hört Ihr? (mit Gravität) Bei unserer Zeitung? Hm! Du forderst viel, edler Römer!

Sch.: Ich hab's satt bei dem Coriolan. — Ich wollte Ihnen Alles machen, was Sie zu thun haben. Ich möchte gern bei honetten Menschen sein, wo man seinen Verdienst hat und eine anständige Behandlung.

B.: Was verlangen Sie von uns, Sklave Roms? Wir sollten Sie Ihrer Partei entziehen? Nimmermehr! Wir sollten Ihren politischen Ueberzeugungen Gewalt anthun? Sie zum Abtrünnigen machen? Wir sollten die Schuld tragen, daß Sie zu unserer Partei kämen? Niemals! Unser Gewissen ist zart, es empört sich gegen Ihren Vorschlag.

Sch.: Wozu machen Sie sich Sorgen um das? Ich habe bei dem Blumenberg gelernt in allen Richtungen zu schreiben. Ich habe geschrieben links, und wieder rechts. Ich kann schreiben nach jeder Richtung.

B.: Ich sehe, Sie haben Charakter. Sie sind jetzt ein armer Teufel, aber es wird Ihnen noch besser gehen in der Welt. Ihnen kann's in unserer Zeit nicht fehlen. Ihr Anerbieten ehrt uns, aber wir können es jetzt

nicht annehmen. Eine so welterschütternde Begebenheit, wie Ihr Uebertritt, will reiflich erwogen sein. — Unterdeß sollen Sie Ihr Vertrauen keinem fühllosen Barbaren geschenkt haben. — (Bei Seite zu den Andern.) Vielleicht ist etwas aus ihm herauszulocken! — Bellmaus, du hast das beste Herz unter uns dreien, du mußt dich heut seiner annehmen.

Bellm.: Was soll ich denn aber mit ihm anfangen?

B.: Führe ihn nach der Restauration, setze dich mit ihm in eine Ecke und gieße ihm Punsch in alle Löcher seines armen Kopfes, bis seine Geheimnisse herausspringen wie nasse Mäuse. Mache ihn schwatzen, besonders über die Wahlen. Geh, Kleiner, und sei hübsch vorsichtig, daß du nicht selbst warm wirst und plauderst.

Bellm.: Auf die Art werde ich von dem Fest nicht viel sehen.

B.: Das wirst du nicht, mein Sohn! Aber was hast du an dem Fest? Hitze, Staub und alte Tanzmusik! Uebrigens werden wir dir morgen Alles erzählen und zuletzt bist du Dichter und kannst dir das Ganze viel schöner vorstellen, als es in der Wirklichkeit ist. Deßhalb gräme dich nicht. Deine Rolle scheint undankbar, aber sie ist die wichtigste von allen, denn sie erfordert Kälte und Schlauheit. Geh, meine Maus, und hüte Dich vor Erhitzung.

Bellm.: Ich werde mich hüten, mein Herr Kater. — Kommen Sie, Schmock. (Bellmaus und Schmock ab.)

B.: Es wird gut sein, wenn auch wir uns trennen.

K.: Ich gehe die Stimmung beobachten. Wenn ich Sie brauche, werde ich Sie aufsuchen.

B.: Ich darf mich nicht viel zeigen, ich bleibe hier in der Nähe. (Kämpe ab.) Endlich allein! (geht an die Mittelthür) Dort steht der Oberst, von einem dichten Kreis umgeben! — Sie ist es! — Sie ist hier, und ich muß im Versteck liegen, wie ein Fuchs unter Blättern! — Aber sie hat Falkenaugen, vielleicht — der Knäuel löst sich, sie geht mit Ida Arm in Arm durch den Saal, — (lebhaft) sie kommen näher! — (ärgerlich) O weh! Hier stürzt Korb auf mich zu! Gerade jetzt!

Korb: Herr Conrad, ich traue meinen Augen nicht, Sie hier, auf diesem Fest?

B. (eilig): Still, Alter, ich bin nicht ohne Grund hier. Ihnen kann ich mich anvertrauen, Sie gehören ja zu uns.

K.: Mit Leib und Seele. In all dem Gerede und Gefiedel rufe ich immer im Stillen: Vivat der Union! Hier steckt sie! (zeigt eine Zeitung in der Tasche.)

B.: Gut, Korb, Sie können mir einen großen Gefallen thun. In einer Ecke der Restauration sitzt Bellmaus neben einem Fremden. Er soll den Fremden aushorchen, kann aber selbst nicht viel vertragen und kommt leicht in's Schwatzen. Sie thun der Partei einen großen Gefallen, wenn Sie eilig hingehen und Punsch trinken, um Bellmaus zu unterstützen. Daß Sie fest sind, weiß ich aus alter Zeit.

K. (eilig): Ich gehe. — Sie haben doch immer noch Ihre Finten im Kopf. Verlassen Sie sich auf mich, der Fremde soll unterliegen, und die Union soll triumphiren. (Schnell ab. Musik schweigt bis zum Ende des Akts.)

B.: Armer Schmock! — (an der Thüe) Ah, sie gehen noch durch den Saal, Ida wird angeredet, sie bleibt stehen, Adelheid geht weiter, (lebhaft) sie kommt, sie kommt allein!

Adelheid (wie an der Thür vorbeigehend, tritt schnell herein. Bolz verbeugt sich): Conrad, lieber Herr Doctor! (Hält ihm die Hand hin.)

B. (neigt sich tief auf ihre Hand.)

A. (in freudiger Bewegung): Ich habe Sie sogleich aus der Ferne erkannt. Zeigen Sie mir Ihr treues Gesicht! Ja, es hat sich wenig verändert. Eine Narbe, etwas mehr Braun, und eine kleine Falte am Mund; — ich hoffe, die ist vom Lachen.

B.: Wenn mir gerade jetzt etwas Anderes näher ist, als Lachen, so ist das nur eine vorübergehende Bosheit meiner Seele. Ich sehe mich doppelt, wie ein melancholischer Hochländer. Mit Ihnen tritt meine lange glückliche Kinderzeit leibhaftig vor meine Augen; Alles, was sie von Freude und Schmerz gebracht, fühle ich so lebhaft wieder, als wäre ich noch der Knabe, der einst für Sie auf Abenteuer in den Wald zog und Rothkehlchen fing. — Und doch ist die schöne Gestalt, die ich vor mir sehe, von der Gespielin so verschieden, daß ich merke,

es ist nur ein holder Traum, den ich träume. — Ihre Augen glänzen so freundlich, wie sonst, aber — (sich leicht verneigend) ich habe kaum noch das Recht, an alte Träume zu denken.

A.: Auch ich habe mich vielleicht nicht so verändert, als Sie glauben. — Und wie wir Beide auch verwandelt sind, gute Freunde sind wir geblieben, nicht wahr, Herr Doctor?

B.: Bevor ich den kleinsten Theil des Rechtes aufgebe, das ich an Ihre Theilnahme habe, will ich lieber boshafte Artikel gegen mich selbst schreiben und drucken und verbreiten.

A.: Und doch sind Sie so stolz geworden, daß Sie Ihre Freundin bis heute noch nicht in der Stadt aufgesucht haben. Warum sind Sie dem Hause des Obersten fremd?

B.: Ich bin ihm nicht fremd. Im Gegentheil, ich habe dort eine sehr achtbare Stellung, welche ich am besten dadurch erhalte, daß ich so wenig als möglich hingehe. Der Oberst und zuweilen auch Fräulein Ida beschwichtigen ihren Unwillen gegen Oldendorf und die Zeitung gern dadurch, daß sie in mir den Uebelthäter mit Hörnern und Klauen sehen. Ein so zartes Verhältniß will mit Schonung behandelt sein, ein Teufel darf sich nicht dadurch gemein machen, daß er alle Tage erscheint.

A.: Ich bitte Sie aber jetzt, diese hohe Stellung aufzugeben. Ich bleibe den Winter über in der Stadt und ich hoffe, Sie werden Ihrer Jugendfreundin zu Liebe als ein Bürger dieser Welt bei meinen Freunden auftreten.

B.: In jeder Rolle, welche Sie mir zutheilen.

A.: Auch in der eines Friedensboten zwischen dem Obersten und Oldendorf?

B.: Wenn der Friede nur dadurch zu erkaufen ist, daß Oldendorf zurücktritt, nein — sonst aber bin ich zu allen guten Werken erbötig.

A.: Und ich fürchte, daß der Friede gerade nur für diesen Preis zu erkaufen ist. — Sie sehen, Herr Conrad, auch wir sind Gegner geworden.

B.: Etwas gegen Ihren Willen zu thun, ist mir entsetzlich, so sehr ich auch Höllensohn bin. — Also meine Heilige wünscht und fordert, daß Oldendorf nicht Deputirter werde.

A.: Ich wünsche und fordere es, mein Herr Teufel!

B.: Es ist hart. Sie haben in Ihrem Himmel so viele Herren, mit denen Sie Fräulein Ida beschenken können, warum müssen Sie einem armen Teufel gerade seine einzige Seele, den Professor, entführen?

A.: Gerade den Professor will ich haben und Sie sollen ihn mir überlassen.

B.: Ich bin in Verzweiflung, ich würde mir die Haare raufen, wenn die Oertlichkeit nicht so ungünstig wäre. Ich fürchte Ihren Unwillen, ich fürchte den Gedanken, daß die Wahl Ihnen unlieb sein könnte.

A.: So suchen Sie die Wahl zu verhindern!

B.: Das kann ich nicht, aber sobald sie vorüber ist, wird mein Schicksal sein, über Ihren Unwillen zu trauern und schwermüthig zu werden. Ich werde mich aus der Welt zurückziehen, weit weg bis zum stillen Nordpol; dort werde ich während dem Rest meiner Tage traurig mit Eisbären Domino spielen oder unter den Robben die Anfänge journalistischer Bildung verbreiten. Das wird leichter zu ertragen sein, als ein zürnender Blick Ihrer Augen.

A. (lachend): Ja so waren Sie immer. Sie versprachen alles Mögliche und handelten stets nach Ihrem Kopf. — Bevor Sie aber nach dem Nordpol reisen, versuchen Sie vielleicht noch einmal, mich hier zu versöhnen. — (Kämpe an der Thüre sichtbar.) Still — ich erwarte Ihren Besuch, leben Sie wohl, mein wiedergefundener Freund! — (ab.)

B.: Dort kehrt mir mein guter Engel zürnend den Rücken! — Jetzt bin ich rettungslos dir verfallen, du Hexe Politik! (schnell ab durch die Mitte.)

Ueber die Enge und Kleinbürgerlichkeit der Freytag'schen Welt erhob sich schon der nächste Dichter, den wir hier zu besprechen haben, **Max Waldau**, mit seinem wirklichen Namen Richard Georg Spiller von Hauenschildt. Leider wurde dieser geniale Mann bereits in seinem dreißigsten Lebensjahre aus seiner Bahn gerissen, so daß wir in seinen Dichtungen nur Ansätze und Anläufe besitzen.

Als das Haupterforderniß für eine gedeihliche Entwickelung des Menschengeschlechtes stellte er die Harmonie zwischen dem geistigen und leiblichen Wohle hin. Nur ein Volk, das sich physisch wohl befinde, könne auch ein reges geistiges Leben entwickeln, physisches und intellectuelles Leben seien die beiden Grundtöne sowohl im Menschen-, wie im Völkerleben, und darum singt er auch:

„Denn Höchstes wird dem Menschen nur gelingen,
Wenn sie recht innig hell zusammenklingen."

Sein erstes Werk, welches die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, war die Canzone „O, diese Zeit!" (Hamb. 1850), in welcher er in tief ernsten, wehmüthigen Strophen das Unglück des Vaterlandes beklagt. Er vergleicht Deutschland mit der Königin der Luft, die nach alter Sage alle Reize, nur keinen Leib, empfangen hat, und ruft dann aus:

Ein Leib, ein Leib nur für die deutsche Seele,
Ein Deutschland nur, nicht dreißig deutsche Länder,
Nur deutschen Grund für freie deutsche Herde,
Ein einzig Band statt all der bunten Bänder.
„Hie Deutschland!" dann aus jeder deutschen Kehle,
Und Deutschland spricht das Recht der ganzen Erde.
O, nur ein Mal dies: „Werde!"
Das stürmisch wohl, doch nicht Verzweiflung brüllend,
Ein größter Freiheitsjubel weiter senget
Und Schloß und Grüfte sprenget,
Allüberall sein Bannertuch enthüllend.
Ein Leib, ein Leib! Doch nur ein freier, reiner,
Ein Leib in Fesseln ist so gut als keiner.

Unmittelbar auf die Canzone folgten die Romane „Aus der Junkerwelt" (2 Bde., Hamb. 1850) und „Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit". (3 Thle., Ebd. 1851), denen sich sodann noch „Cordula. Graubündner Sage Frühlingslied" (Ebd. 1854) und „Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel" (Ebd. 1855) anschlossen. Alle diese Werke trafen das Publicum auf's Tiefste; einen wahren Enthusiasmus rief der Roman „Nach der Natur" hervor. „Das Buch erquickte das entnüchterte und mit sich selbst zerfallene Volk wie ein Maienregen", berichtet Robert Prutz. „Man kam sich selbst so geistlos und verkommen vor, und nun Gottlob, hier war ein Buch, das von Geist wahrhaft strotzte und Jedem, welcher Richtung er auch angehörte und zu welcher Partei er sich auch bekannte, etwas zu denken und nachzugrübeln gab. Diese Zeit hatte uns eben erst so grausame Wunden geschlagen, so viele Hoffnungen waren hinweggemäht worden, und nun sahen wir, daß auch zwischen diesen Gräbern die Blumen des Humors noch so lustig sprießen konnten; wir waren alle so müde und abgelebt und hatten den Glauben an die Zukunft so gründlich verloren, und hier nun kam der Poet und deutete unter Lachen und Thränen hinüber auf jenes Reich des Geistes, das ewig unerschüttert fortbesteht und dem auch wir uns, trotz aller Irrthümer und Fehlgriffe, mit jedem Augenblicke mehr nähern." Wie schon aus den Worten Prutz' hervorgeht, beruhte die eminente Wirkung des Romans hauptsächlich in der genialen Art, wie der Dichter die neuen Verhältnisse aufzufassen und den socialen Uebeln bis zur Wurzel nachzuspüren verstand, und dann wieder in der aus echter Menschenliebe entsprungenen warmen Begeisterung, mit der er

für die Heilung der socialen Schäden eintrat. Es gelang ihm jedoch nicht, seinen Stoff in eine geschlossene Kunstform zu bändigen, der Roman fließt breit auseinander, Gespräche, Darlegungen, Reflexionen nehmen den meisten Platz ein und stören, so geistreich sie auch sind, den Gang der Handlung. Diesem Umstande, und dann auch wohl der fieberhaften Hast, die sich fortwährend geltend macht, da der Dichter seinen frühen Tod ahnte und bei der Eile, mit der er noch so viel als nur irgend möglich zu schaffen suchte, in eine nervöse Aufregung gerieth, die seiner Schöpfung die edle Ruhe des Kunstwerkes raubte, ist es wohl zuzuschreiben, daß der Roman so schnell wieder vergessen wurde. Spiller von Hauenschildt wurde am 10. März 1825 zu Breslau geboren, studirte in seiner Vaterstadt und in Heidelberg die Rechte und unternahm sodann größere Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr in die Heimath beabsichtigte er, sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen, wurde aber durch den Ausbruch der Revolution daran gehindert und zog sich auf sein Gut Tscheidt bei Bauerwitz in Oberschlesien zurück, wo er bereits am 20. Januar 1855 starb.

Max Waldau's Talent kam nicht zur vollen Entfaltung, weil der Tod den Dichter zu früh aus dem Leben rief; der nächste Poet, welchen wir auf Max Waldau folgen lassen, der Schweizer **Gottfried Keller**, erreichte ebenfalls sein Ziel nicht, weil ihn ungünstige Lebensverhältnisse daran hinderten. Keller wurde am 19. Juli 1819 zu Zürich geboren, wuchs in beschränkten Verhältnissen auf und widmete sich zunächst der Landschaftsmalerei, wandte sich dann aber, als er erkannte, daß er als Künstler niemals Hervorragendes werde leisten können, der Poesie zu, veröffentlichte einen Band „Gedichte" (Heidelberg 1846) und „Neuere Gedichte" (Braunschweig 1851) und sodann den Roman „Der grüne Heinrich" (4 Bände, Braunschweig 1854) und mehrere Erzählungen, die er unter dem Gesammttitel „Die Leute von Seldwyla" (4 Bände, Ebd. 1856) herausgab. Er kündigte sich damit als ein frisches, bedeutendes Talent an und erweckte große Hoffnungen. Mußte die Kritik auch den Schluß des Romans als einen grillenhaften, unharmonischen verurtheilen, so konnte sie doch den lebenstüchtigen Realismus, das kräftige Bürgerbewußtsein, welches aus der Dichtung sprach, ohne Einschränkung anerkennen, und die Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorfe" durfte sie als ein Prachtstück der deutschen Novellistik preisen. Leider mußte sich der Dichter mit diesen Anläufen und Erfolgen begnügen; um sich eine Existenz zu schaffen, sah er sich genöthigt, in den Staatsdienst zu treten; er wurde erster Staatsschreiber des Cantons Zürich und hatte nun zwanzig Jahre all' seine Kräfte seinem Amte zu widmen. Erst in neuerer Zeit, besonders seit er 1876 in den Ruhestand getreten ist, hat er seine literarische Thätigkeit wieder aufgenommen und „Sieben Legenden" (Stuttgart 1872) und „Züricher Novellen" (Stuttgart 1878) verfaßt, die davon zeugen, daß er sich noch immer einer großen geistigen Frische zu erfreuen hat. Auf die Entwickelung unserer Literatur werden diese Spätlinge freilich keinen Einfluß mehr ausüben.

Viel umfassender, wenn auch ebenfalls mannichfach gehemmt, vermochte

ein Dichter Norddeutschlands das wieder langsam erwachende politische Leben durch eine Reihe tüchtiger historischer Romane zu fördern: **Wilibald Alexis.** Das erste Auftreten dieses Schriftstellers fällt bereits in die zwanziger Jahre, allein erst in den fünfzigeren kam er zur Geltung, erst jetzt hatte sich der historische Sinn, das patriotische Bewußtsein der Nation so weit entwickelt, daß sie „Cabanis", „Der Roland von Berlin", „Der falsche Waldemar", „Die Hosen des Herrn von Bredow" mit Genuß und Erfolg lesen konnte, und nun erst entfaltete auch Alexis seine ganze Kraft im „Isegrim", in welchem die vom nationalen Gedanken getragene deutsche Zähigkeit und deutsche Liebe mit Meisterschaft geschildert sind. Wir stellen daher den Dichter auch hier in die Reihe dieser jugendlichen Genossen, unter denen er sich auf den ersten Blick etwas fremd ausnehmen mag, zu denen er aber seinem innersten Wesen nach vollständig gehört. Alexis, mit seinem wirklichen Namen Georg Wilhelm Heinrich Häring, stammte aus einer bretonischen Emigrantenfamilie und wurde am 29. Juni 1798 zu Breslau geboren, siedelte aber schon früh nach Berlin über, besuchte die dortigen Bildungsanstalten, nahm sodann 1815 als Freiwilliger an den Feldzügen gegen Frankreich theil, studirte, nach Berlin zurückgekehrt, die Rechte und trat beim Kammergericht als Referendar ein. Schon bald gab er jedoch seine juristische Carrière auf und widmete sich einzig und allein schriftstellerischen Arbeiten. Die erste Anregung zu dichterischem Schaffen empfing er von Walter Scott, dessen Manier er in seinem Erstlingswerke „Walladmor" (3 Bände, Berlin 1823—24) so täuschend nachahmte, daß er wagen durfte, es unter Scott's eigenem Namen herauszugeben und sich nur als Ueberseßer zu nennen. Die kecke Mystification gelang auch ganz vollständig und Kritik und Publikum hielten den Roman lange Zeit für eine Schöpfung des großen Schotten. Alexis schrieb darauf noch ein Seitenstück zu „Walladmor", „Schloß Avalon" (3 Bände, Leipzig 1827), wandte sich dann aber selbstständigerem Schaffen zu. Scott hatte die Helden *seiner Heimath* verherrlicht — besaß Deutschland nicht ebenfalls eine reiche historische Vergangenheit, nicht ebenfalls, gewaltige, urkräftige und eigenartige Recken, und mußte die Schilderung ihrer Kämpfe und Schicksale das deutsche Publicum nicht weit mehr anziehen, als die fremde schottische Welt? So fragte sich der Dichter, als er sich aus dem Banne des Einsiedlers von Abbotsford befreien wollte, und, nachdem er Umschau gehalten, trat er an die hohe Gestalt Friedrichs des Großen heran, zu jenem Helden, der das deutsche Volk wieder aus seiner Dumpfheit und Stumpfheit erweckt hatte und der noch immer die erste Stelle im Herzen der Nation einnahm. Mit großem Geschick entwarf er sodann in „Cabanis" (6 Bände, Berlin 1832) ein außerordentlich treues und anschauliches breites Cultur- und Sittenbild der fridericianischen Zeit, führte sowohl hinaus in den Kriegslärm, wie in die aristokratischen Zirkel und die Bürgerstuben der Hauptstadt und tauchte die ganze Dichtung in die wärmste Farbe nationaler Gesinnung. Trotzdem fand das Werk nur geringen Beifall; das junge Deutschland führte zur Zeit das Regiment und nahm mit seinen socialen Problemen und seinem Kosmopolitismus alle Köpfe gefangen. Alexis meinte daher auf falschem Wege zu sein und wandte sich eben-

falls den socialen Kämpfen zu, allein auf diesem Fechtplatze war er vollständig an der unrechten Stelle, hier fehlte ihm vor Allem die Beweglichkeit und die dialektische Schärfe. Die Romane „Das Haus Düsterweg“ (2 Bände, Leipzig 1835), „Zwölf Nächte“ (3 Bände, Berlin 1838) und verschiedene Novellen, die er im jungdeutschen Sinne schrieb, gehören zu seinen schwächsten Leistungen. Das fühlte auch der Dichter selbst und kehrte zum historischen vaterländischen Roman zurück, doch stieg er jetzt tiefer in die Vergangenheit hinab, um dem Publicum so viel wie möglich Neues zu bieten. Es entstanden „Der Roland von Berlin“ (3 Bände, Leipzig 1840), „Der falsche Waldemar“ (3 Bände, Berlin 1842) und „Die Hosen des Herrn von Bredow“ (5 Bände, Berlin 1846—48). In diesen Romanen schildert der Dichter die alte Tüchtigkeit des Volkes, den straffen Bürgersinn desselben, der sich allen Unterdrückungen und Beeinträchtigungen der Freiheit energisch widersetzt, doch ohne alle Ueberschwenglichkeit, vielmehr mit einer gewissen treuherzigen Behaglichkeit, bei der er sich freilich auch bisweilen in allzugroße Breite verliert. Von besonderem Reiz ist dabei die Treue des Localtones; die Städte und Dörfer der Mark, ihre weiten sonnenbeschienenen Haiden, ihre dunkeln Kieferwölber, ihre stillen schilfbewachsenen Seeen weiß er uns mit allen characteristischen Eigenthümlichkeiten und Einzelheiten so plastisch vor Augen zu führen, daß uns bei der Lectüre oft ist, als wanderten wir selbst über das weite, mit Erika überwucherte Blachfeld, umsummt von emsigen Bienen, oder schritten wir selbst durch den Wald, umweht von dem frisch-kräftigen Dufte des Kiefernharzes. Einem großen Theile des Publicums, das bisher von dieser, wenn auch immerhin schlichten, so doch überaus eigenartigen Natur keine Ahnung gehabt hatte, erschloß er damit eine ganz neue Welt. Nach der Revolution von 1848 trat er wieder in die neuere Zeit hinüber und zugleich, wie schon oben bemerkt, in die wichtigste Periode seines Schaffens. Er entrollte zunächst in „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ (5 Bände, Berlin 1852) dem Volke ein großes Bild aus Deutschlands Zeit der tiefsten Schmach und dann im „Isegrim“ (3 Bände, Ebd. 1854) ein nicht minder umfangreiches aus den ruhmreichen Tagen der Erhebung. In dem ersteren ging er auf die Ursache der schweren Niederlagen zurück und wies nach, daß sie in dem „klugen und vorsichtigen“ Abfall vom nationalen Gedanken zu finden sei, und in dem letzteren zeigte er, daß nur durch die Rückkehr zum nationalen Gedanken die Abwerfung der Fremdherrschaft ermöglicht werden konnte. Also den nationalen Gedanken auch jetzt, in der allgemeinen Muth- und Hoffnungslosigkeit, wieder mit allem Eifer zu hegen und zu pflegen, war die Lehre, die er den Patrioten mit seinen beiden Werken geben wollte. Und er wurde auch sehr wohl von allen denkenden Lesern verstanden und trug in Folge dessen nicht unwesentlich zur Erstarkung des neuen nationalen Lebens bei. Zu bedauern ist nur, daß der Dichter es nicht verstand, seine Romane kunstgerecht aufzubauen; Nebensächliches behandelt er meist mit derselben Ausführlichkeit, wie Hauptscenen, und culturhistorische Schilderungen überwuchern nicht selten auf lange Strecken hin den Faden der Erzählung. Dagegen ist die Charakteristik der einzelnen Personen meisterhaft zu nennen; der Major von der

Quarbitz auf Flitz, der „Isegrim“, ist das Urbild eines knorrigen, starrköpfigen, aber ehrenfesten märkischen Junkers alten Schlages, und die übrigen Menschen, der Candidat Mauritz, der Cürassier-Oberst der großen Armee „Marquis“ d'Espignac und selbst der Kutscher Lamprecht, sind sie nicht sämmtlich Figuren mit frischestem Lebensblute? Leider sollte der „Isegrim“ das letzte bedeutende Werk des Dichters sein; im Jahre 1857 traf ihn ein Gehirnschlag, der ihn seiner Geisteskräfte beraubte und ihn zu einem langen Siechthume verurtheilte. Er starb erst am 18. December 1871 zu Arnstadt in Thüringen, wohin er, in der Hoffnung, in der frischen Bergluft wieder zu gesunden, von Berlin aus 1859 übergesiedelt war. Seine „Gesammelten Werke“ erschienen in 18 Bänden zu Berlin 1861—65.

Nach Wilibald Alexis haben noch verschiedene begabte Dichter den vaterländischen Roman gepflegt, doch keiner hat sich wieder zu einem so kräftigen politischen Pathos erhoben, wie der Verfasser des „Isegrim“. Am nächsten kam dem großen Vorbilde **Edmund Höfer**, der die pommer'sche Ostseeküste zu seinem Schauplatze wählte. Das kernige Bürgerthum, das trotzige, herbe Bauern- und Fischervolk jenes Landstriches weiß er mit großer Treue zu schildern, nicht minder die gelben Dünen, die düstern Forsten und das weite Meer; auch von der Sitte und dem Costüm der Zeit — er bewegt sich hauptsächlich in den Jahren von 1805—1813 — entwirft er stets die anschaulichsten Bilder, dagegen gelingt es ihm nicht, seine Personen in die weltgeschichtliche Atmosphäre hinauf zu rücken; sie leben und weben nicht mit und in den politischen Katastrophen, sondern sie werden nur in ihnen herumgewirbelt. Die Höfer'schen Schriften sind daher nicht wirkliche historische Romane, sondern Familiengeschichten, die zu Anfang des Jahrhunderts spielen. Die kurzen Geschichten, in denen der Verfasser knapp und lebendig erzählt, sind die gelungeneren; die Romane leiden an Weitschweifigkeit. Am beliebtesten sind die „Erzählungen eines alten Tambours“ (Stuttgart 1855), „Unter der Fremdherrschaft“ (3 Bände, Stuttgart 1863), „Altermann Ryke“ (4 Bände, Berlin 1864) und „Der verlorne Sohn“ (Stuttgart 1869). Eine Sammlung seiner „Erzählenden Schriften“ gab Höfer 1865 in 12 Bänden heraus. Der Dichter wurde am 15. October 1819 zu Greifswald geboren, studirte Geschichte und Philologie, sah aber von jeder amtlichen Stellung ab. 1854 siedelte er von seiner Vaterstadt nach Stuttgart über, wo er viele Jahre mit Hackländer die „Hausblätter“ herausgab. — Schon sehr nahe an die einfache Unterhaltungslectüre streifen die historischen Romane von Bacher, Pflug und Hiltl. Julius Bacher (geb. 1810) schrieb in freundlichem Tone „Die Brautschau Friedrichs des Großen“ (Berlin 1857), „Sophie Charlotte, die philosophische Königin“ (3 Bände, Ebd. 1857) u. A., Ferdinand Pflug (geb. 1823) „Aus den Tagen des großen Königs“ (Leipzig 1864) und Georg Hiltl (1826—1878) die effectvollen, im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Berlin spielenden Romane „Eine Cabinets-Intrigue“ (2 Bände, Berlin 1871), „Der Münzthurm“ (6 Bände, 1872) 2c. Ein umfassendes Cultur- und Sittengemälde aus der Reformationszeit versuchte Friedrich von Uechtritz (1800—1875) in dem Romane „Albrecht Holm“ (7 Bände, Berlin 1852—53) zu geben.

Durch und durch originell trat **Franz Trautmann** (geb. 1813) auf. Ein ausgezeichneter Kenner der deutschen, besonders aber der bayrischen Vorzeit, suchte er das niedergeschlagene Volk durch den Hinweis auf die urkräftigen Helden des Mittelalters wieder aufzurichten, erging sich nun aber nicht etwa in der schönfärberischen Manier eines Fouqué, sondern zeichnete die Ritter und Bürger wie sie wirklich waren, in ihrer ganzen kernigen Gesundheit und Natürlichkeit und mit der naiven Treue eines Chronisten, dabei mit dem ergötzlichsten Humor. Sein Erstlingswerk war „Eppelein von Geilingen und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen" (Frankfurt 1852), darauf folgten „Die Abenteuer des Herzogs Christoph von Bayern" (2 Bände, Ebd. 1852—53) und eine Anzahl von Novellen, von denen wir besonders die „Heiteren Stadtgeschichten aus alter Zeit" (Ebenda 1862) hervorheben. Neuerdings ließ er auch einen großen Roman „Die Glocken von St. Alban" (3 Bände, Regensburg 1875) erscheinen, in welchem er den Leser nach dem Köln des 17. Jahrhunderts führt, wo er sich jedoch offenbar nicht so behaglich heimisch fühlt, wie in seinem engeren Vaterlande Bayern.

Die Trautmann'schen Schriften haben leider nicht die Verbreitung gefunden, die sie verdient hätten, vielleicht, weil sich der Verfasser bisweilen etwas all' zu eng dem heimathlichen Denken und Empfinden anschloß und darum von dem außerbayrischen Publicum nur für einen Localdichter gehalten wurde. Vor dieser Unterschätzung wußte sich ein anderer Dichter, der ebenfalls in die Vorzeit seiner süddeutschen Heimath hinabstieg und mit nicht minderem Behagen wie Trautmann die alten Chroniken und Legendenbücher derselben durchstöberte, glücklich zu bewahren, der Verfasser des „Trompeter von Säckingen" und des „Ekkehard", **Joseph Victor Scheffel.** Scheffel erhielt sich bei all' seiner Vorliebe für die Detailforschung immer den freien Blick; er eröffnet daher auch bei jeder Gelegenheit eine weitere Perspective; seine Figuren umrauscht fortwährend der ganze Bildungsstrom ihrer Zeit, mögen sie nun auf dem einsamen Hohentwiele, oder in dem stillen Schlosse zu Säckingen sitzen. Zudem lebte Scheffel nicht einzig und allein dieser entlegenen Welt; oft klappte er auch seine Folianten zu, wanderte hinaus in die blühende Natur und sang ein frohes Wanderlied, oder setzte sich in den Kreis lustig poculirender Freunde und stimmte ein heiteres Trinklied an. Ja, er sprang sogar in andere Wissenskreise hinüber, in den der Anthropologie, der Geologie, Geognosie rc. und ergötzte mit den wundersamen Historien vom Pfahlmann, dem Ichthyosaurus, dem Megatherium, dem Tazelwurm rc. Mit diesen poetischen Purzelbäumen, die einen großen Anklang fanden, im Grunde aber nur einen geringen Gehalt von Poesie haben, bewahrte er seinen literarischen Charakter vor dem archivalischen Staube, der dem großen Publikum am Dichter mit Recht so zuwider ist. Scheffel*) wurde am 26. Februar 1826 zu Karlsruhe geboren, studirte von 1843 bis 1847 zu Heidelberg, München und Berlin die

*) Vergl. Alfred Klar, Joseph Viktor Scheffel u. s. Stellung in der deutschen Literatur. Prag 1876.



Joseph Victor von Scheffel.

Rechtswissenschaft und bestand sodann die juristische Staatsprüfung. Darauf begleitete er, nachdem er kurze Zeit in Frankfurt gelebt, im Sommer 1848 den Reichscommissär Karl Theodor Welcker als Secretär auf dessen Reise nach Schweden, verfolgte jedoch die diplomatische Laufbahn nicht weiter, sondern privatisirte eine Zeit lang, war hierauf bei mehreren großherzoglich badischen Aemtern, 1850 bis 1851 in Säckingen, wo die ersten Keime zu seinem „Trompeter" entstanden, 1852 beim Hofgerichte in Bruchsal thätig, brach nun aber die juristische Carrière ab, unternahm eine längere Reise nach Italien und ließ sich nach seiner Heimkehr auf mehrere Jahre in Heidelberg nieder, um sich für das akademische Lehramt vorzubereiten. Ein Augenleiden unterbrach jedoch wiederholt seine Studien, führte ihn dagegen mehr und mehr der Poesie zu. Für befreundete Kreise schrieb er die bereits erwähnten Trinklieder und kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Gedichte und zur eigenen Zerstreuung und Aufheiterung vollendete er das Epos „Der Trompeter von Säckingen"; unmittelbar darauf verfaßte er den Roman „Ekkehard", zu dem er die Anregung auf einer Wanderung durch die Landschaft des Bodensee's erhalten hatte. Die Gedichte ließ Scheffel erst lange Zeit nur in Abschriften in seinem Freundeskreise zirkuliren, bevor er sie, mit älteren und auch manchem neueren vermehrt, in Buchform unter dem Titel „Gaudeamus! Lieder aus dem Engern und Weitern" (Stuttgart 1868, 33. Auflage 1880) herausgab. An Frische haben sie dadurch nichts eingebüßt. Sie sind durchweg originell, gewinnen hier mit ihrer echt jovialen, derb-volksthümlichen Gemüthlichkeit und packen dort mit ihrem barocken Humor, muthen außerdem immer durch eine geschmackvolle, meist alterthümliche Form an. Sie fanden sofort, besonders bei der akademischen Jugend, einen außerordentlichen Beifall, wurden aber auch vielfach überschätzt. Einen tieferen Werth besitzen sie unseres Erachtens nicht, dazu fehlt ihnen die bedeutendere Idee. Als die gelungensten nennen wir den in alle Commersbücher übergegangenen Sang vom schwarzen Walfisch zu Askalon, die Lieder vom Rodensteiner, „Pumpus und Perusia", „Die Teutoburger Schlacht", „Hildebrand und sein Sohn Hadubrand", „Die Maulbronner Fuge" und das bereits genannte und auch unten zum Abdruck gebrachte Lied vom Ichthyosaurus. Weit werthvollere Gaben sind „Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein" (Stuttgart 1854, 77. Auflage 1880) und „Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert" (Frankfurt 1855, 45. Auflage Stuttgart 1880). Im „Trompeter" schildert er uns die Abenteuer eines frischen, kecken Gesellen, jung Werners, der sein Glück, da ihm das Jus zu Heidelberg nicht schmeckt, auf seine geliebte Trompete stellt, die er meisterlich bläst und mit der er es bis zum Kapellmeister des Papstes bringt, worauf er sich auch die Geliebte seines Herzens, die anmuthige Margarethe, erwirbt, deren Hand ihm einst, weil ein Trompeter einem Edelfräulein nicht ebenbürtig sei, abgeschlagen worden war. Die Handlung entwickelt sich lebendig und ist von einem erquickenden Humor belebt; die einzelnen Charaktere treten klar und bestimmt hervor und selbst die Nebenfiguren sind mit festen Strichen skizzirt. Eine höchst ergötzliche Figur ist der Kater Hiddigeigei. Wir geben unten einen

Theil des 12. Stückes, zu welchem wir bemerken, daß jung Werner bei einer muthvollen Vertheidigung des Schlosses Säckingen verwundet wurde, sodann der sorgsamen Pflege Margarethens sich zu erfreuen hatte und nun seinen ersten Ausgang macht. Im „Ekkehard“ führt uns der Dichter auf den romantischen Hohentwiel, wo Hadwiga, die Herzogin von Schwaben, residirt und mit dem gelehrten und jugendschönen Mönch Ekkehard, den sie im Kloster von St. Gallen kennen lernte, den Virgil studirt. Dabei entbrennt in dem Herzen der stolzen Hadwiga eine leidenschaftliche Liebe zu Ekkehard, die der unerfahrene Mönch zu spät versteht; er muß fliehen, wendet sich in die Einöde und schreibt dort das Waltari-Lied in lateinischer Sprache nieder. Die Dichtung ist ein prächtiges, hellfarbiges Bild der germanischen Jugendzeit; der Verfasser hat dazu die umfassendsten Studien gemacht, aber nirgends tritt er mit antiquarischer Kleinkrämerei hervor; immer weht uns die frische, erquickende Luft einer wirklichen Welt entgegen. Die einzelnen Personen athmen Leben und Kraft, vorab die stolze Hadwiga und Ekkehard, sodann die reizvolle Griechin Praxedis, der originelle Spazzo, der Hunne Kappan, der Wächter Romeias und wie sie alle heißen; zudem ist die landschaftliche Scenerie mit Meisterschaft gezeichnet. Nach der Vollendung des Romans besuchte Scheffel abermals Italien, lebte dann eine Zeit lang in München und als Bibliothekar des Fürsten Egon von Fürstenberg in Donaueschingen, worauf ihn der Großherzog von Sachsen-Weimar zu sich einlud und ihn aufforderte, wie den Hohentwiel, so auch die Wartburg durch eine Dichtung zu verherrlichen. Scheffel lebte darauf einige Zeit in Weimar und Eisenach und studirte die Kulturgeschichte der Minnesänger, allein zu der erhofften größeren Dichtung kam es nicht; es entstand nur „Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit“ (Stuttgart 1863). „Der Dichter gab darin den Stimmungen, in die ihn das Studium der Minnesänger versetzte, Ausdruck und knüpfte dabei auch an manches Wort jener Poeten an, kam aber über den künstlichen Ton nicht hinaus. Ebenso erging es ihm in „Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers“ (Stuttgart 1868). In seinem letzten Werke „Bergpsalmen“ (Stuttgart 1870) versetzt er uns in die Naturbegeisterung eines alten Regensburger Bischofs, ohne uns damit jedoch sonderlich zu erwärmen. Seit seinem Weggange von Weimar lebt Scheffel theils auf seinem Landsitze bei Radolfszell am Bodensee, unweit des Hohentwiel, theils in Karlsruhe, wo 1876 sein fünfzigster Geburtstag mit großer Festlichkeit begangen wurde. Der Großherzog von Baden erhob ihn dabei in den erblichen Adelstand; vor Jahren zeichnete ihn bereits der Großherzog von Sachsen-Weimar mit dem Titel eines Hofraths aus. — Mit vielem Glück hat neuerdings die Pfade Scheffel's Adolf Glaser (geb. 1829) weiter verfolgt; er schrieb „Schlitzwang. Ein Roman aus dem achten Jahrhundert“ (Berlin 1878), in welchem er die Schicksale eines jungen Sachsen, den er schließlich das altsächsische Lied vom „Heliand“ verfassen läßt, behandelt, und „Wulfhilde. Ein Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert“ (Berlin 1880).

Der Ichthyosaurus.

Es rauscht in den Schachtelhalmen,
Verdächtig leuchtet das Meer,
Da schimmert mit Thränen im Auge
Ein Ichthyosaurus daher.

Ihn jammert der Zeiten Verderbniß,
Denn ein sehr bedenklicher Ton
War neulich eingerissen
In der Liasformation.

„Der Plesiosaurus, der Alte,
Er jubelt in Saus und Braus,
Der Pterodactylus selber
Flog neulich betrunken nach Haus.

„Der Iguanodon, der Lümmel,
Wird frecher zu jeder Frist,
Schon hat er am hellen Tage
Die Ichthyosaura geküßt.

„Mir ahnt eine Weltkatastrophe,
So kann es ja länger nicht gehn;
Was soll aus dem Lias noch werden,
Wenn solche Dinge geschehn?“

So klagt der Ichthyosaurus,
Da ward es ihm kreidig zu Muth,
Sein letzter Seufzer verhallte
Im Qualmen und Zischen der Fluth.

Es starb zu derselbigen Stunde
Die ganze Saurierei,
Sie kam zu tief in die Kreide,
Da war es natürlich vorbei.

Und der uns hat gesungen
Dies petrefactische Lied,
Der fands als fossiles Albumblatt
Auf einem Koprolith.

Aus dem „Trompeter von Säckingen“.

Freudig sah jung Werner in die
Landschaft und den Rhein hinunter,
Doch er hemmte die Betrachtung;
An der sonnumglänzten Mauer
Sah er einen Schatten huschen,
Schatten wie von Locken, wie von
Frau'ngewand und Werner kannt' ihn.
Durch den Laubgang kam mit Lachen
Margaretha, sie besah des
Katers graziöses Spielen:
Der hatt' in dem Gartenhäuslein
Eine weiße Maus gefangen,
Fraß sie nicht, nur mit den Pfoten
Hielt er sie und schaut mit gnäd'gem
Herrscherblick auf die Gefang'ne.

Von dem Sitz erhob sich Werner,
Ehrerbietig grüßend, und es
Flog ein flüchtiges Erröthen
Ueber Margaretha's Wangen:
„Gott zum Gruß, Herr Werner“, sprach sie,
„Und wie gehts Euch? Lang war Euer
Mund verstummt, mit Freuden hör' ich
Kunde von ihm selber jetzt.“

„Seit die Stirne mit des Feindes
Hellepart Bekanntschaft machte,
Weiß ich kaum“ — erwidert Werner,
„Wo mein Denken und mein Leben
Hingeflogen, dunkle Wolken
Lagen überm Haupt, doch heute
Stieg im Traum ein lichter Engel
Zu mir nieder, und er neigte
Sich zu mir: Steh' auf, und freue
Dich des jungen Lebens sprach er,
Und so war es; festen Schrittes
Konnt' ich heute schon hierher gehn.“
Abermals auf Margaretha's
Wangen flammts wie Morgenröthe,
Als jung Werner von dem Traum sprach,
Und sie schaute rückwärts, — scherzend
Fiel sie dann ihm in die Rede:

„Und Ihr mustert jetzo wohl das
Schlachtfeld. Ja, es war ein heißer
Tag, noch brummts wie Flintenschuß und
Sturmgetös durch die Erinn'rung.
Wißt Ihrs noch: dort an dem Baume
Standet Ihr, — dort, wo der Flieder
Lustig aufblüht, lag ein Todter,
Hier, wo jetzt der Sommerfäden
Leichtes Spinnweb durch die Luft fliegt,
Blitzten Spieß und Feindeswaffen,
Dort, wo noch den frischen weißen
Kalk die Mauersteine tragen,
Brach die wilde Fluth sich Durchgang.
Ja, Herr Werner, — und am Schloß dort

Hat der Vater bös gescholten,
Daß man sich so übermüthig
Keck in die Gefahr gestürzt."

„Tod und — doch verzeiht, mein Fräulein,
Daß ich schier geflucht", sprach Werner.
„Jene haben uns gehöhnet
Und da bleib' ein andrer ruhig.
Wenn ich solch' ein giftig Wort hör',
Flammt das Herz und zuckt die Faust mir:
Kampf, kein ander Mittel weiß ich,
Kampf! und mag die Welt darüber
Krachend auch in Trümmer gehn.
Hab' kein Fischblut in den Adern,
Heute, — jetzt — ein matter Kriegsmann —
Stünd ich in dem gleichen Falle
Wieder am Kastanienbaum."

„Böser Mann", schalt Margaretha,
„Daß ein zweiter Hellepartthieb
Euch die erste Narb' durchkreuzte,
Daß — und — wißt Ihr auch, wem Euer
Wagniß schweres Herzleid brachte?
Wißt Ihr, wer um Euch geweint hat?
Rief't Ihr wiedrum: Zugbrück nieder!
Wenn ich flehentlich Euch bät:
Werner bleibt — Herr Werner, denkt auch
An die arme Margaretha? —
Wenn ich — " doch nicht weiter spann sich
Der bewegten Rede Faden,
Was der Mund schwieg, sprach das Auge;
Was das Aug' schwieg, sprach das Herze;
Fragend, träumend hob jung Werner
Seinen Blick empor zu ihr:
„Sterb' ich oder find' ich heute
Zwiefach hier mein junges Leben?"
Und sie flog in seine Arme,
Und sie hing an seinen Lippen,
Und es flammte d'rauf der erste
Schwere, süße Kuß der Liebe.
Purpurgolden durch der dunkeln
Bäume Wipfel fiel der Sonne
Streiflicht auf zwei sel'ge Menschen,
Auf jung Werners blasses Antlitz,
Auf die holderglühte Jungfrau.

Erster süßer Kuß der Liebe!
Dein gedenkend überschleicht mich
Freud' und Wehmuth: Freude, daß auch
Ich ihn einstmals küssen durfte,
Wehmuth, daß er schon geküßt ist!

Noch tiefer, als bei den Dichtungen der Freytag, Max Waldau, Wilibald Alexis und Scheffel ist der Stempel der Zeit den Gedichten, Epen, Dramen und Romanen **Rudolf Gottschall's** eingeprägt. Gottschall steckte sich von allen Mitstrebenden der in Rede stehenden Periode die höchsten Ziele, weil er die Hauptaufgabe der Dichter der Gegenwart, die Ideen der Zeit in poetischen Gebilden zu verkörpern, am Klarsten erkannte. Er ist daher auch der ausgesprochenste Gegner der sogenannten akademischen Richtung, welche von der Culturbewegung der Gegenwart keine Notiz nimmt, nur die Schilderung rein menschlicher Verhältnisse will und dabei den meisten Werth auf die Form legt. Ganz besonders warnt er vor Stoffen aus der antiken Welt; dagegen stellt er die alten Dramatiker selbst den Bühnenschriftstellern der Gegenwart als Muster auf.

„Sie ließen frei den Geist des Volkes walten,
Sie ließen sich von ihrer Zeit begeistern —
Das lernt, ihr Dichter, von den großen Meistern!"

sagt er in den Sonetten an die deutsche Bühne. Gottschall*) wurde am 30. Sept. 1823 zu Breslau geboren, empfing jedoch seine Gymnasialbildung zu Mainz und Koblenz und studirte sodann in Königsberg und Berlin die Rechte. Die revolutionäre Bewegung riß den Dichter schon früh in ihre Strudel, und er verfaßte „Lieder der Gegenwart" (Königsberg 1842), „Censurflüchtlinge" (Zürich 1842),

*) Vergl. Silberstein, Rudolf Gottschall. 25 Jahre seiner Dichterlaufbahn. Lpzg. 1868.



Rudolph Gottschall.

„Barrikaden-Lieder“ (Königsb. 1848), „Wiener Immortellen“ (Hamb. 1848) und „Gedichte“ (Ebd. 1849), sowie verschiedene Dramen, wie „Ulrich von Hutten“, „Robespierre“, „Die Marseillaise“, mit denen er der vaterländischen Sache zu dienen suchte. Schon diese Erstlings- und wohl auch zum großen Theile Augenblicksarbeiten zeugen von der reichen Begabung des Dichters; sie sind schwungvoll und reich an glänzenden Bildern, entbehren aber noch der Selbstständigkeit. Beim Publikum fanden sie eine freundliche Aufnahme, was leider auch zur Folge hatte, daß die Regierung auf den jungen „gefährlichen“ Dichter aufmerksam wurde und ihm, als er nach absolvirtem Studium in Königsberg die akademische Carrière einschlagen wollte, erklärte, daß sie hierzu nur erst dann die nöthige Erlaubniß geben würde, wenn er binnen Jahresfrist Beweise seiner veränderten politischen Gesinnung beigebracht habe. Auf eine solche Zumuthung konnte der Dichter natürlich nicht eingehen; er wandte sich jetzt ganz der literarischen Thätigkeit zu, lebte eine Zeit lang in Hamburg, dann in Breslau, bis er 1865 nach Leipzig übersiedelte, um die Redaktion der „Blätter für literarische Unterhaltung“ und der Monatsschrift „Unsere Zeit“ zu übernehmen, die er noch jetzt führt. Seine Productivität war seitdem eine ganz enorme; auf allen Gebieten der Dichtkunst versuchte er sich und überall erwies er sich als ein geistreicher und formgewandter, fortwährend dem Herzschlage der Zeit lauschender Poet. Die allgemeine Ernüchterung, welche auf die Erhebung von 1848 gefolgt war, hatte sein Talent schnell zur Reife gebracht, bereits die Dichtungen, welche er zu Anfang der fünfziger Jahre herausgab, zeigen die Ruhe und Kraft des ernsten Mannes. Seine Hauptthätigkeit concentrirte er fortan auf die Pflege des Epos und des Drama's, und diesen Dichtungsarten gehören denn auch seine reifsten Werke an; das epische Gedicht „Carlo Zeno“ (Breslau 1854) und die Dramen „Pitt und Fox“ (Leipzig 1854) und „Mazeppa“ (1855). In „Carlo Zeno“ feiert der Dichter „den Mann aus einem Guß“, den Nationalhelden, der „Thaten und Gedanken und Geist und Herz vermählt“, einen solchen Mann, wie wir Deutsche ihn bei der Erhebung von 1848 leider noch nicht besaßen. Er führt uns dabei nach dem Venedig des Mittelalters, zeigt uns, wie das gesammte Volk der Republik, vom Dogen bis herab zum Gondelführer, durchdrungen ist vom nationalen Gedanken, wie Jeder Theil nimmt an der nationalen Arbeit und wie Jeder stolz ist auf den Reichthum und die Macht des Vaterlandes. In der Schilderung dieser glanzvollen Welt thut er freilich bisweilen des Guten etwas zu viel, die Fülle der prächtigen Bilder wirkt dann erdrückend und der rhetorische Schwung artet in Bombast aus; allein diese Fälle sind doch nicht so häufig, daß der Gesammteindruck der Dichtung darunter empfindlich leiden könnte. Wir bringen unten einen Theil des Gesanges „Der Bürger“ zum Abdruck. In dem Lustspiele „Pitt und Fox“ suchte der Dichter den Blick auf den Musterstaat England zu lenken. Dort blühte eine kräftige politische Freiheit, dort mußte man also, wollte man sich vor neuen Mißgriffen bewahren, in die Schule gehen. Die Charakteristik der beiden Staatsmänner, des gemessenen Pitt, des Repräsentanten der Aristokratie, sowohl, wie des genialen Fox, der schließlich den

Sieg davon trägt, ist überaus geistreich und effectvoll. Auch die übrigen Personen sind mit vieler Feinheit gezeichnet. Leider füllt die Handlung die fünf Acte nicht ganz aus, auch fehlt es an einem kräftigen Schlußaccorde, das Interesse sinkt daher gegen das Ende hin. Reicher in jeder Beziehung ist das Trauerspiel „Mazeppa". Die vielgegliederte Handlung entwickelt sich rasch und der Held, der sich zum Könige der Ukraine machen will, wächst zu einer gewaltigen, hoheitsvollen Gestalt empor. Der Charakter der uns fremden Welt ist mit großem Geschick verwerthet worden, er spiegelt sich in allen Figuren und verleiht dadurch dem Drama eine eigenartige, anziehende Grundstimmung. Von den übrigen dramatischen Arbeiten Gottschalls nennen wir die Trauerspiele „Der Nabob", „Katharina Howard", „Amy Robsard" und „Auf rother Erde", sowie das im Tone Bauernfeld's geschriebene Lustspiel „Der Vermittler", in welchem durchgeführt wird, wie ein wohlwollender Mann, der stets bemüht ist, das Glück Anderer zu begründen, regelmäßig zu den kläglichsten Resultaten kommt, bis er endlich, aber ohne sein besonderes Dazuthun, sein eigenes Glück macht. Die „Dramatischen Werke" Gottschall's erschienen in 12 Bändchen zu Leipzig 1865 bis 1880. Mit seiner Lyrik ist Gottschall wenig durchgedrungen; sie ist geistreich, schwungvoll, prächtig, aber es fehlt ihr die tiefere Innigkeit und Herzlichkeit. Außer den schon erwähnten „Gedichten" (Hamburg 1849), die noch zu seiner Sturm- und Drangperiode gehören, erschienen noch von ihm „Neue Gedichte" (Breslau 1858) und „Janus. Friedens- und Kriegsgedichte" (Leipzig 1873). Erst in neuester Zeit hat sich Gottschall auch dem Romane zugewendet und rasch nach einander „Im Banne des schwarzen Adlers" (3 Bände, Breslau 1876), „Welke Blätter" (3 Bände, Ebd. 1877) und „Das goldene Kalb" (3 Bände, Ebd. 1879) geschrieben. Wir heben besonders das erstere und das letztere Werk hervor. Der Roman „Im Banne des schwarzen Adlers" schildert das Leben vor und während des ersten schlesischen Krieges, das Treiben zu Rheinsberg beim Kronprinzen Friedrich und die Machinationen der Parteien zu Breslau. Der Composition fehlt es zwar an Einheit, zwei Handlungen laufen, nur leicht mit einander verknüpft, neben einander her, dagegen sind die Charakteristiken und die Schilderungen von Land und Leuten mit großer Meisterschaft durchgeführt; mit besonderer Liebe ist das Bild des genialen Königs entworfen. Doch hat sich der Verfasser den Blick durch seinen Patriotismus keineswegs trüben lassen; die Moral der Eroberung Schlesiens läßt er den Dr. Morgenstern mit folgenden Worten bezeichnen: „Das fait accompli ist Alles in der Welt, lieber Freund. Und wenn es noch so nackt ist, es wird ihm hintendrein ein Mäntelchen umgeworfen. Alles beugt vor ihm das Knie und küßt ihm die Hand. Thatsachen, Thatsachen zu schaffen, ist Alles; das beweiskräftige Völkerrecht kommt hintendrein, und die galante Diplomatie macht ihm die schönsten Complimente". Weit reicher als „Im Banne des schwarzen Adlers", ist der Roman „Das goldene Kalb". Der Verfasser führt uns in ihm in die jüngste Vergangenheit, zeigt, wie alle Gesellschaftsklassen in den Tanz um das goldene Kalb hineingerissen worden sind und sieht die Erlösung von diesem Götzendienste in der unablässigen, unver-

drossenen Arbeit zum Wohl des Ganzen. Die Fabel entwickelt sich straff und klar und der Held Ernst Rothstein, eine sehr sympathische Figur voll Energie, steht immer in der Mitte der Handlung. Die Bilder aus dem Gesellschaftsleben sind farbenreich und von überraschender Wahrheit. Außer diesen poetischen Arbeiten verfaßte Gottschall auch noch das literarhistorische Werk „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts“ (2 Bände, Breslau 1855, 4. Aufl. 4 Bände, Ebd. 1875), eine „Poetik“ (Ebd. 1858) und „Portraits und Studien“ (4 Bände, Leipzig 1870—71). Schließlich sei noch bemerkt, daß der Dichter im Jahre 1860 vom Großherzog von Sachsen-Weimar zum Hofrath ernannt und 1877 vom Könige von Preußen in den erblichen Adelsstand erhoben wurde.

Aus dem Epos „Carlo Zeno.“

Nur wen'ge Tage schwanden, da sah der Rath der Zehn
Vor des Gerichtes Schranken den tapfern Zeno steh'n.
Daß er für die Carrara gesprochen frei und kühn,
Das wird von diesen Richtern ihm nimmermehr verzieh'n.

Weh jedem, den der Ruhm sich vor Andern auserwählt!
Sein Namen ist zu glänzend mit jedem Sieg vermählt,
Und fast verschwinden die Vielen vor dieses Einen Glanz.
Venedig hat nur Lorbern aus seinem Lorberkranz.

Das ist ein scheues Flüstern, als er im Saal sich zeigt,
Und vor dem Angeklagten sich das Gericht verneigt.
Dann aber hüllt sich's finster in seinen ganzen Groll,
Der mächt'ger als die Mächt'gen, sie straft vergeltungsvoll.

„Geschenke anzunehmen aus fremder Fürsten Hand,
Das ist, nach den Gesetzen, Verrath am Vaterland.
Und solcher Schuld, o Zeno, muß diese Schrift euch zeih'n;
Denn in Carraras Nachlaß, da fand sich dieser Schein.

Hier eure eigne Handschrift, die zum Geständniß zwingt,
Daß ihr die Summe Goldes aus seiner Hand empfingt.
Daher die edle Bürgschaft, der Rede Schwung und Kraft!
Weh, wenn des Helden Tugend im Alter so erschlafft!

Wenn eines Volkes Vorbild, mit grauer Locken Zier,
Den alten Lorber schändet, befleckt des Rechts Panier:
Der Genius mag weinen, der eure Stirn geweiht;
Doch nimmer schließt die Augen hier die Gerechtigkeit.“

Da steht der Held, die Stirne an stolzen Narben reich,
Das Haar schon silbern schimmernd, die Züge geisterbleich,
Fremd hier erscheint ihm Alles, ein wüstes Traumgesicht;
Er sucht umsonst und findet hier sein Venedig nicht.

Er reibt sich stumm die Augen, der Zauber will nicht fliehn,
Und die Gestalten starren mit finsterm Blick auf ihn.
Vergänglich ist der Alp nicht, der auf der Brust ihm ruht;
Das will nicht wanken und weichen, das ist von Fleisch und Blut.

Und auch der Saal — er kennt ihn! Da prangt Venedigs Stolz.
Da schimmert goldbeschlagen die Thür von Cedernholz,
Manch' Panzerhemd von Mailand blank an den Wänden hängt,
Da starren Schwerter, Lanzen und Bogen dichtgedrängt.

Und Marmorbilder ragen in hoheitsvoller Pracht,
Und steinerne Feldherrn träumen von sieggekrönter Schlacht;
Zu ihren Füßen schlummern Trophäen aufgethürmt,
Bezwungne Königsbanner im Heldenkampf erstürmt.

Ja, Marmor für die Todten! Ward einst ein Held zu Stein,
Dann darf er Ruhm des Staates und Schmuck der Säle sein.
Doch die lebend'gen Helden sind diesem Staat verhaßt;
Ihr Schwert ist eine Geißel, ihr Ruhm ist eine Last.

Seht, wie der Angeklagte im Spiel herniederlangt
Von Ebenholz die Armbrust, die an den Wänden prangt;
Es fahren zurück die Richter! „Was hat euch so erschreckt?
Ich hab' ja im Gewande hier keinen Pfeil versteckt."

Und hoch den Bogen haltend, ruft er dann zornentbrannt:
„Ich bin euch eine Armbrust, die ihr nach Willkür spannt,
Dem Vaterland zu dienen, dies schöne Loos war mein;
Doch bin ich's müd, ein Werkzeug in eurer Hand zu sein."

Drauf schleudert er die Armbrust gewaltig in den Saal;
Es dröhnt die Marmorplatte und an der Wand der Stahl:
„Zertrümmert euer Werkzeug, daß Sehn' und Kraft zerschellt!
Das ist der Dank Venedigs! Erfahren mag's die Welt!"

Ich kann mein Leben opfern für dieser Stadt Panier,
Doch nie ein edles Fühlen, der Menschenwürde Zier.
Dies Heiligthum des Herzens, von keinem Zwang entstellt,
Das schwingt ein höher Banner, als jedes Reich der Welt.

Als ich in Mailand führte des Galeazzo Heer,
Da sah ich einen Bettler, bewacht und fesselschwer.
Ein Bettler — ja, ihr kennt ihn und ihr entsetzt euch nicht,
Wenn jetzt sein Schatten aufsteigt vor eurem Blutgericht?

Wenn jetzt sein Knochenfinger auf seine Mörder zeigt,
Auf mich, dem heiße Röthe der Scham ins Antlitz steigt?
O dieser eine Schatten verhüllt in tiefe Nacht
All' eure Marmorbilder, Venedigs Ruhm und Pracht.

Carrara war gefangen in des Visconti Hand.
Er bat mich um ein Darlehn und gab sein Wort zum Pfand.
Ich sah den stolzen Gegner besiegt, gebeugt im Staub,
Sah Fürstenmacht und Größe des neidischen Wechsels Raub.

Da hab' ich eine Thräne dem Erdenloos geweiht,
Ihr, die uns alle bändigt, ihr, der Vergänglichkeit,
Die nagt an Ruhm und Hoheit, des Stolzes Mark verzehrt —
Ich gab dem Feind voll Mitleid, was flehend er begehrt.

Daß er zurück mir zahlte den kleinen Schuldbetrag,
Das weist der Schein des Todten in euren Händen nach.
Um jene karge Summe, da sind wir Beide quitt,
Doch ein ganz andres Darlehn nahm er zu Grabe mit.

Das Darlehn meiner Ehre, das ich ihm anvertraut!
Nicht konnt' er mir's erstatten, sein Tod verklagt mich laut.
Ich steh' vor seinen Mördern. Stoßt mich in gleiche Nacht!
Befreit mich von der Mitschuld entehrendem Verdacht!

Mögt ihr mein Schwert zerbrechen, mich strafen mit eurem Fluch,
Und meinen Namen reißen aus eurem goldnen Buch,
Mir jede Qual bereiten, die Menschen je erschreckt —
Ich könnt' die Schmach nicht mehren, mit der ihr mich bedeckt.

Doch wenn's den Hingeschiednen vergönnt ein hold' Geschick,
Das Irdische zu schauen mit dem verklärten Blick,
Dann reicht mir zur Versöhnung die Hand der Todte hin,
Weil ich, wie er, ein Opfer und nicht ein Henker bin."

Er spricht's! Die Richter neigen die Häupter, flüstern leis,
Und wie ein Sommerabend, so summt ihr schwüler Kreis.
Doch draußen auf dem Platze, da regt sich's bunt und laut.
Das ist das Volk Venedig's, das angstvoll aufwärts schaut.

Und tausend Barken tragen Matrosen ohne Zahl,
Und tausend Krieger harren, gezückt des Schwertes Stahl;
Und Zeno! flüstert's leise, und Zeno! donnert's laut,
Und grimmig von der Säule der Leu herniederschaut.

Doch drinnen unerschrocken, ob rings erbebt die Welt,
Wird von den finstern Richtern der Urtheilsspruch gefällt,
Und Zeno wird verurtheilt nach des Gesetzes Kraft,
Zu schimpflichem Gefängniß, zu jahrelanger Haft.

Wie Gottschall, so suchten auch noch verschiedene andere Dramatiker von der Bühne herab das langsame Erwachen zu neuem nationalen Leben zu fördern, doch vermochte keiner von ihnen sich zu der Stellung des Dichters des „Mazeppa" emporzuschwingen. Wir führen hier Robert Giseke, Franz Nissel, Elise Schmidt, S. H. Mosenthal, Emil Brachvogel, Hermann Hersch, Peter Lohmann, Alexander Rost, Wilhelm Genast, Gustav von Meyern und Theodor Gaßmann an **Robert Giseke** wurde am 15. Januar 1827 zu Marienburg in Preußen geboren, studirte Theologie, Philosophie und Geschichte und war sodann in Leipzig, Dresden, Koburg, Berlin und Breslau schriftstellerisch thätig. 1875 siedelte er nach Görlitz über, wo er noch jetzt lebt. Von seinen Dramen heben wir besonders „Johannes Rathenow. Ein Bürgermeister von Berlin", „Der Hochmeister von Marienburg", „Der Burggraf von Nürnberg" und „Moritz von Sachsen" hervor, die von einem edeln, erquickenden Patriotismus getragen werden, aber in ihrem schlichten Ernste zu wenig theatralische Effecte bieten und sich darum auf der Bühne nicht einbürgerten. Sie erschienen gesammelt unter dem Titel „Dramatische Bilder aus deutscher Geschichte" (Leipzig 1865). Ebenso unbekannt wie die Giseke'schen Stücke, blieben auch die Dramen von **Franz Nissel**. Nissel wurde am 15. März 1831 zu Wien geboren und lebt jetzt in St. Georgen bei Wildon in Steiermark; seine Dramen „Heinrich der Löwe" (Wien 1858), „Die Jacobiten" (Ebd. 1860) und „Die Zauberin am Stein" (Ebd. 1864) sind poesievolle, geistreiche, aber nicht immer das richtige Maß einhaltende Schöpfungen. Das neueste

Werk Nissel's, das Schauspiel „Agnes von Meran“ (Ebd. 1877) wurde 1879 mit dem Schillerpreise ausgezeichnet und sodann im Wiener Stadttheater aufgeführt, wo es sich als ein wirksames Stück von poetischer Kraft erwies. Auch die Dramen der genialen **Elise Schmidt**, „Judas Ischarioth“ (Berlin 1851), „Der Genius der Gesellschaft“, „Macchiavelli“, „Peter der Große und sein Sohn“, erschienen unter dem Titel „Drei Dramen“ (Berlin 1856), sind nicht in weitere Kreise gedrungen. Sie sind in hohem Grade geistvoll, belebt von heißester, oft dämonischer Leidenschaft, aber in ihren Effecten nicht selten grell und selbst abstoßend. Die Dichterin wurde am 1. Okt. 1827 zu Berlin geboren, war eine Zeit lang Schauspielerin und Vorleserin und lebt jetzt einzig literarischen Arbeiten. Ebenfalls nur Buchdramen sind auch die Stücke **Albert Dulk's**, „Simson“ (Stuttgart 1859), „Jesus der Christ“ (Ebd. 1865) u. a., geblieben; sie sind schwungvoll und originell, aber zu wenig bühnengerecht. Dulk wurde am 17. Juni 1819 zu Königsberg geboren, lebte längere Zeit in Aegypten, Arabien und der Schweiz und hat sich jetzt in Cannstatt niedergelassen. Weit glücklicher, als die bisher genannten Dichter, war **Salomon Hermann Mosenthal**. Derselbe wurde am 14. Januar 1821 zu Kassel von jüdischen Eltern geboren, widmete sich Anfangs naturwissenschaftlichen Studien, ging dann aber 1842 als Hauslehrer nach Wien, trat hier 1850 in den Staatsdienst, war sodann lange Jahre Vorstand der Bibliothek des Ministeriums für Kultus und Unterricht, wurde 1871 in den österreichischen Ritterstand erhoben und starb plötzlich am 17. Febr. 1877 zu Wien. Mosenthal eroberte sich die Bühne durch das Volksschauspiel „Deborah“ (Pest 1850) und erhielt sich die Gunst des Publikums durch zwei weitere Volksschauspiele, „Der Sonnwendhof“ (Leipzig 1857) und „Der Schulze von Altenbüren“ (Ebd. 1868), und das Drama „Die deutschen Komödianten“ (Ebd. 1863). In der „Deborah“ berührte der Dichter einen wunden Fleck des Staats- und Gesellschaftslebens, er brachte die Judenemancipationsfrage zur Verhandlung. Im Sturmjahre 1848 waren die Juden den Christen in allen Rechten und Pflichten gleich gestellt worden, die Männer der Reaction hatten diese Neuerungen wieder beseitigt und der Dichter trat nun abermals für sie ein. Das war gewiß sehr zeitgemäß, allein er suchte nicht durch Gründe zu überzeugen, er suchte nur zu rühren, nur das Mitgefühl für die Unterdrückten zu erwecken. Zu diesem Zwecke brachte er viele effectvolle, packende Detailschilderungen an, rückte verschiedene Scenen in eine hochpoetische Beleuchtung, konnte damit aber den Grundfehler des Drama's nicht beseitigen. Trotzdem hat sich das Stück bis heute auf dem Repertoire aller Bühnen erhalten, hauptsächlich weil es in der Partie der Deborah eine Paraderolle für Tragödinnen bietet. Die Kraft des Gedankens geht auch dem „Sonnwendhof“, dem „Schulzen von Altenbüren“, und den „Deutschen Komödianten“ ab, auch hier manches rührende Bild, mancher gewinnende Charakterzug, manche geschickt arrangirte Scene, aber keine straffe, aus innerer Nothwendigkeit sich entwickelnde Handlung. Von den vielen übrigen Dramen, in denen er theils einen höheren Flug wagen, theils in die Bahn der französischen Sittenstücke einlenken wollte, führen wir „Isabella Orsini“, „Ma-

deleine Morel“ und „Die Sirene“ an. Die „Gesammelten Werke“ Mosenthal's erschienen 1877 zu Stuttgart in 6 Bänden. Weit origineller als Mosenthal ist **Albert Emil Brachvogel.** Dieser wurde am 29. April 1824 zu Breslau geboren, genoß, da er bis in sein 18. Jahr stets kränklich war, nur wenig Unterricht, versuchte sich sodann, seiner Vorliebe für das Theater folgend, als Schauspieler, wandte sich aber nach einem wenig ermuthigenden Debut schriftstellerischen Arbeiten zu und starb, noch mitten in neuen Plänen und Arbeiten, plötzlich am 27. November 1878 zu Berlin. Brachvogel besaß eine überaus reiche Phantasie, die mit tragischer Ueppigkeit wucherte, und ein starkes dramatisches Talent, aber es fehlte ihm die Bildung, ein geklärter Schönheitssinn, das scharfe Auge für die Erscheinungen und Dinge der Außenwelt. Seine Dichtungen athmen daher sämmtlich eine urkräftige, oft gewaltige, tief erschütternde Leidenschaft, aber dem mächtig sprudelnden Quell fehlt die künstliche Fassung. Als er im Jahre 1856 mit seinem Trauerspiel „Narciß“ (Leipzig 1857) überraschte, hoffte man allgemein, das Talent des Dichters werde schnell reifen und feierte hoffnungsfreudig den Verfasser des „Narciß“ als einen zweiten Shakespeare; allein man sah sich bald getäuscht, Brachvogel kam über den Naturlaut der Leidenschaft nicht hinaus, ja seine weiteren Stücke „Adalbert vom Babenberge“ (Leipzig 1858), „Der Usurpator“ (Ebd. 1860), „Der Sohn des Wucherers“ (Berlin 1864) 2c. waren nur noch barocker und unzulänglicher und verschwanden schnell wieder von der Bühne. Das Trauerspiel „Narciß“ hat sich dagegen auf dem Repertoire erhalten, weil es verschiedene außerordentlich packende, besonders durch den Contrast wirkende Scenen besitzt und von einem seltsam-reizvollen Zwielicht durchleuchtet wird. Verstimmt durch die Mißerfolge wandte sich Brachvogel nun dem historischen Romane zu und schrieb über fünfzig Bände, „Friedemann Bach“ (3 Bände, Berlin 1858), „Schubart und seine Zeitgenossen“ (4 Bände, Leipzig 1864), „Beaumarchais“ (3 Bände, Ebd. 1865), „William Hogarth“ (3 Bände, Berlin 1866), „Die Grafen Barfus“ (4 Bände, Leipzig 1869), „Der fliegende Holländer“ (4 Bände, Berlin 1871) 2c. Alle diese Werke besitzen dieselben Vorzüge und dieselben Mängel, wie die Dramen des Verfassers, sie sind geistvoll, originell, aber ohne klare Entwickelung, nicht selten verworren, und geben niemals ein richtiges Bild von der Zeit, die sie schildern. Nach dem deutsch-französischen Kriege gab Brachvogel außerdem „Die Männer der deutschen Zeit. Biographien deutscher Fürsten, Staatsmänner und Helden“ (4 Bände, Hannover 1874—75) heraus, auch arbeitete er an einer „Geschichte des Königlichen Theaters zu Berlin“, von der jedoch nur der erste Band 1877 zu Berlin erschien. Einen glücklichen Wurf that Hermann Hersch (1821—70) mit seinem Schauspiele „Anna-Lise“ (Frankfurt 1859), in welchem zwar ohne viel Aufwand von Geist, aber mit frischem Humor der bekannte Liebeshandel des jungen Fürsten Leopold von Dessau, des nachmaligen „alten Dessauers“, vorgeführt wird. Ziemlich unbeachtet blieben die Dramen von Peter Lohmann (geb. 1833), die sich durch einen sorgfältigen Aufbau auszeichnen. Sie erschienen unter dem Titel „Dramatische Werke“ (2. Aufl., 4 Bände, Leipzig 1875). Nur vorübergehend zogen

die Stücke von Alexander Rost (1816—1875) die Aufmerksamkeit auf sich. Wir nennen von ihm „Ludwig der Eiserne", „Berthold Schwarz" und „Der ungläubige Thomas", die in derber, volksthümlicher Sprache geschrieben sind. Seine „Dramatischen Dichtungen" erschienen in 6 Theilen 1867—68 zu Weimar. Von warmem Patriotismus werden die Dramen von Wilhelm Genast (geb. 1822), „Bernhard von Weimar" (Weimar 1853) und „Florian Geyer" (Ebd. 1857), getragen. Dasselbe muß von den Dramen Gustav von Meyern's (1820 bis 1878), besonders von dem Schauspiel „Heinrich von Schwerin" (Berlin 1859), gesagt werden. Theodor Gaßmann (1828—1871) schrieb nur das Volksdrama „Die Juden in Worms" (Berlin 1860) und wandte sich dann dem leichten Lustspiele zu.

Schließlich sei bei den Dramatikern der in Rede stehenden Zeit auch noch der Possendichter gedacht. Die Posse ist die Nachfolgerin des Vaudeville's; es will in ihr — wenigstens in der Posse der fünfziger Jahre — der politisirende Kleinbürger zu Worte kommen, der Schuster in der Reetzengasse, der gebildete Hausknecht, der Maschinenbauer, die Köchin Juste, und dabei kommt es denn natürlich zu den wunderlichsten Quodlibets. Couplets, Rührscenen, Späße, Genrebilder, Purzelbäume, Alles tummelt sich bunt durcheinander; von einer regelrechten Handlung ist keine Rede; die Scenen schieben sich aneinander wie es gerade paßt. Trotzdem darf die Bedeutung der Posse der fünfziger Jahre nicht unterschätzt werden, es offenbarte sich in ihr die politische Tagesstimmung, und in Folge dessen war sie eine Macht. Ihre eifrigste Pflege fand sie in Berlin, zunächst durch David Kalisch (1820—1872), den Meister des Couplet's und des schlagenden Witzes, der „Hunderttausend Thaler", „Ein gebildeter Hausknecht", „Der Actienbudiker" xc. schrieb, sodann durch August Weirauch (geb. 1818), der „Die Maschinenbauer von Berlin" und „Kieselack und seine Nichte vom Ballet" verfaßte, A. Hopf, Emil Pohl, Rudolf Hahn, Ed. Jacobson, Hermann Salingré, Rudolf Kneisel, Heinrich Wilken u. A. Für das Wiener Possen-Repertoire sorgte der liebenswürdige Friedrich Kaiser (1814—1874) der über 100 Stücke lieferte, von denen verschiedene, wie „Die Frau Wirthin", „Mönch und Soldat", „Stadt und Land, oder der Viehhändler aus Oberösterreich", „Eine Posse als Medicin" xc., außerordentlichen Beifall fanden, O. F. Berg (Pseudonym für O. F. Ebersberg, geb. 1833), der „Ein Wiener Dienstbote", „Einer von uns're Leut'" xc. schrieb, Anton Langer, Haffner, Elmar u. A. In Dresden trat Gustav Räder (1811—1868) mit den drolligen Zauberpossen „Aladin oder die Wunderlampe", „Die verwunschene Prinzessin", „Robert und Bertram" xc., in München Prüller mit den naiv-treuherzigen Schwänken „Die schöne Klosterbäuerin", „Da Toni und sein Burgei" xc. hervor.

Die Lyrik mußte in dieser Zeit des langsamen Erwachens, der Sorgen um die Hebung des Wohlstandes, der Gründungen von Actiengesellschaften und Fabriken erheblich zurücktreten; wir begegnen daher auch nur verhältnißmäßig wenig Dichtern, die das Lied und die Ballade pflegten; der eigenartigste von ihnen ist **Hermann Lingg.** Lingg wurde am 22. Januar 1820 zu Lindau

am Bodensee geboren, studirte Medizin, war längere Zeit Militärarzt, wobei er abwechselnd in Augsburg, Straubing und Passau lebte. Im Jahre 1851 ließ er sich pensioniren, siedelte nach München über und lebt dort, vor Nahrungssorgen durch ein Jahrgehalt des Königs Maximilian II. von Bayern geschützt, einzig und allein der Poesie. Die erste Sammlung seiner Gedichte wurde von Emanuel Geibel 1854 zu Stuttgart herausgegeben und zog schon aus diesem Grunde die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; doch auch ohne die glänzende Flagge würden diese kraftvollen Gesänge und großartigen Bilder nicht unbemerkt geblieben sein. Ihre Grundfärbung ist vorwiegend eine düstere, tief ernste, besonders in dem „Geschichte" überschriebenen Abschnitte, mit dem der Band eröffnet wird und der auch das Beste enthält, was der Dichter geschaffen hat. Er entwirft hier Bilder theils von Helden, wie in den Gedichten „Timur", theils von Zuständen, wie in „Der Bannstrahl", „Die Vehme", „Der schwarze Tod" (siehe unten), und zeichnet dabei mit den kräftigsten Strichen, colorirt mit den lebendigsten, sattesten Farben, aber er weiß nur selten eine Idee in seine Gemälde zu legen. Wiederholt fragt man sich, warum schildert der Dichter dies, was will er damit, aus welchem Grunde sucht er uns dafür zu interessiren. In den „Vermischten Gedichten", die sodann folgen, bietet er manches warmempfundene Stimmungsbild, manche feine Naturschilderung (s. u. „Stanzen"), doch bleibt er auch hier sehr oft bei der nackten Thatsache stehen. Unbedeutend sind die beiden letzten Abschnitte „Weltleben" und „Sonette". Die Sprache Lingg's ist oft schwungvoll und von hoher Schönheit, aber auch oft trivial und ungelenk; nicht selten kommen die schwerfälligsten Zusammensetzungen von Wörtern und die gewagtesten Satzverrenkungen vor. Von seinen weiteren Gedichtsammlungen „Vaterländische Balladen und Gesänge" (München 1868), „Gedichte. Zweiter Band" (Stuttgart 1868), „Gedichte. Dritter Band" (Stuttgart 1870) und „Schlußsteine. Neue Gedichte" (Berlin 1878) heben wir nur die letzteren hervor, weil sie wieder manches glänzende Bild, wie „Julius Cäsar's Bestattung", und manche feine Naturschilderung („Mond im See", „Winter im Gebirge", „Frühlings Abschied", Abendlied" rc.) bieten. Leider enthalten sie auch zugleich erstaunlich viel Unbedeutendes, ja selbst Geschmackloses. Am unangenehmsten berührt das Gedicht „Judas", in welchem der Dichter auch noch der historischen Wahrheit in's Gesicht schlägt. Er läßt den Verräther sich schließlich in einen Abgrund stürzen, während doch jedes Kind weiß: „er ging hin und erhenkte sich". Neben diesen Gedichten schrieb Lingg noch eine große epische Dichtung „Die Völkerwanderung" (Stuttgart 1865—68) und verschiedene Dramen. „Die Völkerwanderung" ist ohne Zweifel ein bedeutendes Werk, doch krankt sie an einem schweren Fehler: es mangelt ihr die Einheit. Sie umfaßt einen Zeitraum von 200 Jahren, führt uns vom Innern Asiens über ganz Europa hinweg bis nach Afrika und bringt uns mit einer Unmasse von Völkern und Helden zusammen, so daß ein künstlerischer Aufbau des Ganzen rein unmöglich war. Dagegen überrascht sie, besonders im ersten und zweiten Buche, durch eine Reihe großartiger und wahrhaft genialer Bilder und Charakteristiken. Gleich der Anfang des Gedichtes, „Der Aufbruch der Hunnen", ist packend.

Der personificirte Hunger mit langem wirren Bart und abgedörrtem Kiefer schreckt die Nomaden von dem Steppenhochland Asien als sein Siegesheer nach Europa herein, damit sie „niederblitzen wie Hagel, der die Saaten niederstreckt". Gegen das Ende hin ermattet der Dichter, und statt zuletzt eine große Perspective zu eröffnen, schließt er mit einer unbedeutenden Gräuelsepisode. Die Sprache ist auch hier, wie in den Gedichten, theils schwungvoll, prächtig und gedankenreich, theils trivial, geschmacklos und schwerfällig. Die Dramen Lingg's sind werthlos, es mangelt ihnen sowohl an einem bühnengerechten Aufbau, wie an einer scharfen Charakteristik der Personen. Lingg besitzt offenbar ein großes dichterisches Talent, allein es ist nicht zur vollen Entfaltung gekommen; oft bricht es hervor „wie mit Feuersflammen", dann schläft es wieder, während es kräftig daherschreiten sollte, und darum fehlt den meisten Lingg'schen Dichtungen sowohl in Bezug auf den Gedanken, wie in Bezug auf die äußere Form die classische Klarheit und Harmonie.

Der schwarze Tod.

Erzittre, Welt, ich bin die Pest,
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest;
Mein Blick ist Fieber: — feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande.

Ich komme von Aegypten-Land
In rothen Nebelschleiern,
Am Nilusstrand im gelben Sand
Entsog ich Gift dem Wüstenbrand,
Und Gift aus Dracheneiern.

Thal ein und aus, bergauf und ab,
Ich mäh' zur wüsten Haide
Die Welt mit meinem Wanderstab,
Ich setz' vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben;
Es geht vor mir die Wassersnoth,
Ich bringe mit das theure Brod,
Den Krieg hab' ich zum Erben.

Es hilft euch nichts, wie weit ihr floht,
Ich bin ein schneller Schreiter,
Ich bin der schnelle schwarze Tod,
Ich überhol' das schnellste Boot,
Und auch den schnellsten Reiter.

Dem Kaufmann trägt man mich ins Haus
Zugleich mit seiner Waare;
Er freut sich hoch, er lacht beim Schmaus,
Ich steig' aus seinem Schatz heraus
Und streck' ihn auf die Bahre.

Mir ist auf hohem Felsvorsprung
Kein Schloß zu hoch, ich komme;
Mir ist kein junges Blut zu jung,
Kein Leid ist mir zu jung genung
Mir ist kein Herz zu fromme.

Wem ich nur schau' in's Aug' hinein,
Der mag kein Licht mehr sehen;
Wem ich gesegnet Brod und Wein,
Den hungert nur nach Staub allein,
Den durstet's, heimzugehen.

In Asien starb der große Chan,
Auf Indiens Zimmetinseln
Starb Negerfürst und Muselmann,
Man hört auch Nachts in Ispahan
Beim Aas die Hunde winseln.

Byzanz war eine schöne Stadt
Und blühend lag Venedig,
Nun liegt das Volk wie welkes Blatt,
Und wer das Laub zu sammeln hat,
Wird auch der Mühe ledig.

An Nordlands letztem Felsenriff
In einen kleinen Hafen
Warf ich ein ausgestorbnes Schiff,
Und Alles, was mein Hauch ergriff,
Das mußte schlafen, schlafen.

Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag und Monde schwinden;
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd' und leer
Die Stadt der Todten finden.

Stanzen.

Zu Boden sinkt von meinen Tagen
Die Lust an Allem, Blatt um Blatt,
Ich fühl's mit Schmerz und mag nicht klagen,
Längst bin ich auch der Klage satt.

Unglücklich, denn es blieb kein Streben,
Selbst meine Seele nicht mehr mein,
Dem späten Herbsttag gleicht mein Leben,
Dem Herbsttag ohne Sonnenschein.

Verhüllt nur rollt ein inn'res Drängen,
Ein unerfülltes Zukunftwort,
Ein Strom von heißen Glutgesängen
In meiner Brust unglücklich fort.

Vielleicht nur kurz, bevor es dunkelt,
Daß auch noch mir ein Abend glüht,
Ein müder letzter Strahl, und funkelt
Auf Tage, denen nichts mehr blüht.

Auf Lingg lassen wir **Wilhelm Jordan** folgen, der mit seinem Hauptwerke, der episch-dramatischen Dichtung „Demiurgos" eine eben so abgesonderte Stellung einnimmt, wie der Dichter der „Völkerwanderung". Jordan klärt uns in seinem neuesten Werke „Die Erfüllung des Christenthums" (Frankf. 1879) selbst über das Wesen seiner Poesie auf. „Was die Poesie Goethe's in naiver und deshalb so unnachahmlich bezaubernder Weise zu sein begonnen hatte," sagt er dort, „indem sie eine Reihe noch unerforschter Gesetze ahnend vorwegnahm mit der bloßen Anschauung und fast unvermittelt selbstgewisser Naturoffenbarung eines riesigen Genies, das trachtet die meinige zu sein in vollbewußter und allseitiger Durchführung: Die Poesie der wissenschaftlichen Erkenntniß." Leider geht uns für die entsprechende Würdigung dieser Poesie das nöthige Verständniß ab. „Demiurgos" (3 Bände, Leipzig 1852—1854) ist uns nur eine überaus formlose Dichtung, in der sich der Verfasser über Welt und Leben, Geographie und Astronomie, Staat und Kirche, Steuern und Revolution, Landwirthschaft und Industrie, kurz über Alles ausspricht, was den gebildeten Menschen interessirt und nicht interessirt. Offenbar beabsichtigte der Verfasser eine Art moderner Theodicee zu liefern, aus welcher wir die Ueberzeugung gewinnen möchten, daß Alles, was geschieht, den Menschen zum Segen gereicht, und aus welcher speciell das Publikum der fünfziger Jahre den Trost schöpfen sollte, daß auch die Mißerfolge von 1848 nur Gutes bringen würden. Diese Absicht ist gewiß lobenswerth, und Jordan hat, um sie zu erreichen, viel Scharfsinn aufgewendet, viel dichterischen Schwung entfaltet, aber er mußte weit hinter dem Ziel zurückbleiben, weil er es an einem festgegliederten Aufbau fehlen ließ. Die Dichtung ist ein Sammelsurium von geistreichen Gedanken, anziehenden Episoden, aber kein Kunstwerk. Eine größere Sorgfalt auf eine harmonisch sich entwickelnde Handlung verwandte der Dichter bei den pointenreichen und graziösen Lustspielen „Die Liebesleugner" (Frankfurt 1856) und „Durch's Ohr" (Ebd. 1865) und dem Trauerspiel „Die Wittwe des Agis" (Ebd. 1858). Neuerdings hat er eine kraftvolle Neudichtung der Nibelungen: „Die Sigfriedssage" (2 Bände, Ebd. 1868) und „Hildebrant's Heimkehr" (2 Bände, Ebd. 1874), sowie eine meisterhafte Uebersetzung von Homer's „Odyssee" (Ebd. 1875) herausgegeben. Der Dichter wurde am 8. Februar 1819 zu Insterburg in Ostpreußen geboren, studirte erst Theologie, dann Philosophie und Naturwissenschaften, wurde 1848 zum Abgeordneten

für das Frankfurter Parlament gewählt und nach Gründung der deutschen Flotte als Ministerialrath in die Marineabtheilung des Reichsministeriums für Handel berufen; nach der Versteigerung der Flotte wurde er pensionirt und lebt seitdem in Frankfurt am Main.

Von den übrigen Lyrikern der Epoche heben wir hervor: den volksthümlichen Karl Wilhelm Osterwald (geb. 1820); den schwungvollen Romanzendichter Hugo von Blomberg (1820—1871), den feinfühligen Peter Johann Willatzen (geb. 1824); den gemüthvollen, besonders seiner Kinderlieder wegen geschätzten Hermann Kletke (geb. 1813), Feodor Löwe, Karl Altmüller, Hermann Kunibert Neumann, Friedrich Hornfeck, Adolf Peters, Hugo Oelbermann, Friedrich Marr, den Naturdichter Karl Weise, den Humoristen Ludwig Eichrodt und die religiöse Tendenzen verfolgenden Ernst Heinrich Pfeilschmidt, Georg Wilhelm Schulze, Leberecht Uhlich und Eduard Baltzer.

Das Erwachen neuen Lebens machte sich aber nicht nur in den Städten, nicht nur vermittelst der hochdeutschen Sprache bemerkbar, es zeigte sich auch auf dem Lande, in den Dörfern, Weilern und Forsthäusern, und hier kam es in Dialektdichtungen zum Ausdruck. Nachdem Luther eine allgemeine Schriftsprache geschaffen hatte, waren die Dialekte schnell in der allgemeinen Achtung gesunken; man blickte schließlich mit vornehmer Geringschätzung auf sie herab, da sie ja nichts weiter waren, als die Sprache des ungebildeten gemeinen Mannes. In Folge dessen fristete die Dialektdichtung nur kümmerlich ihr Leben, und selbst der „Prophet“ Hebel änderte durch sein Auftreten an ihrer allgemeinen Lage nichts; seine „Allemannischen Gedichte“ blieben nur eine originelle Curiosität. Erst die tiefe Bewegung von 1848 brachte die Wendung zum Bessern. In der Revolution kam auch das „Volk“ wieder zu Ehren, man erkannte in ihm den Grundstock, das Fundament der Nation; zugleich riß der Aufstand die Landbevölkerung aus ihrer Dumpfheit und Theilnamlosigkeit empor und erweckte in ihr ein neues geistiges Leben. Die Reaction vermochte die Landbevölkerung nicht wieder zur früheren Bedeutungslosigkeit und Dumpfheit herabzudrücken; als die erste Niedergeschlagenheit überwunden war, regten sich auch bald die einmal geweckten geistigen Kräfte wieder und mit ihnen machten sich Stimmungen geltend, traten Wünsche hervor, die nun nach einem Ausdrucke rangen. Dieser aber konnte im obwaltenden Falle nur in der vertrauten Sprache der Mutter gefunden werden, und darum wählten die Dichter, die sich nun zum Dolmetsch dieser Stimmungen und Wünsche machten, den Dialekt. Die Dialektdichtung, welche mit dem Erwachen neuen Lebens auftauchte, ist also aus dem innersten Geistes- und Herzensleben der einzelnen Volksstämme hervorgegangen; der Dialekt ist mithin nicht der Dichtung äußerlich angehängt, sondern er ist ein wesentliches Zubehör derselben; es war auch nicht ein zufälliges Belieben, daß der Poet seine Dichtung im Dialekte schrieb, sondern es war eine Nothwendigkeit; er sprach in seiner Dichtung aus dem Geiste seines Stammes heraus und konnte so herzlich, so innig, so rührend, so ergreifend — so wahr nur in der Sprache seines Stammes reden. Uebersetzt man daher Dialektdichtungen in's Hochdeutsche, so verlieren sie ihren Zauber.

Norddeutschland war von der allgemeinen Bewegung am lebhaftesten ergriffen worden, die Dialektdichtung schlug daher auch dort ihre tiefsten Töne an. Der erste, welcher die neue Sangweise wagte, war **Klaus Groth**.*) Dieser wurde am 24. April 1819 zu Heide, dem Hauptorte in Norderdithmarschen geboren, wirkte eine Zeit lang als Elementarlehrer, eignete sich dann aber eine umfassendere Bildung an, habilitirte sich 1857 an der Universität Kiel und wirkt daselbst seit 1866 als Professor der deutschen Sprache und Literatur. Groth erfaßte seine Aufgabe als Dialektdichter sofort auf's Richtigste, er bot Schilderungen aus dem Kleinleben seiner Heimath, zeichnete die charakteristischen Figuren seines Stammes, entwarf Bilder aus der Vergangenheit desselben und rückte diese ganze Welt in jene wehmüthig-melancholische Beleuchtung, die ihr Hauptmerkmal bildet. Dabei lauschte er der Sprache alle ihre Reize ab, alle ihre innigen Herzenstöne, ihre weichen Schmeichel- und ihre rührenden Klagelaute. Gesammelt gab er diese Gedichte unter dem Titel „Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart" (Hamb. 1852) heraus. Wenige Jahre später veröffentlichte er auch „Vertelln" (Kiel 1856), die jedoch sehr bald durch Reuter's Erzählungen und Romane verdunkelt wurden. **Fritz Reuter** folgte Groth auf dem Fuße nach und schilderte norddeutsches Denken und Fühlen, norddeutsche Sitte und Art in noch breiteren und farbenreicheren Bildern; die mannigfachsten Lebensumstände und ein glücklicher Humor hatten ihn dazu tüchtig und geschickt gemacht wie keinen zweiten plattdeutschen Dichter. Reuter**) wurde am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin geboren und wuchs in auskömmlichen Verhältnissen und mitten unter tüchtigen, originellen Menschen auf. Im Jahre 1831 bezog er die Universität Rostock, um die Rechte zu studiren, ein Jahr später die Universität Jena. Dort lebte noch aus den Zeiten der Burschenschaft her in der Studentenwelt eine alte Begeisterung für deutsche Macht und Herrlichkeit, die nach dem Ausbruche der Julirevolution auf's Neue emporloderte. Auch Fritz Reuter wurde von ihr erfaßt und gab sich ihr mit jugendlichem Enthusiasmus hin; dafür mußte er aber sehr bald büßen. Als er im Herbst 1833 nach Berlin kam, wurde er dort plötzlich ergriffen und als der Demagogie verdächtig in die Hausvogtei gesteckt. Darauf ward ihm der Prozeß gemacht, der sich ein ganzes Jahr lang hinzog und schließlich mit seiner Verurtheilung zum Tode endete. Das Urtheil kam jedoch nicht zur Vollstreckung, sondern der Staatsverbrecher wurde zu dreißigjähriger Gefängnißstrafe „begnadigt". In dem Prozesse war zu Tage gekommen, daß der Angeklagte Projecten „zur Herbeiführung einer freien und einheitlichen Verfassung Deutschlands" nahe gestanden habe; freilich nur Projecten. „Zum Thun", bemerkt er selbst, „waren wir zu schwach, zum Schreiben zu dumm —

*) Vergl. Ed. Hobein, Ueber Klaus Groth u. s. Dichtungen. Hamb. 1865.

**) Vergl. Adolf Wilbrandt's Biographie des Dichters im 14. Bande der „Sämmtl. Werke," ferner: Herm. Ebert, Fritz Reuter. Sein Leben u. s. Werke. Güstrow 1874, Otto Glagau, Fritz Reuter u. s. Dichtungen. Neue umgearb. Aufl. Berlin 1875 und Friedrich Latendorf, Zur Erinnerung an Fritz Reuter. (Enthält eingehende Untersuchungen über des Dichters Vorfahren). Poesneck 1879.

da haben wir's denn gut deutsch gemacht und geredet, freilich auch auf einer deutschen Universität am hellen, lichten Tage die deutschen Farben getragen." Er wurde nun zunächst nach Silberberg gebracht, dann nach Glogau, Magdeburg und Graudenz, bis er 1839 auf Verwenden des Großherzogs von Mecklenburg an die mecklenburgische Festung Dömitz ausgeliefert wurde, wobei sich jedoch Friedrich Wilhelm III. ausdrücklich das Recht der Begnadigung vorbehielt. Reuter saß nun zwar auch ferner hinter Schloß und Riegel, hatte sich jedoch einer weit milderen Behandlung zu erfreuen und wurde vom Großherzog, als Friedrich Wilhelm III. 1840 starb, ohne jede Unterhandlung mit Preußen in Freiheit gesetzt. Glücklicherweise war sein Körper durch die lange Haft in oft sehr ungesunden Zellen noch nicht gebrochen; mit den juristischen Studien, die er wieder aufzunehmen versuchte, wollte es jedoch nicht mehr gehen; er wandte sich daher der Landwirthschaft zu und suchte sich in der Oekonomie seines Vaters nützlich zu machen. Als der Vater jedoch starb und die Hinterlassenschaft sich als nur sehr unbedeutend erwies, mußte das väterliche Besitzthum verkauft werden und Fritz Reuter zog nun, heimaths- und berufslos, mehrere Jahre die Vetterstraße, überall, wo er hinkam, seines Humor's, seiner vielen Anekdoten und Schwänke wegen, die er sehr lebendig zu erzählen wußte, und auch nach und nach in Reime brachte, ein gern gesehener Gast. Dieses Wanderleben nahm erst 1850 ein Ende; die Liebe ergriff das Herz des Dichters, und nun galt es, einen festen Wohnsitz zu nehmen und einen Beruf zu wählen. In Folge dessen ließ sich Reuter in Treptow als Privatlehrer nieder und versuchte es auch mit der Herausgabe eines Localblättchens; allein der Ertrag war hier wie dort ein kärglicher, glücklicherweise, können wir heute sagen, denn der Dichter kam nun auf den Gedanken, seine Anekdoten, Schnurren und Schwänke, die ja immer so gern gehört wurden, zu sammeln und in einem Bande unter dem Titel „Läuschen un Rimels" (Anklam 1853) herauszugeben; vielleicht fänden sie auch in weiteren Kreisen Beifall. Und der Verfasser hatte sich nicht getäuscht, der Erfolg war sofort ein glänzender. In Folge dessen sah sich der Dichter ermuthigt, weiter auf dem neuen Pfade fortzuschreiten, schrieb noch in Treptow „Die Reis' nah Belligen. Poetische Erzählung in niederdeutscher Mundart" (Treptow 1855), zog dann 1856, da sich seine Verhältnisse bereits gebessert hatten, nach Neubrandenburg und verfaßte hier „Der 1. April 1856, oder: Onkel Jakob und Onkel Jochem", Lustspiel in 3 Acten und „Blücher in Teterow", Schwank in 1 Act (in 1 Bändch. ersch. Greifsw. 1857), „Läuschen un Rimels. Neue Folge" (Neubrandenb. 1858), „Kein Hüsung" (Greifsw. 1858), „Hanne Nüte un de lütte Pudel. Ne Vagel- un Minschengeschichte" (Ebd. 1859), „Olle Kamellen (d. i. alte Geschichten). 1. Theil: Twei lustige Geschichten (1. Woans ik tau 'ne Fru kamm." — 2. Ut de Franzosentid.)" (Ebd. 1860), „Schurr Murr" (Ebd. 1861), „Olle Kamellen. 2. Theil: Ut mine Festungstid" (Ebd. 1863), „Olle Kamellen. 3. bis 5. Theil: Ut mine Stromtid" (Ebd. 1862—64). Jetzt war der Dichter bereits ein berühmter und wohlhabender Mann geworden, er baute sich am Fuße der Wartburg eine behagliche Villa, siedelte 1863 nach derselben über und schrieb hier noch: „Olle Kamellen. 6. Theil: Dörchläuchting" (Ebd. 1866) und „Olle Ka-



Fritz Reuter.

meklen. 7. Theil: De mecklenbörgischen Montecchi un Capuletti, oder: De Reis' nah Konstantinopel" (Ebd. 1868). Leider traten jetzt Nachwehen seiner siebenjährigen Kerkerhaft, die ihn bisher nur von Zeit zu Zeit heimgesucht, heftiger auf und er verfiel in ein langes qualvolles Siechthum, aus dem ihn der Tod erst am 12. Juli 1874 erlöste. Fritz Reuter's Schriften sind sämmtlich mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden, haben jedoch beiweitem nicht alle gleichen Werth. Reuter besaß nur eine geringe Erfindungsgabe, auch nicht die Fähigkeit, eine reichere Handlung künstlerisch aufzubauen und lebendig, spannend zu entwickeln; es sind mithin diejenigen Dichtungen, welche er frei erfand, seine schwächsten: „De Reis' nah Belligen", „Kein Hüsung," „Hanne Nüte" und „De Reis' nah Konstantinopel." Glücklicher war er schon da, wo er mit seinem behaglichen Humor, seiner Freude am tollen Schwank in den Anekdotenschatz griff; seine liebenswürdige Art zu erzählen und darzustellen war hier bereits so bestrickend, daß man unwillkürlich den Dichter und seine Gaben, die „Läuschen un Rimels" und die aus Anekdoten zusammengesetzte Novelle „Dörchläuchting", liebgewinnen mußte. Innig und herzlich wurde er jedoch erst da, wo er uns memoirenähnliche Erinnerungen bot, die Geschichte seiner Leidenszeit in „Ut mine Festungstid," und zum wirklich schaffenden Poeten erhob er sich erst in denjenigen Werken, in welchen er Jugendeindrücke und Ueberliefertes dichterisch umgestaltete, in seinen Meisterwerken „Ut de Franzosentid" und „Ut mine Stromtid". Hier ist er unübertrefflich in der scharfen Zeichnung seiner originellen Charaktere, des Onkel Herse, der Mamsell Westphalen, des Fritz Sahlbach in „Ut de Franzosentid" und des würdigen Hawermann, des „Oekonomikers" Fritz Triddelfitz, der Nüßler's, des Pastors und der Frau Pastorin Behrens, des prächtigen alten Juden Moses, vor allem aber des unsterblichen Entspekter Bräsig. Bräsig ist eine Charakterfigur, wie sie kräftiger, frischer, origineller nicht gedacht werden kann; er ist die Hauptperson des Romans, die überall auftritt, wo eine entscheidende Handlung vor sich geht, er giebt überall den Ausschlag, trifft überall das Rechte; dabei ist er von einem Humor belebt, der jederzeit unwiderstehlich fortreißt. Weil sein „gnedigst Herr Graf" keinen verheiratheten „Entspekter" leiden wollte, blieb er ein Junggeselle, aber Zeit seines Lebens trägt er eine warme reine Liebe zur Schwester seines Freundes Hawermann, zur späteren „Madam Nüßler", im Herzen, und für ihr „lütt Kropzeug von Dirns", die Zwillinge Lining und Mining, hegt er eine väterliche Zuneigung, als wenn es doch eigentlich „seine" wären, und als die beiden Mädchen confirmirt werden, wobei er natürlich assistirt, bangt er für seine „Päth" Mining, daß sie „die große Wasserfrage kriegen" (Wasser thut's freilich nicht, sondern der Geist Gottes 2c.) und darin stecken bleiben werde — weil er selber sie vergessen hat. Er ist ein treuer Freund, der überall hilft und ohne alle Sentimentalität tröstet und wieder aufrichtet. Als Hawermann in Noth geräth, da ist er es, der dem Freunde wieder aufhilft. Tief rührend ist die Scene, in welcher er mit dem armen Manne, der sich so schlimm mit dem Leben verrechnet hatte, zusammensitzt und, um ihn etwas aufzuheitern, auf andere Gedanken zu bringen, die Unterhaltung auf die Jugenderinnerungen lenkt, auf jene schöne Zeit, da sie

beide noch die Wirthschaft erlernten und Pastor Behrens, der damals noch Candidat war, sie „in der Provat" hatte. „Karl", sagt er zu Hawermann, „weitst woll noch mit's Rechen, als wir in die Regeldetri kamen? — Man suche die vierte unbekannte Größe — un denn wurd erst der Ansatz genommen, un denn gung's los! In der Fixigkeit war ich Dir über, aber in der Richtigkeit warst Du mir über, auch in der Ottographie; aber in dem Stiel, in Briefschreiben un's Hochdeutsche, da war ich Dir wieder über, und in diesen Hinsichten habe ich mir nachher immer weiter befleißigt, denn jeder Mensch hat sein Lieblingsthema, und wenn ich zu dem Pastor komm, denn bedanke ich mich noch ümmer bei ihm, daß er mir Bildung beigebracht hat, und denn lacht er so vor sich hin und sagt: er müßte sich mehr bei mir bedanken dafür, daß ich ihm dazumal seinen Acker verpacht hätte, un daß er nu auf en guten Kuntrakt säße." Schließlich ist er auch im Revolutionsjahre ein wackerer Politiker, hält im Rahnstädter Reformverein eine kräftige Rede und thut darin den berühmten, durchschlagenden Ausspruch: „Die große Armuth der Stadt (mit der man sich eben beschäftigt) kommt her von der großen Powerteh." Diese Prachtgestalt des Entspekter Bräsig ist denn auch populär geworden wie kaum eine andere Figur einer neueren Dichtung, und sie wird fortleben, so lange es noch Sinn für echten, gesunden Humor giebt. Nach Fritz Reuter sind noch anzuführen: Der Hannoveraner Wilhelm Schröder (1808–1878), der Bearbeiter von „Dat Wetloopen twischen dem Swinegel un den Hasen up de lütje Haide bi Buxtehude" (Hannov. 1868) und Verfasser von einer großen Anzahl plattdeutscher Geschichten und Gedichte, die er unter dem Titel „Haideland un Waterkant" (5 Bdchn., Berl. 1872) herausgab, die Mecklenburger Friedrich Eggers (1819–1872), der „Tremsen" (Bresl. 1875), und Adolf Quitzow (geb. 1812), der „Meckelnbörger Geschichten" (Lpzg. 1875), der Holsteiner Joachim Mähl (geb. 1827), der „Stuckschen ut de Muſ' kist" (4 Bde., Altona u. Hamb. 1867–1871), der Lübecker Karl Theodor Gaedertz (geb. 1855), der die freundliche Gedichtsammlung „Julklapp! Leeder un Läuschen" (Hamb. 1879) veröffentlichte, J. H. O. Meyer (geb. 1829), John Brinkmann, Alwine Wuthenow u. A. Im münsterländischen Dialekte schrieb Ferdinand Zumbrook (geb. 1816) mehrere Bändchen Gedichte. Die schlesischen Gedichte Holtei's haben wir bereits erwähnt, „Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart" (Schweidn. 1854) verfaßte H. Tschampel, in Nürnberger Mundart W. Marx, in altbayrischer J. A. Pangkofer (1804–1854), in oberbayrischer und pfälzischer der gemüthvolle und formgewandte Franz von Kobell (geb. 1803), in pfälzischer ferner K. Gh. G. Nadler (1809–1849) und der behaglich-humoristische M. Barack (geb. 1832), in allemannischer Theodor Meyer-Merian (1818–1869), in schwäbischer August Grimminger, in österreichischer der besonders unter dem Pseudonym Dr. Märzroth bekannte Humorist Moritz Barach (geb. 1818), in oberösterreichischer Anton Gartner (1817 bis 1858), in niederösterreichischer Johann Gabriel Seidl (1804–1875) und Joseph Misson (1803–1875), in obderenns'scher der tiefgemüthvolle originelle Franz Stelzhamer (1802–1874), in schweizerischer der auch durch



Paul Heyse.

seine Dichtungen in hochdeutscher Sprache hervorzuhebende Adrian von Arx (1817—1859), Johannes Staub (geb. 1813), Heinrich Rüegg (1825—1872), Rudolf Kilchsperger (1826—1873), Jacob Mähly (geb. 1828) u. A.

Wenden wir uns schließlich noch zu den Unterhaltungsschriftstellern der in Rede stehenden Epoche, so treten uns zunächst vier Dichter entgegen, deren Schriften gleichsam den Uebergang von den die Stimmungen und Bestrebungen der Zeit zum Ausdruck bringenden poetischen Schöpfungen zu der einfachen Lectüre für den Zeitvertreib bilden; es sind dies Paul Heyse, Levin Schücking, Otto Müller und Robert Waldmüller. **Paul Heyse** wurde am 15. März 1830 als der Sohn des Sprachforschers Karl Wilhelm Ludwig Heyse zu Berlin geboren, studirte Philologie, genoß früh den bildenden Umgang mit bedeutenden Künstlern und Aesthetikern, ging 1849 nach Rom, wo er sich ein Jahr lang unter Diez den romanischen Sprachen widmete, und lebt seit 1854 in München, wohin ihn König Max unter Gewährung eines Jahrgehaltes von 1000 Thalern berufen hatte. Im Jahre 1868 verzichtete er zwar auf dieses Gehalt, da es seinem Freunde Geibel entzogen worden war, behielt aber seinen Wohnsitz in München bei. Seit einigen Jahren ist er leider an einem Beinnervenleiden erkrankt, das seine geistige Thätigkeit zu beschränken droht. Heyse besitzt einen überaus feinen Geschmack, einen in hohem Grade ausgebildeten Sinn für alles Schöne, Anmuthige und Graziöse und eine ungewöhnliche Herrschaft über die Sprache. Ueber sein dichterisches Talent sind wiederholt verschiedene Meinungen ausgesprochen worden; er hat vielfach herumgetastet und experimentirt, ehe er sich so ziemlich ausschließlich der Novelle zuwandte, Dramen im Shakespeare'schen Geschmacke, im Genre der Frau Birch-Pfeiffer, in antikisirender Manier, Epen nach neufranzösischen Mustern, pikante Idyllen und legendenhafte erzählende Gedichte geschrieben. Dabei ist er höchst selten mit der ganzen warmen Leidenschaft hervorgetreten und immer den Ideen der Zeit geflissentlich aus dem Wege gegangen. Man hat daher gesagt, der Dichter habe sich anfangs blos deßhalb in den verschiedensten Dichtungsarten versucht und sei schließlich in das bequeme Fahrwasser der Novelle eingelenkt, weil er kein wirklich schöpferisches, sondern mehr ein nachbildendes, formales Talent besitze. Aus diesem Grunde sei er auch den Interessen der Gegenwart ferngeblieben, denn nur der echte Dichter vermöge den Pulsschlag der Zeit zu empfinden. Nun hat aber Heyse plötzlich einen vollen Beweis erbracht, daß ihm trotz aller ästhetischen Unterhaltungslectüre, über die er Jahrzehnte lang nicht hinausgegangen ist, ein ganzes und volles Dichtertalent innewohnt: durch seinen Roman „Kinder der Welt", und das Urtheil über ihn muß sich anders gestalten. Er sagt einmal: „Mir ward ein Glück, das ich höher schätze, — Als alles Gold in Peru's Ebene: — Ich hatte niemals Vorgesetzte — Und niemals Untergebene." In diesem Glück ist offenbar der Grund zu suchen, weßhalb Heyse sich nicht zu einem kraftvolleren, zu einem nationalen Dichter entwickelte. Das Schicksal verfuhr zu sanft mit ihm, es nahm ihn nicht ernst genug in die Schule; er wuchs in wohligen Verhältnissen auf, lernte nie die Sorge um die Existenz,

den Kampf um's Leben kennen, kam früh in ästhetisirende Kreise, verließ, erst neunzehnjährig, bereits die Heimath und blieb in Folge dessen den Interessen des Vaterlandes fremd; kaum zum Manne gereift, trat er sodann in den Dichterkreis des Königs Maximilian, wo man nur das akademische Kunstwerk wollte. Es ist daher auch sehr begreiflich, daß der Dichter erst, nachdem er sich 1868 von dem Hofbanne freigemacht, in das volle deutsche Leben hineingriff und erst jetzt sein Hauptwerk, den Roman „Kinder der Welt" (3 Bde., Berl. 1873) schrieb. Der Verfasser entwirft darin ein Bild von dem geistigen Leben Berlin's, wie es sich nach dem Auftreten Schopenhauer's und Strauß' entwickelt hatte; die Zeit ist nicht bestimmter angegeben, doch darf man wohl annehmen, daß der Dichter die fünfziger Jahre im Auge hatte. Im Mittelpunkte der Handlung steht ein Philosoph von Fach, Edwin, und ihm zur Seite treten zwei Frauengestalten von eigenartigstem Reize, die scheinbar kühle und vornehme Toinette und die dunkeläugige, von orientalischer Gluth erfüllte, geistvolle Lea. In weiteren Kreisen gruppiren sich um diese Hauptfiguren die rührende Gestalt des kranken Balder, der originelle Maler König, der sich auf seine kleine Specialität beschränkt, der ernst-bescheidene Mohr, der sich nur als einen Durchgangspunkt betrachtet, der epikuräische Arzt, der socialistische Setzer Franzelius, der prächtige Schuster Feyerabend mit seiner schmucken Tochter und noch verschiedene Andere: alle umweht von der frischen und auch etwas kühlen Morgenluft einer neuen Zeit, alle ergriffen von der unsichtbaren Magie eines neuen Glaubens, aber trotzdem keine Schwärmer, sondern warmblütige Menschen, die mit festem Fuße auf der Erde stehen. Seinen Höhepunkt erreicht der Roman in den Scenen auf dem Schlosse Toinettens, wo deren Liebe zu Edwin fessellos hervorbricht und der Dichter in der Schilderung dieses berauschend schönen, dämonischen Weibes, ihres nächtlichen Bades, ihres Spaziergangs mit Edwin im Walde seine ganze Meisterschaft entfaltet. Weniger glücklich ist er am Schlusse gewesen, wo er es zu keiner harmonischen Abrundung der Dichtung bringen konnte. In dem zweiten großen Romane, „Im Paradiese" (3 Bde., Berl. 1876), den er schnell auf den ersten folgen ließ, hat er den neuen Pfad bereits wieder verlassen; er bietet hier eine Münchener Künstlergeschichte, in welcher man den Odem der Zeit nur am Schlusse leise spürt. Daß in der Zeichnung der einzelnen Charaktere die Hand des Meisters sich auch hier bewährt, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden; als besonders originell treten die rothe Zenz, eine echte Heyse'sche seltsam-reizvolle Mädchengestalt, Rosenbusch und Angelica hervor. Von seinen Novellen nennen wir die kleine viel gepriesene Perle „La Rabbiata", „Der Weinhüter", „Lorenz und Lore", „Barbarossa", „Der letzte Centauer" (zu der den Verfasser wohl Maurice de Guérin's Novelle »Le Centaure« anregte), „Die Pfadfinderin" und „Ein Märtyrer der Phantasie". Die Heyse'schen Novellen zeichnen sich dadurch aus, daß die psychologischen Probleme immer vollständig klar dargelegt werden und die Katastrophe sich stets rasch und lebendig entwickelt; die Vorliebe des Dichters für das Seltsame, Absonderliche, Pikante zeigt sich fast in jeder seiner Schöpfungen. Aus seinen „Novellen in Versen" seien die rührend schlichte

„Margherita Spoletina", „Thekla", welche das Schicksal einer Märtyrerin des zweiten Jahrhunderts erzählt, und die heitere „Das Feenkind" hervorgehoben. Von den Dramen des Dichters hat sich keines auf der Bühne einbürgern können, weil keines aus den Empfindungen und Stimmungen der Nation herausgeschaffen wurde. Seinen ersten dramatischen Versuch machte Heyse mit der Tragödie „Franzeska von Rimini" (Berl. 1850), in welchem er einen Shakespeare'schen Ton anschlug, sodann ließ er die wunderliche halbantike, halb moderne Tragödie „Meleager" (Ebd. 1854), das Rühr- und Schauderstück „Die Pfälzer in Irland" (1855) und das tadellos glatte akademische Drama „Die Sabinerinnen" (Berlin 1859), das mit einem Münchener Preise gekrönt wurde, folgen. Später hat er es auch einmal mit volksthümlichen Stücken, „Hans Lange" (1866) und „Colberg" (1868), versucht, die nicht ohne Beifall gegeben wurden, aber auch bereits wieder vom Repertoire verschwunden sind, und neuerdings ist er mit einem Lustspiele „Ehre um Ehre" (1875), das seinen Schauplatz am Hofe Ludwigs XV. hat, und mit der Tragödie „Graf Königsmark" (1878), welches die bekannten Schicksale der Kurprinzessin Sophia Doratha, späteren „Prinzessin von Ahlden", behandelt, hervorgetreten. In dem letzteren Stück vertritt der Dichter den Satz, daß die von ihrem Gatten, dem sie nur gezwungen zum Altar folgte, mißhandelte Frau vor dem Richterstuhle ihres eigenen Gewissens berechtigt ist, einen andern Mann, dem sie in voller Liebe zugethan ist, nunmehr als ihren Gatten zu betrachten und nach seinem Tode ihn als Wittwe zu betrauern. Die Mehrzahl des Publikums wird diesem Satze nicht zustimmen. Als Früchte seines wiederholten Aufenthaltes in Italien erschienen „Romanische Inedita, auf italienischen Bibliotheken gesammelt" (Berlin 1856), „Giuseppe Giusti, sein Leben und seine Dichtungen" (Berlin 1875) und „Italienisches Liederbuch" (Ebd. 1860); mit Geibel gab er ein „Spanisches Liederbuch" (Ebd. 1852) und mit Herm. Kurz einen viele Bände umfassenden „Deutschen Novellenschatz" und „Novellenschatz des Auslandes" heraus. Die „Gesammelten Werke" Heyse's erschienen in 14 Bänden zu Berlin 1872—1880, seine „Dramatischen Dichtungen" in 9 Bänden ebenda 1875 bis 1877, seine Novellen bis jetzt in 10 Sammlungen in Stuttgart und Berlin 1855—1875. **Levin Schücking** wurde am 6. Sept. 1814 zu Klemenswerth im nördlichen Westfalen geboren, studirte die Rechte, konnte aber wegen eines Conflictes seines Vaters mit der hannöver'schen Büreaukratie nicht in den hannöver'schen Staatsdienst treten und wurde auch von der preußischen Regierung mit seinem Gesuche, in den preußischen Staatsdienst treten zu dürfen, abgewiesen, weil er ein „Ausländer" sei. In Folge dessen gab er seine juristische Carrière auf und widmete sich schriftstellerischen Arbeiten, zu denen er bereits durch Annette von Droste-Hülshoff, Freiligrath und Gutzkow angeregt worden war. Im Jahr 1841 ging er nach Schloß Meersburg am Bodensee, um dort die umfangreiche und werthvolle Bibliothek des Herrn von Laßberg zu ordnen, ein Jahr später übernahm er die Erziehung der beiden Söhne des Fürsten Wrede und 1843 vermählte er sich mit Louise von Gall (1815—1856), die sich ebenfalls als feinsinnige Dichterin bekannt gemacht hat. 1844 trat er in die

Redaction der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" ein und 1845 übernahm er die Redaction des Feuilletons der „Kölnischen Zeitung", die er bis 1852 führte. In diesem Jahre siedelte er nach seinem Gute Sassenberg bei Warendorf im Münster'schen über, wo er seitdem, einige Reisen nach Italien, England 2c. abgerechnet, ununterbrochen lebte. Die meisten Romane Schücking's haben ihren Schauplatz in der Heimath des Verfassers, auf der „Rothen Erde", die uns der Dichter mit der größten Anschaulichkeit zu schildern versteht. Das weite hügelige Land mit seinen wallenden Kornfeldern und grünen Triften, seinen Kampen und Eichenwäldern, seinen einsamen Höfen und Weilern, seinen ernsten, altmodischen Städten und seinen in schattigen Parks versteckten Rococoschlössern, und dann mit seinen kernhaften trotzigen Bauern, seinen zopfigen, aber grundehrlichen Kleinbürgern, seinen wohlbepfründeten, behäbigen Domherren und seinem stolzen, reckenhaften Adel weiß uns kein Anderer so anschaulich vorzuführen, als Levin Schücking. Ferner ist Niemand so eingeweiht in die Herzensgeheimnisse Westfalens, weiß Keiner weiter so vollständig Bescheid in den Fehden, die die Adelsgeschlechter gegeneinander führten, in den Intriguen, die sich an den verschiedenen kleinen geistlichen Höfen abspielten, in den erbitterten Kämpfen, mit denen sich die Bürger und Bauern gegen die neue Zeit der Fabriken und der Geldspeculationen wehrten, als der Verfasser des „Paul Bronckhorst". Leider geht er dabei über den Gedankenkreis dieser kleinen heimathlichen Landschaft nicht hinaus; was die übrigen Menschen jenseits der Gemarkung bewegt und erschüttert, davon hören wir nur hie und da einmal einen verlorenen Laut. Der Odem der Welt saust über diese westfälischen Städte, Schlösser und Gehöfte hinweg und streift nur selten einmal die Dächer und Zinnen. In Folge dessen sind die historischen Romane Schücking's im Grunde nur Familiengeschichten, die wohl viele hübsche culturhistorische Genrebilder enthalten, sich aber nicht zu einem großen Culturgemälde mit weiten Perspectiven erheben, wie die Romane von Wilibald Alexis. Die Darstellung ist bei Schücking stets eine äußerst gewandte und geistreiche, dagegen läßt die Composition oft sehr zu wünschen übrig. Nicht selten flattern die Fäden weit auseinander, so daß sie der Verfasser nur gewaltsam zu einem Schlusse zusammenziehen kann. Oft läßt er sich auch bei seiner Vorliebe für das Ungewöhnliche, Abenteuerliche, Seltsame zu Unwahrscheinlichkeiten verleiten, die keine auch noch so geschickte Erzählungskunst zu verbergen vermag. Das erste Auftreten Schücking's fällt noch in die vormärzliche Zeit, in welcher er bereits „Ein Schloß am Meer" (2 Bde., Lpzg. 1843), „Die Ritterbürtigen" (3 Bde., Ebd. 1846), „Ein Sohn des Volkes" (2 Bde., Ebd. 1849) u. A. herausgab; seine Hauptthätigkeit entfaltete er jedoch erst in den fünfziger und sechziger Jahren, in welchen er sich sehr bald ein großes und dankbares Publicum gewann. Aber auch noch jetzt schafft er unermüdlich und tritt alljährlich mit einem neuen Werke hervor. Von seinen vielen Romanen nennen wir nur die gelungeneren, „Der Held der Zukunft" (Prag 1855), „Der Sohn eines berühmten Mannes" (Ebd. 1856), „Paul Bronckhorst" (3 Bde., Leipzig 1858), der wohl das beste ist, was er geschrieben hat, „Die Marketenderin von Köln" (Ebd. 1860),

„Luther in Rom" (3 Bde., Hann. 1870), „Die Heiligen und die Ritter" (4 Bde., Ebd. 1873) und „Das Recht des Lebenden" (3 Bde., Lpzg. 1880). Schücking's „Ausgewählte Romane" erschienen in 12 Bänden zu Leipzig 1864, eine „Neue Folge" kam in 12 Bänden zu Leipzig 1874—1875 heraus. **Otto Müller**, geboren am 1. Juni 1816 zu Schotten am Vogelsberg in Hessen, widmete sich Anfangs der kameralistischen Laufbahn, gab diese aber bald wieder auf, war mehrere Jahre Bibliothekar an der Darmstädter Hofbibliothek und zugleich Privatbibliothekar des Prinzen Karl von Hessen und bei Rhein. 1843 übernahm er die Redaction des „Frankfurter Conversationsblattes," des belletristischen Beiblattes zur Oberpostamtszeitung, und 1848 die Redaction des „Mannheimer Journals", das er in dieser stürmischen Zeit mit vieler Besonnenheit zu leiten wußte. Trotzdem erntete er nach dem Hereinbruch der Reaction nur den bekannten „Dank vom Hause Oesterreich" und gab nun die journalistische Thätigkeit ganz auf. Er lebte einige Jahre in Bremen, von 1854—1856 wieder in Frankfurt, wo er die „Deutsche Bibliothek", eine Sammlung deutscher Originalromane, in der auch zuerst Scheffel's „Ekkehard" erschien, herausgab, und seit 1856 in Stuttgart, ununterbrochen literarisch thätig. Wie Schücking, so machte sich auch Otto Müller bereits in den vierziger Jahren als Erzähler bekannt und zog besonders durch seinen Roman „Bürger. Ein deutsches Dichterleben" (Frankf. 1845), in welchem er die Leiden des volksthümlichen Sängers mit vielem Tact und feinem poetischen Sinn schildert, die Aufmerksamkeit auf sich, doch entfaltete auch er sein ganzes reiches Talent erst in den fünfziger Jahren, und zwar hauptsächlich in den Romanen „Charlotte Ackermann" (Frankf. 1854), „Der Stadtschultheiß von Frankfurt" (Stuttg. 1856), „Der Klosterhof (3 Bde., Frankf. 1859) und „Roderich" (2 Bde., Stuttg. 1861). Von seinen weiteren Romanen nennen wir „Eckhof und seine Schüler" (2 Bde., Lpzg. 1863), „Zwei Sünder an einem Herzen" (2 Bde., Braunschw. 1863), „Der Wildpfarrer" (3 Bde., Berlin 1866), „Der Professor von Heidelberg" (3 Bde., Stuttg. 1870), „Diadem und Maske" (3 Bde., Ebd. 1875) und „Monika" (Ebd. 1877). Die „Ausgewählten Schriften" des Dichters erschienen in 12 Bänden 1873 zu Stuttgart. Sämmtliche Romane Otto Müller's zeichnen sich durch eine feine und eingehende Detailschilderung aus. Alle Hauptpersonen weiß der Verfasser bestimmt und fest zu zeichnen; die anmuthige Charlotte Ackermann, der prächtige alte Oberst von Hellbach, der geniale Schröder, der wackre Eckhof, die heitere Elisabeth Textor, der ehrenhafte Herr Cyprian Franke — das alles sind Personen von Fleisch und Blut, die uns so klar vor der Seele stehen, als hätten wir Jahre lang mit ihnen verkehrt. Nicht minder anschaulich sind die Ortsschilderungen des Dichters; mit dem Hamburg der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, seinen engen Gassen und „Gängen", prächtigen Patrizierwohnungen und düsteren Schlupfwinkeln, mit dem reichen Frankfurt der vierziger Jahre des vorigen Säculums, seiner würdigen Schultheißenresidenz auf der Friedberger Gasse und seinem wohligen Heim auf dem Hirschgraben, mit dem Heidelberg der Reformationszeit weiß er uns so vertraut zu machen, daß es uns nicht selten

ist, als wandelten wir selbst durch diese längst entschwundene Welt. Freilich verleiten diese ausführlichen Charakter- und Ortsschilderungen den Verfasser auch bisweilen zu Weitschweifigkeiten, allein selbst in seinen breiteren Darlegungen bleibt er doch immer der geistreiche und tiefgemüthvolle Poet, dem wir mit Interesse folgen. Die Grundstimmung in den Otto Müller'schen Romanen ist meist eine ernste; der Dichter behandelt fast immer das tragische Geschick tüchtiger, edler Naturen, die in Schuld verstrickt werden, ohne daß sie es wissen und wollen; aber er verfällt dabei nicht in eine pessimistische Trostlosigkeit, sondern zeigt uns, daß das Leben eben ein Kampf ist, in dem auch diejenigen, welche unterliegen, nicht vergeblich gestritten haben. **Robert Waldmüller** (Edouard Duboc) wurde am 17. September 1822 zu Hamburg geboren, zeigte bereits als Knabe viel Talent für Poesie, Musik und bildende Kunst, mußte aber, da er seinen Vater, einen aus Havre eingewanderten Franzosen, schon früh durch den Tod verlor und nun kostspielige Studien nicht möglich waren, die kaufmännische Laufbahn einschlagen. Doch bot sich ihm dabei Gelegenheit, die Welt zu sehen; im Auftrage des Hauses, in welchem er Stellung gefunden hatte, bereiste er Frankreich, England, Dänemark, Oesterreich, die Schweiz und sammelte dabei einen reichen Schatz von Bildern und Eindrücken. Für immer vermochte ihn aber der kaufmännische Beruf nicht zu fesseln, er wandte sich daher, nachdem er 1851 den ersten schriftstellerischen Versuch gewagt, mehr und mehr der Poesie zu und lebt nun schon seit einer Reihe von Jahren ausschließlich literarischen Arbeiten. Seinen Wohnsitz hat er seitdem in Dresden genommen. Waldmüller ist ein geistreicher und feinsinniger Dichter, der besonders das künstlerisch abgerundete Bild, das Naturbild sowohl, wie das Charakterbild, mit Meisterschaft zu entwerfen weiß. Seine Schilderung der Alpenwelt, seine Scenen aus dem Dorf- und Waldleben überraschen und entzücken durch ihre Frische und ihren reizvollen Duft, und seine Menschen, mögen sie nun schlichte Naturkinder, oder originelle Sonderlinge, selbstbewußte Großgrundbesitzer, oder nervöse Leute der modernen Gesellschaft sein, fesseln und imponiren durch das scharfe klare Licht, in das sie der Dichter zu stellen vermochte. Nicht so günstig steht es um die Handlung in den Waldmüller'schen Dichtungen; es fehlt ihr der rasche, gleichmäßige Fluß; oft steht sie vollständig still, und dann bilden sich Nebenströmungen und kleine Strudel, die zwar nicht selten mit sammt ihren blumigen Ufern von anmuthigster Lieblichkeit sind, aber doch die Harmonie des Ganzen stören. In Folge dessen sind auch die Novellen und poetischen Erzählungen, in denen nur ein Vorfall geschildert, nur ein Problem behandelt wird, seinen breiter sich verzweigenden Romanen vorzuziehen. Waldmüller trat zunächst mit kleinen poetischen Genrebildern, poetischen Erzählungen und Gedichten hervor, die er unter den Titeln „Unter'm Schindelbach" (Hamb. 1851), „Dichters Nachtquartier" (Ebd. 1853), „Irrfahrten" (Berl. 1853) und „Merlin's Feiertage" (Hamb. 1853) herausgab. Später fügte er diesen Poesieen noch „Gedichte" (Hamb. 1857), „Lascia passare. Gedichte" (Ebd. 1857), warmempfundene und formschöne „Dorf-Idyllen" (Stuttg. 1860) und die stimmungsvolle Alpenidylle „Walpra" (Lpzg. 1874)

hinzu, widmete jedoch seine Hauptthätigkeit der Novelle und dem Romane und schrieb in verhältnißmäßig kurzer Zeit den Roman „Unterm Krummstab" (Lpzg. 1858), „Novellen" (Berl. 1860), den Künstlerroman „Gehrt Hansen" (4 Bde., Berl. 1862), „Mirandola, die Herrenhuterin, und: Fra Tedesko. Zwei Novellen" (Lpzg. 1866), „Baronisirt, und: Passiflora. Zwei Novellen" (Ebd. 1868), die Erzählung „Die tausendjährige Eiche im Elsaß" (Berl. 1870), die Novellen „Lust und Leid" (3 Bde., Stuttg. 1874) und die Romane „Das Vermächtniß der Millionärin" (Lpzg. 1870), „Schloß Roncanet" (4 Bände, Hann. 1874), „Der Secundant" (Bresl. 1878), „Die Verlobte" (4 Bände, Ebd. 1878) und „Die Somosierra," (Stuttg. 1880). Wir heben davon besonders das virtuos gemalte pariser Sittenbild „Baronisirt", die frische, anmuthige Novelle „Auf Freiersfüßen" (enthalten in „Lust und Leid"), die sich mit der gesellschaftlichen Stellung der Juden beschäftigende feine psychologische Studie „Jessika" (ebenfalls in „Lust und Leid"), die warm-patriotische Erzählung „Die tausendjährige Eiche im Elsaß" und den Roman „Die Somosierra", der ein interessantes Bild aus dem spanischen Theaterleben entrollt, hervor. Mit dem Trauerspiel „Brunhild" (Lpzg. 1874) und dem Schauspiel „Die Tochter des Präsidenten" (1879) hat sich der Dichter auch mit Glück auf dem Gebiete des Drama's versucht. Als geschmackvoller Uebersetzer bewährte er sich bei Tennyson's Schifferidylle „Enoch Arden" (Hamb. 1868), die in seiner Verdeutschung bereits 18 Auflagen erlebte.

Ein Dichter, der ebenfalls dazu berufen war, in die Reihe der Heyse, Schücking, Otto Müller und Waldmüller zu treten, **Ferdinand Kürenberger** (geb. am 3. Juli 1823 zu Wien, gest. am 14. Oct. 1879 zu München), gelangte leider zu keiner harmonischen Entwickelung, da er immer nur ganz durch und durch Eigenartiges produciren, jeder Zeit originell sein wollte und in Folge dessen stets auf das Außergewöhnliche, Absonderliche, Paradoxe verfiel. Seine Novellen sind in hohem Grade geistreich, oft hochpoetisch und in markiger, kerniger Sprache geschrieben; einzelne, wie „Der Bergschrecken", „Die Last des Schweigens" und das Märchen „Alimek und der Derwisch", dürfen als Meisterwerke bezeichnet werden; die meisten hinterlassen jedoch ein Gefühl des Unbehagens. Sie sind überfüllt von Gedanken, zu voll getränkt von Geist und Witz, und der Verfasser verlangt mit oft verletzender Rücksichtslosigkeit, daß wir ihm in alle, selbst in seine tiefsten und dunkelsten Gedankenschächte folgen. Dazu bequemen sich aber nur Wenige — die Kürenberger'schen Schriften fanden mithin immer nur ein sehr kleines Publicum. Sein erstes Buch „Der Amerikamüde" (Frankfurt 1856), dessen Held Nicolaus Lenau ist, blieb auch sein bekanntestes; er trat darin in heftigen, oft mehr als kühnen Worten der Amerikomanie entgegen und schilderte die Neue Welt als die Heimath des gemeinsten Materialismus. Später ließ er erscheinen „Ausgewählte Novellen" (Prag 1857), „Das Goldmärchen" (Wien 1857), „Novellen" (3 Bde., München 1861—1862), „Siegelringe. Ausgewählte Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons" (Hamb. 1874), „Literarische Herzenssachen" (Wien 1877) und „Novellen" (Berl. 1878). Seinen

Dramen „Catilina“, „Quintin Messis“, „Firdusi“ u. a. vermochte er den Weg auf die Bühne nicht zu ebnen, sie wurden nur dem Freundeskreise bekannt.

Unter den Schriftstellern, die mit ihren Novellen und Romanen einzig und allein nur unterhalten wollten, nimmt **Friedrich Wilhelm Hackländer** den ersten Platz ein. Hackländer ist der Erzähler, wie ihn sich das große Publicum nicht besser wünschen kann; ohne sich in tiefe Gedanken, Tendenzen oder gelehrte Schrullen zu verlieren, plaudert er frisch darauf los, läßt Erlebtes, Beobachtetes und Erdichtetes bunt durcheinander spielen, sucht durch unerwartete Zwischenfälle angenehm zu überraschen, durch anmuthige Scenen vergnüglich anzuregen und sorgt zuletzt mit aller Umsicht eines liebenswürdigen Gesellschafters, daß sämmtliche geschürzte Knoten sich ganz so lösen, wie es dem geneigten Leser, der freundlichen Leserin am Angenehmsten ist. Er wurde am 1. November 1816 zu Burtscheid bei Aachen in beschränkten Verhältnissen geboren, kam in seinem vierzehnten Lebensjahre als Lehrling in eine Modewaarenhandlung, konnte sich aber mit dem Kaufmannsstande wenig befreunden und suchte die Offizierscarrière einzuschlagen. Hierzu fehlten ihm jedoch nicht nur die nöthigen Mittel, sondern auch die nöthigen Kenntnisse; er mußte daher diesen Lebensplan wieder aufgeben und probirte nun sein Glück mit der Feder. Mit frischem, leichtem Humor schilderte er seine Erlebnisse und kleinen Abenteuer in der Kaserne und auf dem Manöver und hatte sodann die Freude, die harmlosen Plaudereien von der Redaction des Cotta'schen Morgenblattes acceptirt zu sehen. In Buchform erschienen sie später unter dem Titel „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden“ (Stuttg. 1841). Er wandte sich nun nach Stuttgart, suchte die Lücken seiner Bildung auszufüllen, machte als Begleiter eines Grafen von Taubenheim eine Reise in den Orient, erhielt nach seiner Rückkehr auf Verwenden eines Grafen Neipperg eine kleine Stelle bei Hofe und wurde nach einiger Zeit mit dem Titel eines Hofrathes Privatsecretär und Reisebegleiter des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs, Karl. Später bekleidete er eine Reihe von Jahren die Stelle eines königlichen Garten- und Baudirectors, bis 1864 seine Pensionirung erfolgte. Er starb plötzlich auf seiner Villa am Starenberger See am 6. Juli 1877. Das bunte Leben und Treiben der Residenz und am Hofe, sowie die verschiedenen Reisen, erweiterten schnell seinen Blick, er schaute in alle Kreise hinein, in die des Adels, des Militärs, des Theaters, der Schriftstellerwelt, des Bürgerthums und selbst der Lakaien, Kutscher und Stallknechte — und Alles was er sah, wußte er geschickt für seine Romane zu verwenden. Diese sind daher sämmtlich direct aus dem Leben gegriffen, aber sie sind keine wirklichen Lebensbilder, aus denen uns der Geist der Zeit entgegenleuchtet, sondern nur oberflächliche Skizzen, die sich zwar oft recht anmuthig, recht freundlich ausnehmen, aber doch ohne alle Tiefe, ohne alle Perspective sind. Da Hackländer sehr leicht arbeitete, so schrieb er nach und nach mit einer gewissen industriellen Geschäftigkeit eine sehr lange Reihe von Romanen; wir nennen von ihnen nur die beliebteren „Handel und Wandel“ (2 Bde., Berl. 1850), „Namenlose Geschichten“ (3 Bde., Ebd. 1851), in denen das Hof- und Theaterleben sehr anschaulich und amüsant geschildert

wird, „Eugen Stillfried“ (3 Bde., Ebd. 1852), „Europäisches Sclavenleben“ (4 Bde., Ebd. 1854), „Der Augenblick des Glücks“ (2 Bde., Stuttg. 1857), „Der neue Don Quixote“ (5 Bde., Ebd. 1858), „Tag und Nacht“ (2 Bände, Ebd. 1860), „Die dunkle Stunde“ (5 Bde., Ebd. 1863) ꝛc. Durch seinen Umgang mit den Angehörigen des Stuttgarter Hoftheaters wurde er auch zu verschiedenen Lustspielen angeregt, von denen jedoch nur eines, „Der geheime Agent“ (Berl. 1851), einen größeren Erfolg errang. Diesem Stücke liegt ein origineller Einfall zu Grunde; ein junger Fürst, der sich nicht länger von seiner herrschsüchtigen Mutter bevormunden lassen und doch auch keinen offenen Bruch mit ihr herbeiführen will, kommt auf den Gedanken, den Ansichten und Plänen derselben durch einen Freund, einen „geheimen Agenten“, entgegenzutreten, der aber in Wahrheit gar nicht existirt. Die Verwicklungen, welche dadurch herbeigeführt werden, sind in verschiedenen Scenen in hohem Grade ergötzlich, doch gelingt es dem Verfasser nicht, den Conflict aus dem Geiste der Intrigue heraus zu lösen. Die einzelnen Charaktere sind ohne Tiefe, der junge Fürst macht sich hauptsächlich nur aus persönlichen Gründen von der Bevormundung seiner Mutter frei und diese kommt ebenfalls über eigenste Interessen nicht hinaus. Auch unter den Hofleuten nimmt keiner einen höheren Gesichtspunkt ein, alle sind sie nur oberflächliche, neidische und klatschsüchtige Gesellen. Der Dialog ist gewandt und selbst geistvoll; offenbar hat sich der Verfasser dabei Scribe zum Vorbild genommen, den er wohl auch beim Aufbau der Handlung wiederholt zu Rathe gezogen hat. Die übrigen Lustspiele Hackländers, „Magnetische Kuren“ (1853), „Zur Ruhe setzen“ (1857), „Der verlorene Sohn“ (1865), „Marionetten“ (1868) ꝛc., verschwanden schnell wieder vom Repertoire, wir brauchen daher hier nicht weiter auf sie einzugehen. Die vielverbreitete Meinung, Hackländer habe die illustrirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ gegründet und bis zu seinem Tode redigirt, beruht auf einem Irrthum. Die genannte Zeitschrift wurde von dem Verlagsbuchhändler Eduard Hallberger in's Leben gerufen und wird bis heute von Edmund Zoller redigirt. Hackländer wurde nur angegangen, gegen ein bestimmtes Honorar zu gestatten, daß sein populärer Name auf den Titel der Zeitschrift gesetzt werden dürfe, welchem Verlangen er auch entsprach. Hackländer's „Werke. Erste Gesammt-Ausgabe“ erschienen in 60 Bänden zu Stuttgart 1860—1875. Nach seinem Tode kamen noch seine Memoiren unter dem Titel „Der Roman meines Lebens“ (2 Bde., Stuttg. 1878) heraus, die für den Culturhistoriker viel Interessantes enthalten; dem Literarhistoriker eröffnen sie nur, daß auch Hackländer selbst niemals mehr, als ein angenehmer Gesellschafter sein wollte.

Nach Hackländer führen wir noch Philipp Galen (Pseud. f. Stabsarzt Philipp Lange, geb. 1813) an, der sich durch die Romane „Der Irre von St. James“ (4 Bde., Lpzg. 1854), „Fritz Stilling“ (4 Bde., Ebd. 1854), „Walter Lund“ (3 Bde., Ebd. 1855), „Emery Glandon“ (3 Bde., Ebd. 1859) u. a. einen großen Leserkreis erwarb, ferner Golo Raimund (Pseud. f. Georg Dannenberg, geb. 1823), der in seinen „Novellen“ (11 Bde., Hann. 1857—59)

besonders Herzensconflicte packend zu schildern verstand, Friedrich Friedrich (geb. 1828), der in seinen Erzählungen „Aus dem Volksleben" (2 Bde., Prag 1859), seinen „Studentenfahrten" (Jena 1859), „Photographien der Ehemänner und Ehefrauen" (Berl. 1866) und in verschiedenen Romanen die Collisionen des Alltagslebens mit frischem Humor behandelte, J. D. H. Temme (geb. 1798), der nach seiner 1851 wider alles Recht erfolgten Amtsentsetzung eine große Menge zum Theil sehr spannender, aber auch sehr grell colorirter Criminalnovellen schrieb, Otfried Mylius (Pseud. f. Karl Müller, geb. 1819), der besonders behagliche und warme Erzählungen aus den bürgerlichen Gesellschaftskreisen Württembergs zu liefern wußte, Leopold Kompert (geb. 1822), der hauptsächlich das jüdische Leben in Böhmen, vornehmlich in Prag, zum Vorwurfe nahm, Bernd von Guseck (Pseud. f. Karl Gustav von Berneck, 1803—1871), Feodor Steffens (Pseud. f. Karl Hellmuth Dammas, geb. 1816), Ludwig Rosen (Pseud. f. Ludwig Volrad Jüngst), Max Kurnick, M. A. Niendorf, R. Wellnau (Pseud. f. L. A. R. Kürbis), die Frauen Mathilde Raven (geb. 1817), Louise Ernesti (Pseud. f. Malwine von Humbracht), Emma Niendorf, (Pseud. f. Emma Baronin von Suckow), Eliza Wille u. A.

Nur Unterhaltungslectüre sind auch die Reise-, Auswanderer-, Jagd- und Abenteuer-Romane der Gerstäcker, Ruppius, Bibra, Armand und Möllhausen. Da diese Schriftsteller die fremden Länder, welche sie zum Schauplatze ihrer Erzählungen wählten, auch sämmtlich mit eigenen Augen sahen und selbst durchwanderten, so sind ihre Naturschilderungen und Charakteristiken von Land und Leuten ohne Ausnahme frisch, farbenreich und wahr; doch erhalten wir immer nur ziemlich eng begrenzte Bilder, da keiner der Autoren über die persönlichen Eindrücke hinausgeht, keiner es unternimmt, Völkerpanoramen im Stile Sealsfield's zu entwerfen, wie sich denn auch keiner zu eigentlicher Poesie erhebt. Die Handlung der Romane entbehrt fast immer des kunstvollen Aufbaus; ohne alle Steigerung reiht sich einfach nur ein Abenteuer an das andere, bis schließlich der Held wieder behaglich heimwärts wandert. Die meiste Popularität erreichte **Friedrich Gerstäcker**, der, am 16. Mai 1816 zu Hamburg geboren, lange Jahre in Amerika ein höchst abenteuerliches Leben führte, nacheinander Matrose, Holzhauer, Koch, Fabrikant von Pillenschachteln, Pelzjäger 2c. war, auch eine Reise um die Welt unternahm, und dann bis zu seinem am 31. Mai 1872 zu Braunschweig erfolgten Tode eine ganze Bibliothek von transatlantischen Romanen schrieb. Sein Bestes gab er in den Werken „Nach Amerika" (6 Bde., Lpzg. 1855), „Aus zwei Welten" (2 Bde., Ebd. 1854) und „Aus dem Waldleben Amerika's" (6 Bde., Ebd. 1853). In seinen späteren Büchern zeichnete er mit immer dickeren Strichen, nahm er es mit der Wahrscheinlichkeit immer leichter, arbeitete er immer mehr nur auf den Effekt hin, wurde er immer nachlässiger in Sprache und Darstellung und lieferte in Folge dessen schließlich nur Fabrikwaare, die hier nicht weiter zu besprechen ist. Otto Ruppius (1819 bis 1864) machte sich besonders durch die Romane „Der Peblar" (New-York 1857. Berl. 1859) und „Das Vermächtniß des Peblars" (Berl. 1859) einen

Namen, Ernst von Bibra (1806—1878) durch seine Erzählungen aus Brasilien, Peru und Chile, Armand (Pseud. f. F. A. Strubberg, geb. 1808) durch sein Buch „Bis in die Wildniß" (4 Bde., Bresl. 1858), in welchem er seine Abenteuer in Texas schildert, und Balduin Möllhausen (geb. 1825) durch seine in den Jagdgründen der Indianer und dem Lande der Mormonen spielenden Romane und Erzählungen.

Ein sehr rühriges Leben entwickelte sich also nach und nach wieder auf dem deutschen Parnaß. Welch' bunte Gruppen um die Freytag, Waldau, Alexis, Scheffel und Gottschall, die Lingg, Osterwald und Kletke, die Mosenthal und Brachvogel, die Kalisch und Weihrauch, die Groth und Reuter und selbst die Heyse und Schücking! Alle diese Dichter arbeiteten — je nach Können und Vermögen — im Verein mit der Tagespresse und den Kammern darauf hin, dem Volke wieder eine nationale Grundstimmung zu geben, wieder ein allgemeines Streben nach nationalen Zielen hervorzurufen. Dabei mußten sie natürlich dem praktischen Charakter des Decenniums ihren Tribut zahlen und man hat ihnen daher den Vorwurf gemacht, sie haben dem realistischen Elemente in ihren Dichtungen eine zu große Herrschaft eingeräumt, ja sie seien nicht selten ganz vollständig aus den Höhen der Kunst herabgestiegen und haben nur die gemeine Wirklichkeit der Dinge geschildert, den Handel mit Kaffee und Syrup apotheosirt und an grauslichen Beispielen gezeigt, wie man durch den Verkehr mit Spekulanten und Wucherern in's Unglück gerathen könne; es fehle ihnen mithin die Hauptsache: das richtige Verständniß für das Wesen der Kunst, die nöthige Idealität. Diesen Vorwurf halten wir für einen ganz müßigen. Wenn man sich neu einrichtet, so muß man zu allererst praktisch verfahren, wenn man einen Baum, dem Wind und Wetter schlimm mitgespielt haben und der in Folge dessen arg verstutzt werden mußte, auf's Neue zu einem tragfähigen machen will, so hat man zunächst dafür zu sorgen, daß der Baum wächst und neue Zweige treibt. Kräftige neue Zweige hat aber der im Sturm von 1848 so übel zerzauste Baum der deutschen Literatur in den fünfziger Jahren in reicher Menge getrieben; wie es nun um Blüthe und Frucht steht, werden wir in den nächsten Abschnitten zu erörtern haben.



Die Zeit des Conflicts und des Norddeutschen Bundes.

Auf das langsame Erwachen zu nationalem Leben folgte alsbald in Nord und Süd die rührigste politische Thätigkeit. Die Wandelungen, welche sich im Spätherbste 1858 im preußischen Ministerium vollzogen hatten, übten allerwärts die günstigste Wirkung aus; man wagte nun wieder näher an die politischen Verhältnisse heranzutreten, und da mußte denn Jeder erkennen, daß die Form, welche die Regierungen in der Reactionszeit für Deutschland wieder hergestellt hatten, durchaus nicht der politischen Situation zu entsprechen vermochte; Jeder mußte sich gestehen, daß bei dieser Staatseinrichtung das deutsche Volk zusehends auseinanderbröckele und fort und fort an Macht und Ansehen verliere, ja, daß die Nation durch sie bereits in die gefährlichste Lage gerathen sei. Diese Erkenntniß befestigte sich schnell durch die Vorgänge, welche sich alsbald abspielten. Im Frühlinge des Jahres 1859 brach der österreichisch-italienische Krieg aus, Oesterreich suchte deutsche Hilfe zu gewinnen, allein Preußen war der Ansicht, daß Oesterreich in Italien nur ganz speziell österreichische Interessen vertrete und versagte die Unterstützung. Darauf erlitt das österreichische Heer bei Magenta und Solferino die schwersten Niederlagen, das Kaiserreich verlor die Lombardei und Kaiser Franz Joseph erklärte sodann in einem Manifeste, die Schuld an diesem Unglücke trage sein natürlicher Bundesgenosse, der ihm nicht zu Hilfe geeilt sei. Preußen verwahrte sich gegen diesen Vorwurf und es entstand eine Spannung zwischen Berlin und Wien. Das deutsche Volk sowohl, wie die deutschen Fürsten, sahen darin sehr richtig eine Bestätigung ihrer Ansicht, daß die Bundesverfassung eine vollständig nutzlose Institution sei, die in außergewöhnlichen Verhältnissen nicht das Geringste leisten werde und daß eine Aenderung so bald als möglich geschaffen werden müsse. Aber welcher Art sollte diese Aenderung sein? Das Volk sowohl, als auch die Fürsten versuchten sie, das Volk zuerst. Verschiedene scharfsichtige Männer hatten erkannt: zwei gleich starke

Mächte, Oesterreich und Preußen, dürfen nicht länger an der Spitze Deutschlands stehen, dadurch werden die Interessen getheilt und eine stete Rivalität hindere das kräftige Zusammengehen. Es müsse daher das gesammte nationale Interesse nur einem Großstaate zugewendet werden, demjenigen, welcher der größte rein deutsche Staat sei — also Preußen. Um diese Ansicht in alle Schichten des Volkes zu tragen und für sie in ganz Deutschland zu wirken, gründete eine Anzahl von Patrioten mit dem hannoverschen Abgeordneten Rudolph von Bennigsen an der Spitze den deutschen Nationalverein. Das Programm dieses Vereins sprach klar aus, es müsse eine Centralgewalt und eine deutsche Nationalvertretung geschaffen werden, und die Initiative hierzu könne nur einzig und allein von Preußen ausgehen. Durch diese Erklärung erhielten alle nationalen Bestrebungen im Volke eine ganz bestimmte Richtung, deren sie 1848 entbehrt hatten. Es bildete sich eine große nationale Partei, die sich besonders im Norden und Westen Deutschlands ausbreitete und auch viele einflußreiche Zeitungen zu ihren Organen gewann. Eine mächtige Förderung erfuhren diese Bestrebungen durch die allgemeine Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstage am 10. November 1859, bei welcher das deutsche Volk einmal recht klar erkannte, welch' tiefe Kluft noch immer zwischen unserer inneren Bildung und unserem äußeren staatlichen Dasein bestand, sodann durch die Turner-, Schützen- und Sängerfeste, ja selbst durch die Wanderversammlungen, welche Naturforscher, Juristen, Lehrer &c. veranstalteten. Die Fürsten und ihre Räthe mühten sich unterdessen ab, Bundesreformpläne auszuarbeiten; die verschiedensten Vorschläge kamen zu Tage, allein nicht das geringste Resultat wurde erzielt. Dabei verging ein Jahr nach dem andern und die Lage wurde immer mißlicher. In Folge dessen trat Oesterreich, dessen Situation am dringendsten die Herstellung eines fester gefügten Bundesstaates erheischte, plötzlich mit einer Einladung zu einem Fürstencongresse in Frankfurt hervor, der denn auch am 17. August 1863 eröffnet wurde. Kaiser Franz Joseph legte in demselben die Erbärmlichkeit der deutschen Verfassungszustände mit dem größten Freimuthe dar. „Die deutschen Regierungen", sagte er u. A., „fühlen sich in keinen festen Vertragsverhältnissen mehr, sie leben nur noch bis auf Weiteres im Vorgefühl naher Katastrophen neben einander fort; die deutsche Revolution aber, im Stillen geschürt, wartet auf ihre Stunde". Darauf trat er mit einem complicirten Reorganisationsplan hervor, der auch den Beifall der Versammlung fand. Der erste Schritt zu einer Umgestaltung der deutschen Verhältnisse würde somit gethan worden sein, hätte dem Congresse nicht eine Hauptperson gefehlt, der König von Preußen, Wilhelm I., der trotz wiederholter Einladung nicht erschienen war. Bereits bei seiner Thronbesteigung im Januar 1861 hatte König Wilhelm in dem Manifeste „An mein Volk" gesagt, daß es ihm als deutschen Fürsten obliege, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten einnehmen müsse; sehr richtig fühlte er jetzt heraus, daß von einer solchen Kräftigung hier keine Rede sein könne, ja, daß der österreichische Reformplan, hauptsächlich im Hinblick auf

österreichische — also zum großen Theile außerdeutsche — Interessen entworfen, Deutschland nur zum Verderben gereichen könne, daß eine Neugestaltung Deutschlands nur ohne Oesterreich möglich sei. Dieser Ansicht stimmte auch sein neuer Minister, Herr von Bismarck, bei. In Folge dessen wurde Deutschland durch weise Vorsicht vor einem schweren Unglücke bewahrt, und die Reformpläne Oesterreichs fielen in Nichts zusammen. Trotzdem blieb das Vorgehen Oesterreichs von größter Bedeutung; es war durch dasselbe nun auch endlich von Seiten der Regierungen die Jämmerlichkeit und Unhaltbarkeit des Bundestages anerkannt und somit der „deutschen Frage" öffentlich ihre ganze Wichtigkeit zugestanden worden. Scharfsichtigere hatten aus der Episode sogar bereits erkannt, daß der erste Schritt zur Lösung der Frage eine Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich sein und daß es dabei ganz wahrscheinlich nicht friedlich zugehen werde. Vorläufig stockte die weitere Entwicklung der Frage noch, da Preußen in einen schweren Verfassungsconflict gerathen war. Als König Wilhelm den Thron bestieg, beschloß er sofort, eine Reform der Heeresverfassung vorzunehmen, weil die Heereseinrichtung, wie sie zur Zeit bestand, den Verhältnissen nicht mehr entsprach. Diese Reform forderte aber bedeutende Geldmittel und die ganze Stimmung der Zeit war nicht danach angethan, für kriegerische Zwecke so bedeutende Summen zu opfern; vielmehr drängte der allgemeine Wunsch noch immer danach hin, Friedenswerke zu fördern, den Wohlstand der Nation zu heben ꝛc. Die große Mehrzahl des preußischen Volkes war daher dem Plane des Königs abgeneigt, und da der Monarch, fest von der dringenden Nothwendigkeit der Reform überzeugt, auf der Ausführung derselben bestand, so entwickelte sich zwischen Fürst und Volk ein Conflict, der bald die bedenklichsten Symptome zeigte und in den Kammern sowohl, wie im öffentlichen Leben, nicht selten in grellster Weise zum Ausdruck kam. Bei der großen Gereiztheit, die sich nach und nach hüben wie drüben geltend machte, wurden auf beiden Seiten viele Fehler begangen, und schließlich erklärte Herr v. Bismarck am 12. October 1862 in der Kammer, die Regierung sehe sich genöthigt, den Staatshaushalts-Etat ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen, also das für die Durchführung der Heeresorganisation nöthige Geld gegen den Willen der Kammer aus der Staatskasse zu entnehmen. Damit kam es zum vollständigen Bruche zwischen Volk und Regierung; die letztere erließ die schlimmen Preß-Ordonanzen und das erstere schloß sich in bitterem Grimm zu einer großen Oppositionspartei zusammen. Und doch wollten beide, Fürst und Volk, nur des Vaterlandes Wohl. Aber beide mußten jetzt büßen, was einst gesündigt worden. Damals, nach den Befreiungskriegen, hatten die Fürsten und ihre schlechten Räthe Alles gethan, um gehorsame Unterthanen, nicht aber denkende Staatsbürger zu erziehen, und jetzt nun stand eine ungelenke und unerfahrene Regierung, die trotzdem und alledem eine constitutionelle Staatsform hatte geben müssen, aber die neue Staatsmaschine nur mit angstvoller, übergroßer Vorsicht gehen ließ — einem politisch unreifen Volke gegenüber, das wohl eine große Menge eifrig politisirender Dilettanten, aber keinen wirklichen Politiker mit staatsmännischem Blick besaß, das noch so

naiv war zu glauben, das deutsche Reich werde auch auf „moralischem" Wege zu erringen sein und verwundert stutzte, als der geniale Otto von Bismarck einmal erklärte, Deutschland sei nur durch Blut und Eisen einig und groß zu machen. Glücklicher Weise sollte der unselige Conflict nicht all' zu lange dauern; die politischen Verhältnisse selbst erbrachten nach und nach den Beweis, wie nöthig die Heeresorganisation gewesen war, zunächst der Krieg mit Dänemark. Gegen Ende des Jahres 1863 trat in Kopenhagen immer deutlicher das Bestreben hervor, Schleswig zu einer dänischen Provinz zu machen. Diesem Beginnen mußte von Seiten Deutschlands entgegengetreten werden, und so entwickelte sich 1864 der deutsch-dänische Krieg, der mit der vollständigen Lostrennung Schleswig-Holsteins von Dänemark endete. Als Regent für diese Lande präsentirte sich der Herzog Friedrich von Augustenburg, welcher Erbansprüche auf dieselben besaß. Preußen war jedoch keineswegs gewillt, den vielen deutschen Fürsten noch einen weiteren zuzugesellen und die Einigung Deutschlands noch mehr zu erschweren, richtete zunächst mit Oesterreich ein Condominat, eine gemeinsame Herrschaft, ein, und verständigte sich sodann in der Gasteiner Convention mit Oesterreich dahin, daß dieses die Verwaltung Holsteins erhielt, während Preußen diejenige Schleswigs übernahm. Doch auch dieses Arrangement war von keiner Haltbarkeit; das Wiener Cabinet sah mehr und mehr ein, daß es mit dem hoch oben im Norden gelegenen Holstein nie etwas werde beginnen können und begünstigte in Folge dessen den Herzog von Augustenburg; das Berliner dagegen stellte der Einsetzung des Herzogs immer mehr Schwierigkeiten entgegen und gab schließlich sehr unzweideutig zu erkennen, daß die einzig richtige Beilegung der Angelegenheit in der Einverleibung der Herzogthümer in Preußen bestehen werde. Diese Ansicht rief aber nicht nur in der Wiener Hofburg, sondern auch in der großen Mehrzahl des deutschen Volkes die lebhafteste Opposition hervor; ganz besonders wünschte Süddeutschland nicht, daß Preußen sich mehr und mehr kräftige, und nur sehr Wenige erkannten, daß einzig und allein mit der Kräftigung Preußens die Einigung Deutschlands herbeigeführt werden könne; nur wenige Patrioten blickten so klar wie Twesten, der es unumwunden aussprach: es giebt nur eine Macht, die für Deutschland etwas thun kann, das ist Preußen, und darum muß Preußen überall unterstützt werden. Der Gedanke, die deutsche Einheit durch eine egoistische preußische Politik zu schaffen, bemerkt Oscar Jäger treffend in seiner „Geschichte der neuesten Zeit" (Bd. III, S. 31), war dem politischen Dilettantismus viel zu einfach, er mußte ihn also rundweg verwerfen. Trotzdem wagte es der Leiter der preußischen Politik, Herr von Bismarck, die Angelegenheit zur Hauptfrage der Zeit zuzuspitzen, zur Frage: welche der beiden Großmächte künftig die maßgebende Stelle in Deutschland einzunehmen habe. Das konnte natürlich nur durch eine gegenseitige Messung der Kräfte entschieden werden, durch einen Krieg, und zu diesem kam es denn auch alsbald im Sommer 1866. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diesen Entscheidungskampf zu schildern, wir haben es hier blos mit der Darlegung der deutschen Einheitsbestrebungen zu thun, uns genügt daher das Resultat. Das war für Preußen ein in hohem

Grade glänzendes; in der Schlacht bei Königgräz zeigte sich die preußische Armee der österreichischen ganz bedeutend überlegen, worauf Oesterreich auf seine Stellung in Deutschland Verzicht leistete und auch seine Ansprüche auf Schleswig-Holstein an Preußen abtrat. Zugleich starb der Bundestag dahin, um nun nie wieder aufzuerstehen, und Preußen gründete, nachdem es sein Gebiet durch Annexion von Hannover, Kurhessen, Nassau, Hessen-Homburg und Frankfurt erweitert hatte, den Norddeutschen Bund. Damit trat es gleichsam in die Vorhalle zum neuen deutschen Reiche, freilich ohne daß die Mehrzahl des deutschen Volkes es erkannte; diese klagte vielmehr, daß die deutsche Einigkeit nun für immer unmöglich gemacht worden sei und daß daran einzig und allein die ungezügelte Eroberungssucht Preußens die Schuld trage. Erst das Jahr 1870 sollte sie eines Besseren belehren.

Die Stimmung in dieser Zeit angeregten politischen Lebens, heftiger Conflicte, schmerzhafter Krisen, Uebergänge und Wandelungen mußte zunächst eine hoffnungsfreudige, dann aber eine ernste, trübe, bittere sein, und in der That eröffnen denn auch begeisterte Sänger die Epoche, weisen mit glänzenden Prophetenaugen auf die nahe bevorstehende Wiederaufrichtung des deutschen Reiches hin, feiern die hehre Germania, die sich langsam wieder aus ihrer tiefen Trauer erhebe, und preisen die mächtige deutsche Eiche, die die Stürme des neuen deutschen Frühlings bereits umtosen. Nach und nach verstummen aber diese Sänger wieder, schon beim Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges kommt es zu keiner vollen, kräftigen Kriegslyrik mehr, und das Volk muß sich mit dem bereits 1844 gedichteten Liede „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" von Matth. Friedr. Chemnitz (1815—1870) behelfen. Sodann tritt die nationale Lyrik immer weiter zurück und die Kämpfe von 1866 bleiben fast ganz ohne Kriegspoesie. Dagegen gelangt der Roman wieder mehr und mehr zur Herrschaft, jedoch nicht der den Wohlstand feiernde, sondern der die trüb-ernste politische Lage erörternde, der in alle Kreise der Gesellschaft führt und nicht selten mit einer Dissonanz schließt, oder doch wenigstens mit herber Resignation.

An der Spitze der jungen hoffnungsfreudigen Lyriker schreitet mit gehobener, weithinschallender Stimme **Ernst Scherenberg** daher; er ist gleichsam der Herold des neuen deutschen Reiches, denn so bestimmt, so sicher und mit so mächtig fortreißender Begeisterung kündigt kein anderer Dichter dieser Periode die Wiederherstellung des deutschen Einheitsstaates an, wie er. Seine ersten Gedichte, „Mein Deutschland, mächt'ge Eiche", „Jetzt oder nie", „Ein deutsches Parlament", erschienen bereits im Jahre 1859; sie waren eine laute, warme Zustimmung zu dem Vorgehen Rudolph von Bennigsen's und fanden in allen deutschen Herzen den lebhaftesten Widerhall. Schon in diesen Gedichten entfaltete Scherenberg seine ganze Kraft, zeigte er alle seine Vorzüge; in jedem tritt der Hauptgedanke hellleuchtend hervor, ist die poetische Empfindung ungekünstelt und packend und die Form glanzvoll, selbst prächtig. Von den weiteren Zeitgedichten, die nun folgten, traf besonders das unmittelbar nach der Auflösung des Abgeordnetenhauses im März 1862 veröffentlichte „Stürme des Frühlings, brechet

herein!", das wir unten mittheilen, die allgemeine Stimmung; es hatte eine wahrhaft zündende Wirkung, wurde von verschiedenen Componisten in Musik gesetzt und von allen patriotischen Gesangvereinen gesungen. Das poetische Bild ist hier mit großem Geschick entworfen und durchgeführt und der schwungvolle Refrain mit Meisterschaft verwendet. Nicht so allgemein bekannt wurden die Gedichte, die Scherenberg aus den Stimmungen herausschuf, welche die Kämpfe von 1866 in ihm hervorriefen („1866. Dichtungen". Berl. 1867); zwar athmen auch diese eine warme Begeisterung für die deutsche Sache, allein das Publikum ließ sie bei Seite, weil es sich an die schlimme Krisis, die nun einmal hatte durchgemacht werden müssen, nur so selten wie möglich erinnern lassen wollte. Zur Kriegslyrik von 1870 steuerte der Dichter verhältnißmäßig wenig bei, aber dies Wenige dürfen wir zu dem Besten zählen, was die tiefe Bewegung jener großen Zeit hervorbrachte. Wir kommen in dem Abschnitte „Die Kriegslyrik von 1870—71" darauf zurück. Im siebziger Jahrzehnt nahm Scherenberg lebhaft an dem Kampfe Theil, welcher zwischen Rom und dem preußischen Staate entbrannte; unseres Erachtens stehen jedoch seine Gedichte gegen die römische Hierarchie, „Hie Papst — hie Kaiser!", „Wem gilt unser Krieg?" 2c., nicht auf der Höhe der früheren; sie erfassen den gigantischen Conflict nicht tiefer und entbehren auch der echt poetischen Empfindung. In der Form sind dagegen auch sie in hohem Grade vollendet. Das Vorgehen Scherenberg's fand bald viel Nachahmung; in allen Gauen Deutschlands erklangen ähnliche Kampfgesänge, die nun Scherenberg sammelte und unter dem Titel „Gegen Rom. Zeitstimmen deutscher Dichter" (Elberf. 1874) herausgab. Das Buch erregte großes Aufsehen, auch in den gegnerischen Kreisen, und erlebte schnell nach einander viele Auflagen. Ein über die Tagesfragen und Tagesstimmungen hinausgerücktes Werk schuf Scherenberg in der lyrisch-epischen Dichtung „Verbannt" (Berl. 1861), in welcher er die Schicksale eines deutschen Freiheitskämpfers schildert, der mit Weib und Kind nach Amerika fliehen muß und sich nun dort unter den Palmen des Südens eine neue Heimath gründet, jedoch fort und fort Deutschlands gedenkt und auch in dieser Sehnsucht auf fremder Erde stirbt, aber erst, nachdem er noch die beglückende Nachricht erhalten, daß das theure Vaterland sich wieder zur Freiheit emporgerungen und daß auch er nun nicht mehr verbannt sei. Die Dichtung ist durchweg edel und stimmungsvoll und darf wohl als das Reifste betrachtet werden, was Scherenberg geboten hat. In seinen rein lyrischen Gedichten bewegt sich Scherenberg immer nur in einem sehr kleinen Kreise und erhebt sich in diesem auch nur selten von seinen subjectiven Empfindungen zu allgemeinen, wie etwa Goethe und Uhland in den meisten ihrer Liebeslieder, dabei ist er jedoch von außerordentlicher Innigkeit und Wahrheit, sowie von anmuthvollster Feinsinnigkeit und in der Form von tadelloser Glätte. Bisweilen liebt er auch hier, wie im politischen Liede, den rhetorischen Schwung, so z. B. in dem so überaus klangvollen unten zum Abdruck gebrachten Gedichte „Grünschimmerndes Eiland", doch weiß er auch den schlichtesten Strophen einen reizvoll-melodischen Ton zu verleihen, wie unsere letzte

Probe bezeugen mag. In Buchform erschienen die politischen und rein lyrischen Gedichte Scherenberg's zuerst in den Bändchen „Aus tiefstem Herzen“ (Berl. 1860) und „Stürme des Frühlings“ (Ebd. 1865), später gab sie der Verfasser noch einmal, mit „Verbannt“ und „1866“ vereinigt, unter dem Gesammttitel „Gedichte“ (Lpzg. 1874) heraus. Ernst Scherenberg wurde am 21. Juli 1839 zu Swinemünde auf der Insel Usedom geboren, sollte sich auf den Wunsch seines Vaters einem praktischen Berufe widmen und besuchte zu diesem Zwecke zunächst eine Gewerbeschule und dann das Gewerbeinstitut zu Berlin, widmete sich dann aber, nachdem er noch auf kurze Zeit die Akademie der Künste bezogen, der Poesie und Journalistik, redigirte von 1865 bis 1870 das „Braunschweiger Tageblatt“, das unter seiner Leitung die einflußreichste Zeitung des Herzogthums wurde, und ist seit 1870 Chefredacteur der „Elberfelder Zeitung“.

Stürme des Frühlings, brechet herein!

Nur unter Stürmen entsendet sein „Werde“
Mahnend der Lenz in den schlummernden Schacht,
Nur unter Stürmen erhebt sich die Erde,
Wenn sie vom Schlafe des Winters erwacht.
Sollen die eisigen Fesseln zerbrechen,
Sollen sich Ströme und Fluren befrei'n,
Willst du den Lenz — nun so mußt du auch sprechen:
Stürme des Frühlings, brechet herein!

Stürme des Frühlings auch giebt's, wenn zum Streite
Einmal die Geister des Volks erstehn;
Stürme des Frühlings auch sinds, die uns heute
Wieder mit warnender Stimme umwehn.
Aber wer wollte vor ihnen verzagen?
Winkt nicht im Morgen schon rosiger Schein? —
Boten nur sind sie von schöneren Tagen —
Stürme des Frühlings, brechet herein!

Brüder, verbunden durch Einen Gedanken,
Stehn wir als Erben des Vätergeschlechts,
Stehen im Sturme wir, ohne zu wanken,
Fest auf dem Fels des beschworenen Rechts.
Mögen auch heut' wir im Kampfe erliegen,
Hüllt auch noch einmal der Winter uns ein —
Tagt doch ein Morgen, an welchem wir siegen! —
Stürme des Frühlings, brechet herein!

Grünschimmerndes Eiland.

Grünschimmerndes Eiland, von schäumenden Wogen
In ewigem Wechsel umrauscht und umzogen,
Grünschimmerndes Eiland am nordischen Strand!
Wo aus stürmender Brandung die Dünen sich heben
Und das flüchtige Segel die Möven umschweben,
Dort war's, wo die Wiege des Knaben einst stand.

Grünschimmerndes Eiland, voll heimlicher Schöne!
Dein Zauber umstrickte den treusten der Söhne
Und hat seine Jugend so golden umsäumt.
O Wonne, dem Spiele der Wellen zu lauschen,
Dem Windeswehn und der Wälder Rauschen,
Wenn das Herz noch die Wunder der Zukunft erträumt!

Grünschimmerndes Eiland — da ging es an's Scheiden!
Nun galt's zu durchfurchen die Wogen der Leiden,
Nun hieß es, dem eigenen Arme vertraun.
Ueber Strudel, durch Stürme bin ich geschwommen,
Und ein Ufer nun hab' ich, ein neues, erklommen —
Doch werd' ich das alte je wieder erschaun?

Grünschimmerndes Eiland — kein Steg, keine Brücke
Verbindet das Jetzt mit dem einstigen Glücke,
Und ferner und ferner entschwindest du mir!

Nur das Segel der Sehnsucht durchschifft noch die Räume
Und steuert verschwiegen durch's Meer meiner Träume,
Grünschimmerndes Eiland der Jugend, zu dir!

Erstes Liebesleben. III.

Wir haben nie in Worten
Die Liebe uns gestanden,
Nur uns're Blicke sagten,
Daß sich die Herzen fanden.

Auch Abschied nehmen durften
Wir nicht vor Lauscherohren; —
Nur uns're Blicke sagten,
Daß wir einander verloren.

Von der frohen Zuversicht, daß Deutschlands neuer Frühling bald erscheinen werde, sind auch die Gedichte von **Emil Rittershaus** beseelt, und doch tragen sie einen ganz anderen Charakter, als die von Ernst Scherenberg. Während dieser mit jugendlichem Enthusiasmus allen Andern vorausstürmt und sein glänzendes Panier hoch in die Lüfte schwingt, tritt Rittershaus voll Würde und Ernst, gemessenen Schrittes, wie ein Barde, auf. Vornehmlich erscheint er bei patriotischen Festen, an den Ehrentagen großer Männer, bei feierlichen Enthüllungen von Denkmälern und Einweihungen von nationalen Bauten, wo er dann der allgemeinen Begeisterung die rechte Weihe giebt. Mit tiefer, klangvoller Stimme hebt er an, und in breiten, mächtigen Wogen läßt er den Strom seiner Verse dahinfließen; dabei hält er sich fern von aller Künstelei und Ziererei, immer spricht er nur im natürlichen Brusttone, und darum dringen seine Fest- und Weihegesänge auch stets zum Herzen. Er betont in ihnen hauptsächlich, daß ein Volk, welches sich zu dauernder nationaler Größe emporringen wolle, weit mehr Bedacht auf seine inneren, als seine äußeren Feinde haben müsse, auf die Dunkelmänner, die Finsterlinge, die Rückschrittsprediger. Nur wo das Licht der Wahrheit in alle Kreise dringe, wo Wissenschaft und Kunst mit Umsicht gepflegt werde, da könne man auf eine schöne Zukunft hoffen. Müssen aber auch einmal die äußeren Feinde abgewehrt werden — nun, so ist auch Rittershaus kein Zauderer; seine Kriegslieder sind nicht minder markig und wuchtig, wie seine Festgesänge. Wir theilen unten die Gedichte „Das ganze Herz dem Vaterland“ und „Den deutschen Schützen“ mit, ersteres seines vollen, warmen Tones, letzteres seiner kräftigen, volksthümlichen Sprache wegen. Rittershaus ist aber nicht nur ein Sänger des Vaterlandes, sondern auch ein Verherrlicher des stillen Familienglückes. Nach des Tages Arbeit und Sorge ist ihm nichts erquicklicher, als auszuruhen bei seinen Lieben am eigenen Herde, und so sind denn auch die Lieder, die er diesem widmet, von großer Innigkeit und Herzlichkeit. Wir bringen unten „Eine Hand“ zum Abdruck. Das erste Bändchen „Gedichte“ gab Rittershaus bereits 1856 zu Elberfeld heraus, später ging dieses Heftchen in Breslauer Verlag über und liegt jetzt, zu einem starken Bande erweitert, in sechster Auflage vor; später veröffentlichte er noch „Neue Gedichte“ (Lpzg. 1872, 4. Aufl. 1874). Rittershaus wurde am 3. April 1834 zu

Barmen geboren, wäre gern seiner besonderen Neigung für das Studium der Naturwissenschaften gefolgt, mußte sich aber dem Kaufmannsstande widmen, machte sodann in diesem Berufe große Reisen durch Deutschland, England, Holland, Belgien und die Schweiz und lebt jetzt als Generalagent verschiedener Versicherungsgesellschaften hochgeachtet in seiner Vaterstadt.

Das ganze Herz dem Vaterland.

Nun laßt uns hoch die Becher heben
Und schwören bei dem goldnen Wein:
Dem Vaterland das ganze Leben
Und nicht ein Lebehoch allein!
Dem stolzen Land, dem Land der Eichen,
Dem Land, wo uns're Wiege stand,
Dem Land, so herrlich, ohne Gleichen,
Das ganze Herz dem Vaterland!

Und steht der Feind vor unsern Thoren
Und droht uns fremder Dränger Schaar —
Was wir beim Rebenblut geschworen,
Wir haltens mit dem Herzblut wahr!
Wie den Pokal in diesen Stunden
Hält dann die Hand das Schwert umspannt
Und statt der Worte sprechen Wunden.
Das ganze Herz dem Vaterland!

Dir deutsches Land, du Herz der Welten,
Du hochgepries'nes, heil'ges Land,
Dir soll das Lied der Sänger gelten,
Dir sei ein deutscher Gruß gesandt.
Wir schwören's bei dem Saft der Reben,
Wir schwören's laut mit Herz und Hand:
Dir, deutsches Land, das ganze Leben!
Das ganze Herz dem Vaterland.

Den deutschen Schützen.

Wer ist ein ächter, deutscher Schütz'? Die graue Joppe macht's nicht aus,
Nicht auf dem Hut der Federbusch, nicht vor der Brust der Blumenstrauß,
Auch nicht die Büchse nur allein, nicht nur die Hand, die sicher zielt!
Der ist kein ächter, deutscher Schütz', der nur beim Fest den Schützen spielt!

Dem Manne Heil, dem Schützen Heil, der Waffen trägt und weiß, wozu!
Für ihn den deutschen Händedruck, mit ihm den Trunk auf Du und Du!
Den Rücken jedem zugewandt, der ob dem Spiel den Ernst vergißt!
Dem Schützen nur die Bruderhand, der auch ein rechter Schützer ist!

O Schütze, sei ein Schützer Du für Alles, was da groß und gut!
Trag' eine freie, stolze Stirn, du Schütze, unter'm Schützenhut
O, sei ein starker Schützer Du des Vaterlands an jedem Tag,
Und sei des Rechtes Stütze Du bis zu des Herzens letztem Schlag!

Um Silberbecher gilt das Spiel auf festlich buntem Tummelplatz,
Doch gilt es einst ein höh'res Ziel, ein Schießen um viel bess'ren Schatz!
Ein ernstes Schießen gilt es dann, es wird ein Ringen, wild und heiß.
Der Freiheit Kelch, du deutscher Mann, ist dann der hohe Ehrenpreis!

Der Freiheit Kelch! Wann wird credenzt dem deutschen Volke der Pocal?
O Herr der Welten, wann erglänzt des rechten Morgens Sonnenstrahl?
Wann geht der Kelch von Mund zu Mund, d'raus neues, frisches Leben sproßt?
Wann steh'n vereint im Bruderbund der Nord, der Süd und West und Ost?

O thöricht Fragen! Nimmermehr, so lang ihr duldet fromm und still,
So lang man leis „Ich bitte“ spricht und nicht zu sagen wagt „Ich will!“
So lang verstohlen noch und fern nur feige Jammerthränen thau'n!
Des neuen Tages Morgenstern wird nur ein Volk in Waffen schau'n!

Gewehr zur Hand! O, übe dich im Waffenspiel, du deutsche Schaar.
Was heute still die Sehnsucht träumt, der Geist der Zukunft mach' es wahr!
Heut perlt der Wein im Becher hell, heut' schießt ihr noch am Scheibenstand,
Doch einst — Dies Glas, stoß' an, Gesell'! der Freiheit und dem Vaterland.

Eine Hand.

Und ist dir alles Glück beschieden,
Es ist doch nichts als leerer Tand,
Hast du gefunden nicht hienieden
Der treuen Liebe Segenshand!

Was hilft's, wenn hier im Erdenleben
Dein Herz auch tausend Blüthen bricht,
Wenn Gott dir nicht die Hand gegeben,
Die sie für dich zum Kranze flicht!

Und ist dir hart die Lebensreise —
Der Schmerz wird stumm, der dich bewegt,
Wenn eine weiche Hand sich leise
Auf deiner Stirne Furchen legt.

Und wenn sich blaß die Wangen färben
Bei'm Heimgang zu der ew'gen Ruh',
Dann segnest du die Hand im Sterben,
Die sanft dir drückt die Augen zu.

Einen weicheren Ton schlug **Albert Träger** an, der sich wohl zumeist an Geibel bildete. Er trat hauptsächlich für die Unterdrückten, Mühseligen und Beladenen ein. Von seinen rein lyrischen Gedichten verdienen diejenigen, welche die Mutterliebe feiern, den Preis; sie sind von ganz außerordentlicher Innigkeit und Zartheit und üben noch einen besonderen Reiz durch den melancholischen Duft aus, der über sie gebreitet liegt. Am bekanntesten sind „Mutterherz“ (Ich hörte trauern Euch und klagen 2c.), „Wenn uns're Mutter schlafen geht“, „Dämmerstunde“ und „Mutterloos“. Die „Gedichte“ erschienen zuerst 1858 zu Leipzig und liegen jetzt bereits in siebenter Auflage vor. Träger versuchte sich auch mit Glück in der Novelle („Uebergänge“. Heidelb. 1860; „Tannenreiser.“ Troppau 1863, und schrieb die sehr anmuthige Solo-Scene „Die letzte Puppe“ (Wien 1864). Er wurde am 30. Juni 1830 zu Augsburg geboren, verlebte aber seine Kinder- und Jugendzeit in Naumburg an der Saale, studirte die Rechtswissenschaft, war eine Reihe von Jahren Rechtsanwalt in Cölleda in Thüringen und lebt jetzt als solcher in Nordhausen. In ausgeprägt volksthümlicher Sprache verfaßte Friedrich Konrad **Müller von der Werra** eine Reihe vaterländischer Lieder, die fast sämmtlich componirt und viel gesungen wurden. Auch lieferte Müller die Festgesänge zu verschiedenen deutschen Sängerfesten, so zu dem Nürnberger 1861 und zu dem Dresdener 1865. Gesammelt erschienen seine Poesieen unter dem Titel „Das Buch der Lieder“ (Lpzg. 1866). Müller wurde am 14. Nov. 1823 zu Ummerstadt im Herzogthum Hildburghausen geboren, studirte Medizin, wandte sich aber bald der Poesie und Journalistik zu und lebt jetzt nur literarischen Arbeiten. Seinen Wohnort hat er wiederholt gewechselt; zur Zeit lebt er in Leipzig. Speziell Schleswig-Holstein widmete **Bernhard Endrulat** eine Reihe schwungvoller Gedichte („Gedichte“. Hamb. 1857 und „Geschichten und Gestalten.

Erzählende Dichtungen mit einem lyrischen Anhange". Ebd. 1863). Wohlthuend wirkt in denselben die feste Zuversicht, daß auch dieser so schwer heimgesuchten Nordmark Deutschlands endlich der Tag der Befreiung kommen werde. Der Dichter wurde am 24. August 1824 zu Berlin geboren, machte 1849 den Feldzug in Schleswig-Holstein mit, hielt sich längere Zeit theils als Lehrer, theils als Beamter, theils als Journalist in den Herzogthümern auf und lebt jetzt als Archivbeamter in Düsseldorf. Feinsinnig und geistvoll behandelt **Otto Banck** die Fragen der Zeit, doch nimmt er immer nur einen allgemeinen Standpunkt ein. Seine Liebeslieder sind anmuthig und formschön. Er veröffentlichte „Gedichte" (Lpzg. 1858) und „Worte für Welt und Haus" (Ebd. 1863). Als Kritiker und Aesthetiker machte er sich einen Namen durch seine „Kritischen Wanderungen in drei Kunstgebieten" (2 Bde., Ebd. 1865—66) und sein „Literarisches Bilderbuch" (3 Bde., Ebd. 1866). Banck wurde am 17. März 1824 zu Magdeburg geboren, studirte Philosophie und lebt jetzt als Feuilleton-Redacteur des „Dresdener Journals" in Dresden. Das schöne Talent **Carl Siebel's** kam leider nicht zur vollen Entfaltung, da ungünstige Lebensverhältnisse mannigfacher Art eine freie geistige Bewegung hinderten und der Tod den Dichter früh aus dem Leben riß. Was wir von Siebel besitzen, zeugt von einem sicheren, genialen Blicke für das Wesentliche, Charakteristische und von bedeutender Fähigkeit, die empfangenen Eindrücke künstlerisch zum Gedicht zu gestalten. Am vollendetsten sind seine Bilder aus dem Leben, in denen er oft mit wenigen gewandt hingeworfenen Strichen, wie in „Mädchen und Mutter", „Holzhacker" ꝛc. eine große Wirkung erzielt. In seinen ausgeführteren Scenen und Porträts überrascht er durch leidenschaftliche Gluth, reiche Farbenpracht und schwungvolle Sprache, so z. B. in den Gedichten „Die Jüdin", „Der wahnsinnige Priester" ꝛc. Seine Wein- und Wanderlieder fließen überaus gefällig dahin und erinnern mit ihrer Knappheit, Frische und Natürlichkeit an das Volkslied. Bisher waren die Gedichte Siebel's in verschiedene Bändchen verstreut und mußten schon als halb verschollen gelten, neuerdings hat aber Emil Rittershaus mit Geschmack und Tact eine Auswahl von ihnen zusammengestellt und unter dem Titel „Carl Siebel's Dichtungen" 1877 zu Berlin herausgegeben. Der Dichter wurde am 13. Januar 1836 zu Barmen geboren, mußte nach dem Willen seines Vaters Kaufmann werden, unternahm sodann als solcher größere Reisen, wurde aber bereits Anfangs der sechziger Jahre von einem Brustleiden befallen, dem er am 9. Mai 1868 in seiner Vaterstadt erlag. Warm empfunden sind auch die „Gedichte" (Lpzg. 1857, 2. Bd. Elberf. 1869), „Geschichten und Sagen" (Elberf. 1866) ꝛc. von Karl Stelter (geb. 1823), sowie die Dichtungen von Eugen Labes (geb. 1834), „Tannengrün und Edelweiß" (Leipzig 1862), „Lieder aus der Heimath und Fremde" (Ebd. 1866) ꝛc.

Mit dem allmählichen Verstummen der Lyriker traten, wie bereits kurz bemerkt wurde, die Romanschriftsteller in den Vordergrund, die nun in umfangreichen Charakter- und Sittenbildern die nationalen Fragen weit eingehender behandelten, als es die patriotischen Sänger im kurzen Liede hatten thun können. Galt es

doch jetzt, da die hoffnungsfreudige Begeisterung wieder rasch dahinschwand und die Situation immer ernster wurde, in erster Linie die Lage, in der man sich befand, einmal klar darzulegen. Diese Nothwendigkeit erkannte am schärfsten **Friedrich Spielhagen**, und indem er sodann die socialen Verhältnisse studirte, aus denen heraus sich ein deutsches Reich gestalten sollte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß erst eine allgemeine große Wandelung im ganzen Volke sich vollziehen müsse, ehe es geschickt genug sein werde, sich zu einem einzigen großen Staate zusammenzuschließen. Diese Wandelung müsse darin bestehen, daß auch der Begabtere und der durch Rang und Stand Bevorzugte schlecht und recht wie jeder Andere mit in Reih' und Glied trete und mit Ernst und Fleiß an der gemeinsamen Culturarbeit Theil nehme. Nur die Gesammtheit könne heutzutage zu großen Resultaten gelangen, nicht mehr, wie ehedem, der Einzelne. Dabei kam er zu dem Schluß, daß die Resignation als die Grundlage jedes dauernd beglückenden Verhältnisses bezeichnet werden müsse, daß nur der wahrhaft glücklich sei, der ohne Verstimmung, ohne Weltschmerz sich und Andere daran zu erinnern wisse, daß jede Wirklichkeit gegen das Mögliche, jedes Concrete gegen das Ideale zurückstehe und daß wir den Unbequemlichkeiten und selbst den Härten dieser nieaufgehenden Bruchrechnung uns entschlossen zu fügen haben, wenn wir dem realen Leben abgewinnen wollen, was es zu geben vermöge. Noch im Laufe des Jahrzehntes hat sich sodann auch die Wandelung in der Hauptsache vollzogen und auch an der Resignation hat es nicht gefehlt: Durch seine Verfassungskämpfe wandelte sich Preußen, dieser Hauptstaat Deutschlands, aus einem absoluten, der er in den fünfziger Jahren trotz Verfassung noch immer gewesen war, in einen wirklichen constitutionell-parlamentarischen um und der König, obgleich nichts weniger als ein Freund der constitutionellen Doctrinen, fand sich darein. Der erste große Schritt, den Spielhagen nun auf Grund seiner gewonnenen Erkenntniß that, bestand darin, daß er mit den hergebrachten Anschauungen brach. Dieser Bruch vollzog sich in dem Romane „Problematische Naturen" (4 Bde., Berl. 1861) und dessen Fortsetzung „Durch Nacht zum Licht" (4 Bde., Ebd. 1862). Er verurtheilt hier die Ansicht des jungen Deutschland, daß ein einzelner Held zum Retter der Gesellschaft werden könne. Seine Hauptfigur Oswald Stein ist ein solcher genialer chevaleresker junger Titan, wie ihn die Gutzkow und Laube liebten, der Alles kann, dem die Herzen aller Weiber zufliegen, der allen Männern imponirt. Aber der Verfasser identificirt sich nicht mit ihm, sondern er stellt sich ihm gegenüber und zeigt, daß solche Vertreter der „schönen souveränen Persönlichkeit", da sie sich niemals unterordnen wollen, es auch niemals zu einem ersprießlichen Wirken im öffentlichen Leben bringen und in Folge dessen immer nur „problematische Naturen" bleiben, die, nach Goethe's Ausspruche, „keinem Verhältnisse genügen, kein Verhältniß genügend finden, und so das Leben ohne Genuß und ohne Nutzen verzehren." Sie gehen unrettbar zu Grunde, denn sie machen sich der größten Sünde schuldig, die ein Mann unseres Jahrhunderts begehen kann, sie verzetteln ihre Talente, während es ihre heilige Pflicht wäre, Alles daran zu setzen, damit „die auf sittliche Freiheit gestellte Culturaufgabe der Zeit sich vollende." Die Handlung des Romans ent-

wickelt sich nicht immer gleichmäßig, ermangelt auch einer reichen Gliederung, dagegen ist die Charakteristik überaus geistreich. Baron Oldenburg, Melitta von Berkow, Professor Berger rc. sind bis in's Einzelne hinein mit einer Bravour und Eleganz gezeichnet, die im höchsten Grade fesselt. Nicht minder anziehend sind die Naturschilderungen. Da der Roman sich zum großen Theil auf der Insel Rügen abspielt, so hat der Dichter eine ganze Reihe von Strand- und Seebildern eingeflochten, die mit ihrem stimmungsvollen Colorit dem Werke noch einen ganz besonderen Reiz verleihen. Mit diesem ersten großen Werke hatte sich Spielhagen gleichsam das Terrain gesäubert und den Standpunkt angegeben, von dem aus jetzt vorwärts gegangen werden müsse; in seinem zweiten, „Die von Hohenstein“ (4 Bde., Berl. 1864), wandte er sich nun gegen Diejenigen, welche man als die Hauptgegner der großen Parole „Gemeinsame Arbeit“ zu betrachten habe, weil sie von Alters her gewohnt seien, eine Ausnahmestellung einzunehmen und ohne Arbeit nur mühelos zu genießen: gegen den Adel. Allein er ging dabei in seinem Eifer weit über die richtige Grenze hinaus, die Aristokraten, welche er uns vorführt, sind entweder Narren oder Verbrecher; daß der deutsche Adel der Gegenwart auch eine große Anzahl hochgebildeter, einsichtsvoller Männer aufzuweisen hat, die die Forderungen des Jahrhunderts, die Aufgaben der Zeit wohl verstehen, davon läßt der Roman nichts ahnen. Weit maßvoller verfuhr Spielhagen in den beiden nächsten Werken „In Reih' und Glied“ (5 Bde., Berl. 1866) und „Hammer und Amboß“ (5 Bde., Schwerin 1869); im ersteren verurtheilt er das Gebahren Derjenigen, die sich für zu gut und zu klug halten, um mit der großen Menge in Reih' und Glied zu marschiren, aus der Linie heraus treten, eigenmächtig commandiren und dadurch die größte Verwirrung hervorrufen, und im letzteren stimmt er ein hohes Lied auf die Arbeit selbst an und zeigt, daß ernste Thätigkeit auf allen Gebieten das einzige Mittel zur Veredelung des Menschen und in Folge dessen auch zur Veredelung des gesammten Volkes sei. In dem Romane „In Reih' und Glied“ ist der Held Leo ein reich begabter, genialer Mann, der, von Ehrgeiz getrieben, die Welt nach seinen Theorieen reformiren und sich selbst dabei zum Retter der Gesellschaft machen will. „Die Welt nach dem Ergebniß des eigenen Denkens gestalten,“ sagt er, „das heißt leben. So wird das Leben zur Wissenschaft. Auch diese kann irren: aber immer erlöst sie von dem Elende der sogenannten moralischen Weltanschauung, die mit Gefühlen, mit incommensurabeln Größen rechnet und die freie Bewegung des Denkens und des Handelns durch Rücksichtnahme auf die Personen paralysirt. Der Idee gegenüber haben die Personen gar keine Rechte; der Denker wird ihr jeden Dritten ebenso bereitwillig opfern, wie sich selbst.“ Da er ein glänzender Redner ist, so gelingt es ihm sehr bald, die unteren Klassen für sich einzunehmen, auch weiß er den leicht erregbaren König zu gewinnen, der bedeutende Mittel zur Gründung großer Fabriken hergiebt, und somit wäre der erste Schritt zu den großen socialen Umwälzungen für die neue Weltverbesserung gethan. Schon sieht er im Geiste, wie sich ihm „Die Raubritter des Capitals“ mit sammt ihren Hochburgen ergeben müssen, wie das ganze Volk ihm huldigt als einem Heilande. Er sieht es aber

Friedrich Spielhagen.

nur im Geiste; in Wahrheit gehen die Fabriken, da sie der festen Basis entbehren, weil ihr Hauptzweck zum Nebenzweck geworden ist, kläglich zu Grunde, der König wendet sich von ihm ab und ist froh, „das bürgerliche Pack" so schnell und so bequem wieder los geworden zu sein, und er selbst, der noch vor Kurzem so siegesgewisse Agitator, wird in einem Liebeshandel jämmerlich erschossen. Die Schlußscene ist ein trüb beleuchtetes weites Trümmerfeld. Die reiche Handlung des Romans baut sich nach allen Seiten hin vollständig harmonisch auf, mit großer Umsicht werden sämmtliche Klassen der Gesellschaft durch charakteristische Vertreter zu Worte gebracht, jede Person bleibt in allen Situationen ein wahrer und echter Mensch, und so schließt sich Alles zu einem großartigen Kunstwerke zusammen, dem aber leider zuletzt die richtige Krönung fehlt. Daß der Held (zu dem offenbar Ferdinand Lassalle gesessen hat) durch die Kugel eines obscuren Nebenbuhlers um's Leben kommt, entspricht nicht dem Hauptgedanken des Werkes; er mußte durch Diejenigen zu Grunde gehen, aus deren Reihen er unbefugt herausgetreten war. In dem Romane „Hammer und Amboß" bietet der Dichter den Lebenslauf eines Mannes, der erst, nachdem er vielfach vom Schicksal umhergeworfen und als Mitglied einer Schmugglerbande festgenommen worden, im Zuchthause durch einen humanen Zuchthausdirector die Arbeit kennen und dann auch lieben lernt, worauf ihm, nachdem er wieder die Freiheit erlangt hat, natürlich auch der Segen der Arbeit nicht fehlt. Welcher Art die echte und rechte Arbeit sein muß, soll sie edle Früchte bringen, läßt der Verfasser den Director von Zehren darlegen. Das Haupterforderniß einer gedeihlichen Arbeit, entwickelt dieser, ist die Gemeinsamkeit; nur wenn alle Klassen der Gesellschaft sich an der Arbeit betheiligen, kann sich eine Nation zu Wohlstand und Freiheit erheben. Leider sind wir von dieser Gemeinsamkeit noch weit entfernt, denn wohin wir blicken — überall stoßen wir noch auf Ueberreste des grundbarbarischen Verhältnisses zwischen Herr und Sklave, zwischen der dominirenden und unterdrückten Kaste; überall sind wir vor die bange Wahl gestellt, ob wir Hammer sein wollen oder Amboß. „Was man uns lehrt, was wir erfahren, was wir um uns her sehen, alles scheint zu beweisen, daß es kein Drittes giebt. Und doch ist eine tiefere Verkennung des wahren Verhältnisses nicht denkbar, und doch giebt es nicht nur ein Drittes, sondern es giebt dieses Dritte einzig und allein, oder vielmehr dieses scheinbar Dritte ist das wirklich Einzige, das Urverhältniß sowohl in der Natur, als im Menschendasein, das ja auch nur ein Stück Natur ist. Nicht Hammer oder Ambos, Hammer und Amboß muß es heißen, denn jedwedes Ding und jedweder Mensch in jedem Augenblick ist beides zu gleicher Zeit. Mit derselben Kraft, mit welcher der Hammer den Amboß schlägt, schlägt der Amboß wieder den Hammer; unter demselben Winkel, unter welchem der Ball die Wand trifft, schleudert die Wand den Ball zurück; genau so viel Stoffe, als die Pflanze aus den Elementen zieht, muß sie den Elementen wiedergeben — und so in ewigem Gleichmaß durch alle Natur in allen Zeiten und Räumen. Welcher natürliche Mensch möchte nicht lieber Hammer als Amboß sein, so lange er glaubt, die freie Wahl zwischen beiden zu haben? Aber welcher vernünftige Mensch wird nicht gern darauf verzichten,

nur Hammer sein zu wollen, nachdem er erkannt hat, daß ihm das Amboß-Sein nicht erspart wird und erspart werden kann, daß jeder Streich, den er giebt, auch seine Backe trifft, daß, wie der Herr den Sklaven, so der Sklave den Herrn corrumpirt, und daß in politischen Dingen zugleich der Vormund mit dem Bevormundeten verdummt." Der Roman ist überaus farbenreich, enthält eine große Anzahl packender Scenen und wird von einem frischen, erquickenden Luftzuge durchweht, der um so wohlthuender wirkt, da die schwüle Atmosphäre des Romans „In Reih' und Glied" eine gewisse Beklemmung hinterläßt. Kurze Zeit nach der Vollendung des Roman's „Hammer und Amboß" traten die gewaltigen Ereignisse von 1870 ein, und nach dem Frieden und der Aufrichtung des neuen deutschen Reiches entwickelte sich auf allen Gebieten des Handels und der Industrie eine fieberhafte Thätigkeit. Der gewöhnliche Lauf der Dinge war auf die unerwartetste Weise unterbrochen worden, allerwärts waren Stauungen entstanden — jetzt stürzten die zurückgehaltenen Fluthen um so mächtiger daher und außerdem erweckten die fünf Milliarden, welche von Frankreich gezahlt worden waren, bei der großen Menge das Gefühl, als könne es jetzt bei diesen Goldbergen in Deutschland an Nichts mehr fehlen. Eine große Speculationslust erwachte, die alle Gesellschaftsklassen ergriff, ein leidenschaftliches Jagen nach Geld und Gut entstand, bei dem die Redlichkeit bald nur noch wenig in Frage kam, bis eine große allgemeine Katastrophe hereinbrach, die eindringlich zeigte, auf welche Irrwege man gerathen war. Das bunte, bewegte Bild, welches diese ungezügelte Gier nach Glücksgütern mit sammt der Krisis bot, lieferte Spielhagen den Vorwurf zu seinem nächsten Romane „Sturmfluth" (3 Bde., Lpzg. 1877). Sehr glücklich stellte er dabei die Sturmfluth in Handel und Verkehr in Parallele mit der gewaltigen Sturmfluth, welche im November 1872 die Küsten der Ostsee heimsuchte, und erzielte dadurch eine ganz außerordentliche Wirkung. Die Handlung des Romans ist reich und geschickt componirt, doch fehlt es an einem Haupthelden; der Capitän und spätere Lootsen-Commandeur Reinhold Schmidt tritt oft viel zu weit zurück, um dafür gelten zu können. Allem Anscheine nach ist es aber auch dem Dichter gar nicht in erster Linie darum zu thun gewesen, sein Thema streng nach den Regeln der Poetik abzuhandeln, er wollte vielmehr hauptsächlich ein breites, großes Culturbild geben, und als ein solches muß denn auch der Roman betrachtet werden. Er ist ein meisterhaft entworfenes Zeitgemälde, in welchem das furchtbare, mit seiner ganzen elementaren Wucht hereinbrechende Naturereigniß in wahrhaft grandioser Weise contrastirt gegen die Sturmfluth, die vernichtend sich über die Welt des Handels und der Industrie stürzt und Reichthum und Glück dahinschwemmt wie ödes Geröll. Dort das majestätische, dunkelblaue, unheimlich grollende Meer, die gelbe Düne mit dem „Wissower Haken", die frische Seeluft, die wettergebräunten Seeleute und Fischer, hier die geräuschvolle Großstadt, die glänzenden Salons und Festsäle, das Parfüm der Habanna und des Patchouli und die von steter fieberhafter Hast durchzitterten Gründer und Speculanten, und dabei dennoch eine einheitliche Stimmung im ganzen großen Bilde. Den Höhepunkt erreicht der Roman in dem Ballfeste, welches der Bauunternehmer und

Gründer Philipp Schmidt dem großen Schwarm seiner Freunde und Bekannten giebt. Schon kündigt sich der Sturm durch allerlei Vorboten an; Lasker hat am Morgen in der Kammer seine berühmte Rede gegen den Gründerschwindel gehalten und man kann den Wind bereits pfeifen hören, wenn man scharfe Ohren hat, selbst in dem Ballsaale von Philipp Schmidt. Aber bei dem Lärm des Festes überhören die Meisten die schrillen Töne da draußen, giebt es doch auch weit Besseres und Vergnüglicheres zu thun, als düster in die Zukunft zu blicken. Und es ist auch wahrhaft berauschend, dieses prächtige, üppige Fest; Jeder ist entzückt und in der rosigsten Laune, und bald entsteht ein Wogen, Toastiren, Applaudiren, Schwatzen, Lachen und Lustigsein, wie man es in dieser heiter-ungezwungenen Weise noch niemals mitgemacht hat. Der Wirth, der stattliche, breitschultrige Herr mit der massiven Stirn und dem vollen Kinn geht mit dem halbgefüllten Glase von Tisch zu Tisch, überall jovial die Hände drückend, scherzend, anstoßend. Alles ist echt an ihm, die kostbare Uhrkette, die Brillantknöpfe — nur nicht seine Redlichkeit, die wiederholt gefeiert wird. Noch am selben Abend platzt die schöne glänzende Schale, die den faulen Kern verbirgt. Es ist erstaunlich, mit welcher Virtuosität der Dichter diesen Festtrubel zu schildern, wie er uns in dieses bunte Durcheinander einzuführen weiß — und wie er von vornherein das seltsam bange Gefühl in uns zu erwecken versteht, daß trotz seiner echten Marmorsäulen über kurz oder lang dieser prächtige Plafond einstürzen, trotz seines soliden eichenen Parquets dieser Boden zusammenbrechen werde. Es sind oft nur ganz flüchtig angeschlagene Töne, die er zu diesem Behufe zwischen seine laut brausenden Accorde wirft, doch als genialer Künstler weiß er sehr wohl, wie sicher er damit wirkt. „Aber unser liebenswürdiger Wirth," sagt Frau von Kniebreche beim Eintritt in den Saal zu ihrem Begleiter, „— zeigen Sie mir den Menschen doch mal!" und sofort ist der Standpunkt präcisirt, den der Festgeber bei der Aristokratie einnimmt, mögen sich auch noch so viele Vertreter derselben zu dem Balle eingefunden haben und an dem reichbesetzten Büffet erlaben. Unmittelbar nach der Katastrophe bei Philipp Schmidt braust dann auch an der Küste das gewaltige, furchtbare Finale daher. Nach den nervösen Aufregungen in der Residenz wirkt die großartige, urmächtige Tragik dieses Naturereignisses wie ein zwar entsetzlich durchschütterndes, aber kühlendes und reinigendes gigantisches Sturzbad. Aller Staub, aller Schmutz, aller Schlamm wird von dieser brausenden, schäumenden Fluth hinweggefegt und gewaschen, und als die Sonne endlich wieder durch die bleigrauen Wolken blickt, bescheint sie eine neue Welt. Die Schilderung dieses Wüthens des entfesselten Elements ist eine Meisterleistung, der nur noch wenig Aehnliches aus der deutschen Romanliteratur an die Seite gestellt werden kann. In seinem neuesten Romane „Platt Land" (3 Bde., Lpzg. 1879) bewegt sich der Verfasser in den ländlichen Kreisen Neuvorpommerns und legt hauptsächlich dar, wie dort in den vierziger Jahren durch nachlässige und liederliche Bewirthschaftung, leichtfertiges Wohlleben und Verschwendung die großen Güter in Verfall geriethen, was eine allgemeine Zerrüttung der landwirthschaftlichen Verhältnisse zur Folge hatte. Die Handlung entwickelt sich außerordentlich

lebhaft, doch ist das Thema ein zu eng begrenztes, um über die Fachkreise hinaus ein tieferes Interesse zu erregen. Von den Personen sind besonders Gerhard von Bacha und Moritz Zempin als sehr plastisch ausgearbeitete Figuren zu nennen; verschiedene Frauen zeigen sich schließlich leider nicht der Sympathieen würdig, die wir anfangs glaubten für sie empfinden zu dürfen. Daß Spielhagen auch einen Roman „Allzeit voran!" (3 Bde., Berl. 1871) verfaßte, erwähnen wir nur der Vollständigkeit unserer bibliographischen Angaben wegen; für die Würdigung des Dichters kommt das Werk nicht weiter in Betracht. Neben den Romanen hat Spielhagen auch eine Anzahl Novellen verfaßt; wir heben von denselben „Auf der Düne" (Lpzg. 1858), „Röschen vom Hofe" (Berl. 1864), „Was die Schwalbe sang" (2 Bde., Lpzg. 1873) und „Quisisana" (Lpzg. 1880) hervor. Der Preis muß der letzteren zuerkannt werden, die die wehmüthige Herzensgeschichte eines feingebildeten älteren Mannes erzählt. Sie ist im Grunde nur eine Variation auf das alte Thema „Und immer ist der Mann ein junger Mann, der einem jungen Weibe wohlgefällt," aber ein Meister hat sie componirt und trägt sie meisterhaft vor. Mit großer Kunst werden gleich beim Beginn der Novelle die richtigen Saiten leise angeschlagen und die weichen Töne klingen nun durch alle heiteren und alle ernsten Scenen wie die lieblich-feierliche Musik einer Aeolsharfe. Oft sind sie kaum noch vernehmbar, dann hört man sie wieder deutlicher, sie werden voller und voller, tiefere treten hinzu, es bildet sich eine getragene Melodie; wir lauschen mit bang klopfendem Herzen — und wir vernehmen ein Requiem. Wiederholt versuchte sich Spielhagen auch im Drama; die bis jetzt auf die Bühne gebrachten Stücke „Hans und Grete" (1876), „Liebe für Liebe" (1875) und „Der lustige Rath" (1877) erzielten jedoch nur geringe Erfolge. Offenbar ist das Gebiet des großen socialen Romans das Hauptfeld für sein Talent. Hier, wo er sich ganz unbeschränkt bewegen kann, entfaltet er auch seine ganze Kraft. Kein anderer Dichter weiß das Drängen und Wogen der Massen, das Ringen und Wagen der Parteien der Gegenwart mit einem solchen Geschick, mit einer solchen Anschaulichkeit zu schildern, wie er; kein anderer weiß mit so glänzender Beredtsamkeit für die ernste Culturarbeit des Jahrhunderts einzutreten, wie Spielhagen. Dabei geht er denn freilich in seinem Zorn gegen die Hemmer des Fortschritts, gegen die Verächter der Arbeit, der Bildung und der Sittlichkeit bisweilen über die Grenze des Schönen hinaus; auch malt er nicht selten, besonders in dem Panorama der Conflictszeit, in dem Romane „In Reih' und Glied," hier mit all' zu dunkeln, dort mit all' zu grellen Farben; bei seinem Wunsche, uns die zuckenden Nerven der Gegenwart mit aller Deutlichkeit zu zeigen, reißt er die Wunden in ihrer ganzen erschreckenden Weite auf: aber dabei bleibt er doch immer wahr, dabei verliert er über dem Einzelnen, dem Speciellen doch nie das Allgemeine aus dem Auge, und dabei ist er noch immer vollauf Dichter genug, um seinem Zeitbilde auch die nöthige poetische Verklärung geben zu können. — Das äußere Leben Spielhagens bietet nur sehr wenige Momente von allgemeinem Interesse; der Dichter wurde am 24. Februar 1829 zu Magdeburg geboren, verlebte aber den größten Theil seiner Kindheit und Jugend in Stralsund, wohin sein Vater 1835 als

Regierungs- und Baurath versetzt wurde. Schon früh hatte er in Folge dessen Gelegenheit, das Meer und das Leben am Strande zu beobachten, das er dann später wiederholt so meisterhaft zu schildern wußte. Im Jahre 1847 bezog er die Universität Berlin, später Bonn und Greifswald, um anfangs medicinischen, dann juristischen und zuletzt philologischen und philosophischen Studien obzuliegen. An dem lärmhaften Studentenleben nahm er nur sehr selten Theil. „Wer damals mit dem blassen, langhaarigen, stillen und schroffen Jüngling verkehrte," schreibt Adolf Strodtmann in seinem Essai über den Dichter („Dichterprofile", Stuttg. 1879, Bd. 1, S. 197), „der mit dem menschenscheuen Wesen und den wunderlich scharfen, unjugendlichen Zügen seinen lustigen Commilitonen für einen altklugen Sonderling galt, der immer Sentenzen von Goethe und Shakespeare, Homer oder Sophokles auf der Lippe trug, deren Werke er mit vollendet schönem Ausdruck und mit einem herrlichen Organ recitirte, unzufrieden mit seinem Loose, unentschieden über die Wahl seines Berufes, nüchtern und schüchtern den studentischen Lustbarkeiten ausweichend, selten sich unaufgefordert an den Scherzen und Gesprächen seiner Kameraden betheiligend, nur daß er hin und wieder eine sarkastische Bemerkung dazwischen warf — wer ihn damals, wie der Verfasser dieser Skizze, inmitten der fröhlichen Universitätsjugend sah, hätte schwerlich geglaubt, daß sich aus der grauen Puppe dieser mit sich und der Welt zerfallenen „problematischen Natur" zehn Jahre später der bunte Falter der Dichtung so herrlich emporschwingen würde." Die Universitätsstudien führten denn auch zu keinem bestimmten Resultate, Spielhagen konnte sich zu keinem Berufe entschließen, wurde erst Hauslehrer in Pommern, dann Offizier, dann Privatdocent und Lehrer an der Handelsschule in Leipzig, bis er sich schließlich literarischen Arbeiten zuwandte. Aber auch diese Beschäftigung sollte seine Mißstimmung vorerst nicht heben, die Novellen „Clara Vere" (Hannov. 1857) und „Auf der Düne" hatten nur einen geringen Erfolg, so daß der junge Schriftsteller, um sich zunächst zu erhalten, das Uebersetzerhandwerk ergreifen mußte. Er verdeutschte eine Sammlung „Amerikanischer Gedichte", Curtis' „Nilskizzen eines Howadji", Emerson's „Englische Charakterzüge", Roscoe's „Lorenzo von Medici", die Michelet'schen Bücher „Die Liebe", „Die Frau" und „Das Meer", nahm sodann 1860 die Stelle eines Feuilleton-Redacteurs an der „Zeitung für Norddeutschland" in Hannover an und schrieb nun hier in den Freistunden, die ihm sein Amt ließ, den Roman „Problematische Naturen". Der Erfolg dieses Werkes war sofort ein so allgemeiner, daß der Dichter 1862 seine Redacteurstelle wieder niederlegen und nach Berlin übersiedeln konnte, wo er, einzig und allein sich seinen literarischen Arbeiten widmend, noch jetzt lebt. Spielhagen's „Gesammelte Werke" erschienen zuerst in 21 Bänden 1866—1867 zu Berlin und liegen jetzt in dritter Auflage unter dem Titel „Sämmtliche Werke" in 14 Bänden (Lpzg. 1877—78) vor.

Die Gedanken, Wünsche und Stimmungen der Zeit durchfluthen auch die Romane von Gustav vom See, Max Ring, Karl Frenzel, August Becker und Hans Wachenhusen, doch gehen hier die Wogen nicht so hoch, wie in den Spielhagen'schen Romanen. Oft ist es auch nur ein anmuthiges Wellengekräusel, das wir zu

sehen bekommen. **Gustav vom See** (Pseudonym für Gustav von Struensee) war bereits gegen 40 Jahre alt, als er seine ersten Novellen und Romane schrieb, es spricht daher schon aus diesen Erstlingen der gereifte, klar und ruhig denkende Mann; in seinen späteren Romanen tritt die Sicherheit, mit der der Autor sein Thema behandelt, die Bestimmtheit, mit der er sein Urtheil formulirt, seine Ansichten über alle Fragen ausspricht, noch mehr hervor und wir haben wiederholt Gelegenheit, nicht nur seine tiefe Kenntniß aller gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern auch seine feine, umfassende Bildung zu bewundern. Seine Vorwürfe nimmt er zum Theil aus der Geschichte, zum Theil aus dem Leben der Gegenwart; die Fäden der Handlung weiß er oft sehr geschickt zu verschlingen und zu verknoten, und auch eben so geschickt wieder zu entwirren. Wo es geht, vermeidet er die grellen Farben, doch liebt er es bisweilen, mit dicken Strichen zu zeichnen. In den Detailschilderungen ist er immer bis auf's Tüpfelchen correct; alle Verhältnisse, die er schildert, kennt er ganz genau. Mit ungemeinem Geschick weiß er Rechtsfragen und Criminalfälle zu behandeln. Seine Charaktere sind stets lebenswahr und fast sämmtlich anziehend. Mit dem Romane „Die Egoisten" (4 Bde., Leipzig 1853) zog der Dichter zuerst die Aufmerksamkeit auf sich, doch erst mit „Herz und Welt" (3 Bde., Bresl. 1862), „Wogen des Lebens" (3 Bde., Ebd. 1863) „Geheimnisse des Glücks" (4 Bde., Berl. 1867), „Heimathlos" (4 Bde., Bresl. 1867), „Arnstein" (3 Bde., Ebd. 1868) „Valerie" (4 Bde., Ebd. 1869), „Fränzchen Sebastiani" (Hamb. 1872), „Blätter im Winde" (4 Bde., Ebd. 1873) *rc.* gewann er sich ein größeres Publicum. Seine „Gesammelten Schriften" erschienen in 18 Bänden zu Breslau 1867—68. Der Autor wurde am 13. December 1803 zu Greifenberg in Pommern geboren, studirte die Rechte, war von 1831 ab erst Regierungs-Assessor, dann Regierungsrath in Koblenz, wurde 1848 zum Oberregierungsrath in Breslau ernannt und war als solcher bis 1866 thätig, in welchem Jahre er sich pensioniren ließ. Er starb zu Breslau am 29. Sept. 1875. Phantasievoller als Gustav vom See ist **Max Ring**, der besonders die Conflicte zwischen Reich und Arm, Adel und Bürgerthum, starrer Orthodoxie und freier Weltanschauung behandelt. Er bewegt sich dabei freilich nicht selten auf sehr ausgetretenen Wegen, doch erzählt er immer frisch und lebendig. Die Handlung seiner Romane leidet bisweilen an Unwahrscheinlichkeiten, aber sie stockt nie; seine Charaktere sind immer klar und gewinnen unser Interesse. Einen großen Reiz weiß er oft seinen Naturschilderungen zu geben; auch sind seine Ortsschilderungen meist von großer Anschaulichkeit; doch wird er hier auch wohl zu breit und weitschweifig. Ring ist außerordentlich fruchtbar gewesen, er hat bereits über hundert Bände geschrieben und producirt noch immer. Als sein gelungenstes und am sorgfältigsten ausgeführtes Werk ist der Roman „Ein verlorenes Geschlecht" (6 Bde., Berl. 1867) zu bezeichnen, in welchem das Leben und Treiben in den schlesischen Kohlengrubenbezirken mit großer Wahrheit und in den lebendigsten Farben geschildert wird. Einzelne Charaktere, wie die adelsstolze Mutter des Fürsten Valerian, der brutale Zinkkönig Godowsky u. A., sind offenbar direct nach der Natur gezeichnet. Von

den übrigen Schriften Ring's heben wir die „Neuen Stadtgeschichten" (2 Bde., Berl. 1865), „Für stund Musiker" (3 Bde., Berl. 1869), „Unfehlbar" (4 Bde., Jena 1874), und „Das Haus Hillel" (3 Bde., Berl. 1879) hervor. Ring wurde am 22. Juli 1817 zu Zaudiß bei Ratibor in Schlesien geboren, studirte Medicin, war längere Zeit praktischer Arzt in Pleß und Gleiwiß und siedelte 1850 nach Berlin über, wo er noch jetzt als Arzt thätig ist. **Karl Frenzel** schildert mit Vorliebe die geistige Atmosphäre des vorigen Jahrhunderts, in der die Gedanken langsam zu keimen begannen, welche sodann im neunzehnten Jahrhunderte nach allen Seiten hin ihre Wurzeln schlugen. Auf's Innigste vertraut mit den geistigen Strömungen dieses Zeitalters, weiß er das Ringen und Streben desselben nach neuen Idealen mit außerordentlicher Klarheit darzulegen. Seine Gesellschaftsbilder sind von überraschender Frische und Anschaulichkeit und seine Hauptpersonen (immer Leute, die auf der Höhe der Bildung stehen und den Zeitgenossen die Wege zeigen) Figuren von greifbarer Plastik und von lebendigstem Colorit. Voltaire ist uns mit seinem sprühenden Witz, seiner beißenden Satire, seinem schallenden Hohngelächter wohl noch nie so nahe gebracht worden, wie in Frenzel's „La Pucelle" (3 Bde., Hannov. 1871). Washington charakterisirt der Dichter in „Freier Boden" (3 Bde., Ebd. 1869), Joseph II. in „Im goldenen Zeitalter" (4 Bde., Ebd. 1870), Napoleon I. in „Lucifer" (5 Bde., Leipzig 1873), Charlotte Corday in dem gleichnamigen Romane (Hannov. 1864) und die lüderliche Zeit der Regentschaft mit sammt ihrem genialen Maler in dem Romane „Watteau" (2 Bde., Ebd. 1864). In seinen beiden neuesten Werken, „Silvia" (4 Bde., Lpzg. 1875) und „Frau Venus" (2 Bde., Stuttg. 1880), bewegt sich Frenzel in der Gegenwart; im ersteren ist die Hauptfigur eine moderne Abenteurerin, die, ursprünglich eine Missionarin im fernen Westen, nacheinander die Geliebte eines reichen Californiers, Demi-monde-Dame in Paris und London und schließlich der Dämon im Hause eines Berliner Millionärs ist. Die Handlung entwickelt sich außerordentlich lebendig, die gesellschaftlichen Verhältnisse Berlins sind mit virtuoser Eleganz geschildert, doch ist der ganze Roman in eine zu düstere Beleuchtung gerückt. In lichtvollere Kreise führt „Frau Venus". Auch hier ist die Hauptfigur wieder ein schönes Weib, aber ein edles, das beglückt. Neben seinen Romanen hat Frenzel auch eine Anzahl geistvoller literarhistorischer Studien („Dichter und Frauen", 3 Bde., Hannov. 1859—66, „Büsten, Bilder und Studien", Ebd. 1864 und „Neue Studien", Berl. 1868) und unter dem Titel „Berliner Dramaturgie" (2 Bde., Hannov. 1877) eine Reihe mit feinem Tacte und sicherem Urtheil geschriebener Recensionen über die hervorragendsten Neuigkeiten, welche von Anfang 1862 bis Ende 1875 im Berliner Schauspielhause zur Darstellung kamen, sowie verschiedene dramaturgische Aufsätze über brennende Zeitfragen des deutschen Theaters, Skizzen von Dichtern und Schauspielern 2c., herausgegeben. Frenzel wurde am 6. Dec. 1827 zu Berlin geboren, studirte Philosophie und Geschichte, war längere Zeit Lehrer an verschiedenen höheren Schulen Berlin's und ist seit 1861 Redacteur des Feuilletons der „Nationalzeitung" in Berlin. **August Becker** machte sich zuerst

durch ein kleines lyrisches Epos „Jung Friedel, der Spielmann" (Stuttg. 1854) bekannt, das großen Beifall fand und auch in den eingelegten Liedern und Balladen viele Schönheiten bietet, aber an großer Breite und schleppender Handlung krankt. Hierauf schwieg der Dichter wieder zehn Jahre hindurch und veröffentlichte sodann eine große Anzahl meist sehr umfangreicher Romane, die fast sämmtlich in München und in der Pfalz spielen. Auch diese Werke leiden an großer Breite und Weitschweifigkeit, zeichnen sich aber durch lebenswahre und saubere Charakteristiken aus. Wir heben besonders hervor „Des Rabbi Vermächtniß" (6 Bde., Berl. 1867), „Verfehmt" (4 Bde., Ebd. 1868) und „Meine Schwester" (4 Bde., Wismar 1876), in welchem das Treiben der Lola Montez in München und die Revolution in Bayern im Jahre 1848 in höchst interessanter Weise geschildert wird. Becker wurde am 27. April 1828 zu Klingenmünster in der Rheinpfalz geboren, studirte unter vielen Entbehrungen in München Philosophie und Geschichte, redigirte viele Jahre die liberale „Isar-Zeitung" und lebt seit 1870, nur schriftstellerisch thätig, in Eisenach. Der Weltfahrer **Hans Wachenhusen** schrieb eine große Menge Reise- und Kriegsberichte, in denen er meist sehr frisch und unterhaltend plaudert. Mit Vorliebe bewegt er sich in Paris, dessen Leben und Treiben, dessen elegante Welt und besonders dessen verführerische Sirenen er in „Eva in Paris" (Berl. 1868), „Pariser Photographieen" (Ebd. 1868) ꝛc. mit vieler Grazie schildert. Von seinen Romanen fanden hauptsächlich „Die bleiche Gräfin" (2 Bde., Berl. 1862), „Die Gräfin von der Nadel" (Berl. 1863), „Des Königs Ballet" (3 Bde. Ebd. 1864), »Rouge et noir« (2 Bde., Ebd. 1864) und „Zigeunerblut" (2 Bde., Ebd. 1865) ein großes Lesepublicum. Wachenhusen wurde am 31. Dec. 1827 zu Trier geboren, unternahm schon früh weite Wanderungen, durchstreifte ganz Europa, Kleinasien und Egypten und lebt jetzt in Wiesbaden.

Eine besondere Stelle nimmt der Humorist **Wilhelm Raabe** ein. Wie Spielhagen, so ist auch Raabe zu der Ueberzeugung gelangt, daß nur in der Resignation die Dauer jedes beglückenden Verhältnisses zu finden ist, aber er entwirft nun nicht jene tief ernsten, finsteren Bilder, er zieht nicht die niederdrückenden Consequenzen, wie der Dichter von „In Reih' und Glied", sondern er blickt mit der heitern Ruhe eines Philosophen auf die bittere Erkenntniß und sucht sich mit derselben abzufinden, so gut es eben geht. Allein das gelingt ihm trotz aller Weisheit nicht immer, und wer ihm scharf in sein lächelndes Antlitz sieht, der kann gar oft gewahren, wie ihm verstohlen eine Thräne über die Wange rieselt. Doch läßt er sich niemals von seiner Wehmuth übermannen; hat er ihr seinen Tribut gezahlt, so bricht sein Humor nur um so goldener und sieghafter wieder hervor. Leider fehlt seinen Romanen und den meisten seiner Novellen — wir möchten sagen die letzte Periode ihrer vollständigen Entwickelung. Sie gleichen schönen Rosen, die sich noch nicht zu ihrer ganzen Pracht erschlossen haben, weil der letzte warme Sonnenstrahl, der dazu nöthig ist, sie noch nicht getroffen hat. Alles ist schon an ihnen vorhanden; die Blüthenblätter prangen bereits in Purpur, aber sie sind noch halb zusammengedrückt, der süße Duft

erfüllt bereits den Kelch, aber nur Diejenigen, welche sich tief zu der Blüthe hinabbeugen, können sich an ihm erquicken. Das trübe, kalte Wetter der sechziger Jahre ist schuld daran, daß die üppigen, vollen Knospen nicht zu ganzer Schöne erblühten — die gedrückte Stimmung der Conflictszeit verhinderte den Dichter, sich vollständig zu entwickeln. Raabe ist ein erstaunlich reich begabter Humorist, aber es fehlt ihm der große Zug, das stolze Gefühl, einem großen und mächtigen Staate anzugehören, von dem z. B. die sämmtlichen Schöpfungen des genialen englischen Humoristen Dickens getragen werden. Er bewegt sich daher fast immer in kleinbürgerlichen Verhältnissen mit engem Horizont; abgelegene, weltvergessene Städtchen, einsame Pfarrhäuser sind ihm die liebsten Schauplätze, alte Gelehrte, die in ihren stillen Studirstuben sitzen, kleine Krämer und Handwerker die willkommensten Helden, und die sorgfältige Ausmalung des Einzelnen ist ihm die liebste Arbeit. Dabei muß es aber geschehen, daß er wiederholt in das Absonderliche verfällt und in eine gewisse Stilmanier hineingeräth, die nur einem kleinen Publicum zusagt. Am kräftigsten tritt sein Talent in dem Romane „Der Hungerpastor" (3 Bde., Berl. 1864) hervor, in welchem er den leiblichen und geistigen Hunger eines armen Knaben schildert, der sich unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen durch das Gymnasium seiner Vaterstadt hindurcharbeitet, dann unter Noth und Sorgen Theologie studirt und zuletzt eine kleine Hungerpfarre in einem armseligen Stranddorfe bekommt, sich aber trotzdem in seinen beschränkten Verhältnissen glücklich fühlt, weil er die große Kunst gelernt hat, sich zu bescheiden. Weniger klar und natürlich entwickeln sich die Romane „Abu Telfan" (3 Bde., Stuttg. 1867) und „Der Schüdderump" (3 Bde., Braunschw. 1870). Ein süßmelancholischer Zauber liegt über dem Erstlingswerke des Dichters, der Erzählung „Die Chronik der Sperlingsgasse" (Berl. 1857), die er unter dem Pseudonym Jacob Corvinus herausgab. Mit kräftigen Strichen und überaus frischem Humor sind die Charaktere sowohl, wie die bunten Volksscenen in der Erzählung „Der heilige Born. Blätter aus dem Bilderbuche des 16. Jahrhunderts" (2 Bde., Prag 1861) gezeichnet. Liebenswürdigste Heiterkeit belebt auch die Novellen „Der Dräumling" (Berl. 1872) und „Horacker" (Berl. 1876), besonders die letztere, in der ein grauköpfiger, aber trotzdem noch immer jugendfrischer Conrector die Hauptrolle spielt. Mit resoluter Hand fängt der Wackere einen „Räuber" Horacker, der die ganze Gegend in Angst und Schrecken versetzte, transportirt ihn in das Dorf, in das er gehört, und hält dann vor den versammelten Dörflern „und dem umliegenden Universo" eine gewaltige Rede — zu Gunsten des armen, halb verhungerten Schlingels. Denn mit seinen klaren Augen hat er längst erkannt, daß die Liebe den Horacker zum „Räuber" machte. Es gelingt ihm auch, die erzürnten Dörfler zu seiner humaneren Weltanschauung zu bekehren und endlich selbst den Cantor Börental für sich zu gewinnen. „Sie haben mir vollkommen aus meiner Seele gesprochen, verehrter Herr Conrector," versichert der Cantor schließlich, „Sie wissen wirklich, was der Mensch ist, und welche große Geduld der Herrgott, sein Schöpfer, mit ihm haben muß. Sie wissen genau, wo der Punkt ist, allwo die Rachsucht in die Dämlichkeit übergeht, und nur zwei Punkte

thun mir leid.“ „Und was für zwei Punkte, Herr Cantor?“ „Erstens, lieber Herr, daß wir den alten Unrath überhaupt umgewendet haben, und zweitens, daß meine Frau nicht anwesend war, dieses mit anzuhören.“ Damit bricht leider die Geschichte ab; auf das originelle Liebesverhältniß Horackers kommt der Verfasser sonderbarerweise nicht mehr zu sprechen, und in Folge dessen fehlt der Novelle der rechte Schluß. In den neuesten Erzählungen Raabe's („Krähenfelder Geschichten“, 3 Bde., Braunschweig 1879, „Wunnigel“, ebd. 1879, „Deutscher Adel“, ebd. 1880 und „Alte Nester“, ebd. 1880) treibt nicht selten eine tolle, unheimliche Phantastik ihr Spiel, auch hat der Dichter hier seinem Humor leider eine starke Dosis herb-bittern Wermuth's beigemischt, so daß wir bei der Lectüre weder frisch noch froh werden. Hoffen wir, daß der Verstimmung, unter der diese Erzählungen offenbar geschrieben wurden, nur „eine vorübergehende Bosheit seiner Seele“ zu Grunde liegt. Raabe wurde am 8. Septbr. 1831 zu Eschershausen im Herzogthum Braunschweig geboren, besuchte das Gymnasium zu Wolfenbüttel und widmete sich in Magdeburg dem Buchhandel, fand jedoch wenig Geschmack an diesem Berufe und bezog in Folge dessen 1854 die Universität, um humanistischen Studien obzuliegen. Hier machte er sehr bald seine ersten schriftstellerischen Versuche und schrieb die „Chronik der Sperlingsgasse“; darauf kehrte er nach Wolfenbüttel zurück, blieb hier bis 1862, siedelte sodann nach Stuttgart über, wandte sich aber nach achtjährigem Aufenthalte in Schwaben wieder der Heimath zu und lebt jetzt in Braunschweig. Noch weit tiefer in der Knospe, als bei Raabe, blieb das Talent bei Bogumil Goltz (1801—1870), der sich schließlich ganz in Grillen und Schrullen verlor. Einen sehr liebenswürdigen Ton wußte stets der Humorist Ludwig Steub (geb. 1812) zu treffen.

Von den Frauen gelangte in der Zeit des Conflicts und des Norddeutschen Bundes nur eine zu größerer Bedeutung, **E. Marlitt** (Pseudonym für Eugenie John). Man könnte sie den weiblichen Spielhagen nennen, denn wie dieser tritt auch sie mit leidenschaftlicher Erregtheit für die freiheitlichen Bestrebungen ihrer Zeit ein, aber ihre Gedanken nehmen bei weitem nicht den hohen Flug, wie die des Dichters der „Problematischen Naturen“. Sehr oft sind die Conflicte, die sie schildert, nur äußerliche, und fast immer urtheilt sie nur nach den Regungen des Herzens, nicht nach dem Wahrspruche des Verstandes. Sie stellt daher den Hemmern des Fortschritts auch nicht kraftvolle geniale Titanen gegenüber, die nun muthig gegen alle diese Feinde einer gedeihlichen Entwickelung einen heißen Kampf entwickeln, sondern liebliche, schlichte Natur- und Gemüthsmenschen, die durch den Zauber ihres Wesens den Sieg erringen. Am glücklichsten ist sie damit in der „Goldelse“ (Lpzg. 1867) und dem „Geheimniß der alten Mamsell“ (2 Bde., Ebd. 1868); später machte sich bei der Dichterin mehr und mehr eine nervöse Gereiztheit geltend, die die künstlerische Wirkung ihrer Romane erheblich trübt. Sie schrieb noch „die Reichsgräfin Gisela“ (2 Bde., Ebd. 1869, „Das Heideprinzeßchen“ (Ebd. 1872), „Die zweite Frau“ (2 Bde., Ebd. 1875) und „Im Schillingshof“ (2 Bde., Ebd. 1880). Eugenie John wurde am 5. Dez. 1825 zu Arnstadt in Thüringen geboren, bildete sich, da sie eine schöne Stimme besaß,

zur Opernsängerin aus und trat als solche auch mit Erfolg in Linz und Leipzig auf. Bald bildete sich jedoch eine bedeutende Schwerhörigkeit bei ihr heraus, die sie zwang, wieder von der Bühne zurückzutreten, worauf sie die Stelle einer Gesellschafterin bei der Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen annahm, die sie bis 1863 bekleidete. Seit diesem Jahre lebt sie wieder in ihrer Vaterstadt. Als Nachfolgerinnen der Marlitt sind E. Werner (Pseud. f. Elisabeth Bürstenbinder, geb. den 25 Nov. 1838 zu Berlin) und W. Heimburg zu nennen.

Aus der großen Menge der Unterhaltungsschriftsteller heben wir nur hervor: den besonders mit französischen Verhältnissen sehr wohl vertrauten Eduard Schmidt-Weißenfels (geb. 1. Sept. 1833), den sich mit Vorliebe in der Welt des Rococo bewegenden Karl Neumann-Strela (geb. 30. Dez. 1838), den hauptsächlich das Soldatenleben schildernden Julius von Wickede (geb. 1818), den in die Verbrecherwelt führenden F. Chr. B. Avé-Lallemant (geb. 1809), den warm-patriotischen Julius Mühlfeld (Ps. f. Robert Rösler, geb. 1840), den frisch und anschaulich schildernden Hermann Kleinsteuber, den gemüthvollen Ludwig Habicht, den witzigen Ernst Kossak, Adolf Mützelburg, Theodor Griesinger, K. A. Heigel, Theodor Hemsen, Adolf Zeising, Bernhard Abeken, Hermann Oelschläger, Gustav Höcker, Adolf Görling, Adolf Schirmer, Lucian Herbert (Ps. f. Julius Gundling), E. M. Vacano, Claire von Glümer, Franz von Nennersdorf (Ps. f. Franziska Freifrau von Reitzenstein) und Egon Fels (Ps. f. Johanna Herbert).

Neben dieser Unterhaltungsliteratur in Buchform erstand nach und nach auch eine sehr reiche belletristische Journalliteratur, die jedoch erst festen Fuß faßte, als man sie durch Holzschnittillustrationen zu zieren begann. Das erste illustrirte Blatt wurde 1833 von Bossange in Leipzig unter dem Titel „Pfennig-Magazin" herausgegeben, 1842 gründete J. J. Weber in Leipzig die „Illustrirte Zeitung", die bald ausgezeichnete Holzschnitte bot und noch jetzt an der Spitze aller illustrirten deutschen Journale steht. 1853 gründete Ernst Keil in Leipzig die „Gartenlaube", welche sich durch ihre freisinnige Haltung und auch durch ihren schönen künstlerischen Schmuck bald einen sehr großen Leserkreis erwarb. Zu gleicher Zeit erstand in Leipzig das „Illustrirte Familien-Journal", das 1869 den Titel „Das Neue Blatt" erhielt. Ferner erscheinen seit 1857 in Stuttgart „Ueber Land und Meer", seit 1864 zu Leipzig das „Daheim", seit 1864 in Stuttgart das „Buch für Alle", weiter die „Neue Illustrirte Zeitung", der „Hausfreund", der „Omnibus", die „Illustrirte Welt", die „Heimath", der „Heimgarten", das „Deutsche Familienblatt" u. a. Den Humor pflegen die „Fliegenden Blätter" und der „Schalk", die Geißel der Satire schwingen der „Kladderadatsch", die „Wespen", der „Ulk" 2c.

Die Bühne ging in den sechziger Jahren fast ganz leer aus; die wenigen Dramen, welche geschaffen wurden, vermochten nur vorübergehend die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, oder blieben auch wohl ganz unbeachtet. Am meisten von sich reden machte die Tragödie „Brutus und Collatinus" von **Albert Lindner**, die, anfangs von sämmtlichen Hoftheatern als „unbrauchbar"

zurückgewiesen, 1866 mit dem Schillerpreise gekrönt wurde. Sie behandelt den Sturz der Tarquinier, und der Dichter weiß uns diese Katastrophe mit ihren leidenschaftlich erregten Patrioten und ihren lärmenden Volksmassen sehr anschaulich vorzuführen, allein es gelingt ihm nicht, zu einer künstlerischen Einheit zu gelangen, das Drama fällt nach und nach ganz auseinander. In der Charakteristik der einzelnen Personen bringt der Verfasser manchen feinen Strich an; seine Sprache ist edel und nach klassischen Mustern gebildet. Im Buchhandel erschien die Tragödie 1867 zu Berlin. Fester gefügt, als „Brutus und Collatinus", ist die Tragödie, „Die Bluthochzeit" (1871), die mehrere überaus wirksame, echt dramatische Scenen enthält. Von den übrigen Stücken des Dichters nennen wir „Stauf und Welf" (1867), „Katharina die Zweite" (1868), „Marino Falieri" (1875) und „Don Juan d'Austria" (1875). Lindner wurde am 24. April 1831 zu Sulza im Großherzogthum Sachsen-Weimar geboren, war eine Zeit lang Gymnasiallehrer in Rudolstadt und lebt jetzt, einzig und allein schriftstellerischen Arbeiten sich widmend, in Berlin. Neben Lindner bot **Joseph Weilen** eine Reihe von Dramen, von denen sich aber kein einziges dauernd auf der Bühne erhalten hat. In seiner ersten Tragödie, „Tristan" (Bresl. 1860), fehlt es an dramatischem Leben, in dem während des dreißigjährigen Krieges in Friesland spielenden Drama „Edda" (1865), das den verhältnißmäßig meisten Beifall fand, läßt der Dichter einen durchgreifenden Conflict vermissen, dagegen überrascht er durch verschiedene belebte Volksscenen. Fast ganz spurlos gingen „Drahomira" (1868), „Rosamunde" (1869), „Graf Horn" (1871), „Der neue Achilles" (1872), „Dolores" (1874) und „An der Grenze" (1876) vorüber. In dem letzteren Stücke wollte Weilen uns Lessing inmitten seiner Modelle zu seinem Lustspiele „Minna von Barnhelm" vorführen; der große Dichter ließ sich aber nicht aus dem Elysium herauslocken, und so mußte sich Weilen mit einem Pseudo-Lessing begnügen. Weilen wurde am 28. Dec. 1830 zu Tetin in der Nähe von Prag geboren, widmete sich der Offizierscarrière, war von 1854 bis 1861 Professor der Geschichte an der Genie-Akademie zu Znaim, worauf er sich nach Wien versetzen ließ, wo er zum Scriptor an der Hofbibliothek und zugleich zum Professor der deutschen Literatur an der Generalstabsschule ernannt wurde. 1874 erhielt er den Orden der eisernen Krone, mit welchem die Erhebung in den Ritterstand verbunden ist. Ganz unbekannt blieb dem größeren Publicum **Ferdinand von Saar**, der „Kaiser Heinrich IV. Ein Trauerspiel in 2 Abtheilungen" (Heidelb. 1863—67) und „Die beiden de Witt" (Ebd. 1875) schrieb. Dennoch ist Saar ein geistvoller Dramatiker, der seine Scenen geschickt aufzubauen, seine Charaktere fest zu zeichnen und in markiger Sprache zu reden weiß. Allein es fehlen ihm die weicheren Töne, die das Herz erst klopfen machen; es ist zu viel Haupt- und Staatsaction in seinen Stücken, zu viel straffer Männerverstand. Saar wurde am 30. Sept. 1830 zu Wien geboren, war von 1854 bis Ende 1859 Offizier und lebt jetzt in Wien nur seinen wissenschaftlichen und dichterischen Neigungen. Nur vorübergehend wurde **Hippolyt Schaufert** bekannt, der ein historisches Lustspiel „Schach dem Könige" (Wien 1869) verfaßte, das 1868 in Wien mit einem

Preise gekrönt wurde und in Folge dessen die Runde über alle deutschen Bühnen machte. Das Stück ist zwar nur sehr mangelhaft aufgebaut, aber in einem frischen, behaglichen Tone geschrieben; die Abneigung des Königs Jacob I. von England gegen das Tabakrauchen, um die es sich handelt, wird vom Dichter zu verschiedenen sehr drastischen Scenen verwendet und die Bekehrung des Tabaksfeindes mit vielem Humor bewerkstelligt. Man glaubte daher, in Schaufert ein neues Talent für das Lustspiel begrüßen zu dürfen, allein der Dichter erfüllte die Hoffnungen nicht, die er erweckt hatte, seine weiteren Stücke „Die Kaiserlichen im Quartier", „1683", „Ein Erbfolgekrieg" &c. waren nur sehr schwache Leistungen. Schaufert wurde am 5. März 1835 in Winnweiler in der Rheinpfalz geboren, studirte die Rechte, war längere Zeit Polizeicommissär, von 1868 ab Assessor am Landgericht zu Germersheim und starb bereits am 18. Mai 1872 zu Speyer. Schließlich sei noch erwähnt, daß Karl Kösting (geb. 1842) die von Talent zeugenden, aber wenig bühnengerechten Dramen „Columbus", „Zwei Könige" und „Shakespeare, ein Winternachtstraum", und Robert Prölß (geb. 1821) die Trauerspiele „Sophonisbe", „Kohlhaas" und „Katharina Howard" schrieb. — Das Volksschauspiel und das historische volksthümliche Lustspiel wurde von **Arthur Müller** (1820—1873) gepflegt, der „Die Verschwörung der Frauen oder die Preußen in Breslau", „Gute Nacht, Hänschen!", „Die Kaiserglocke zu Speyer", „Der Teufel ist los", „Wie geht's dem Könige" &c. verfaßte. Müller besaß ein sehr hübsches Talent, einen kernigen Humor und einen schlagenden Witz, doch ließ er sich nicht selten zu possenhaften Uebertreibungen verleiten. Eine große Menge von leichtgeschürzten Lustspielen und Schwänken lieferte **Julius Rosen** (Pseud. f. Nikolaus Duffek, geb. 1833), der offenbar ein sehr reich begabter Lustspieldichter ist, aber nicht den geringsten Sinn für künstlerische Behandlung seiner Stoffe besitzt. Alle seine Stücke, „Kanonenfutter", „Des Nächsten Hausfrau", „Citronen", „Größenwahn" &c., sind nur ganz flüchtig hingeworfene Arbeiten; eine Unwahrscheinlichkeit, eine possenhafte Uebertreibung jagt die andere. Der Verfasser verfolgt eben nur den einzigen Zweck, das Publicum lachen zu machen, und das gelingt ihm denn allerdings in den meisten Fällen. Aehnlich wie Rosen verfährt Otto Girndt (geb. 1835) in seinen Lustspielen „Y 1.", „Politische Grundsätze" &c. Feiner sind die anmuthigen Einacter von Sigmund Schlesinger (geb. 1825), „Mit der Feder!", „Die Gustel von Blasewitz", „Wenn man nicht tanzt", „Mein Sohn" &c. durchgeführt.

An den Ausgang des Kapitels stellen sich schließlich noch zwei Dichter, die in ihren bedeutenderen Werken nur bis an die großen äußeren Kreise der Zeitgedanken der sechziger Jahre herantreten und ihre höchste dichterische Kraft im Landschafts- und Sittenbilde entfalten. Es sind dies die beiden Epiker Julius Grosse und Robert Hamerling, der erstere ein Schüler Platen's und Geibel's, der letztere ein Enkel der Romantiker, der mit den Gluthfarben eines Makart malt.

Julius Grosse*) stand bereits in seinem dreißigsten Lebensjahre, als er seine ersten Gedichte veröffentlichte; sein poetisches Talent hatte jedoch keineswegs

*) Vergl. Hermann Ethé, Julius Grosse als epischer Dichter. Berl. 1874.

so lange Zeit geschlummert, sondern es war nur durch verschiedene Lebensverhältnisse verhindert worden, sich zu entwickeln. Der Dichter wurde am 25. April 1828 zu Erfurt als der Sohn des Consistorialraths Dr. Grosse geboren, besuchte von 1836 ab das Gymnasium zu Magdeburg und sollte auf den Wunsch seines Vaters Geistlicher werden. Von früher Jugend an fühlte sich jedoch der Knabe unwiderstehlich zur Kunst und Poesie, besonders zur Malerei, hingezogen, allein der Vater versagte ihm die Erlaubniß, Maler zu werden, und Grosse entschied sich nun, um seiner Neigung wenigstens einigermaßen zu genügen, für die Architektur. In Folge dessen arbeitete er von 1846 ab in Magdeburg und Halle als Geometer und legte als solcher auch sein Staatsexamen ab. In dem angeregten geistigen Leben der Universitätsstadt brach aber sein Drang, künstlerisch zu schaffen, auf's Neue durch, er versuchte sich in verschiedenen dramatischen Arbeiten, die in seinen Freundeskreisen Beifall fanden, bezog die Hochschule, auf der er besonders die poetische Literatur studirte, wurde aber dann wieder schwankend, ob er sich der Dichtkunst, oder der Malerei widmen sollte. Schließlich siegte die Liebe zur letzteren und er ging 1852 nach München, um sich schulgerecht zum Maler auszubilden. Dort trat er jedoch sehr bald in einen regen Verkehr mit Geibel, Heyse und den übrigen Münchener Dichtern, und diese bewogen ihn, seine ganze Kraft einzig und allein der Dichtkunst zu widmen, für die er entschieden am reichsten begabt sei. Er legte daher den Stift nun für immer zur Seite und lieferte zunächst eine Reihe journalistischer Arbeiten; erst 1857 erschien zu Kassel sein erster Band „Gedichte". Grosse zeigt in denselben, daß er eine reiche Phantasie und einen feinen Sinn für Anmuth und Grazie besitzt, in den beiden ferneren Gedichtsammlungen „Aus bewegten Tagen. Neue Gedichte" (Stuttg. 1869) und „Wider Frankreich" (Berl. 1870) entfaltete er auch große rhetorische Pracht und eminenten Schwung, besonders in seinen Kriegsgedichten. Den reinsten und vollsten Ausdruck seiner künstlerischen Individualität fand Grosse aber erst in seinen epischen Dichtungen, ganz besonders in den Idyllen „Das Mädchen von Capri" (zuerst erschienen 1859 in Schad's Musenalmanach und dann in den „Epischen Dichtungen", München 1860, die auch „Farek Musa", eine morgenländische Novelle in Versen, und „Der graue Zelter", ein Wald-Idyll aus den Ardennen, enthalten) und „Gundel vom Königssee" (Lpzg. 1864). Das erstere ist eine von allem Zauber italienischer Farbenpracht umflossene, tief gemüthvolle Dichtung, in der eine große Menge bunter, hellleuchtender Landschaftsbilder uns entzückt und eine reiche Fülle unmittelbaren Lebens sich uns erschließt. Der historische Hintergrund, den der Dichter dem Idyll gab, beeinträchtigt jedoch einigermaßen den einheitlichen Charakter der schlichten Herzensgeschichte, da er uns nicht das sonnenbeschienene blaue Meer des Golfs von Neapel, sondern die trübbeleuchteten weiten Schneefelder Rußlands zeigt. Ein nach allen Seiten hin vollständig geschlossenes Kunstwerk ist „Gundel vom Königssee", in welchem es dem Dichter, wie Ethé sehr richtig bemerkt, mehr als in allen seinen anderen Epen geglückt ist, den ächten Realismus des wirklichen Lebens mit dem ächten künstlerischen Idealismus zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen und auch der minutiösesten Detailschilderung

durchweg poetische Farben zu leihen. Außerordentlich wirkungsvoll ist wiederholt die Hochgebirgslandschaft verwendet; die Gletscherhäupter der Alpen und der dunkle Bergsee, der mehrmals meisterhaft geschildert wird, geben verschiedenen packenden Scenen einen überaus stimmungsvollen Hintergrund. In einer Gesammtausgabe erschienen die Grosse'schen Epen unter dem Titel „Erzählende Dichtungen" (6 Bde., Berl. 1871—1872). Neben dem Epos hat der Dichter auch wiederholt das Drama gepflegt, aber auf der Bühne keine Erfolge erzielt. Seine „Gesammelten dramatischen Werke" erschienen in 7 Bänden zu Leipzig 1870—71. In neuester Zeit wandte sich der Dichter hauptsächlich dem Romane zu und schrieb „Natürliche Magie" (2 Bde., Stuttg. 1873), „Der Stadtengel" (2 Bde., Ebd. 1874), „Da Ponte und Mozart" (3 Bde., Jena 1874) ꝛc. Er erweist sich hier als ein gewandter Erzähler, der jedoch meistens zu flüchtig skizzirt. Im Jahre 1870 verließ Grosse München wieder und siedelte nach Weimar über, wo er die Stelle eines Generalsecretärs der deutschen Schillerstiftung übernahm, die er noch jetzt bekleidet.

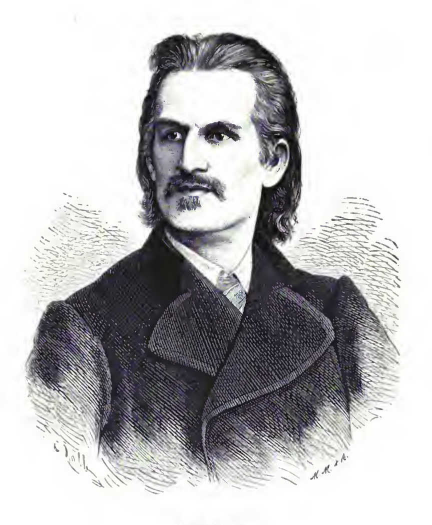
Julius Grosse sucht in seinen Epen „Das Mädchen von Capri" und „Gundel vom Königssee" mit dem feinen Spürsinn des Künstlers die letzten stillen Plätzchen auf, die durch die moderne Cultur noch nicht ihrer Poesie beraubt wurden, und richtet sich dort behaglich ein, **Robert Hamerling** *) kann sich mit diesen kleinen Oasen nicht begnügen, er schaut über sie hinweg auf das gesammte Menschengeschlecht und bricht in Klagen über den Materialismus aus, den er allerwärts erblickt; zugleich predigt er laut das Evangelium von der Schönheit und Herrlichkeit des Ideals. Allein er wird zunächst von Niemandem gehört, und nun entschließt er sich, in blendenden, farbensatten Bildern zu zeigen, wohin der frivole Realismus der Gegenwart führen wird. Zum ersten Male erhob Hamerling seine Stimme in dem „Sangesgruß vom Strande der Adria" (Triest 1857); er blieb hier noch sehr unklar, verlor sich oft in romantische Schwärmerei, entfaltete aber schon einen großen Wohllaut in seinen Versen. Bestimmter trat er bereits in seinem nächsten Werke, dem allegorischen Gedichte „Venus im Exil" (Prag 1858), auf, in welchem er, wie er angiebt, „das Bild menschlichen Strebens in seinem Verlaufe" darstellen wollte. Er zeigte darin, wie der strebende Mensch, der im Sehnsuchtstraume das Ideal vollkommener Schönheit und Liebe erblickt hat, sich allmählich aus der kreatürlichen Beschränktheit befreit, bis er zuletzt mit seinem Tode in die ersehnte Harmonie des Weltganzen übergeht. Er vermag aber diesen philosophischen Stoff nicht in Fleisch und Blut umzusetzen, wir werden immer nur von unfaßbaren Gedankenwolken umzogen, die unsere heiße Stirn zwar oft gar lieblich kühlen, die von den Geistesstrahlen des Dichters nicht selten entzückend prächtig beleuchtet sind, aber doch schließlich zerrinnen, ohne einen dauernden Eindruck bei uns zu hinterlassen. Das fühlte auch der Dichter und war daher bemüht, in seinen weiteren Schöpfungen „Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern" (Prag 1860), „Ein

*) Vergl. Hamerling, seine Dichtungen und deren Beurtheilung. Berl. 1869, und Karl Landsteiner, Hans Makart und Robert Hamerling. Zwei Repräsentanten moderner Kunst. Wien 1873.

Schwanenlied der Romantik“ (Ebd. 1862) und „Germanenzug. Kanzone“ (Wien 1864) dem Uebelstande abzuhelfen. Bei den Gedichten wurde ihm dies verhältnißmäßig am leichtesten; er verließ die Allegorie und wendete sich zum Symbol. In schönen, stimmungsvollen Liedern von zauberischem Wohlklange besingt er die Natur, deren Erscheinungen analoge Seelenstimmungen in ihm erwecken. Die Rose macht seinen idealistischen Schönheitsdrang heftiger hervorbrechen, der dahinbrausende Sturm feuert ihn aufs Neue zu dem rastlosen Streben an, „im ewig Schönen das enge Sein zu erweitern,“ der herbstliche Wald weckt seine schwermuthsvolle Sehnsucht nach dem Tode, der uns allein das Reich seliger Schöne erschließt. Im „Schwanenliede der Romantik“ blickt er auf das versinkende Venedig, dessen stolze, herrliche Paläste einst in göttlichem Drange nach Lebensschöne errichtet wurden und die nun die einseitig materialistische, nur am Metallgeklimper sich erfreuende, von erschlaffender Genußsucht beherrschte Gegenwart zu Grunde gehen läßt. Zürnend warnt er, diesen verderblichen Weg weiter zu wandeln, da er die ganze Welt in's Verderben führen werde; tief erregt ruft er aus:

„Kommen wird der Tag einst, kommen wird die Stund',
Wo, wie des Mondes Scheibe, der Erde wüstes Rund
Als ausgebrannte Schlacke dahin im Aether rollt,
Wenn des Gerichtes Donner verzehrend drüber ausgegrollt.“

Im „Germanenzuge“ wendet sich der Dichter direct an Deutschland und hält diesem vor, welche Mission es zu erfüllen habe. „Kennst du die höchste Bahn für euer Ringen, wenn ihr dereinst erstarkt in sich'rer Einheit?“ läßt er die Urmutter Asia dem mit den Seinen gen Norden ziehenden Teut zurufen. „Kennst du im Meer der Zeiten die Fanale, die fernher winkend mit der Flamme Reinheit, euch hin zum letzten schönsten Ziele bringen? Hoch oben glänzen sie mit ew'gem Strahle, die heil'gen Ideale der Menschheit: Freiheit, Recht und Licht und Liebe! Das sind die letzten vollerglühten Flammen des Urlichts — sie zu schüren allzusammen in eine Gluth im hadernden Getriebe des Völkerlebens: das ist deine Sendung, Volk Odin's, das ist Menschenthums Vollendung.“ — So geistreich und formschön nun auch alle diese Dichtungen waren, so fanden sie im großen Publicum doch nur wenig Anklang; Hamerling stieg daher aus seiner Aetherhöhe herab und statt der Psalmen, die er bisher zum Lobe der Schönheit angestimmt, statt der seraphischen Lieder, mit denen er die Menschheit zu den Tempeln seiner Ideale hatte locken wollen, stimmte er jetzt laute Epopöen an, in denen er mit der ganzen Macht seiner Poesie die große Gemeingefährlichkeit seiner Nicht-Ideale, des Materialismus, der Schwelgerei, der gemeinen Sinnenlust, bloslegte. Er versuchte also jetzt durch die Schilderung der entsetzlichen Folgen zu wirken, welche jedesmal hereinbrechen, so bald sich die Menschen vollständig von den „goldenen Zielen“ abwenden, durch abschreckende Beispiele die Irrenden auf den rechten Pfad zu drängen. So entstanden „Ahasverus in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen“ (Hamb. 1866) und „Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen“ (Ebd. 1869). In „Ahasverus“ schildert uns der Dichter das in Sittenverderbniß versunkene Rom des Kaisers



Robert Hamerling.

Nero und ganz besonders diesen selbst als denjenigen, der sich in seinem unermeßlichen Lebensdrange am weitesten verirrte. Dem Kaiser gegenüber stellt er Ahasverus, hier nicht der ewige Jude, sondern der ewige Mensch, die personificirte unsterbliche, ewig ringende und strebende Menschheit. Die Orgien in den kaiserlichen Gärten, die Festgelage im Palaste Nero's, die üppigen Liebes- und die wilden Gräuels-Scenen sind mit den gluthvollsten, sattesten Farben gemalt, doch tritt der Hauptgedanke des Gedichts nicht immer klar genug zu Tage. Noch weniger sichtbar ist er im „König von Sion", wo er hinter den düster-romantischen, üppig-prächtigen Bildern, in denen uns der Dichter das Treiben der Wiedertäufer zu Münster entrollt, fast ganz verschwindet. Wir fürchten daher, daß Hamerling hier seinen Zweck, den Blick der Menschen auf seine Ideale zu richten, noch weit weniger erreicht hat, als in seinen früheren Dichtungen. Zwar sind beide Epen mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden, allein die große Mehrzahl des Publicums wird die Bücher nur der prächtigen, sinnberauschenden Schilderungen wegen gelesen haben und sich dabei des ethischen Grundgedankens kaum bewußt geworden sein. Vielleicht beschlich auch den Dichter diese Befürchtung, denn in seinem nächsten großen Werke, dem Romane „Aspasia" (3 Bde., Hamb. 1876) — seine dramatischen Versuche kommen nicht weiter in Betracht — giebt er das in den Epen beobachtete Verfahren wieder auf und schlägt einen dritten Weg zur Erreichung seines Zweckes ein: statt der Beispiele, mit denen er abschrecken wollte, zeigt er uns ein Vorbild, das uns zur Nacheiferung anspornen soll. Er will uns gleichsam ad oculos demonstriren, zu welch' schöner Lebensblüthe, zu welch' stolzer Macht, zu welchem weithin über alle Lande und Zeiten strahlenden Ruhm ein Volk gelangt, das sich den Cultus des Schönen zu erster Pflicht macht, und führt uns in die Blüthezeit des hellenischen Geistes, in jenes Athen, dessen Staatszügel die kräftige Hand des Perikles hält, in welchem Phidias und Alkamenes ihre Götterbilder schaffen, Sophokles seine Dramen dichtet, Anaxagoras und Sokrates tiefe Weisheit lehren und die Freundin des Perikles, die göttergleiche Aspasia, den idealen Drang nach Schönheit im gesammten Volke weckt. Ein goldiges Licht ist über das ganze große Zeitgemälde gebreitet, im stolzen Bewußtsein ihres geistigen Adels schreiten Alle daher, streben Alle vorwärts, und überall erblühen die Segnungen des „holden Friedens", der schönsten Bildung. Die Charakteristik der einzelnen Personen, vorab des Perikles, der schönheitleuchtenden Milesierin und des armen häßlichen Sokrates, ist mit Meisterschaft durchgeführt, auch das öffentliche, wie das häusliche Leben mit erstaunlicher Anschaulichkeit geschildert. Dennoch wird der Dichter seine Herzenssache auch hier nur sehr wenig gefördert haben; die gesammte uns geschilderte Cultur liegt uns bereits so fern, sie ruht auf so ganz anderen Vorbedingungen, als die unsern, daß sie uns nur noch in ihren ganz allgemeinen Umrissen ein Vorbild sein kann. Trotz seines reichen Talentes, seiner feinen Bildung, seines ernstesten Strebens, hat der Dichter also noch keinen einzigen wirklichen, echten Erfolg erzielt. Der Grund hievon ist offenbar in dem Umstand zu suchen, daß Hamerling das deutsche nationale Leben nie recht aus eigener Anschauung kennen lernte, da er in der wichtigsten

Periode seines Lebens im Auslande weilte. Hätte er im Herzen Deutschlands gelebt, so würde er auch ganz anders dem deutschen Volke zum Herzen haben sprechen können. Der Dichter wurde am 24. März 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich in beschränkten Verhältnissen geboren, studirte zu Wien Philologie, war dann von 1855 bis 1866 als Lehrer am Gymnasium zu Triest thätig und trat im Herbst 1866 wegen steter Kränklichkeit in den Ruhestand, wobei ihm durch einen kaiserlichen Gnadenact sein Ruhegehalt auf das Doppelte erhöht wurde. Seitdem lebt er in stiller Zurückgezogenheit in Graz in Steiermark.

Das Gesammtbild der Literaturperiode der Zeit des Conflicts und des Norddeutschen Bundes erhält mithin durch die sonnigen Idyllen Grosse's und die farbenprächtigen Epen Hamerling's keinen anderen Charakter; nach wie vor bleibt die Pflege des nationalen Gedankens im Vordergrunde und wird auch durch die allgemeine Verstimmung nicht wesentlich beeinträchtigt. Die große Mehrzahl der Dichter verfolgt während des ganzen Jahrzehnts den einmal als richtig erkannten Weg zur nationalen Einheit entschlossen weiter. Die Dichter der fünfziger Jahre hatten dem Volke wieder eine nationale Grundstimmung gegeben, die der sechziger Jahre waren nun bemüht, aus dieser Grundstimmung heraus in der gesammten Nation die Ueberzeugung zu erwecken und zu befestigen, daß nur durch eine selbstlose Betheiligung Aller an der nationalen Culturarbeit eine gesunde staatliche und sociale Entwickelung herbeigeführt werden könne. Und zu dieser Ueberzeugung — dem untersten Fundamente für den constitutionell-parlamentarischen Staat — haben sie denn auch im Verein mit der Presse und den Kammern den überwiegend größten Theil des Volkes emporgehoben. Kaum war das geschehen, kaum hatte diese Ueberzeugung allgemeine Giltigkeit erlangt, so wurde sie auch bereits auf ihre Haltbarkeit geprüft; glücklicherweise bestand sie die Probe



Die Kriegslyrik von 1870/71.

Das allmähliche Erstarken des nationalen Gedankens in Deutschland mußte natürlich auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich ziehen, am meisten diejenige Frankreichs, das von der Uneinigkeit und Schwäche Deutschlands von jeher den meisten Nutzen gezogen hatte. Ueberall, wo es sich nur hatte thun lassen, war Frankreich bisher bemüht gewesen, Deutschland zu schädigen und das Emporblühen desselben zu verhindern. Als 1866 der Bruderkrieg entbrannte, war es in erster Linie Frankreich, das mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, den Brand schürte; hoffte es doch, die deutschen Stämme werden sich jetzt so vollständig unter einander verfeinden, daß an einen deutschen Einheitsstaat fortan gar nicht mehr gedacht werden könne. Man hatte sich aber geirrt und gewahrte jetzt mit Verwunderung und mit wachsender Besorgniß, wie das Bestreben, sich zu einer einzigen großen Macht zusammenzuschließen, in Deutschland von Jahr zu Jahr wuchs. Noch ein Schritt, noch irgend eine unvorhergesehene Wendung der Verhältnisse — man sah dies in Paris klarer als in Deutschland selbst —, und das deutsche Reich constituirte sich. Das durfte aber nun und nimmer geschehen; vom Kaiser Napoleon herab bis zum Gamin herrschte darüber nur eine Stimme; man mußte also handeln, ehe es zu spät war — und mit vor Aufregung zitternder Hand schleuderte man die Kriegsfackel über den Rhein. Doch nur nach Preußen, und setzte Alles daran, den Süden vom Norden fern zu halten. Aber schon hatte der nationale Sinn allüberall seine tiefen Wurzeln geschlagen; in Sachsen wie in Bayern, in Württemberg wie in Baden verkannten alle Patrioten keinen Augenblick, daß das Schicksal Preußens auch das Schicksal Deutschlands sei, und rasch entschlossen machte auch der Süden die Sache Preußens zu der seinen. Die gesammte waffenfähige deutsche Jugend eilte zu den Fahnen und trat nun unter preußischer Führung jenen glorreichen Siegeszug an, der das Staunen der ganzen Welt hervorrief und Deutschland nicht nur für immer von dem Einflusse Frankreichs befreite, sondern auch zur langersehnten Einheit führte.

Die allgemeine Stimmung in Deutschland fand auch sofort ihren Ausdruck im Liede. Da zunächst das gesammte Volk eine tiefe Entrüstung über den so frevelhaft begonnenen Krieg erfaßte, so waren es vorerst Zorneslieder, die allerwärts erklangen. Am kräftigsten sprach die Entrüstung Julius Grosse in den packenden Odenstrophen „Auf die Kniee! Frankreich!" und dem glanzvollen Kriegsgesange „Generalmarsch" (s. u. 1) aus. Ein begeistertes schwungvolles Lied über das einmüthige Zusammenmarschiren des gesammten Deutschland stimmte Ferdinand Freiligrath in seinem „Hurrah, Germania!" (s u. 2) an. In den bewegten Straßen hatte man sich unterdessen eines Liedes erinnert, das bereits mehrere Jahrzehnte alt war, aber wie für die augenblicklichen Verhältnisse und Stimmungen gemacht zu sein schien: der 1840 von Max Schneckenburger (1819—1849) gedichteten und von Karl Wilhelm (1820—1873) componirten „Wacht am Rhein". Bald stimmte man sie hier, bald dort an, bald sang sie das gesammte Volk und Heer und erhob sie für die ganze Dauer des Krieges zum beliebtesten Nationalliede. Als sodann die Heere nach dem Kriegsschauplatze abmarschirt waren, sprach Julius Sturm den „verlass'nen Frau'n und Müttern" einen warmempfundenen Trost (s. u. 3). Für die Gefühle, die Alle erfaßten, als die Nachricht vom ersten Siege eintraf, fand Emil Rittershaus den richtigsten und würdigsten Ausdruck (s. u. 4); die großen Entscheidungsschlachten um Metz wußte mit Kraft und Feuer Ernst Dohm zu verherrlichen (s. u. 5). Wehmüthigrührende Episoden aus den grausigen Kämpfen behandelten mit feinem Dichtersinn der Sänger von „Hurrah, Germania!" (s. u. 6) und Karl Gerok (s. u. 7). Der Humor kam zu seinem Rechte durch das originelle Kutschke-Lied, Rudolf Löwenstein's „Chassepotlied", Dr. Kreusler's köstliches „König Wilhelm saß ganz heiter" und den komischen Heldengesang des alten Bänkelsängers Schartenmayer (Ps. f. F. Th. Vischer). Mit dem Höhepunkte des Krieges, der Schlacht bei Sedan und der Gefangennahme Napoleon's, erreichte auch die Kriegslyrik ihren Höhepunkt in dem hoheitsvollen Siegesgesange Emanuel Geibel's: „Nun lasset die Glocken von Thurm zu Thurm durch's Land frohlocken im Jubelsturm!" (s. u. 8). Weitere Schlachten- und Siegesgesänge stimmten Ernst Scherenberg, Rudolf Gottschall, Julius Rodenberg, J. G. Fischer, Wilhelm Jensen, Albert Träger, Theodor Gesky, Oscar von Redwitz, Robert Waldmüller, Berthold Auerbach, Felix Dahn, Friedrich Bodenstedt, E. Curtius, Otto Roquette, Georg Hesekiel, Oswald Marbach, Müller von der Werra, Karl Weitbrecht, Eugen Labes, Hans Elissen, August Silberstein und A. an. Die Einnahme von Straßburg feierte Johann Fastenrath (s. u. 9), die Capitulation von Metz der greise Sänger der „Bismarckias", Gustav Schwetschke (s. u. 10), den Fall von Paris Adolf Stern (s. u. 11). Mit der Uebergabe von Paris war der Krieg in der Hauptsache beendet und an die Stelle der Schwerter traten jetzt die Federn. Da war es denn ganz natürlich, daß die bisherige frohe Siegesfreudigkeit einer gewissen bangen Sorge wich, denn unwillkürlich dachte man an die Befreiungskriege, und im Namen des ganzen Volkes durfte daher Karl Schönhardt dem Grafen Bismarck zurufen: „Sei nur kein Diplomat!" (s. u. 12). Die Sorge erwies sich aber sehr bald als überflüssig; der eiserne Kanzler wußte sehr wohl,

was er zu dictiren hatte, und mit stolzer Freude konnte in Folge dessen das gesammte Deutschland den Frieden begrüßen. Aus der großen Menge der zum Theil auch sehr lauten Friedensgesänge und Friedensfanfaren heben wir nur die schlichten Strophen von Ludwig Eichrodt hervor (s. u. 13). Freilich füllte sich bei diesen frohen Liedern und bei dem Jubel, mit dem sodann die heimkehrenden Truppen allerwärts empfangen wurden, auch gar manches Auge mit Thränen, denn so mancher Sohn, so mancher Gatte fehlte ja! Diesen Tapfern, die nun in fremder Erde ruhten, sandte Ernst Scherenberg einen warmempfundenen poetischen Gruß (s. u. 14). Dann richteten sich aber die Blicke wieder auf die Gegenwart, auf das neue Reich und den greisen Heldenkaiser, und eine lange Reihe von Hymnen, Oden und dithyrambischen Gesängen erklangen zu seinem Preis und Lobe. Mit am richtigsten entsprach der allgemeinen Stimmung Karl Elze (s. u. 15).

So tönte die Kriegslyrik voll und harmonisch aus. Wie es nicht anders sein konnte, brachte sie gar manches Lied, das nur den Tag überlebte, für den es geschaffen war, aber sie bot auch gar manchen kraftvollen, hochpoetischen Sang, der für alle Zeiten einen Ehrenplatz in unserer Literatur einnehmen wird. Bis zu der hehren Begeisterung der Sänger der Befreiungskriege schwang sie sich zwar nicht empor, dafür war sie aber formschöner und geistreicher und gab außerdem dem nationalen Gedanken einen weit kräftigeren, weit bestimmteren Ausdruck, als dies die Körner, Arndt und Schenkendorf hatten thun können.

Gesammelt erschien die Kriegslyrik von 1870—71 in den Liedern zu Schutz und Trutz von Franz Lipperheide (4 Sammlgn. Berl. 1870—71), dem von Müller von der Werra und Oscar von Baentsch herausgegebenen Album „All-Deutschland“ (Lpzg. 1871), dem von E. Hensing, F. Metzger, Dr. Münch und Dr. Schneider mit vieler Umsicht zusammengestellten Werke „Die Kriegspoesie der Jahre 1870—71“ (6 Bde., Mannheim 1873—74) und in dem von Adolph Enslin compilirten Buche „Der deutsch-französische Krieg 1870—71 in Liedern und Gedichten“ (Berl. 1870), dem auch unter dem Titel „Bibliographie“ ein Verzeichniß der vom Herausgeber berücksichtigten 150 Schriften beigegeben ist. Kritische Werke über die Kriegslyrik veröffentlichten F. H. O. Weddigen unter dem Titel „Die patriotische Dichtung von 1870—71 unter Berücksichtigung der gleichzeitigen politischen Lyrik des Auslandes“ (Essen a. Ruhr 1880) und Alexander Baldi unter dem Titel „Das Deutsch-patriotische und nationale Lied und seine Bedeutung 1813—1870“ (Bamberg 1871) und in geistvollen Essais legten das Wesen der Kriegslyrik dar Rudolf Gottschall in „Unsere Zeit“ (N. Folge VII. Jahrg. 1. Hälfte S. 225 u. ff.) und Joseph Schlüter in der „Deutschen Warte“ (Bd. 2, S. 671 u. ff).

1. Generalmarsch.

Tambour schlag an! Laßt hoch die Fahnen ragen,
Ein Sturmwind braust herauf aus alten Tagen,
Und alte Wunden bluten neu. —
Wie Geisterruf hör' ich's bei Nachtzeit klagen:

Sind Friedrich schon u. Blücher Märchensagen?
Starb deutsche Ehre schon und deutsche Treu?
Hält Euch ein Korse wiederum in Bann?
Hellauf — es will der Morgen tagen!
Tambour schlag an! —

Tambour schlag an! Laßt donnern die Kanonen,
Was liegt uns an Hispaniens Tand und Thronen,
Heut gilt's das deutsche Kaiserreich! —
Daß wir im Glanze deutscher Freiheit wohnen,
Daß einig wurden vierzig Millionen,
Das machte Gallien krank und frech zugleich —
Und wenn ein Strom von Heldenblut verrann,
Gebt Raum den deutschen Bataillonen!
Tambour schlag an! —

Tambour schlag an! Laßt satteln Eure Pferde,
Für Eure Ehre gilt's, für Eure Heerde,
Wenn nicht erlosch die letzte Glut! —
Daß nicht der Wahnwitz siege auf der Erde,
Daß Deutschland nicht von Neuem Sklavin werde.
Zerschmettert endlich die Cäsarenbrut!
Tod ihm, der Netze um Europa spann!
Tod seiner Prätorianerheerde!
Tambour schlag an! —

Tambour schlag an! Laßt Sturm die Glocken läuten,
Nehmt ab die Hochzeitsmyrten Euern Bräuten,
Ein blutig Werben gilt's allein! ·
Und wenn die Wölfe nahn in Löwenhäuten,
Lehrt sie, was deutsche Schläge heut bedeuten!
Wenn Andre auch vom Schrecken starr wie Stein,
Gefeit dagegen sei der deutsche Mann,
Die Freiheit gilt es zu erbeuten!
Tambour schlag an! —

Tambour schlag an! Laßt hundert Brücken bauen,
Und wenn am Rhein die Wetterwolken brauen,
Singt heute noch die Loreley! —
Ich hör ein Lied voll Wollust und voll Grauen,
Und will ein Cäsar ihren Tönen trauen,
Berauscht von ihrer Zaubermelodei —
Daß er im Sieg den Rhein und sie gewann:
Dann rausch' es auf in Deutschlands Gauen!
Tambour schlag an! —

Tambour schlag an! Laßt blasen die Trompeten,
Ob morsche Throne auch in Staub verwehten,
Wir bau'n am neuen deutschen Reich! —
Uns hilft kein David, helfen nicht Propheten,
Zum zweitenmal nicht lassen wir zertreten
Die Ehre Preußens, Deutschlands Hort zugleich.
Hilf Blut und Eisen, und was helfen kann!
Erst nach dem Siege laßt uns beten!
Tambour schlag an! —
Julius Grosse.

2. Hurrah, Germania!

Hurrah, du stolzes, schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juligluth,
Wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemuth
Zum Schutz vor deinen Heerd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da warfst die Sichel du in's Korn,
Den Aehrenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief athmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein, zum Rhein, zum Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit:
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern weit und breit
Die Ernte schnittest Du.
Bei Sichelklang im Aehrenkranz
Die Garben fuhrst Du ein:
Da plötzlich, horch, ein and'rer Tanz!
Das Kriegshorn über'm Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist in's Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Fluth des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist Eins!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
Wir fragen's heut' nicht mehr!
Ein Geist, Ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du große Zeit!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes theure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmuth!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art,
Für jeden heil'gen deutschen Hort,
Hurrah! zur Kriegesfahrt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag!
Nun weh' dir, Gallia!
Weh', daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit Dir!
In's Feld, der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurrah, Germania!
Hurrah, Viktoria!
Hurrah, Germania!

Ferdinand Freiligrath.

3. An Deutschlands Frauen.

Verlass'ne Frau'n und Mütter
Im ganzen deutschen Land,
Ob euer Loos auch bitter,
O haltet wacker Stand!
Zeigt, daß in Euern Herzen
Rinnt echtes deutsches Blut,
Das trotz der tiefsten Schmerzen
Bewahret festen Muth.

Wählt das Gebet als Waffe
Und betet Tag und Nacht,
Daß uns den Sieg verschaffe
Der Herr mit seiner Macht;
Und tritt euch Noth entgegen,
Greift zu nach Gottes Rath!
Ist doch ein treues Pflegen
Der Frauen schönste That! —

Zog auch mit blanker Wehre
Der Jüngling wie der Mann,
Dem Vaterland zur Ehre
Zum ein'gen Heeresbann:
Sie steh'n bei Gott in Gnaden,
Vertrauet ihm allein,
Er wird auf blut'gen Pfaden
Ihr Hort und Helfer sein.

Sind Kinder euch geblieben,
Führt sie an fester Hand,
Und lehrt sie brünstig lieben
Freiheit und Vaterland.
Und müßt ihr einsam weinen,
So lindert euren Schmerz
Und schenkt verwaisten Kleinen
Ein treues Mutterherz.

Julius Sturm.

4. Der erste Sieg.

Ein erster Sieg! Herüber schallt's
Und füllt die Brust mit Wonne:
Uns strahlte in der schönen Pfalz
Von Waterloo die Sonne!
Wie hat's das deutsche Herz erfrischt!
Ein donnernd Hoch den Truppen,
Die unsrem Feinde aufgetischt
Die ersten Prügelsuppen!

Wie warfst ihr keck dem Kugelblitz
Die breite Brust entgegen!
Glück auf! du Sproß vom alten Fritz,
Du kühner, junger Degen!
Durch Waffenlärm und Pulverrauch
Erklingt die frohe Mähre,
Und Deutschland hört's, im blauen Aug'
Die heiße Freudenzähre!

Sie fuhren drein wie Wirbelwind!
Es zeigten unsre Braven,
Daß keine Eisenfresser sind
Die Turkos und Zuaven.
Der erste Zweig zur Lorbeerkron',
Doch lauter Jubel warte!
Wir gaben Herrn Napoleon
Erst die Visitenkarte.

Von des Herrn Sohnes Feuertauf'
Da hörten jüngst wir schnattern —
Geschwind, des Elsaß Thore auf!
Wir kommen als Gevattern!
Wo ist der Vater, wo der Prinz?
Flugs auf des Gaisbergs Rücken! —
Hurrah, das ist mit Zinseszins
Die Rache für Saarbrücken!

Wir tauften auch ein Kindlein hier;
Der Zorn war seine Amme.
Die deutsche Einheit tauften wir
Mit Blut und Feuerflamme!

4. August 1870.

Doch blasen wir noch nicht durch's Land
Berauscht die Siegsposaune!
Es wechselt auch im Kriegesbrand
Des Glückes Gunst und Laune.

Das Eine aber ist gewiß:
Wir werden nicht ermüden!
Geheilt auf ewig ist der Riß
Nun zwischen Nord und Süden.
Geschlossen einig Mann an Mann,
So wird der Feind uns finden:
Wenn je sein Schwert uns schlagen kann,
Nie kann's uns überwinden!

Uns sieht nicht stolz der gute Tag
Und nicht verzagt der schlechte!
Der Sieg — es komm', was kommen mag! —
Bleibt uns und unsrem Rechte!
Nach oben einen frohen Blick,
Voll Dank und Gottvertrauen,
Und dann den Sturmmarsch, Schlachtmusik,
Und muthig eingehauen!

Emil Rittershaus.

5. Die Schlacht von Metz.

Das war eine Schlacht!
Drei Tage lang
Vom Morgen bis zur sinkenden Nacht
Der männermordende Donner kracht
Und des Todes mähende Sichel klang.

Das war eine Schlacht!
Zwischen Kampf und Kampf
Hat der Tod je einen Rasttag gemacht,
Umnebelt vom schwebenden Pulverdampf,
Satt und übersatt
Des Blutes, das er zu gierig trank,
Vom blutigen Mähen so müd und matt,
Daß dem knöchernen Arm die Sichel entsank.

Das war eine Schlacht!
Und als des dritten Tages Gestirn
Zur Rüste ging und von der Berge Firn'
Ihren Schattenschleier senkte die Nacht,
Da lagen Freund und Feind
An die dreißigtausend vereint,
Im stummen Tode friedlich gesellt —
Ein unabsehbar Leichenfeld.
Und auf das klaffende Völkergrab
Lächelt der Mond vom Sternenzelt
Schweigend des Todes Frieden herab.

Das war eine Schlacht!
Die Ihr, das Vaterland
Zu schützen vor Gewaltthat und Schand',
Euch selber zum blutigen Opfer gebracht —
Ihr treuen Todten, du und du
Die im Gefecht
Mit dem Leben besiegelt Deutschlands Recht,
Niedergemäht von des Todes Mahd,
Ausgesäet als des Friedens Saat,
Fahrt wohl, zur ewigen Ruh.

Das war eine Schlacht!
Des Feindes Plan, so keck erdacht,
Zu Schanden gemacht,
Zerrissen, zerschlissen wie sein Heer!
Er selbst, nach knirschender Gegenwehr,
Zurückgeworfen in die Veste Metz!
Dort fest umsponnen mit ehernem Netz,
Mit eiserner Klammer regungslos
An den Fels geschmiedet und bewegungslos,
Aller Hilf' und alles Entrinnens baar,
Aufbäumend in ohnmächtigem Schmerz —
Und der deutsche Aar
Stückweis' ihm zerhackend das zuckende Herz!

Das war eine Schlacht!
Westwärts in wehender Fahnen Pracht,
Mit klingendem Spiele, dran und drauf,
In nimmer aufgehaltenem Lauf
Weit, weit über'n Rhein,
Nach Frankreich hinein
Deutschlands Banner tragend, sein Recht und Ehr!
Im Sturmmarschschritt,
Im Siegesschritt
Wälzt gen Paris sich das deutsche Heer.

Ernst Dohm.

6. Die Trompete von Vionville.

Sie haben Tod und Verderben gespie'n:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Colonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war's, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da, — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein, —
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Todten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Todten, der Todten!

Ferdinand Freiligrath.

7. Die Rosse von Gravelotte.

Heiß war der Tag und blutig die Schlacht,
Kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.

Droben vom Waldsaum nieder in's Thal
Dreimal schmettert Trompetensignal;

Ladet so laut und schmettert so hell,
Ruft die Dragoner zurück zum Appell.

Truppweis, in Rotten, zu Dreien und Zwei'n,
Stellen die tapferen Reiter sich ein.

Aber nicht Alle kehren zurück,
Mancher liegt da mit gebrochenem Blick.

Kam zur Reveille frisch noch und roth,
Liegt beim Appell bleich, blutig und todt.

Ledige Rosse, den Sattel leer,
Irren verwaist auf der Wahlstatt umher.

Doch der Trompete schmetternd Signal
Ruft aus der Ferne zum drittenmal.

Schau, und der Rappe, dort spitzt er das Ohr,
Wiehernd wirft er die Nüstern empor.

Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei,
Trabt ihm zur Seite wie sonst in der Reih!

Selber der blutige Schimmel, so müd,
Hinkt auf drei Beinen und reiht sich in's Glied.

Truppweis, in Rotten, zu Dreien und Zwei'n,
Stellen die ledigen Rosse sich ein.

Rosse wie Reiter verstehn den Appell,
Ruft die Trompete, so sind sie zur Stell.

Ueber dreihundert hat man gezählt,
Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt.

Ueber dreihundert, o blutige Schlacht,
Die so viel Sättel hat ledig gemacht!

Ueber dreihundert, o tapfere Schaar,
Wo bei vier Mann ein Gefallener war!

Ueber dreihundert, o ritterlich Thier,
Ohne den Reiter noch treu dem Panier!

Wenn Ihr die Tapfern von Gravelotte nennt,
Denkt auch der Rosse vom Leibregiment!

Stuttgart, im August 1870.

Karl Gerok.

8. Am dritten September 1870.

Nun laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen
Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen
In Blut und Graus;
Mit allen Mächten
Der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten
Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Vom Rhein gefahren
Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Schaaren
Der Held der Mark.
Die Banner flogen
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte
Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte
Der Würfel Fall
Und bangend lauschte
Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert
Wie bald! zu Staub,
Und heimgefodert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm.
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Emanuel Geibel.

9. Die Einnahme von Straßburg.

Gott sei gelobt, wir haben dich,
Wir halten dich umschlungen!
Einst stahlen welsche Raben dich,
Wir haben sie bezwungen!
In deutschen Armen ruhe weich,
Ruh' aus vom Märtyrthume:
Du bist und bleibst jetzt Stadt im Reich,
Des deutschen Gartens Blume!

O Burg, die an der Straße liegt
Des Reichs der falschen Franken,
Wir haben nur um dich gesiegt!
Gottlob, die Feinde sanken!
Schau' freudig unter Thränen drein:
Wir gießen in die Wunden
Dir Samariteröl hinein,
Gott will's, du sollst gesunden!

Dein Münster steht noch hoch und hehr,
Als deiner Glorie Zeichen,
Trotz Bomben über'm Trümmermeer,
Wacht hält es unter Leichen!
Der deutsche Genius waltet drin,
Strahlt göttlich, unverkümmert!
O herrliche Märtyrerin,
Nicht ward dein Dom zertrümmert!

O Stadt der deutschen Poesie,
Gottfried von Straßburg's Wiege,
Wir lassen dich jetzt nun und nie,
Trophä' der deutschen Siege!
Wir haben dich, das lange Leid
Der Trennung ist entschwunden,
Jetzt doppelt ist der Mutter Freud',
Da sie ihr Kind gefunden!

Wenn selbst im Seine-Babel dort
Sie als Palladium kränzen
Dein Bild am place de la Concorde,
Wie soll's in Deutschland glänzen!
Ganz Deutschland ist ein Blumenflor,
Um, Heldin, dich zu schmücken,
Ganz Deutschland eilt, ein Freudenchor,
Um Lorbeer'n dir zu pflücken!

Was laut an dir der Franzmann preist,
Ist deutsch, es ist die Treue,
Der unverwälschten Treue Geist,
Der alte, ewig neue!
Und so komm an Germania's Herz,
O Maid, du langentbehrte!
Sie grüßt dich strahlendhell im Erz
Mit ihrem Heldenschwerte!

Laß schlagen deines Münsters Uhr,
Denn heut schlug Deutschlands Stunde!
Die Münsteruhr, sie schlage nur
Zu unserm neuen Bunde!
Dort mögen wieder um den Christ
Die zwölf Apostel kreisen,
Denn um ist deine Leidensfrist,
Drum laßt den Herrn uns preisen!

Köln, 28. Sept. 1870.

Johann Fastenrath.

10. Der Kranz von Metz.

Jungfrau Metz! von deinem Haupt
Ist das Kränzlein dir geraubt
Und der Mann der kecken That
Ist des Preußenlands Soldat,
Warb um dich in heißem Drang
Ach! so schwer und ach! so lang.
Warst so spröde, stolzes Kind,
Wie nicht alle Mägdlein sind,
Wehrtest dich so manchen Tag
Selbst mit scharfem Streich und Schlag.
Doch in solchem harten Strauß
Hielt dein Freier tapfer aus,

Scheute Wunden nicht und Tod,
Kälte nicht und bitt're Noth,
Und nun hält er liebewarm
Dich in seinem starken Arm,
Hält an seinem Busen fest
Dich in Liebesgluth gepreßt.
Herrlich ist es ihm geglückt
Und dein Kränzlein liegt zerpflückt,
Jungfrau in der Moselau!
Bist nun eines Kriegers Frau.
Heil dem tapfern deutschen Mann,
Metz, der deinen Kranz gewann.

28. Okt. 1870.

Gustav Schwetschke.

11. Der Fall von Paris.

Ein letzter Blitz, ein letzter Schlag,
Ein letztes dumpfes Rollen,
Und durch die Wolken bricht der Tag!
Im Sonnenglanz auf Thal und Hag
Erstirbt der Wetter Grollen —
So rollet über Land und Meer
Die letzte Siegeskunde hehr,
Erträumt, erhofft, ersehnt, erfleht
In Zorn, in Thränen und Gebet:
Paris, Paris gefallen!
Wohl lauschen jubelnd Herz und Ohr,
Doch über jeden Siegeschor
Schwingt sich ein beſſ'rer Klang empor:
Des Friedens Glocken schallen!

Hoch rauschen ob der Seinestadt
Des deutschen Aares Schwingen,
Zu Boden beugt sich, streitessatt,
Zum Tod getroffen, wund und matt,
Der Feind nach heißem Ringen.
Wohl braust die Kunde, donnergleich,
Durchs weite neuerstandne Reich;
Der letzte Sieg, so schwer erkauft,
In Deutschlands bestem Blut getauft,
Er ist uns heut gekommen!
Wohl flammt der Siegesfeuer Zahl
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal,
Doch höher, heller glänzt der Strahl
Des Friedens, der erglommen!

Vom Reich in's Heer, vom Heer ins Reich
Ein Grüßen heut, ein Klingen,
Ein Jubel wortlos, überreich,
Ein Hoffen, hell und sonnengleich,
Will durch die Herzen dringen!
Bis in der letzten Hütte Raum,
Bis in der ärmsten Seele Traum,

Durch Deutschland hin, vom Fels zum Meer,
Ein Dank, ein Jubel, hell und hehr
Rauscht mächtig auf im Liede,
Und nach des Sieges Donnerklang
Erfülle sich der Herzen Drang,
Und mit des Segens Ueberschwang
Erwache, goldner Friede!

Adolf Stern.

12. Nur kein Diplomat.

An den Grafen Bismarck.

Und kommt's an Dich, so mach' uns froh,
Und thu die letzte That,
Und schreib die Zech' auf Folio —
Nur sei kein Diplomat!

Den Wälschen nimm, so viel Dir lieb,
Gieb uns den deutschen Staat!
Sack' ein, theil' aus, und nimm und gieb,
Nur sei kein Diplomat!

Und reden Dir die Andern drein
Und säßen gern im Rath,
So lade sie zum — Gastmahl ein,
Nur sei kein Diplomat!

Sei starr, sei zäh, Du kannst's, Gottlob!
Und wenn Dir Einer naht,
Sei grob, sei ganz unmenschlich grob,
Nur sei kein Diplomat!

Stuttgart, im September 1870.

Carl Schönhardt.

13. Friede.

Friede, Friede tönt die Glocke
Durch das weite deutsche Land,
Freude strahlend mit dem Frieden
Kommt der Frühling Hand in Hand.

Zu begrüßen, zu beglücken,
Kommen sie, das neue Reich,
Holder Schwester würd'ge Boten,
Sonnenkinder, göttergleich.

Hehre Freiheit, du bist nahe —
Ueber's Todtenfeld gesandt,
Hoch vom Himmel, wirst du heischen
Reichen, vollen Opferbrand.

Einen Altar seh ich flammen,
Eingelöst das Kaiserwort,
Frühling, Freiheit, Friede, Freude:
Tönet, Glocken, tönet fort!

Bühl bei Baden, Hornung 1871.

Ludwig Eichrodt.

14. Den Gefallenen.

Deutsche Sieger, die ihr einsam,
Hingestreckt auf blutgem Sande,
Ausgehaucht die letzten Seufzer
Fern von uns im Feindeslande, —
Euern tausend stillen Hügeln
Senden auf des Liedes Flügeln
Wir der Heimath Grüße zu:
Deutsche Sieger! schlaft in Ruh!

Deutsche Sieger! in das Schlachtfeld
Eingesenkt als theure Saaten,
Seid getrost! bald reift die Ernte
Eurer heldenkühnen Thaten!

Nicht umsonst war euer Ringen!
Unser Lied auf Sturmesschwingen
Trag' euch unsre Schwüre zu!
Deutsche Sieger! schlaft in Ruh!

Deutsche Sieger! nimmer rasten
Werden wir in Süd und Norden,
Bis das deutsche Reich gegründet,
Deutsche Freiheit uns geworden!
Heilig sind uns eure Grüfte,
Und der Gruß der Heimathlüfte
Trägt euch Dankaccorde zu!
Deutsche Sieger! schlaft in Ruh!

Ernst Scherenberg.

15. Kaiser von Deutschland! Dich grüßt mein Lied.

Kaiser von Deutschland! Dich grüßt mein Lied
Mit Orgelschall und Glockenklange,
Und alles was in Lüften zieht
Stimmt brausend ein zu dem Gesange!
Von unsern Bergen donnert's nieder,
Mit unsern Wogen rauscht's empor,
Von Strand zu Strande hallt es wieder,
Von Fels zu Fels Ein Jubelchor.

Der alte Rothbart ist erwacht
Und schwingt sein Schwert vom Bergesgipfel,
Still ward die Rabenbrut der Nacht,
Und Adler jauchzen um die Wipfel:
„Verjüngt ist uns das Reich erstanden,
Am Kaiserthrone kniet der Sieg,
Aus blut'ger That in Feindeslanden
Empor der Einheit Eiche stieg!"

Rings fliegt durch die bekränzten Gau'n
Der Freude ahnungssel'ges Beben,
Mit trunknen Jünglingsaugen schau'n
Hinaus wir in ein neues Leben;

Es leuchtet uns in goldnem Glanze
Ein Volkesfrühling wunderreich,
Und in der Reiche vollem Kranze
Nicht eines prangt dem unsern gleich.

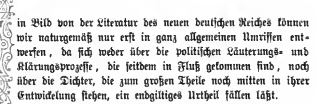
Ihr Kämpfer aus dem heil'gen Streit,
Ihr Freiheitssänger hochgemuthet,
Du Jugend treu und todbereit,
Die du gelitten und geblutet,
Erfüllt sind eures Lebens Träume,
Bald wird der Bau vollendet sein,
Bald führt in seine hohen Räume
Der Kaiser alle Brüder ein.

Du Held warst Führer uns zur Macht,
O woll' es nun zur Freiheit werden,
Gieb frei den Geist, verscheuch' die Nacht,
Laß hellen Tag es sein auf Erden!
O dir fliegt jedes Herz entgegen,
Es streckt nach dir sich jede Hand,
Schütt' aus auch diesen letzten Segen
Auf's theure deutsche Vaterland!

K. Elze.



Im neuen Reich.



Ein Bild von der Literatur des neuen deutschen Reiches können wir naturgemäß nur erst in ganz allgemeinen Umrissen entwerfen, da sich weder über die politischen Läuterungs- und Klärungsprozesse, die seitdem in Fluß gekommen sind, noch über die Dichter, die zum großen Theile noch mitten in ihrer Entwickelung stehen, ein endgiltiges Urtheil fällen läßt.

Nachdem der Festjubel, dem sich ganz Deutschland nach dem Schlusse des Krieges bei der Rückkehr der Truppen hingegeben, wieder verrauscht war, suchte man sich nun in dem so lange ersehnten einigen Reiche behaglich einzurichten; in seiner Phantasie hatte man sich Alles auf's Freundlichste ausgemalt. Die Wirklichkeit bot aber doch ein erheblich anderes Bild, als man erhofft hatte. Man vergaß eben, daß das neue Haus, welches man bezog, noch keineswegs eine in allen Theilen bereits wohleingerichtete Wohnung war, sondern nur erst ein aus kahlen Mauern und einem nothdürftig zusammengezimmerten Dache bestehender Rohbau und daß die schwerste Arbeit, der innere Ausbau des großen Reichsgebäudes, nun erst beginne. Diese Erkenntniß, sowie die mancherlei Unbequemlichkeiten, welche die neuen Einrichtungen und Gesetze, die jetzt geschaffen wurden, mit sich brachten, riefen bei einem großen Theile des Volkes eine arge Mißstimmung hervor, die sich noch durch schwere wirthschaftliche Calamitäten, das Aufwuchern der Socialdemokratie und vor allem den sogenannten Culturkampf, den Conflict des Staates mit der römischen Kirche, erheblich steigerte.

Unbehagen, Mißmuth und selbst Pessimismus sind in Folge dessen auch die vorherrschenden Stimmungen, welche in den poetischen Erzeugnissen der siebziger Jahre zum Ausdruck kommen, während das stolze Gefühl, die deutschen Stämme jetzt wieder zu einem einigen mächtigen Volke zusammengeschlossen zu sehen, verhältnißmäßig wenig zu Tage tritt. Die Schaffenslust ist dadurch jedoch nicht beeinträchtigt worden, sie hat im Gegentheil zugenommen, so daß wir bereits eine sehr große Anzahl neuer Dichter und neuer poetischer Werke anführen müssen.

Die Lyrik pflegten der geistreiche und mit einem überaus feinen Formsinn begabte, aber nur leider oft all' zu trübe und pessimistische Albert Moeser



Wilhelm Jensen.

(geb. 7. Mai 1835), der „Gedichte", „Nacht und Sterne. Neue Gedichte" und „Schauen und Schaffen. Lieder und Balladen" herausgab, der durch eine großartige Weltanschauung imponirende und durch farbenprächtige Cultur- und Naturbilder, besonders durch glänzende Schilderungen des Meeres und der Tropenwelt überraschende Dranmor (Pseud. f. Ferdinand von Schmid, geb. 22. Juli 1823), der „Gesammelte Dichtungen" veröffentlichte, der feinfühlige Heinrich Leuthold (geb. 9. Aug. 1827, gest. 1. Juli 1879), dessen tiefgemüthvolle, formvollendete „Gedichte" erst nach seinem Tode erschienen, Eduard Grisebach (geb. 9. Oct. 1845), der im „Neuen Tannhäuser" und „Tannhäuser in Rom" in klangvollen, kecken Versen den Zauber der süßen Minne feiert, Hermann Grieben (geb. 8. Febr. 1822), der in seinen „Gesammelten Gedichten" namentlich das frische, frohe Wandern am rebenumkränzten Rhein entlang und den goldenen Wein verherrlicht, Stephan Milow (Pseud. f. Stephan von Millenkowics, geb. 9. März 1836), der in seinen „Gedichten", den Elegien „Auf der Scholle", den „Neuen Gedichten" und in der Gedichtsammlung „In der Sonnenwende" besonders für das reine Herzensglück warme und weiche Töne anzuschlagen weiß, Ernst Ziel (geb. 5. Mai 1841), der in seinen „Gedichten" nach edler Harmonie und nach Eleganz des Ausdrucks strebt, Gustav Emil Barthel (geb. 21. Juli 1835), der in seinen Gedichtsammlungen „Scherz und Humor" und „Heiliger Ernst" ein tiefes Gemüth und einen feinen Sinn für Wohllaut bekundet, Woldemar Kaden (geb. 9. Febr. 1838), der in seinen „Durstigen Liedern", und Hermann Dickmann (geb. 21. Juli 1836), der in seiner Gedichtsammlung „Die Welt im Becher" mit vielem Humor die goldige Gabe des Bacchus preist, Richard Schmidt-Cabanis (geb. 22. Juni 1838), der in seinen humoristischen und satirischen Gedichten, die er unter den Titeln „Verstimmte Accorde", „Was die Spottdrossel pfiff", „Zoolyrische Ergüsse" 2c. herausgab, mit köstlicher Laune und geistvollem Witz die Verkehrtheiten der Welt lächerlich macht, Oscar Blumenthal (geb. 13. März 1852), der sich in seinen Spott- und Stachelversen „Aus heiterm Himmel" als ein schlagfertiger und geistreicher Epigrammatiker erweist, Moritz Reymond (geb. 1833), der sich in seinem „Neuen Laienbrevier des Haeckelismus" mit kecker Satire gegen die Ausschreitungen des wissenschaftlichen Dilettantismus, sowie die Anmaßungen der im vollsten Unfehlbarkeitsglauben einherschreitenden Bücher- und Afterweisheit richtet, der frische Sänger der „Lieder eines fahrenden Gesellen", Rudolf Baumbach, Julius von der Traun (Pseud. f. A. J. Schindler), Karl Stieler, Karl Zettel, Hermann Hölty, Max Kalbeck, Ludwig Bauer, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Otto von Leixner, Karl Elze, Arnold Steudener, Moritz Blanckarts, Georg Jäger, Alexis Aar (Pseud. f. Ans. Rumpelt), Friedrich Stork, Fritz Dannemann, Friedrich Fischbach, Hans Elliffen, Ferdinand Groß, Gottlieb Ritter (Pseud f. Th. Zollinger), die Brüder Heinrich und Julius Hart u. A., sowie die Frauen Ada Christen (Pseud. f. Christine von Neupauer, geb. 6. März 1844), Marie Baronin von Ebner-Eschenbach (geb. 13. Sept. 1830), Wilhelmine Gräfin von Wickenburg-Almasy (geb. 8. April 1845), Marie von Ernest u. A.

Von den Epikern, welche im neuen Reiche bis jetzt aufgetreten sind, ist in erster Linie Julius Wolff (geb. 16. Sept. 1834) zu nennen, der sich durch sein Schelmenlied „Till Eulenspiegel redivivus", die Aventiure „Der Rattenfänger von Hameln" und die Weidmannsmär „Der wilde Jäger" schnell einen berühmten Namen machte. Er erquickt durch eine frische Natürlichkeit, packt, besonders in den beiden letzteren Epen, durch eine keck sich entwickelnde Handlung und gewinnt außerdem durch eine große Anzahl passend eingestreuter theils tief gemüthvoller, theils übermüthig heiterer, die Liebeslust und den Lebensgenuß feiernder Lieder. Nach Wolff muß Ernst Eckstein (geb. 6. Febr. 1845) hervorgehoben werden, der die fein humoristischen Epen „Schach der Königin" und „Venus Urania", das groteske Nachtstück „Die Gespenster von Varzin" und die farbenglänzenden, formschönen, lyrisch-epischen Dichtungen „Madeleine" und „Murillo" herausgab. Im großen Publicum machte er sich noch durch seine derb-komischen Gymnasial-Humoresken bekannt. Einen überaus kühnen Gedankenflug unternimmt Adolph Friedrich von Schack (geb. 2. Aug. 1815) in seiner Dichtung „Nächte des Orients", in welcher er dem Pessimismus gegenübertritt. Gegen den Materialismus wendet sich F. W. Weber (geb. 25. Dec. 1813) in seinem von warmem Patriotismus getragenen und in frischer Sprache geschriebenen Epos „Dreizehnlinden". Für den Cultus des Schönen tritt der geistreiche und phantasievolle Alfred Friedmann (geb. 26. Oct. 1845) mit „Merlin", „Orpheus", „Die Feuerprobe der Liebe", „Savilia" rc. ein. Gustav Kastropp veröffentlichte die hochpoetische Dichtung „Kain", Siegfried Lipiner „Der entfesselte Prometheus" und „Renatus", Anton Ohorn „Die Tochter Juda's", Gerhard von Amyntor (Pseud. f. Dagobert von Gerhardt) „Peter Quidams Rheinfahrt" rc.

Das Drama hat sich in den siebziger Jahren einer sehr eifrigen Pflege zu erfreuen gehabt. Die höchsten Ziele steckte sich Heinrich Kruse (geboren 15. Dec. 1815), der sich erst als gereifter Mann der Muse zuwandte. Er ist ein feingebildeter und gedankenreicher Dramatiker, der seine Charaktere mit überraschender Wahrheit und außerordentlicher Lebendigkeit zu zeichnen weiß und in seiner knappen, markigen Sprache alle Laute der Leidenschaft wiederzugeben versteht. Leider ist es ihm bis jetzt noch nicht gelungen, eine straff sich entwickelnde Handlung aufzubauen und sich mit dieser die Bühne zu erobern. Er schrieb „Die Gräfin", „Wullenweber", „König Erich", „Moritz von Sachsen", „Brutus", „Das Mädchen von Byzanz", „Rosamunde", „Der Verbannte" und „Raven Barnekow". Ebenfalls nach klassischer Vollendung strebte G. Conrad (Pseud. f. Prinz Georg von Preußen, geb. 12. Febr. 1826) in seinen Dramen „Phädra", „Electra", „Cleopatra", „Christine von Schweden", „Elfrida von Monte-Salerno", „Bianca Cappello" und „Ferrara". Sämmtliche Tragödien enthalten viele poetische und rhetorische Schönheiten, doch fehlt auch ihnen, wie den Kruse'schen, der dramatische Nerv der Handlung. Sowohl das historische Drama höheren Stils, wie auch das moderne Schau- und Lustspiel, pflegte Adolf Wilbrandt (geb. 24. Aug. 1837). Er trat zuerst mit den hübschen Bluetten „Unerreichbar" und „Jugendliebe" hervor, denen er sodann die Lustspiele „Die Vermählten" und

„Die Maler“ folgen ließ, von denen besonders das Letztere wegen seines kecken, liebenswürdigen Humors allgemein gefiel; später schrieb er noch die Lustspiele „Ein Kampf um's Dasein“, „Die Wege des Glücks“ und „Der Thurm in der Stadtmauer“, denen es aber an frischem Leben fehlt. Von seinen Schauspielen nennen wir „Graf von Hammerstein“, dem es bei einer geistvollen Charakteristik an einer lebhaft sich entwickelnden Handlung mangelt, und „Die Tochter des Herrn Fabricius“, das zwar geschickt aufgebaut ist, aber durch seine grellen Effecte schließlich peinlich wirkt. Von seinen Tragödien heben wir „Gajus Grachus“, „Nero“, „Arria und Messalina“ und „Krimhild“ hervor. Erfolg auf der Bühne hatte nur „Arria und Messalina“, in der die Sittenverderbniß des alten Rom's mit den sattesten und blendendsten Farben geschildert wird. Zugleich sei hier noch bemerkt, daß sich Wilbrandt auch mit Glück als Novellist versucht hat. Von weiteren Dramatikern, die classischen Mustern nachstrebten, verzeichnen wir Martin Greif (Pseud. f. Hermann Frei), der die Tragödien „Nero“, „Corfiz Ulfeldt“ und „Marino Falieri“, Hans Herrig, der „Alexander“, „Kaiser Friedrich der Rothbart“ und „Jerusalem“, Karl Koberstein, der „König Erich XIV.“ und „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden!“, Arthur Fitger, der „Die Hexe“ schrieb, sowie Rudolf Bunge, Julius Werther, Karl Wartenburg, Wilhelm Henzen, Otto Franz Gensichen, Richard Voß, C. F. Meyer von Waldeck, Murad Efendi (Pseud. f. Franz von Werner), Georg Köberle u. A. Mit der Absicht, das Leben der Gegenwart widerzuspiegeln, schuf Paul Lindau (geb. 3. Juni 1839) die Schauspiele „Maria und Magdalena“, „Diana“, „Ein Erfolg“, „Tante Therese“, „Johannistrieb“, „Gräfin Lea“ und „Verschämte Arbeit“; alle diese Stücke stehen daher mitten in der geistigen Atmosphäre unserer Zeit und sind mit den Stimmungen durchsetzt, von denen die Gegenwart erfüllt ist. Der Dialog ist immer geistreich und von sprühendem Witze belebt, die Charakteristik der einzelnen Personen dagegen meist nur eine äußerliche und die Handlung selten eine fester gefügte. Aehnliche Zwecke, wie Lindau, verfolgte Hugo Bürger (Pseud. f. Hugo Lubliner, geb. 22. April 1846) mit dem „Frauenadvocat“, „Gabriele“ und der „Frau ohne Geist“, sowie der auch als Romanschriftsteller bekannte Ernst Wichert (geb. 11. März 1831) mit dem „Narren des Glücks“, dem „Schritt vom Wege“ und dem „Freunde des Fürsten“. Kräftig gezeichnete Bilder aus der österreichischen Bauernwelt entwarf Ludwig Anzengruber (geb. 29. Nov. 1839) in seinen Volksstücken „Der Pfarrer von Kirchfeld“, „Der Meineidbauer“, „Die Kreuzelschreiber“, „Der G'wissenswurm“, „Der ledige Hof“, „'s Jungfernstift“, „Die Trutzige“ &c. Für die leichte Unterhaltung sorgten G. von Moser (geb. 11. Mai 1825) mit den Lustspielen „Ultimo“, „Das Stiftungsfest“, „Der Veilchenfresser“ &c., J. B. von Schweitzer (1833—1875) mit den Schwänken „Epidemisch“, „Großstädtisch“ &c., A. L'Arronge, der Verfasser von „Mein Leopold“, „Dr. Klaus“ und „Wohlthätige Frauen“, Karl Görlitz, Michael Klapp, G. F. Triesch, Anton Günther, (Pseud. f. Elimar Anton Günther, Herzog von Oldenburg), E. Henle, Eduard Bloch &c. Geistreiche Monodramen gab Richard von Meerheimb heraus.

Unter den Romanschriftstellern und Novellisten des neuen deutschen Reiches dürfte Wilhelm Jensen (geb. 15. Febr. 1837) den ersten Platz einnehmen; er ist ein Poet von großer Kraft und Gedankentiefe, ein Meister in der scharfen Zeichnung der Charaktere und ein wahrhaft genialer Schilderer großer Naturereignisse und Naturschauspiele. Leider lagert über seinen Personen und Scenen sehr oft die trübe Wolke des Pessimismus. Große breite Culturbilder sind die Romane „Minatka", „Nach hundert Jahren", „Die Namenlosen", „Nirvana" und „Barthenia", ein farbenprächtiges Marinestück ist die Novelle „Eddystone" und ein überaus feines und mit liebevollster Sorgfalt ausgeführtes Seelengemälde die Novellette „Magister Timotheus". Schilderungen des Gesellschaftslebens, besonders der höheren Kreise, bietet der geistvolle Robert Byr (Pseud. f. Robert Bayer, geb. 1835) in seinen Romanen „Nomaden", „Auf abschüssiger Bahn", „Nachruhm" rc. Ganz neue Farben bringen Georg Ebers (geb. 1. März 1837), Rudolf Lindau (geb. 10. Oct. 1829) und Karl Emil Franzos (geb. 25. Oct. 1848) in die Romanliteratur. Der erstere erschließt uns mit den Romanen „Eine ägyptische Königstochter", „Uarda", »Homo sum« und „Die Schwestern" das alte Aegypten, diese eben so merkwürdige, wie ehrwürdige Culturstätte der Menschheit, und zeigt uns die ganze gigantische Pracht des alten Pharaonenlandes, Rudolf Lindau führt uns in „Gordon Baldwin", „Liquidirt", „Schiffbruch" rc. in das Gesellschafts- und Geschäftsleben der Vereinigten Staaten, China's und Japan's und versteht die Denk- und Handelsweise dieser so eigenartigen Welt mit großem Geschick und vieler Eleganz zu schildern, Franzos breitet in den „Juden von Barnow", den „Stillen Geschichten" rc. die weiten Steppen und Haiden von „Halb-Asien", Podolien, Galizien, der Bukowina, vor uns aus und macht uns mit Menschen und Zuständen bekannt, die uns bisher fast vollständig fremd geblieben waren; dabei erweist er sich als ein Meister feiner Seelenmalerei und als ein vortrefflicher Schilderer der tiefen Melancholie, die auf diesen armen Ländern lastet. Ebenfalls den Osten wählte auch L. v. Sacher-Masoch (geb. 27. Jan. 1836) zum Schauplatze seiner Romane und Novellen, ein Autor von reicher aber völlig ungezügelter Phantasie, der fast immer die Grenzen der Aesthetik überschreitet. Ein großartiges Geschichtsgemälde von fesselnder Gewalt entrollt Felix Dahn (geb. 9. Febr. 1834) in seinem Roman „Ein Kampf um Rom", in welchem er das fast dreißigjährige Ringen der Ostgothen um die Herrschaft Italiens schildert. Das Werk ist ein gigantisches Frescogemälde, in welchem die nationalen Gegensätze scharf und bestimmt hervortreten und das Colorit der Zeit mit erstaunlicher Genialität wiedergegeben ist. Außerdem schrieb Dahn auch mehrere warm-patriotische, effectvolle Dramen („König Roderich", „Deutsche Treue", „Markgraf Rüdeger von Bechelaren" rc.). und bewährte sich in seinen Gedichten auch als ein geistreicher und schwungvoller Lyriker. Schlichter, aber darum nicht minder packend und ergreifend, als „Ein Kampf um Rom", sind die historischen Novellen von Conrad Ferdinand Meyer (geb. 12. Oct. 1825) „Georg Jenatsch" und „Der Heilige;" sie sind mit sicherer Künstlerhand entworfen und mit der warmen Hingabe eines echten Dichters ausgeführt. Einem frischen, liebenswürdigen Realismus huldigt Hans



Georg Ebers.



Hopfen (geb. 3. Jan. 1835) in den Novellen „Der alte Praktikant“ und „Der Böswirth“ und den Romanen „Juschu“ und „Der graue Freund“. Als ein feinsinniges, vielversprechendes Talent ist neuerdings Victor Blüthgen (geb. 4. Jan. 1844) aufgetreten, der in seinen „Bunten Novellen“ durch eine geistvolle Charakteristik und in seinem Märchenstrauße „Hesperiden“ durch anmuthige Naivetät und originellen Humor überraschte. Auch zog Blüthgen die Aufmerksamkeit durch einen Band formschöner und warmempfundener Gedichte auf sich. Als ebenfalls sehr sinnige und volksthümliche Märchen sind die „Träumereien an französischen Kaminen“ von Richard Leander (Ps. f. Richard Volkmann, geb. 17. Aug. 1830) zu bezeichnen. Ferner pflegten den Roman und die Novelle: Friedrich Uhl, Max von Schlägel, Hermann Presber, H. Rosenthal-Bonin, Robert Schweichel, Adolf Stern, Karl August Mayer, Otto Buchwald, K. M. Sauer, Ernst Pasqué, Joh. v. Dewall, E. v. Vincenti, Hans Marbach, Th. H. Pantenius, Adolf Palm (Pseud. f. Ad. Müller), Max Remy, R. Mülbener, Ottomar Beta, Rudolf Elcho, Arnold Wellmer, S. Kohn, Eduard Jost, Maximilian Bern, Paul Bach, Erwin Schlieben, Adolf Brennecke, E. H. Dedenroth, Adolf Streckfuß, Felix Lilla (Pseud. f. J. O. Hansen), Ewald August König, Gregor Samarow (Pseud. f. Georg Meding), A. Mels (Pseud. f. Martin Cohn); im Interesse der römisch-katholischen Kirche: Konrad von Bolanden (Pseud. f. Josef Bischoff, geb. 9. Aug. 1828), Ph. Laicus (Pseud. f. Ph. Wasserburg) und Franz von Seeburg. Humoristische Romane, Humoresken und Satiren schrieben: A. von Winterfeld, Fritz Brentano, Theodor Winkler, Siegmey (Pseud. f. Siegbert Meyer), Bernhard Stavenow, Fritz Mauthner, Julius Stettenheim, Siegmund Haber, Friedrich Schlögl und Daniel Spitzer. Aus der Frauenwelt traten in den Kreis der Romanschriftsteller des neuen deutschen Reiches: die geniale, nur leider oft all' zu grell malende Wilhelmine von Hillern (geb. 11. März 1836), die besonders die höheren Gesellschaftsklassen geistreich charakterisirende Louise von François (geb. 27. Juni 1817), die mit vieler Kenntniß und sicherem Urtheil die socialen Schäden des höheren Beamtenstandes darlegende Adelheid von Auer (Pseud. f. Charlotte von Cosel, geb. 1818), die mit fester Hand lebensvolle Bilder aus dem Emsland zeichnende Emmy von Dincklage (geb. 13. März 1825), die mit lebhafter Phantasie begabte Lodoiska von Blum (Pseud. Ernst von Waldow, geb. 25. Dec. 1841), die gewandte E. Vely (Pseud. f. Emma Simon, geb. 8. Aug. 1848), Clara Bauer (Pseud. Karl Detlef, 1836—1876), Sophie Junghans, Marie von Olfers, Amélie Godin (Pseud. f. A. Linz), Helene von Hülsen, Franziska von Stengel, Fanny Arndt-Blaschnigg, Sophie Verena (Pseud. f. S. Alberti), Bertha Augusti, Eufemia Gräfin von Ballestrem di Castellengo, Meta Wellmer, E. Werber, Marie Zedelius (Pseud. F. L. Reimar), Luise Reinhardt (Pseud. Ernst Fritze), Anna Weidenmüller u. A.

Ein Gesammturtheil über diese vielen neuen Triebe des deutschen Dichterwaldes glauben wir noch nicht fällen zu dürfen; dagegen werfen wir noch einmal einen Blick auf den langen Weg, den wir von den Epigonen des Weimarischen Dichterkreises aus bis in das neue deutsche Reich hinein zurückgelegt haben, und da

drängt sich uns denn die Ueberzeugung auf, daß wir trotz aller Hemmnisse fort und fort vorwärts geschritten sind, auch fort und fort den richtigen Weg verfolgt und in der Hauptsache das Resultat, nach welchem wir strebten, erreicht haben. Die Kluft, welche bisher zwischen unserer inneren Bildung und unserm staatlichen Dasein bestand und jede gesunde harmonische nationale Entwickelung hinderte, ist verschwunden; wir stehen jetzt — in erster Linie Dank des nationalen Geistes, den die Dichter durch alle Jahrzehnte in allen Kreisen des Volkes weckten, hegten und pflegten — auf dem breiten Fundamente des neuen deutschen Reiches. Eine große trüb-ernste Culturperiode, die mehr denn zwei Jahrhunderte umfaßt, ist damit zum Abschluß gekommen und eine neue hat begonnen; möge diese neue einen weiteren Schritt zur Veredelung des Menschengeschlechtes, dem Endziele aller Culturbestrebungen, bilden und möge er freudiger und leichter gethan werden können, als dieser soeben zurückgelegte!





Felix Dahn.

Die wissenschaftliche Literatur

seit 1830.

Mit dem Jahre 1830 vollzog sich nicht nur im politischen und gesellschaftlichen Leben unseres Volkes und auf dem Gebiete der Poesie eine große allgemeine Wandelung, sondern auch auf allen Gebieten der Wissenschaft. Auch die Fachkreise, die sich bisher fast ängstlich vom öffentlichen Leben abgeschlossen hatten, traf der frische Hauch, der aus Frankreich kam, und auch in der Gelehrtenwelt trat nun das Bestreben hervor, sich enger an das nationale Leben anzuschließen. Unter der Devise „Bildung macht frei!" ließen es sich fortan die Gelehrten aller Disciplinen angelegen sein, die Resultate ihrer Forschungen auch dem großen Publicum mitzutheilen und nutzbar zu machen, wodurch ein allgemeines Bestreben nach klarer, populärer Darstellung und nach einem flüssigen und eleganten Stile erwachte. Da außerdem sehr viele wichtige Erfindungen gemacht wurden und verschiedene Wissenschaften zu überaus glänzenden Resultaten gelangten, so hat die deutsche wissenschaftliche Prosa seit 1830 sowohl was die formelle Seite, den Stil, anlangt, als auch was die materielle Seite, die Erweiterung und Vertiefung der Wissenschaft betrifft, sehr erhebliche Fortschritte gemacht, die geringsten noch auf dem Gebiete der Philosophie.

Durch das Zerfallen der Hegel'schen Schule (s. S. 216) wurde das Ansehen der **Philosophie** erheblich geschädigt, außerdem beschränkte der Materialismus, der immer mehr um sich zu greifen begann, ihr Gebiet, so daß sich seit Hegel ein herrschendes System nicht wieder erhoben hat. Am meisten hat die historische Betrachtung der Philosophie gewonnen in einer Reihe von umfassenderen und specielleren Werken, von denen als die bedeutendsten die Schriften von Ed. Zeller (geb. 1814), der „Die Philosophie der Griechen", Kuno Fischer (geb. 1824), der eine „Geschichte der neueren Philosophie", Friedrich Ueberweg (1826—1871), der einen „Grundriß der Geschichte der Philosophie" verfaßte, Oswald Marbach,

Albert Schwegeler und W. Windelband genannt sein mögen. Der logischen Forschung wandten sich mit Erfolg die Studien von F. A. Trendelenburg (1802—1872) zu. Die ihrem inneren Princip nach sehr zersplitterte Psychologie behandelten in verschiedener Weise K. Fortlage, J. Schaller, K. G. Carus, Karl Vogt u. A. Versöhnung der Philosophie und Religion suchten anzubahnen Immanuel Hermann Fichte (1797—1879) und Hermann Ulrici (geb. 1806). Beiträge zu verschiedenen Zweigen dieser Wissenschaft bot in lichtvoller Weise Jürgen Bona Meyer (geb. 1829) in seinen „Philosophischen Zeitfragen" und den Abhandlungen „Weltelend und Weltschmerz", „Zum Bildungskampf unserer Zeit" rc. „Philosophische Monatshefte" giebt C. Schaarschmidt, eine „Philosophische Bibliothek" J. H. von Kirchmann heraus.

Für die Wissenschaft des Schönen gestalteten sich die Verhältnisse günstiger; ein vorzügliches Werk „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen", verfaßte der geistvolle Friedrich Theodor Vischer (geb. 1807); nicht minder bedeutend ist die „Aesthetik" von Moritz Carrière (geb. 1817). Weitere Werke über die Wissenschaft des Schönen verfaßten K. Köstlin, C. Lemcke, R. Zimmermann u. A. Ueber das Komische schrieb Arnold Ruge, über das Häßliche Karl Rosenkranz. Ueber die Poesie im Allgemeinen verbreiteten sich Moritz Carrière, Rudolf Gottschall, Ernst Kleinpaul und Werner Hahn; über die Kunst der Prosa sprach sich Theodor Mundt aus; speciell die Aesthetik, den Bau rc. der Dramen behandelten Gustav Freytag, Rudolf Gottschall, Richard Wagner, Wilhelm Wackernagel, Theodor Rötscher u. A. Einen „Versuch einer Theorie des Roman's und der Erzählkunst" verfaßte Heinrich Keiter. Die Aesthetik der Musik erläutert Heinrich Adolf Köstlin in seinem Werke „Die Tonkunst"; eine Geschichte der Musik schrieben Franz Brendel und August Wilhelm Ambros; eine Geschichte der Kirchenmusik verfaßte J. Sittard. In einzelnen Abhandlungen verbreiteten sich über Wesen und Schönheit der Musik Ferdinand Hiller, W. H. Riehl u. A. Die Rhetorik nahm einen sehr bedeutenden Aufschwung, hauptsächlich in Folge des regeren gesellschaftlichen und politischen Lebens. Als evangelische Kanzelredner thaten sich hervor Alexander Schweizer, Karl Grüneisen, der auch als Volksschriftsteller bekannte Johann Friedrich Ahlfeld, Gottlieb Christoph Adolf Harleß, Daniel Schenkel, Christian Palmer, Karl Heinrich Wilhelm Schwarz, Karl Gerok, als katholische Melchior von Diepenbrok, Heinrich Förster und vor Allem Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler, als politische Redner der schwungvolle und geistreiche Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Fürst Bismarck, Heinrich von Gagern, Rudolf von Bennigsen, Georg von Vincke, B. F. L. Waldeck, Julius Stahl, Friedrich Daniel Bassermann, Robert Blum, Ferdinand Lassalle, Hermann von Mallinckrodt, Eduard Lasker u. A. Die Gesetze der Rhetorik entwickelten F. L. Schröder in seinem sehr gediegenen „Declamationsunterricht", Roderich Benedix in seinem dreibändigen Werke „Der mündliche Vortrag" und Emil Palleske in seinem Buche „Die Kunst des Vortrags". Der literarischen Kritik sind gewidmet außer den bereits S. 217 genannten „Blättern für literarische Unterhaltung" das von Friedrich Zarncke herausgegebene, in Leipzig erscheinende „Lite-

rarische Centralblatt", die von Max Roediger redigirte, in Berlin erscheinende „Deutsche Litteraturzeitung", das von Wilhelm Herbst herausgegebene, in Gotha erscheinende „Deutsche Literaturblatt", die von Johannes Proelß und Julius Riffert herausgegebene, in Leipzig erscheinende „Allgemeine Literarische Correspondenz", die von Max Stempel herausgegebenen, in Berlin erscheinenden Monatshefte für Dichtkunst und Kritik „Die Literatur", der von Fr. Hülskamp und Hermann Rump herausgegebene, in Münster erscheinende „Literarische Handweiser zunächst für das katholische Deutschland", die in Freiburg i. B. erscheinende „Literarische Rundschau", der von Theodor Lissner redigirte, in Leipzig erscheinende „Allgemeine Literarische Wochen-Bericht" und das von W. Engel herausgegebene, in Leipzig erscheinende „Magazin für die Literatur des Auslandes". Die Theorie der bildenden Kunst und die Kunstgeschichte behandelte zunächst Franz Kugler in seiner gediegenen Schrift „Denkmäler der bildenden Kunst des Mittelalters in den preußischen Staaten", seinem „Handbuche der Geschichte der Malerei von Constantin bis auf die neuere Zeit" und seinem „Handbuch der Kunstgeschichte", dann ganz besonders geistvoll Wilhelm Lübke (geb. 1826) in seinem „Grundriß der Kunstgeschichte" und seiner „Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart", ferner der gediegene Alfred Woltmann in seiner „Geschichte der Malerei", Karl Schnaase in der unter der Mitwirkung von Karl v. Lützow, Karl Friederichs, Rudolf Rahn, Wilhelm Lübke und Alfred Woltmann herausgegebenen großen, auf den gründlichsten Studien fußenden „Geschichte der bildenden Künste", Ernst Förster, Hermann Riegel, Hermann Grimm, Jacob Burckhardt, A. Springer, K. Justi, Otto von Leixner, K. Woermann, R. Dohme, Adolph Stahr, Hermann Hettner u. A. Eine „Zeitschrift für bildende Kunst" giebt Karl von Lützow zu Leipzig heraus. Der Pädagogik fehlte es an einem neuen, schöpferischen Talente, man bewegte sich daher auch ferner noch in den Bahnen Pestalozzi's, erweiterte und vervollständigte aber dessen Erziehungslehre nach allen Seiten hin. Für das Elementarschulwesen machten sich verdient Johann Baptist Graser (1766—1841), der zuerst darauf hinwies, daß der Leseunterricht mit dem Schreibunterricht verbunden werden müsse, Heinrich Gräfe (1802—1868), der eine „Allgemeine Pädagogik" und die Werke „Deutsche Volksschule", „Erziehungsresultate" xc. schrieb, und vor Allem der treffliche Friedrich Adolf Diesterweg (1790—1866), der für eine freiere Richtung und gegen die vielen mechanischen Gedächtnißübungen sprach. Er gab von 1827 bis 1856 die „Rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht" heraus, die viel zur Aufklärung und Belehrung beitrugen, ferner einen „Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer" und viele Schulbücher. Den Bestrebungen Diesterweg's entgegen trat Wilhelm Harnisch (1787—1864), der in seinem „Handbuch für das deutsche Volksschulwesen", seinem Buche „Die deutsche Bürgerschule" xc. den orthodox-conservativen Standpunkt einnahm und den viel berufenen Stiehl'schen „Preußischen Schulregulativen", die von 1854—1872 zu Recht bestanden, den Weg ebnete. Die Förderung des höheren Schulunterrichts ließen sich Ernst Innocenz Hauschild (1808—1866), Johann Karl Christoph Vogel, Hermann August Theodor Köchly, Bruno Meyer, Friedrich

Wilhelm Klumpp, F. E. Beneke, Spilleke u. A. angelegen sein. Dem mehr und mehr aufstrebenden Realismus suchte man dadurch gerecht zu werden, daß man neben den Gymnasien sogenannte Realschulen in's Leben rief, in denen man die Schüler mehr zu einem praktischen Lebensberufe vorzubereiten strebt. Dabei stellte Hauschild den Grundsatz auf: „Die neue Zeit fordert von allen Gelehrten nicht nur Gelehrsamkeit, sondern vor allem Bildung, und diese Bildung ist die Bildung der Neuzeit", den jedoch nur ein Theil der Pädagogen acceptirte. In Folge dessen ist die Frage, ob man auch ferner noch die humanistische Bildung, oder nun fortan die reale, die mathematisch-naturwissenschaftliche, als die Grundlage des höheren Unterrichts betrachten müsse, noch eine offene, ja neuerdings ist „Hie Gymnasium!" — „Hie Realschule!" sogar ein Kriegsgeschrei geworden. Eine Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens verfaßte K. A. Schmid, eine „Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit" Karl von Raumer. Eine „Erziehungsschule. Zeitschrift für Reform der Jugenderziehung" giebt E. Barth zu Leipzig, eine „Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands" H. A. Weiske ebenfalls in Leipzig heraus, eine „Rundschau über das Unterrichtswesen aller Länder" erscheint in Berlin. Auf die Erziehung günstig einwirkende Jugendschriften verfaßten der gemüthvolle Gustav Nieritz (1795—1876), der eine große Menge Erzählungen, darunter „Der blinde Knabe", „Die fliegende Capelle", „Das vierte Gebot" u. schrieb, Franz Hoffmann (geb. 1814), der sich besonders durch seinen „Deutschen Jugendfreund" beliebt machte, Hermann Kletke, der sich mit seinem „Savoyardenknaben" viele Freunde erwarb, Hübner-Trams, der auch eine Anzahl finniger Spiele erfand, Richard Baron, Theodor Dielitz, Ferdinand Schmidt, Oskar Höcker, der Märchendichter Ludwig Bechstein, die Fabeldichter Wilhelm Hey und Karl Fröhlich u. A., sodann die Schriftstellerinnen Thekla von Gumpert (geb. 1810), deren mit vielem Tacte redigirtes „Töchteralbum" eine große Verbreitung fand, Clementine Helm (verehelichte Beyrich, geb. 1825), deren humorvolle, anmuthige Erzählung „Backfischchens Leiden und Freuden" ein Lieblingsbuch der jungen Mädchen geworden ist, die gemüthvolle Ottilie Wildermuth, Clara Cron, Lina Morgenstern, Julie Ruhkopf, Luise Pichler, Isabella Braun, Rosalie Koch u. A. Den frischen fröhlichen Kindersinn suchten durch Kinderlieder zu fördern und zu erhalten Hoffmann von Fallersleben, dessen Lieder wir bereits S. 317 gedachten, Friedrich Güll (1812—1879), dessen tief gemüthvolle und anmuthige „Kinderheimath in Bildern und Liedern" bei weitem noch nicht die Würdigung beim großen Publicum gefunden hat, die sie verdient, der heitere, neckische Robert Reinick, der originelle Victor Blüthgen, Rudolf Löwenstein, Johannes Trojan, Hermann Kletke, Julius Sturm, Franz Pocci, Georg Scherer u. A. Eine nach pädagogischen Grundsätzen vorzüglich redigirte illustrirte Monatsschrift „Deutsche Jugend" giebt Julius Lohmeyer in Leipzig heraus; in Dresden erscheint „Die Kinderlaube", in Hamburg die „Zeitschrift für die Erholungsstunden der Jugend", in Halle eine „Illustrirte Zeitung für kleine Leute", in Danzig eine „Germanische Jugendzeitung", in München die Zeitschrift „Jugendblätter", redigirt von Isabella Braun; eine „Zeit-

schrift für weibliche Bildung" giebt Richard Schornstein und Alwin Victor in Leipzig heraus. Eine mit vieler Umsicht zusammengestellte „Geschichte der deutschen Jugendliteratur" (Berl., 2. Aufl. 1877) lieferte A. Merget, eine „Kurze Uebersicht der Entwickelung der deutschen Jugendliteratur, begleitet von Rathschlägen zur Begründung von Jugendbibliotheken" (Zürich 1880) verfaßte F. Zehender, ein kleines hauptsächlich für die Hand des Lehrers und der Lehrerin bestimmtes, sehr praktisch eingerichtetes Buch „Deutsche Jugendliteratur und Methodik des deutschen Unterrichts in katechetischer Form" (Lpzg. 1878) ein ungenannter Schulmann.

Auf dem Gebiete der **Theologie** gingen in den letzten fünfzig Jahren sehr bedeutende Wandlungen vor. Zunächst machte sich das Bestreben geltend, die Macht des Rationalismus zu brechen. Diese Aufgabe stellten sich besonders August Neander (1789—1850), August Tholuk (1799—1877) und E. W. Hengstenberg (1802—1869); sie wurden dadurch die Begründer der sogenannten bibelgläubigen Richtung, auch neuerer wissenschaftlicher Pietismus genannt. Neander's Hauptgrundsatz war „Das Herz ist es, was den Theologen macht", doch widmete er sich weniger der Dogmatik, als vielmehr der Kirchengeschichte. Als seine bedeutendsten Werke dürfen die „Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche", die „Geschichte der Pflanzung und Leitung der Kirche durch die Apostel" und das „Leben Jesu" betrachtet werden, die sich hauptsächlich durch geistvolle Charakteristiken auszeichnen. Einen noch größeren Nachdruck auf das Gemüth, das Gefühl legte Tholuk, der die Hauptaufgabe der frommen Christen „in dem Sichanschmiegen des tiefsten Gefühlslebens an die göttliche Gestalt Jesu" sah. Es war ihm daher bei seinem Wirken auch weniger um strenge Wissenschaftlichkeit, als vielmehr um die Erweckung einer tieferen religiösen Begeisterung zu thun; in Folge dessen stand ihm auch die innige Herzensfrömmigkeit höher, als die genaue Formulirung der christlichen Lehren und die juridisch gesetzmäßige Geltung der Symbole. Doch hielt er streng an dem „ganzen ungetheilten geschichtlichen Christus" und an der „Wirklichkeit des Wunders" fest. Später, als der Rationalismus vollständig verschwunden war, trat er zu den sogenannten Vermittelungstheologen. Seine wichtigsten Schriften sind ein „Praktischer Commentar zu den Psalmen", eine „Vorgeschichte des Rationalismus", eine „Geschichte des Rationalismus" und ein „Commentar zum Neuen Testamente". Anders als Neander und Tholuk verfuhr Hengstenberg, der zur finstern Orthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts zurückging und eine unerschütterliche „Bekenntnißtreue" und einen unantastbaren Bibelglauben verlangte. Zur Unterstützung seiner Bestrebungen gründete er 1827 die „Evangelische Kirchenzeitung", die bald einen großen Einfluß gewann. Später bildete er mit den Seinen, F. J. Stahl, C. E. Luthardt, G. Ch. A. Harleß, Franz Delitzsch, A. F. Ch. Vilmar u. A., die Gruppe der Confessionalisten. Seine Hauptwerke sind eine Reihe von Commentaren zum alten und neuen Testamente. Neben den Neander, Tholuk und Hengstenberg suchte auch die Schleiermacher'sche Gemeinde immer mehr an Terrain zu gewinnen, spaltete sich aber bald in eine „Rechte" und eine „Linke",

wobei die Schleiermacher'schen Grundsätze verschiedene Modificationen erfuhren. Die erstere, welcher man den Namen „Vermittelungstheologie" beilegte, suchte eine Vermittelung zwischen dem alten Glauben und der modernen Freisinnigkeit herbeizuführen, und zu ihr bekannten sich K. J. Nitzsch, der ein „System der christlichen Lehre", Karl Ullmann, der „Die Sündlosigkeit Jesu" und „Das Wesen des Christenthums", Julius Müller, der „Die christliche Lehre von der Sünde", Willibald Beyschlag, der „Die Christologie des Neuen Testamentes" und „Die Paulinische Theodicee" schrieb, u. A., die letztere verlangte unbeengte freie Forschung und wird daher mit dem Namen „Freie protestantische Theologie" bezeichnet. Aus ihr ging 1865 der „Protestantenverein" hervor. Die bedeutendsten Stützen der „Freien protestantischen Theologie" waren Carl Schwarz, der die Schrift „Zur Geschichte der deutschen Theologie" und „Predigten aus der Gegenwart", Daniel Schenkel, der das Werk „Das Wesen des Protestantismus aus den Quellen des Reformationszeitalters", „Das Charakterbild Jesu", „Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaction" ꝛc., Josias von Bunsen, der das umfangreiche „Bibelwerk für die Gemeinde" herausgab, u. A. Das Organ dieser Schleiermacher'schen Linken ist die „Protestantische Kirchenzeitung", welche 1854 gegründet wurde und zur Zeit von J. C. Websky herausgegeben wird. Das meiste Interesse wußte die speculative Theologie auf sich zu ziehen; sie ging aus der Hegel'schen Philosophie hervor und fand ihren glänzendsten Vertreter in David Friedrich Strauß (1808—1874), der 1835 ein „Leben Jesu" herausgab, das in der gesammten gebildeten Welt das größte Aufsehen erregte. Strauß stellte in diesem Werke den Satz auf, daß das Bild Christi in den Evangelien ein Product der absichtslos dichtenden, durch alttestamentliche, besonders messianische Bilder bestimmten Sage sei, deren historischer Kern im Dunkeln bleibe, daß Christus, auf den die messianischen Prädicate von der Gemeinde übertragen seien, keine übernatürliche Erscheinung gewesen sein könne, da das Wunder überhaupt eine Unmöglichkeit enthalte, weßhalb auch die vier Evangelien nicht von den Aposteln oder von Augenzeugen stammen können, weil ihnen sonst bei ihrem besseren Wissen absichtliche Erdichtungen zugemuthet werden müßten. Später erwies sich Strauß mit seinen Schriften „Schubarts Leben in seinen Briefen", „Christian Märklin", „Leben und Schriften des Dichters Nicodemus Frischlin", „Ulrich von Hutten", „Voltaire" ꝛc. auch als ein geistvoller Biograph. Der sogenannten „mythischen Anschauung" Strauß' trat Bruno Bauer mit seiner „Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes" und seiner „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" und Ludwig Andreas Feuerbach mit seinem Werke über das „Wesen des Christenthums" bei, während Theodor Keim in seiner „Geschichte Jesu von Nazara" den Glauben mit der speculativen Kritik zu versöhnen suchte. Neben den Vertretern der speculativen Theologie ging die Tübinger Schule her, die, ebenfalls auf der Hegel'schen Philosophie fußend, sich hauptsächlich der Urgeschichte des Christenthums zuwandte. Das Haupt der Schule war Ferdinand Christian Baur (1792—1860), der in seinen Werken „Die sogenannten Pastoralbriefe des Paulus", „Die Epochen

der kirchlichen Geschichtschreibung", „Das Marcus-Evangelium nach seinem Ursprunge und Charakter" nachwies, daß die meisten Schriften des neuen Testamentes erst im zweiten Jahrhundert verfaßt seien, und zwar als Tendenzschriften. Baur schlossen sich E. G. Zeller, A. B. Ch. Hilgenfeld, K. R. Köstlin u. A. an. — Von den katholischen theologischen Schriftstellern heben wir hervor J. A. Möhler, der „Die Einheit in der Kirche oder das Prinzip des Katholicismus" und eine geistvolle „Symbolik", Leopold Schmid, der ein vierbändiges von freisinnigen Ansichten getragenes Werk „Der Geist des Katholicismus, oder Grundlegung der christlichen Irenik" und Ignaz von Döllinger, der das von großer Gelehrsamkeit zeugende Buch „Papstfabeln des Mittelalters" und die werthvolle Schrift „Papstthum und Kirchenstaat" verfaßte. Ueber Joseph von Görres sprachen wir bereits (s. S. 107). Eine „Zeitschrift für katholische Theologie" geben J. Wieser und F. Stentrup, eine Zeitschrift „Der Katholik" J. B. Heinrich und Ch. Moufang heraus. Von den Schriftstellern, welche für die altkatholische Bewegung eintraten, sind Joseph Hubert Reinkens, der über „die päpstlichen Decrete vom 18. Juli 1870", Johann Friedrich, der ein hochinteressantes „Tagebuch, während des Vatican-Concil's geführt", herausgab, Friedrich Michelis, Johann Huber u. A. zu nennen. Das Organ der Altkatholiken ist der „Deutsche Merkur", welcher zur Zeit von A. Gatzenmeier redigirt wird.

Zu ganz ungeahnt hoher Blüthe entwickelte sich in dem vorliegenden Zeitraum das **Studium der Natur.** Eine neue Natur-Auffassung brach sich Bahn in Folge der von dem Engländer Charles Darwin (geb. 1809) aufgestellten Selections-Theorie, nach der die ganze heutige organische Welt durch die stufenweise Modification jener Typen, welche früher existirten, entstanden ist. Mit Begeisterung schloß sich dieser Theorie, auch kurzweg Darwinismus genannt, Ernst Häckel (geb. 1834) an, der eine „Natürliche Schöpfungsgeschichte", eine Schrift über „Entstehung und Stammbaum des Menschengeschlechtes" &c. schrieb und noch über die ursprünglichen Ansichten Darwins hinausging, wodurch er eine Menge von Streitschriften hervorrief. In wesentlichem Sinne neu geschaffen wurden die Disciplinen der Physiologie und Anthropologie, deren Erforschung in den speciellen Untersuchungen ausgezeichneter Gelehrten, wie J. Müller, E. Du Bois-Reymond, E. Pflüger, A. Fick, ruht und deren Resultate weiteren Kreisen zugänglich zu machen J. Moleschott in seinem Buche „Kreislauf des Lebens", Louis Büchner in seinen Werken „Kraft und Stoff", „Natur und Geist", „Der Mensch und seine Stellung in der Natur" &c., Karl Vogt in seinen „Physiologischen Briefen", seinen „Vorlesungen über den Menschen" &c. versucht haben. In verschiedenen Zweigen, durch wissenschaftliche Forschung sowohl, als durch edle Popularisirung, ist Rudolph Virchow (geb. 1821) thätig. Die allgemeine Naturwissenschaft bearbeiteten Maximilian Perty, Otto Ule, H. Rebau, Hermann Burmeister, Hermann Masius, E. A. Roßmäßler, Friedrich Schödler u. A.; die Mineralogie und Geologie Leopold von Buch, Bernhard von Cotta, J. F. Pfaff, Karl Friedrich Naumann, Oswald Heer, Franz von Kobell, F. A. Quenstedt u. A.; die Botanik Matthias Jakob Schleiden, J. Sachs, J. Hanstein,

H. R. Göppert, A. de Bary u. A.; die Zoologie Eduard Pöppig, Alfred Eduard Brehm, Friedrich von Tschudi, Karl Ruß u. A. Der Chemie eröffnete der geniale Justus Liebig (1803—1873) ganz neue Gebiete, die dann F. J. Otto, Hermann Kolbe, Adolf Strecker, A. W. Hofmann, A. Kekulé u. A. weiter bebauten. Astronomische Werke verfaßten J. H. Mädler, Hermann Klein, J. K. F. Zöllner u. A. Auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde setzten die bahnbrechenden Forschungen Karl Ritter's (1779—1859) in umfassenden Werken fort O. Peschel, G. A. von Klöden, H. A. Daniel, während zahlreiche Forscher und Reisende: Adolf Ermann, Ida Pfeiffer, H. Barth, Karl von Scherzer, Moritz Friedrich Wagner, August Petermann, Adolf Bastian, Theodor von Heuglin, Robert Berthold Avé-Lallement, Ferdinand Hochstetter, die Gebrüder Schlagintweit, Georg Schweinfurt, G. Fritsch, C. B. Klunzinger, Friedrich von Hellwald, Adolf Ebeling, O. Fraas, K. Ganzenmüller u. A. sich durch weite kühne Erforschungsreisen und geschmackvolle Darlegung der Ergebnisse, oder durch mit Umsicht hergestellte Compilationen verdient machten. Auch eine sehr reiche naturwissenschaftliche Journalliteratur entwickelte sich; E. Krause giebt einen „Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung", K. Müller „Die Natur", W. Sklarek den „Naturforscher", Hermann Klein die „Gäa. Zeitschrift zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse" und den „Sirius. Zeitschrift für populäre Astronomie", F. C. Noll den „Zoologischen Garten" und A. Engler die „Botanischen Jahrbücher" heraus. Im Interesse der Länder- und Völkerkunde erscheinen: „A. Petermann's Mittheilungen", herausgegeben von E. Behm, der „Globus", herausgegeben von Rich. Kiepert, „Das Ausland", redigirt von Fr. v. Hellwald, „Aus allen Welttheilen", redigirt von H. Toeppen und die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik", herausgegeben von Karl Arendts.

Der Physik wurde ein neues Feld durch die Spectralanalyse eröffnet, die R. W. Bunsen (geb. 1811) und G. R. Kirchhoff (geb. 1824) erfanden, nachdem ihnen Joseph von Frauenhofer die Wege geebnet hatte. Als ein weiterer hervorragender Forscher auf physikalischem Gebiete ist H. L. F. Helmholtz (geb. 1821) zu nennen. Lehrbücher der Physik schrieben W. Eisenlohr, Adolf Wüllner, R. A. H. Kohlrausch u. A. Das Gebäude der Mathematik wurde besonders durch Jakob Steiner, der als der bedeutendste Förderer der neueren Geometrie zu betrachten ist, und durch P. G. L. Dirichlet, der wichtige Arbeiten über die Zahlentheorie lieferte, weiter ausgebaut. Eine „Geschichte der mathematischen Wissenschaften bis zum Ende des 18. Jahrhunderts" schrieb Suter. Um die populäre Medicin machten sich in hervorragender Weise verdient Karl Ernst Bock (1809—1874), der neben verschiedenen rein wissenschaftlichen Arbeiten das bekannte „Buch vom gesunden und kranken Menschen", das sehr beachtenswerthe Schriftchen „Die Pflege des Schulkindes" u. a. verfaßte, und K. H. W. Reclam, der ein „Lehrbuch der vernünftigen Lebensweise" herausgab und 1875 die populär-medicinische Zeitschrift „Gesundheit" begründete.

In der **Sprachwissenschaft** trat neben die von den Gebrüder Grimm begründete historische die vergleichende Sprachforschung, welche bestrebt ist, aus

der Vergleichung aller Sprachen mit einander die Gesetze der Sprachbildung zu erforschen. Ihr Haupterfolg besteht bis jetzt in dem Nachweise, daß die Sprachen aller Völker des südwestlichen Asiens und fast ganz Europa's aus einer gemeinsamen, uns nicht mehr erhaltenen Muttersprache entsprungen sind. Der Schöpfer der vergleichenden Sprachforschung ist Franz Bopp (1791—1867), der das großartige Werk „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Gothischen und Deutschen" herausgab; ihm schlossen sich an Friedrich August Pott (geb. 1802), der wichtige „Etymologische Forschungen" veröffentlichte, August Schleicher (geb. 1821), der die Werke „Die Sprachen Europa's", „Compendium der vergleichenden Grammatik" 2c. verfaßte, Albert Kuhn (geb. 1812), der 1853 die „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung" begründete und seitdem redigirt, Heinrich Steinthal, Max Müller u. A. Philosophische Werke über die Sprache schrieben Lazarus Geiger und Ludwig Noiré. Durch die Erweiterung und Vertiefung der Kenntniß der einzelnen Sprachstämme und Sprachen haben sich um die vergleichende Sprachforschung verdient gemacht: Chr. Lassen, R. Roth, O. Böthlingk, Th. Benefey, A. Weber, die die altindische, Fr. Spiegel, H. Brockhaus, M. Haug, F. Justi, die die altpersische, Fr. Miklosich und A. Leskien, die die slavische, G. Nesselmann und A. Schleicher, die die litauische, J. K. Zeuß und H. Ebel, die die keltische durchforschten. Einen erheblichen Aufschwung nahm auch das Studium der classischen Sprachen, besonders durch F. Ritschl, Th. Mommsen, Th. Bergk und vor Allen durch Georg Curtius, ebenso das der romanischen Sprachen, welches durch Friedrich Diez auf neue Grundlagen gestellt, hauptsächlich durch N. Delius, Karl Bartsch, K. A. F. Mahn, August Fuchs u. A. gepflegt wurde. Das Studium der germanischen Sprachen wurde durch die grammatikalischen und lexikalischen Arbeiten von M. Haupt, K. Weinhold, Joh. Kelle, K. Müllenhoff, L. Diefenbach, J. W. Graff, G. F. Benecke, Fr. Müller, Fr. Zarncke, Wilhelm Wackernagel, D. Sanders, K. Weigand u. A. gefördert. Der auch als Dichter bekannte Karl Simrock machte sich mehr als Uebersetzer alter poetischer Denkmäler, denn als Sprachforscher, bekannt. Auf dem Gebiete der semitischen Sprachen waren H. Ewald, Fr. Hitzig, J. Gildemeister, E. Rödiger, H. L. Fleischer thätig, auf dem der ural-altaischen (turanischen) W. Schott und H. C. von der Gabelentz, auf dem der altägyptischen R. Lepsius, H. Brugsch und G. Ebers, auf dem der amerikanischen E. Buschmann.

Die **Geschichte** erfuhr die verschiedensten und mannigfachsten Bearbeitungen. Allgemein übersichtliche und von liberaler Gesinnung durchdrungene Weltgeschichten schrieben Heinrich Dittmar, Karl Wernicke, Heinrich Rückert und G. Weber. Einen reactionären Standpunkt nahm Heinrich Leo in seinem „Lehrbuch der Universal-Geschichte" ein. Eine allgemeine Geschichte des 18. Jahrhunderts gab E. W. G. Wachsmuth, eine europäische Geschichte des 18. Jahrhunderts C. von Noorden, eine des 19. Jahrhunderts G. Gervinus, Karl Hagen, Eduard Burckhardt und Oscar Jäger heraus. Eine allgemeine politische Geschichte der Gegenwart erscheint von W. Müller. In der alten Geschichte bietet unser Zeitraum für die

indische das Werk Ch. Lassen's, die persische das Fr. Spiegel's, die hebräische das H. Ewald's, die griechische die E. Curtius' und G. F. Hertzberg's, die römische die Th. Mommsen's, K. Peter's und A. Schwegler's; die Geschichte des gesammten Alterthums begann Max Dunker. In nicht geringerem Maße haben O. Müller, L. Preller, G. Schömann, Th. Bergk, L. Lange, O. Jahn, W. S. Teuffel die Kenntniß der benachbarten Disciplinen gefördert. Die allgemeine Geschichte des deutschen Volkes stellten dar Karl Wilhelm Böttiger, Heinrich Rückert, Johann Georg August Wirth, W. Zimmermann, Eduard Duller u. A. In Specialgeschichte wurde Vorzügliches geleistet. Die Geschichte der Völkerwanderung legten dar Ed. v. Wietersheim und Reinhold Pallmann, die Geschichte des ersten Kreuzzuges Heinrich v. Sybel, die Geschichte der deutschen Kaiserzeit (bis jetzt, 1880, haben 5 Bände die Presse verlassen) in wahrhaft classischer Weise Friedrich Wilhelm Giesebrecht, die „Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Entstehung bis zu ihrem Verfalle“ Ernst Friedrich Souchay, die Geschichte Gregors VII. vom kirchlichen Standpunkte aus A. F. Gfrörer. Die Geschichte der Hohenstaufen bearbeitete mit warmem Patriotismus und in schöner Sprache Wilhelm Zimmermann, der auch eine Geschichte des großen Bauernkrieges schrieb, die Geschichte der deutschen Höfe der leider oft sehr unzuverlässige Karl Eduard Vehse, den dreißigjährigen Krieg K. F. Hanser, den Spanischen Erbfolgekrieg Leonhard Ennen, die Zeit Friedrichs d. Gr. Kurt von Schlözer und Franz Kugler, die Geschichte der französischen Revolution Heinrich von Sybel, die Geschichte Deutschlands vom Tode Friedrichs II. von Preußen bis 1815 der geistvolle Ludwig Häusser, die Geschichte der Befreiungskriege Heinrich Ludwig Beitzke, die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung K. Klüpfel, die Geschichte des Deutsch-französischen Krieges von 1870/71 Georg Hiltl, Johannes Scherr, Fechner u. A., überragt durch die erschöpfende und durch klaren Stil ausgezeichnete Darstellung des preußischen Generalstabes. Außerdeutsche Geschichte schrieben: Ferd. Adolf Gregorovius, A. v. Reumont, H. Reuchlin, H. v. Holst, Ernst Alexander Schmidt, Joh. Wilh. Zinkeisen, Joh. Mart. Lappenberg, Jakob Venedey, Hermann Baumgarten, Jak. Philipp Fallmerayer, Friedr. Martin Bodenstedt, R. Pauly u. A. Werthvolle Biographien verfaßten Dav. Friedrich Strauß, Adolf Stahr, Johannes Scherr, G. H. Pertz, Emil Palleske, C. Th. Perthes, Otto Jahn, Hermann Grimm, A. H. Strodtmann, Karl Justi, J. G. Droysen u. A.

Die Culturgeschichte ist erst seit etwa 30 Jahren das Studium der Gelehrten geworden. Die älteste allgemeine Culturgeschichte der Menschheit schrieb Friedrich Gustav Klemm, die 1843 bis 1852 erschien, dann folgte Ernst Wilhelm Gottlieb Wachsmuth mit einer „Allgemeinen Culturgeschichte“, nachdem er bereits von 1831—39 eine „Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltung bis auf unsere Zeit“ herausgegeben hatte. Die Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart schilderten dann noch von zwei ganz verschiedenen Standpunkten G. Fr. Kolb und F. v. Hellwald. Eine umfangreiche Culturgeschichte der neueren Zeit lieferte Otto Henne-Am Rhyn, der auch eine „Culturgeschichte des Judenthums von den ältesten Zeiten bis zur Gegen-

wart" veröffentlichte, eine eigenartige geistreiche Culturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts Karl Grün, eine Culturgeschichte der neuesten Zeit J. J. Honegger, eine deutsche Cultur- und Sittengeschichte und auch eine Geschichte der deutschen Frauenwelt Johannes Scherr, eine sehr werthvolle und gründliche Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Ueberganges aus dem Heidenthum in das Christenthum Heinrich Rückert. Das 18. Jahrhundert behandelte Karl Biedermann in seinem gehaltvollen Werke „Deutschland im 18. Jahrhunderte". Meisterhafte Schilderungen und Charakteristiken lieferte Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit; hübsche Skizzen brachte G. L. Kriegk in seinen deutschen Culturbildern aus dem 18. Jahrhunderte. Ueber die Costümkunde schrieb ein großartiges, werthvolles Werk Hermann Weiß, über die deutschen Trachten und Moden ein gründliches Buch Jakob Falke. Die Literaturgeschichte wurde in jeder Beziehung eifrig gepflegt. Eine allgemeine Literaturgeschichte verfaßte Johannes Scherr, eine allgemeine, sehr umfangreiche, tiefgelehrte und geistvolle Geschichte des Drama's unternahm J. L. Klein zu bearbeiten, leider hinderte ihn der Tod an der Vollendung des großartigen Werkes; es sind 13 Bände erschienen, deren letzter erst die Vorgänger Shakespeare's behandelt. Eine Geschichte des neueren Drama's hat soeben Robert Prölß herauszugeben begonnen. Eine allgemeine Geschichte des Roman's verfaßte O. L. B. Wolff. Allgemeine deutsche Literaturgeschichten schrieben: Leo Cholevius („Gesch. der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen"), G. Gervinus („Gesch. der poetischen Nationalliteratur der Deutschen"), K. Gödeke („Grundriß der deutschen Dichtung"), Karl August Koberstein („Grundriß der deutschen Nationalliteratur", von Karl Bartsch neu bearbeitet), H. Kurz („Gesch. der deutschen Nationalliteratur"), Otto Roquette („Gesch. der deutschen Dichtung"), Wilhelm Scherer („Gesch. der deutschen Literatur"), Aug. Friedr. Christ. Vilmar („Vorlesungen über die Gesch. der deutschen Nationalliteratur") und Wilhelm Wackernagel („Gesch. der deutschen Literatur"). Ein „Deutsches Dichter-Lexikon stellte mit vieler Umsicht Franz Brümmer zusammen. Die Neuzeit wurde mit besonderer Vorliebe behandelt. Der auch als Dichter bekannte Otto Friedrich Gruppe schrieb eine Geschichte der deutschen Poesie in den letzten drei Jahrhunderten, Julian Schmidt eine Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessings Tod; Johann Wilh. Löbell legte die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's Auftreten bis zu Goethe's Tode dar; Joh. Hillebrand lieferte eine Geschichte der deutschen Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, Hermann Hettner eine deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Karl Barthel eine Geschichte der deutschen Nationalliteratur der Neuzeit, deren neunte Auflage G. R. Röpe bearbeitete, Julian Schmidt eine Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, Rudolf Gottschall eine Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, Karl Jul. Schröer ein literarhistorisches Werk unter dem Titel „Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts" und J. J. Honegger „Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz von Haller bis auf die Gegenwart." Robert Prutz schrieb die Geschichte des Göttinger Dichterbundes, Rud. Haym ein sehr ausführliches Werk

über die romantische Schule, Robert Prutz eine Geschichte der deutschen Literatur der Gegenwart (1848—1858). Eine groß angelegte „Geschichte des Roman's und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland" läßt soeben Max Bobertag erscheinen. Fr. Kreyßig gab geistvolle Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart und Heinrich Keiter „Katholische Erzähler der Neuzeit", Paul Lindau „Dramaturgische Blätter, Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich" und „Dramaturgische Blätter. Neue Folge", Karl Frenzel eine „Berliner Dramaturgie" und Adolf Stern „Zur Literatur der Gegenwart. Bilder und Studien" heraus. Literarhistorische Werke über die altclassische Literatur verdanken wir Karl Otfried Müller, G. Bernhardy, W. S. Teuffel, Th. Bergk, über die orientalische A. Weber, W. Schott, über die französische E. Arnd, Fr. Kreyßig, Jul. Schmidt, Hermann Hettner, über die englische Joh. Scherr, Hermann Hettner, G. Gervinus, M. Bodenstedt, H. Ulrici, über die spanische Brinckmeier und Lemcke, die italienische Ruth, die russische J. J. Honegger. Literarhistorische Skizzen „Aus dem amerikanischen Dichterwalde" veröffentlichte Rudolf Doehn. Ein von Richard Gosche begründetes „Archiv für Literaturgeschichte" giebt zur Zeit Franz Schnorr von Carolsfeld in Leipzig heraus.

Die Rechts- und Staatswissenschaft fand in R. von Mohl, J. K. Bluntschli, Fr. v. Holtzendorff, die Nationalökonomie in H. Rau, W. Roscher, L. v. Stein u. A. hervorragende Darsteller.

Ein Spiegel des gesammten geistigen, sittlichen und geselligen Lebens der Gegenwart in Deutschland bemühen sich zu sein die Monatsschriften „Unsere Zeit", herausgegeben von Rudolf Gottschall, „Deutsche Rundschau", herausgegeben von Julius Rodenberg, „Deutsche Revue", herausgegeben von Richard Fleischer, die „Deutschen Jahrbücher", herausgegeben von Heinrich von Treitschke, „Deutsche Monatshefte", herausgegeben von Friedrich Spielhagen, „Nord und Süd", herausgegeben von Paul Lindau, „Der Salon", herausgegeben von Franz Hirsch u. a.



Register.



